DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Band II.

(Januar bis März. Zweites Quartal 1878.)

Berlin SW.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelmstraße 33.

1878, Jan. 29 - March 25.
Subscription fund.

Inhalt zu Jahrgang II. Band II.

(Januar bis März 1878. Zweites Quartal 1878.).

A. Oeffentliches Leben.

Seite 1—20; 141—159; 281—301.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Seite 21—74; 160—206; 302—355.

Jan. 29

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. C. Naumann (Dresden), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 4.

(Januar 1878.)

Berlin SW.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelmstraße 33.

Im Feuilleton dieses Quartals erscheint die neue Novelle von

Berthold Auerbach: Die feindlichen Schwestern.

PROSPECT.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **C. Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Monatlich ein Heft von 8 **bis** 9 **Bogen** Lexikon-Octav. Vierteljährlicher Abonnementspreis 6 Mark. Jede Buchhandlung liefert die Deutsche Revue zur Ansicht.

Von der **gesammten Presse** ist die **Deutsche Revue** als die

wichtigste und nützlichste Zeitschrift für jeden Gebildeten

anerkannt und hervorgehoben worden, daß Deutschland durch dieselbe nun endlich das besitzt, was seit Jahren allgemein erwünscht war:

eine wahrhaft nationale deutsche Revue.

Diese **Deutsche Revue** übertrifft an Reichhaltigkeit alle bestehenden Zeitschriften, sie bietet in **jeder Nummer** nicht nur eine umfassende Rundschau über das gesammte geistige Leben durch **allgemein interessirende und belehrende** Berichte von **Autoritäten,** sondern auch durch das **Feuilleton,** an dem die **besten Kräfte** mitwirken, eine **werthvolle Unterhaltungslecture.** In diesem Quartal erscheint u. A.

Die feindlichen Schwestern.

Novelle
von

Berthold Auerbach.

Der Roman: **Um den Kaiserstuhl** von **Wilhelm Jensen** wird in diesem Quartal abgeschlossen.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **C. Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **C. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 4.

(Januar 1878.)

Berlin SW.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Parlamentarische Wünsche.*)

Die Verhandlungen im deutschen Reichstage und in den meisten Landtagen der deutschen Bundesstaaten bieten dem aufmerksamen Beobachter eigenthümliche Erscheinungen; nicht minder wird man durch die Wahlen zu ernsten Erwägungen veranlaßt. Zur richtigen Auffassung und Würdigung der von uns vorzubringenden Wünsche bedarf es einer kurzen statistischen Uebersicht der rechtlichen Zustände.

Abgesehen von Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, welche in die Reihe der konstitutionellen Staaten noch nicht eingetreten sind und sich mit einer „Verfassung" fortschleppen, die lediglich den Rittergutsbesitzern und Städten eine Vertretung giebt, erfreuen sich alle übrigen deutschen Staaten einer wirklichen Volksvertretung. Diese ist in den Hansestädten am ausgedehntesten. Bremen, Hamburg und Lübeck haben neben einem Senate von respective 18, 18 und 14, eine Bürgerschaft von 150, 196, 120 Mitgliedern; beide Körper gehen aus Wahlen hervor. In Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen giebt es je zwei Kammern, deren Mitgliedschaft bald auf Erbrecht, bald auf Ernennung oder Wahl ruhet. Die zweiten Deputirten-Kammern in diesen Staaten, sowie die einzigen der übrigen haben durch Wahl berufene Mitglieder in folgender Anzahl: Elsaß-Lothringen 30, Anhalt 34, Baden 53, Baiern 154, Braunschweig 46, Hessen 50, Lippe-Detmold 21, Oldenburg 50, Preußen 432, Reuß ä. L. 9, Reuß j. L. 15, Königreich Sachsen 80, Sachsen-Altenburg 30, Sachsen-Coburg-Gotha 30, Sachsen-Meiningen 24, Sachsen-Weimar 31, Schaumburg-Lippe 13, Schwarzburg-Rudolstadt 16, Schwarzburg-Sondershausen 10, Waldeck 15, Württemberg 93. Zählt man hinzu 23 zu verschiedenen Landtagen vom Landesherrn ernannte oder ständige Mitglieder, so kommt, abgesehen von den Hansestädten und beiden Mecklenburgen die Zahl von 1259 heraus, mit Hinzurechnung von mindestens 560 Mitgliedern der ersten Kammern und von 397 Reichstagsabgeordneten die Zahl von 2156 Personen. Das ist ein Verbrauch von Kräften, wie er auch nur annähernd in keinem anderen Lande stattfindet. Dieser Verbrauch wird noch gesteigert, wenn man bedenkt, daß in einzelnen Ländern (z. B. Preußen) dazu die Vertretungen der Provinz in verschiedenen der Bezirke oder Kreise, in fast allen der Gemeinden kommen.

*) Dieser Aufsatz ist geschrieben, bevor über einige in ihm berührte Punkte etwas von einer Absicht der Regierung in die Oeffentlichkeit gekommen war.

Die Kosten der Landesvertretung in sämmtlichen Staaten, mit Ausschluß der Hansestädte und Mecklenburg, sind in den letzten Jahresbudgets eingestellt mit 2,318,323 M., wozu die für den Reichstag mit 180,079 treten. Weder diese Kosten, noch die große Zahl der verbrauchten Kräfte sind Dinge, die in erster Linie in Betracht kommen.

Als solche stellen sich heraus: die durch das beständige Wählen verursachte Aufregung des Volkes; der für die Staatsverwaltung nothwendig in einzelnen Staaten eintretende Schaden; die Einseitigkeit bei den Wahlen in einzelnen Staaten; der üble Rückschlag auf die politische Gruppirung der Parteien.

Die Legislaturperioden sind höchst verschieden geregelt; es wird genügen, die größeren Staaten zu berücksichtigen. Die zweiten (bezw. einzigen) Kammern werden gänzlich durch Neuwahl erneuert: alle drei Jahre in Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Oldenburg; alle vier Jahre in Sachsen-Coburg-Gotha; alle sechs Jahre in Baiern, Württemberg, Sachsen-Meiningen; je nach zwei Jahren zu $\frac{1}{4}$ in Baden; je nach drei Jahren zu $\frac{1}{2}$ in Braunschweig; je nach drei Jahren zu $\frac{1}{3}$ im Königreich Sachsen. Für Ausscheidende während der Legislaturperiode ist durch die Berufung von Ersatzmännern oder Stellvertretern nur vereinzelt vorgesorgt z. B. in Baiern, Königreich Sachsen, Sachsen-Meiningen; in anderen wählen die Wahlmänner. Da alle drei Jahre der ganze Reichstag neu zu wählen ist, außerdem meist alle Jahre Wahlen für die Gemeinderäthe u. dgl. stattfinden, die Reichstagswahlen directe sind, in fast allen Staaten, wenngleich die Abgeordneten durch Wahlmänner gewählt werden, diese aus Urwahlen hervorgehen: so liegt auf der Hand, daß die Bevölkerung eigentlich kaum zur Ruhe kommt, jedenfalls stets in kurzen Zeiträumen aufgeregt wird. Wer das einsehen will, fasse die Arbeit in's Auge, welche die Aufstellung der Urwählerlisten, die Entscheidung der Reclamationen, die Vornahme der Wahlen selbst kostet, der erwäge, welche Agitationen von Seiten der Parteien erforderlich sind: Versammlungen, unausgesetzte Bildung und Thätigkeit von Comités, Druck und Verbreitung von Flugschriften u. s. w. In fast allen Provinzen Preußens befand namentlich bei dem Treiben der Ultramontanen, Agrarier, Sozialdemokraten u. s. w. das Volk sich Monate lang vor den letzten Landtags- und Reichstagswahlen (October 1876, bezw. Januar 1877) in einer geradezu fieberhaften Aufregung. Die Schädigung des Nationalwohlstandes, welche durch diese Kosten, den Verbrauch von Kräften, die Zurücksetzung anderer Geschäfte, den Zeitverlust, die Veranlassung zu Ausgaben u. s. w. eintritt, ist enorm. Mit der Phrase, daß die Selbstverwaltung viel Geld und Zeit kostet, ist nicht abzuhelfen; es müssen Mittel und Wege gesucht werden, um ohne den Zweck zu verfehlen die Schäden zu bessern.

In fast allen Staaten ist, abgesehen von Bestimmungen über Alter, Staatsangehörigkeit und Steuerzahlung, die Wählbarkeit eine unbeschränkte; nur vereinzelt bedarf es für Staatsbeamte einer Erlaubniß (z. B. in Meiningen, Oldenburg) oder ist die Wählbarkeit beschränkt (Württemberg); für den Reichstag besteht gar keine Beschränkung. Nun ist es gewiß ein Glück, daß dem so ist. Die aktiven Justizbeamten (43), Professoren der Rechte (4), Advokaten (24), Verwaltungsbeamten (21), Provinzialbeamten (6), Gemeindebeamten (11), unter den Mitgliedern des deutschen Reichstags sind jedenfalls ein wichtiges Element desselben, mag auch der Einzelne noch so entbehrlich sein. Und auch für die Einzellandtage ist es ein Glück, daß sie aus allen Kreisen der Bevölkerung sich rekrutiren, mag auch

die Zahl einiger Kategorien hoch gegriffen sein. So hat das preußische Abgeordnetenhaus gegen 130 Gutsbesitzer, Oekonomen u. dgl., 80 active richterliche und staatsanwaltschaftliche Beamte, 45 active Beamte der Administration, einige 30 Kaufleute und Industrielle, 18 Advokaten, 18 dem Lehrfach Angehörige, einige 20 Gemeindebeamte, und 19 Geistliche. Bedenkt man aber, daß der Reichstag oft über 3 Monate, der preußische Landtag sehr oft über 6 Monate, der bairische, badische, württembergische auch Monate lang getagt hat: so bedarf es keines Hinweises dafür, daß es dem Staatswesen nicht zuträglich ist, wenn eine große Zahl von Personen aller dieser in öffentlichen Diensten befindlichen Kategorien alljährlich auf längere Zeit dem Dienste entzogen wird. Das parlamentarische Leben übt durch die stete Aufregung der Sitzungen, Klubberathungen, Kommissionssitzungen, und durch die nothwendig mit demselben verbundene unregelmäßige, mindestens von der gewohnten Lebensart abweichende, Lebensweise ganz allgemein keinen heilsamen Einfluß auf die Gesundheit aus. Kommt dazu noch etwa rege Theilnahme an Gesellschaften, so wird das noch vermehrt. Es ist natürlich, daß auf jede Parlamentssitzung eine Abspannung folgt, die sich fast nothwendig bei den Beamten aller Grade am deutlichsten bemerkbar macht und bei jedem von üblem Einflusse ist, der nicht eine ungewöhnliche Arbeitskraft besitzt. Am ungünstigsten wirkt die lange Dauer der Sessionen auf die obersten Staatsbehörden, die Ministerien, ein. Mancher Minister kommt während der Session kaum aus der parlamentarischen Thätigkeit heraus; viele Räthe sind gezwungen, fast täglich in den Kommissionssitzungen Rede und Antwort zu stehen. Jahr ein, Jahr aus müssen oft dieselben Auskünfte wiederholt werden, wenn neue Mitglieder in der betreffenden Commision sitzen, wie ich durch drei Jahre in der Kommission für Elsaß-Lothringen erlebt habe, daß ganz dieselben Anfragen wiederkehrten. Naturgemäß beschränkt sich die Thätigkeit in den Ministerien während der Sessionen auf Erledigung der sog. laufenden Geschäfte, alles Schwierige bleibt zurück. Ermüdet, insbesondere von der Parlamentsthätigkeit, sehnt sich jeder im Sommer nach Erholung, die der Reihe nach vom Minister bis zum Hülfsarbeiter verdienterweise genossen wird. Kaum heimgekehrt, beginnen die Arbeiten für die nächste Session in denjenigen Staaten, welche alljährlich das Budget vorzulegen haben, was insbesondere im Reiche und in Preußen der Fall ist. Was Wunder, daß dasselbe nur ausnahmsweise sofort beim Beginn der Session vorgelegt werden kann und wiederholt nicht bis zum Beginn des neuen Finanzjahres in Kraft tritt. In Preußen wurde für 1873 erst durch Ges. v. 24 März 1873, für 1874 durch Ges. v. 26. Februar 1874, für 1875 erst durch Ges. v. 25. März 1875, für 1876 durch Ges. v. 25. März 1876 der Staatshaushaltsetat festgestellt; man mußte sich jedesmal durch provisorische Annahme des früheren für drei Monate helfen. Ja die nichtzeitige Feststellung hat in Preußen bisher die Regel gebildet.

Die häufigen Wahlen, die kurzen Legislaturperioden in vielen Staaten führen den weiteren Nachtheil, daß der Wechsel der Personen zu groß ist. Mancher Abgeordnete ist nicht in der Lage, alljährlich im Wahlkreise aufzutreten, hat keine Lust, sich so oft der Kandidatur auszusetzen. Die unbestimmte Dauer der Sessionen, der wechselnde Zeitpunkt der Eröffnung verhindert feste Dispositionen zu treffen, greift störend in die Privatverhältnisse ein. Alljährlich dieselben Debatten anzuhören und über dieselben Dinge als Abstimmungsmaschine zu fungiren, wie das bezüglich des Budgets im Reichstage und in Preußen der Fall ist, gehört zu den unerquick-

lichsten Dingen. Nur hieraus erklärt es sich insbesondere, daß z. B. der Kaufmannsstand so gar wenig vertreten ist. Im Reichstage sitzen einige dreißig Industrielle und Kaufleute, dagegen über 130 Gutsbesitzer und Oekonomen, 21 katholische Geistliche! Und wenn an 50 Abgeordnete des Reichstags ihren Wohnsitz in Berlin haben, so ist die Diätenlosigkeit nicht der einzige Grund davon, wie schon allein durch den Umstand erwiesen wird, daß von den Abgeordneten des preußischen Landtags 53 ihren Wohnsitz in Berlin haben, obwohl man mit 15 M. Diäten in Berlin ganz gut auskommen kann. Es mangelt an Personen, welche in der Lage sind, aus den angeführten Gründen ein Mandat anzunehmen. Der in Berlin wohnende Abgeordnete hat keine besonderen Auslagen; ist er Staatsbeamter, so kann er sich Ferien machen. Der Pensionist und Privatier findet eine unterhaltende Beschäftigung, nebenbei Gelegenheit zu einem Verkehr, der ihm sonst fehlen würde; auch bieten sich soziale und andere Vortheile, die ohne Opfer erkauft werden.

Unzweifelhaft haben die dargelegten Verhältnisse großen Einfluß auf die Parteiverhältnisse. Es giebt in Deutschland nur zwei Parteien, deren Anhänger der Parole blind folgen: die ultramontane und sozialdemokratische; bei allen übrigen ist der Besitzstand schwankend. In den Jahren 1871, 1874, 1877 zählte im Reichstage die nationalliberale: 116, 150, 126, die Fortschrittspartei: 44, 49, 55, das Centrum 57, 94, 96, die sozialdemokratische 2, 9, 12, die konservative aller Schattirungen 108, 72, 98. Dieser Wechsel rührt zum Theil davon her, daß der Abgeordnete die Verhältnisse seines Wahlkreises nicht genügend kennen lernt, zum Theil daher, daß die betonten Umstände der Agitation ein viel günstigeres Feld bieten. Der Masse der Bevölkerung, welche nicht auf blindes Kommando horcht, wird das ewige Wählen leid. Während die Sozialdemokraten und Ultramontanen vollzählig auftreten, bilden die übrigen oft einen geringen Prozentsatz. Nur so ist erklärlich, daß im Jahre 1874 von 8,515,041 Wahlberechtigten nur 5,288,203 ihre Stimmen abgaben, an gültigen Stimmen abgegeben wurden für nationalliberale Abgeordnete: 1,616,440, für solche der Fortschrittspartei: 479,151, des Centrums: 1,564,999, für die Sozialdemokraten: 339,738; bei der Wahl im Januar 1877 war das Verhältniß noch ärger, eine genaue Feststellung hat jedoch noch nicht stattgefunden.

Endlich hat die Geschäftsführung im Reichstage und in verschiedenen Kammern, insbesondere in Preußen, den großen Nachtheil, daß manche Arbeit vergeblich ist, einzelne Vorlagen nicht hinlänglich geprüft werden können, oder man sich durch Gesetze ad hoc helfen muß. Wird ein Gesetzentwurf auch in Kommissionen berathen, bis zum Schluß der Session nicht angenommen, so ist die Arbeit vergeblich, jedenfalls kann sie ab ovo in der neuen beginnen. Für die deutschen Justizgesetze mußte man sich daher helfen mit einem Gesetze über die Zwischen-Commission. Alle Entwürfe sind den meisten, vielfach allen Abgeordneten unbekannt, wenn sie an die Kammer kommen, und zwar oft ein Dutzend und mehr. Diese soll nun, mit dem Budget, der Rechnungslegung u. s. w. befaßt, gründlich prüfen! Wenn man so häufig darüber und theilweise mit Recht klagt, daß die Reichs- und Landesgesetze, namentlich auch die preußischen aus dem letzten Dezennium in formaler Beziehung viele Mängel aufweisen, aber auch materiell oft ungenügend sind und in kürzester Frist durch Novellen ergänzt werden müssen, ist es ungerecht die Abgeordneten anzuklagen; die Institutionen tragen die Schuld. Daß dem so ist, wird durch das Beispiel jener Staaten bewiesen, in denen die gerügten Mißstände zum Theile nicht bestehen.

Wir wollen untersuchen, durch welche Mittel unseres Erachtens die meisten Mißstände gehoben werden könnten und eine segensreiche parlamentarische Thätigkeit ermöglicht würde ohne die Nachtheile für den Einzelnen und die Gesammtheit.

Als erste Forderung stellen wir auf eine längere Legislaturperiode von mindestens fünf bis sechs Jahren, wie sie z. B. in Baiern, Württemberg, Meiningen schon besteht. Nach einer solchen Zeit dem Volke die Gelegenheit zu bieten, sich selbst Rechnung abzulegen, erscheint zweckmäßig. Um in der Zwischenzeit die ewigen Wahlen zu verhüten, sollte man die in mehreren Staaten bestehenden gleichzeitigen Wahlen von Ersatzmännern oder Stellvertretern einführen. Würde auf diese Weise dem Abgeordneten Gelegenheit geboten, sich mit dem Wahlkreise bekannt zu machen, den Kammern, eine stabilere Behandlung einzuführen, alle Kräfte mehr zur Geltung kommen zu lassen, so könnte eine gründliche Revision der Behandlung des Budgets fernere Mängel heben. Es ist ein geradezu widerliches Schauspiel, wenn bei irgend einem stehenden Budgetposten Parteien oder Einzelne prinzipielle Debatten oder irgend beliebige Schmerzensschreie vorbringen und die Verhandlungen verzögern, ohne daß der geringste Erfolg erzielt wird. Wenn die deutsche Justizorganisation bis 1. October 1879 durchgeführt sein wird, in den meisten Staaten, insbesondere in Preußen, die Verwaltungsreformen ihr Ende erreicht haben, steht einem festen Budget nichts im Wege; auch für das Reich hat ein solches keine Bedenken. Sind Aenderungen, Zusätze u. dgl. nöthig, so lassen sich diese immer machen. Ein festes Budget im Ordinarium für mindestens zwei, noch besser für drei Jahre mit einer diesem entsprechenden Bewilligung fester Steuern für die gleiche Dauer böte eine gründliche Erleichterung. Daß dies geht, lehrt das Beispiel von Baiern, Württemberg, Baden, Hessen u. s. w., wo drei- oder zweijährige bestehen. Das Extraordinarium in Einnahme und Ausgabe unterläge alsdann der jährlichen Feststellung. Für das Reich setzt dies allerdings voraus, daß die ordentlichen Ausgaben durch eigne Einnahmen gedeckt werden, ein Ziel, das hoffentlich bald erreicht wird. Die Zeit der Einberufung des Reichstags und der Landtage bedarf genauerer Feststellung und zwar so, daß der erstere mit keinem Landtage kollidirt. Ist ein festes Ordinarium geschaffen, so fällt der Einwurf, daß man die Bedürfnisse nicht Monate lang vorher kenne. Dieser läßt sich überhaupt nur für Ausgaben begründen, welche plötzliche sind — sie gehören ins Extraordinarium — oder von den wechselnden Preisen abhängen. Letzteres trifft fast nur beim Militairbudget zu. Aber auch hier kann man einen Durchschnitt ziehen, gegen genaue Verrechnung die Uebertragung von einem Jahr ins andere gestatten und äußersten Falls durch Nachtragskredite helfen, wie ja überhaupt Auflösungen der Kammern und außergewöhnliche Verhältnisse sich ereignen können, aber nicht in die regelmäßige Kombination fallen. Auch heute kommen Ueberschreitungen u. s. w. vor, die hervorgehobenen Vortheile aber fehlen.

Man führe sodann das vereinzelt bereits bestehende Institut der ständigen Ausschüsse im Reiche und in den größeren Staaten ein. An diese wären die Gesetzentwürfe zur vorherigen Prüfung von den Regierungen zu richten; ihnen blieben die nicht erledigten Vorlagen zu weiterer Behandlung; sie hätten die Rechnungslegung zu kontroliren u. s. w. Man kann sie dergestalt zusammensetzen, daß sie geeignet sind, der Kammer gründlich zu berichten. Werden sie mit der Kompetenz ausgestattet, Enquêten u. dgl. vorzunehmen, Sachverständige über Entwürfe mündlich oder schriftlich zu hören, Guthaben einzuholen, so hätte man ein

Organ, das die reifste Behandlung der Gesetze verspräche. An Personen würde es nicht fehlen; zwölf für den Reichstag, ebensoviel für Preußen, nach reifer Berathung unter den Parteien gewählt, dürften genügen; für einzelne Arbeiten ließen sie sich verstärken. Auf diese Weise böten die größten Gesetzentwürfe keine Schwierigkeiten; zugleich wären sie für die Regierungen ein Organ, welches die Fühlung zwischen ihnen und den Kammern erhielte und die jetzt bisweilen eintretende Koulissenthätigkeit oder auch Rathlosigkeit unmöglich machte. Endlich böte sich dadurch das Mittel, für alle wichtigen Dinge gründliche schriftliche Berichterstattung eintreten zu lassen.

Wir sehen Ausstellungen der mannigfachsten Art gegen unsere Vorschläge entgegen; mit Freuden, weil die hier angeregten Punkte uns für eine gedeihliche Zukunft des Parlamentarismus entscheidend zu sein scheinen. Was unsere Vorschläge bezwecken, was deren Ausführung herbeizuführen geeignet erscheint, ist: dem deutschen Volke die Wohlthaten des konstitutionellen Wesens in vollem Maße zu erhalten, die Nachtheile zu entfernen. Die uns förderlich scheinenden Mittel freimüthig und auf Grund langjähriger aufmerksamer Beobachtung, sowie praktischer Erfahrung dem denkenden Publikum offen zu legen, hielten wir für eine patriotische Pflicht.

v. Schulte.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Die Erträge der Aktiengesellschaften während und nach der Schwindelzeit der Jahre 1871—1873*).

Wir besprachen in unserm letzten Berichte, welche geschäftliche Resultate die Aktiengesellschaften in leidlich normalen Zeiten erzielen oder wie hoch durchschnittlich für die Aktionäre sich Zins und Dividende stellen. Heute wollen wir als Gegenstück dazu die Resultate der jüngsten und großartigsten Aktienschwindelperiode kurz betrachten.

Wie hoch durchschnittlich die Rentabilität des in Aktien angelegten Vermögens ist, wußte man zu Anfang der neuesten Aktienschwindelperiode nicht; unsere Berechnungen, welche wir das letzte Mal mittheilten, waren die ersten Versuche, in größerem Maßstabe diese Frage zu beantworten und publizirten wir unsere Resultate erst nach dem Wiener Krach in der Wiener Neuen freien Presse im Herbst des Jahres 1873.

Wie viel man füglich bei Betheiligung an den neuen Aktienunternehmen der Schwindelzeit 1870—1873 verdienen konnte, selbst wenn die neuen Aktienunternehmungen auf nicht unsoliderer Basis ruhten, als die früher entstandenen Aktiengesellschaften, konnte man nicht wissen, selbst wenn man es aber gewußt hätte, es hätte von Betheiligung an den neuen Unternehmungen nicht abgehalten, denn in der Mehrzahl der Fälle kaufte man ja in den Jahren 1871 und 1872 nicht Aktien,

---

*) Die Daten im folgenden Bericht sind hauptsächlich entnommen aus Engel: „Die erwerbsthätigen juristischen Personen im preußischen Staate, insbesondere die Aktiengesellschaften. Zeitschrift des preuß. stat. Bureaus, 1875“ und Oechelhäuser: „Die wirthschaftliche Krisis, Berlin 1876“. Die Daten für die neueste Zeit haben wir in der Art, wie Oechelhäuser aus dem Berliner Kourszettel, berechnet.

um aus denselben eine hohe regelmäßige Jahreseinnahme zu ziehen, sondern man kaufte, um die billiger gekauften Aktien theurer wieder zu verkaufen. So lange man also meinte immer noch theurer wieder verkaufen zu können, kam es dem Käufer auf den hohen Preis gar nicht so sehr an; wer wirklich beim Aktienkauf eine feste Kapitalanlage beabsichtigte, der hätte sich freilich sagen müssen, daß wenn er Aktien zum Doppelten oder Dreifachen des Nominalwerthes kaufte, er sehr bedeutenden Zins und Dividende erhalten müßte, um aus seinem Kapital den gehörigen Profit zu ziehen. Wer aber wirklich Aktien kaufte zur festen Kapitalanlage, auch der ließ sich in den meisten Fällen täuschen durch die augenblicklich hohen Dividenden, welche er in dem damals allgemeinen wirthschaftlichen Optimismus für andauernd hielt. Wie wenig berechtigt dieser Optimismus war, werden wir sogleich sehen.

Engel hat in seiner schönen Arbeit, welche wohl verdiente von Jahr zu Jahr weitergeführt und auf dem Laufenden erhalten zu werden, nachgewiesen, wie in Preußen seit Anfang des Jahrhunderts das Aktienwesen sich ausgebildet hat. Während bis zum Anfang unseres Jahrhunderts nur 5 Aktiengesellschaften entstanden und bis 1850 jährlich ungefähr 2, in Summa 118 errichtet wurden, stieg die Zahl der jährlichen Gründungen 1851 bis Mitte 1870 auf jährlich ungefähr 15, aber in sehr ungleicher Vertheilung, die größte Menge fiel auf die Schwindeljahre 1854—1856. Vom Juni 1870 datirt die Freigabe der Aktiengesellschaftsgründung, auf Grund der Normativbestimmungen im Gegensatz zum früheren Konzessionszwang; die Folge war, daß in der 2. Hälfte 1870, obwohl der Krieg mit Frankreich in dieselbe fällt, 41 neue Aktiengesellschaften in Preußen aufschossen. Das Jahr 1871 hat aber 225 neue Aktienunternehmungen entstehen sehen, das Jahr 1872 sogar 500. Im Jahre 1873 sinkt die Ziffer auf 72 herab, von diesen werden aber fast alle auf den Anfang des Jahres vor dem Krach fallen. Das Jahr 1874 schuf nur noch 19 Aktienunternehmungen, die drei letzten Jahre, über welche uns keine Daten vorliegen, haben nur ganz vereinzelte Aktiengründungen zu verzeichnen, auch wird dieser Zustand wohl noch eine lange Reihe von Jahren anhalten, denn die von Aktiengesellschaften in den letzten Jahren erreichten Resultate sind so abscheulich schlecht gewesen, daß für's Erste die Lust daran vergangen ist.

Relativ am besten wird man die in und nach diesen Schwindeljahren erzielten Dividenden berechnen können, wenn man dazu das obige von Engel beigebrachte Material benutzt, was leider außerhalb des Zwecks der Engel'schen Arbeit lag, also von ihm noch nicht bearbeitet ist, wir selbst haben leider auch noch nicht die Muße zu der zeitraubenden Arbeit gefunden. Einigen Anhalt gewähren uns aber auch schon die von Oechelhäuser beigebrachten Daten, welche bis zum Ende des Jahres 1874 reichen und von uns für den heutigen Bericht auf 1875 und 1876 erweitert worden sind.

Leider hat Oechelhäuser die durchschnittliche Dividende nur der im Berliner Kourszettel notirten Gesellschaften berechnet und zwar nach der von Engel mit Recht als unvollkommen bezeichneten Methode, welche für die einzelnen Gesellschaften nicht berücksichtigt, ob das Aktienkapital derselben ein großes oder ein kleines ist. Als Durchschnitts-Dividende ist von Oechelhäuser nur das arithmetische Mittel aus allen Dividenden in Prozenten genommen. Die Rentabilitätsfrage ist demnach hier folgende: Wie würde ein Kapitalist sich stellen, wenn er bei jeder Aktiengesellschaft mit einer al pari erworbenen Aktie im Betrage von 100 betheiligt wäre? Oechelhäuser unterscheidet mit Recht die Rentabilität der alten und neuen, d. h. der vor

und der nach dem 11. Juni 1870 gegründeten Gesellschaften. Aus seinen Daten für die einzelnen 4 Hauptzweige der Aktienunternehmungen, Eisenbahnen, Banken, Bergwerks- und industrielle Unternehmungen, finden wir, daß die Aktien dem Besitzer, der sie al pari erwarb, im Jahre 1870 6,7 pCt., im Jahre 1871 8,3 pCt. und im Jahre 1872 9,9 pCt. abwarfen. Unter sich weichen die vier Hauptzweige aber gar sehr von einander ab. Die 38 alten Eisenbahnen ertrugen in den drei Jahren durchschnittlich ziemlich gleichviel 6,34, 6,61 und 6,05 pCt. Hier findet schon im Jahre 1872, dem Blüthejahr des Schwindels, eine Abnahme statt, die Bahnen hatten so große unrentable Erweiterungen ihrer Netze vorgenommen, daß alte und neue Linien zusammen schon 1872 anfingen in der Rente zu sinken. Noch mehr aber war das, was viele Berg- und Hüttenwerke blühen machte, nämlich die Steigerung der Kohlen- und Eisenpreise für die Bahnen der Ruin, Eisenpreissteigerung in Bezug auf einen wesentlichen Theil ihres Anlagekapitals, besonders Schienen, Kohlenpreissteigerung für einen wesentlichen Theil ihres Betriebskapitals, Heizmaterial. Bei den andern drei Hauptzweigen der Aktiengesellschaften ist das Jahr 1872 rentabler als 1870 und 1871. Die 48 alten Banken stiegen in ihren Renten von 7,30 auf 9,80 und 10,75 pCt., die 25 alten Industriegesellschaften von 5,51 auf 6,64 und 7,92 pCt., endlich die 26 alten Bergwerke sogar von 7,08 auf 9,58 und 15,69 pCt. Mit dem Jahre 1873 ändert sich das Bild, nur für die Bergwerke nicht, diese steigen in Folge besonders der Bahnbauten, welche nolens volens auch nach dem Krach weiter geführt werden mußten, noch ferner auf 19,23 pCt., während Bahnen in ihrer Rentabilität im Weichen fortfuhren, Banken und Industriegesellschaften zu weichen anfingen und zwar gleich sehr stark. Bahnaktien sanken gegen das Vorjahr von 6,05 auf 5,38 pCt., Industriegesellschaften von 7,92 auf 6,24 pCt., Banken gar von 10,75 auf 7,15 pCt. Die Jahre 1874, 1875, 1876 setzen im Wesentlichen das traurige Geschäft fort. Bahnen sinken weiter auf 4,76 und 3,63 pCt., um sich in 1876 eine Kleinigkeit auf 3,69 pCt. zu heben, namentlich mit in Folge billigerer Kohlen- und Eisenpreise. Dem entsprechend gehen die Bergwerks- und Hüttenrenten rapide bergab, von 19,23 gleich auf 9,96 auf 3,33 und 2,06 pCt. So kolossal ist der Sturz bei den alten Banken nicht, sondern die Dividende sinkt nur auf 6,83, 4,98 und 4,83 pCt. Das Merkwürdigste sind die alten Industriegesellschaften. Wie dieselben in den guten Jahren nur wenig ihre Dividenden steigen sahen, so erlebten sie in den schlechten Jahren auch nur ein geringes Sinken auf 5,88, 6,30, 5,25 pCt.

Aus diesen Einzeldaten folgt, wenn man die Anzahl der Gesellschaften in jedem der vier Hauptzweige berücksichtigt, eine durchschnittliche Bewegung der Dividende in den einzelnen 7 Jahren 1870—1876 von 6,7, 8,3, 9,9, 8,8, 6,7, 4,5, 4,1 pCt., oder im Durchschnitt 1870—1876 fast genau 7 pCt. Das war auch in den 15 Jahren 1856—1870 ungefähr die Durchschnittsrentabilität gewesen, die Vorzüge der beispiellos günstigen Jahre 1871 und 1872 sind durch die Nachtheile der folgenden Jahre 1873—1876 ganz aufgewogen worden. Wenn man nun gar erst die Rentabilität auch der folgenden Jahre 1877, 1878, 1879 mit einrechnen kann, so wird das Endergebniß Sinken der Durchschnittsrentabilität sein.

Viel trauriger erscheint das Bild der nach dem 11. Juni 1870 gegründeten Gesellschaften. In den 6 Jahren 1871—1876, denn 1870 bleibt hier noch außer Betracht, haben 378 neue Gesellschaften nur 4,5 pCt. Zins und Dividende gegeben, also kaum landesüblichen Zinsfuß. Und hier namentlich wird die Durch-

schnittsrentabilität sich noch erschreckend viel niedriger stellen, wenn die Jahre 1877 und folgende mitgerechnet werden. Diese verhältnißmäßig noch hohe Durchschnittsrente der neuen Gesellschaften von 4,5 pCt. ist nämlich durchaus nicht in den Geschäften verdiente Rente, sondern in den ersten Jahren bei den meisten Gesellschaften eine rein fingirte. Die Rente ist aus dem Kapital selbst oder gar aus geliehenen Geldern bezahlt worden, nicht aus dem Ertrage der Gesellschaft, zum Mindesten stellt sie nicht Reinertrag, sondern höchstens Rohertrag vor. Diese frühestens 1870, meist aber erst 1871 gegründeten Gesellschaften, haben nämlich schon 1871, also im ersten resp. halben ersten Jahre durchschnittlich 10,3 pCt. Zins und Dividende ausgezahlt, die 1870, 1871 und Anfang 1872 gegründeten 9,3 pCt. im Jahre 1872. Diese enormen nicht verdienten Dividenden ähneln sich in allen drei Zweigen, Banken, Industrie, Bergwesen gar sehr, während die alten Gesellschaften in allen drei Zweigen gewisse Verschiedenheiten aufweisen, auch noch, wenn man dessen bedürfte, ein sicheres Indicium, daß die Renten nicht verdient wurden, denn sonst hätten sie ungleicher ausfallen müssen. Die Banken wie die Industriegesellschaften zahlten im Jahre 1871 durchschnittlich 11,28, resp. 10,33 pCt. Wie kann das durchschnittlich im ersten Jahre oder in einem Theil des ersten Jahres verdient werden? Ja sogar die Berg- und Hüttenwerke vertheilten 8,83 pCt. Daß diese verdient waren, konnte den Aktionären natürlich nur weiß gemacht werden bei Aktiengesellschaften, welche nicht Neuanlagen sondern Umwandlungen von Einzelunternehmungen in Aktiengesellschaften waren. Was wirklich *technisch* neu geschaffen wurde an Bergwerks- und Hüttenanlagen das stak 1871 und 1872 noch fast ganz in der Anlage und wurde, wie wir neulich einmal im Eisengewerbe schilderten, zum großen Theil *technisch* erst dann betriebsfähig, als es durch den Krach *wirthschaftlich* schon betriebsunfähig geworden war. Uebrigens mag in Berg- und Hüttenwerken bei den damals unerhört günstigen Konjunkturen, als da ist riesiger Absatz bei fabelhaften Preisen, verhältnißmäßig viel noch wirklich verdient gewesen sein, verglichen mit den meisten Industriegesellschaften und Banken.

Auch das Jahr 1872 zahlte hohe Dividenden in den neuen Gesellschaften, jedoch schon geringere als 1871. Obwohl man gewiß 1872 nicht weniger blöde war im „*Herausrechnen*" einer Dividende, brachte man es nicht mehr auf 10,3, sondern nur noch auf 9,3 pCt. Der giftige Keim, welcher in den neuen Gesellschaften steckte, wirkte schon 1872 schwächend, später vernichtend. Nur die Berg- und Hüttenwerke konnten vielleicht eine steigende Rente von 10,80 pCt. noch verdienen, die Banken nur noch 10,46 pCt., die Industriegesellschaften nur noch 8,40 pCt. ausklügeln. Daß dieß erlogene Dividenden in beiden Jahren waren, beweist die Vergleichung mit den alten Gesellschaften, welche es im Bankwesen nur zu ungefähr der gleichen, im Industriewesen sogar lange nicht zu dieser Höhe brachten. Auf wie faulen Grundlagen diese Dividenden der neuen Gesellschaften sogar der Berg- und Hüttenwerke ruhten, zeigt sich Anno 1873. Während 1873 in den alten Gesellschaften, weil die Krisis noch keine Produktionskrisis, sondern erst eine Börsenkrisis war, die Dividende nur um 1,1 pCt. geringer war als 1872, fiel sie in den neuen Aktiengesellschaften von 9,3 auf 3,6 pCt., auch machen hier die Bergwerke keine Ausnahme, sie sanken von 10,8 auf 7,02 pCt., während die alten Bergwerke in ihren Erträgnissen noch stiegen, von 15,69 auf 19,23 pCt. In den Banken und Industriegesellschaften war der Sturz ein ganz anderer als bei den Bergwerken. Die Banken vertheilten durchschnittlich statt 10,46 nur 2,52 pCt.,

die Industriegesellschaften statt 8,4 nur 3,32 pCt., und diese Abnahme hielt nach 1873 nicht nur an, sondern wurde 1874, 1875, 1876 immer schlimmer, bei den Banken gab es nur noch 3,89, 1,54, 1,61 pCt., bei den Industriegesellschaften 2,03, 1,05, 0,76 pCt. und bei den Bergwerken 2,91, 0,97, 0,75 pCt., so daß durchschnittlich 1874 nur 2,3 pCt., 1875 1,1 pCt. und 1876 0,9 pCt. Zins und Dividende herauskamen, mit der fast sicheren Aussicht, daß eine Besserung sobald noch nicht eintreten würde. Von neuen Eisenbahnen haben wir geschwiegen, weil hier bei nur 5 neuen Gesellschaften die Berechnung eines Durchschnittes ein Unding wäre, die betreffenden Bahnen sind über die Zahlung von Bauzinsen, also zugestandener Maßen aus dem Kapital entnommen, niemals hinausgelangt.

Rechnet man endlich, um eine Endzahl zu erhalten, alte und neue Gesellschaften durcheinander, so haben dieselben in den ganzen 7 Jahren 1870—1876 nur 5,3 pCt. Zins und Dividende gezahlt. Hieran nahmen die Bergwerke mit der günstigsten Konjunktur wenigstens die halbe Zeit hindurch 1870, 1871, 1872, 1873 mit der höchsten Rentabilität die beste Stellung ein, freilich mit der Aussicht am wenigsten in der nächsten Zukunft sich zu erholen, dann folgen die Banken mit 6,04 pCt., die Bahnen mit 5,03 pCt. und endlich die Industriegesellschaften mit 4,66 pCt.

Die obige Durchschnittsrentabilität würde sich, wie wir oben sagten, herausstellen für einen Kapitalisten, welcher an jeder der 515 von Oechelhäuser und uns benutzten Aktiengesellschaften bei der Gründung mit einer Aktie von je 100 Thlr. al pari sich betheiligt, also 51,500 Thlr. in Aktien angelegt hätte. Viel schlimmer stellt sich für denjenigen Kapitalisten die Sache, welcher am Ende 1872 je eine Aktie jeder Gesellschaft von nominell 100 Thlr. zum Tageskourse gekauft hätte, in der Meinung, damit andauernd eine Dividende, wie etwa die von 1871, also 9,8 pCt. zu beziehen. Bei solchem Kauf Ende 1872 hätte der Kapitalist durchschnittlich bezahlen müssen: für Bahnaktien 123,· für Industrieaktien neue 119, alte 97, Bankaktien alte 146, neue 111, Bergwerke alte 206, neue 111. Die 515 Aktien hätten beim Durchschnittskauf von rund 114 ihn also 58,821 Thlr. gekostet. Aus diesem Aktienkapital hätte er dann im Durchschnitt der vier folgenden Jahre 1873—1876 an Zins und Dividende eingenommen 1597 Thlr. oder sein Vermögen hätte ihm nach der Anlage Ende 1872 nur 2,7 ertragen. Für den Kapitalisten, welcher bei jeder Gründung mit 100 Thlr. al pari sich betheiligte, hätten die vier Jahre 1873—1876 doch wenigstens 3,1 pCt. ergeben.

Interessant ist auch eine ähnliche Vergleichung, welchen Ertrag die Jahre 1875 und 1876 aufweisen, je nachdem ob man zum Kourse Ende 1870, Ende 1872 oder Ende 1874 je eine Aktie gekauft hätte. Die Berechnung ergiebt, um kurz zu sein, daß, wer alte Aktien vor Beginn des Schwindels Ende 1870 kaufte, nämlich zu 103 für Bahnpapiere, zu 95 für Industriepapiere, zu 110 für Banken und zu 103 für Bergwerke, aus seinem Kapital 1875 und 1876 durchschnittlich 4,21 pCt. machte. Wer dagegen dieselben alten Aktien 2 Jahre später auf der Höhe der Spekulation zu 123, 119, 146 und 206 kaufte, der verdiente nur 3,15 pCt. in 1875 und 1876. Wer endlich wieder 2 Jahre später Ende 1874 kaufte, bezog in den beiden genannten Jahren daraus 4,31 pCt. Um auch von den neuen Gesellschaften ein Wort zu sagen, wer 1872 neue Aktien kaufte, legte für 1875 und 1876 sein Kapital nur zu 1,6 pCt. an, wer aber 1874 kaufte, doch wenigstens zu 2,53 pCt. Allerdings waren darnach auch Ende 1874 die Kourse noch viel zu hoch, darum

sind sie auch bis Ende 1875 nach Oechelhäuser noch weiter gesunken, Bahnen durchschnittlich auf 79, Industrieaktien auf 75 resp. 30, Bankaktien auf 92 resp. 65, Bergwerksaktien auf 85 resp. 35.

Endlich haben wir auch noch für Ende 1877 (d. h. d. 19. November, an welchem wir die Rechnung aufmachten) die Kourse berechnet, indem wir wie Oechelhäuser bei den vielen aus dem Kourszettel ganz verschwundenen Aktien den Kours = 0 setzten. Das ist nicht ganz richtig, denn bei einer Reihe von Gesellschaften, welche aus dem Kourszettel wieder schwanden, haben die Aktionäre eine kleine Auszahlung erhalten. Die Höhe dieser Auszahlung in Prozent zum Nominalkapital hätten wir für diese Aktien als Kours ansetzen müssen, wir konnten es aber in Ermangelung der Daten nicht. Die folgenden Zahlen können also vielfach etwas zu niedrig sein, allein selbst wenn sie viel zu niedrig wären, ist das Endresultat des Aktienschwindels bis zum heutigen Tage erschreckend. Unsere Rechnung ergab uns nämlich pro Ende 1877 einen durchschnittlichen Koursstand von 61 bei Bahnen, von 55 bei alten und 15 bei neuen Industriegesellschaften, von 80 bei alten und 22 bei neuen Banken, endlich von 59 bei alten und 20 bei neuen Bergwerken. Die Zahlen sprechen für sich selbst. Nach denselben und nach der obigen Durchschnittsrentabilität dürften wohl wenig Leute Lust haben, an neuen Aktiengesellschaften sich zu betheiligen, man braucht sich also entschieden mit einer Reform des Aktiengesetzes vom 11. Juni 1870, unter dessen Herrschaft das deutsche Aktienwesen es so herrlich weit gebracht, nicht zu beeilen. Die Meinungen, welche hierüber noch weit auseinander liegen, haben eine ganze Reihe von Jahren Zeit, sich einander zu nähern; einige Jahre weiterer Entfernung von der jüngst durchlebten Schwindelzeit können nichts schaden, die Erinnerung an die Schattenseite des Aktienwesens wird so bald nicht schwinden, man wird aber im Stande sein, die Lichtseiten, welche man augenblicklich gar nicht sehen will, auch wieder unbefangen zu betrachten.

E. Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Der Spielraum unserer kunstgewerblichen Bestrebungen.

„Hält man die auf der Münchener Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe 1876 hervorgetretenen Erscheinungen zusammen mit den Thatsachen einer rührigen literarischen Agitation der Gelehrten und Kunstfreunde, eines hingebungsvollen Bemühens der Künstler, Industriellen und Schulmänner, sowie einer eifrigen Wirksamkeit der Höfe, Regierungen, Gemeinden und Korporationen, so kann kein Zweifel mehr darüber walten, daß gegenwärtig in der Reform des deutschen Kunst- und Gewerbe-Wesens eine mächtige Strömung des nationalen Lebens sich ihr tiefstes Bette zu schaffen sucht. So spärlich seit der Mitte der sechziger Jahre dem deutschen Boden entsickert, so langsam in Fluß gebracht und nun scheinbar plötzlich zu solcher Macht geschwellt, fordert diese Strömung die Nachbarländer um so mehr zu sorgsamer Beachtung auf, als ihr allmähliches, aber stetiges Anwachsen während eines Jahrzehnts die Annahme ausschließt, es ziehe da nur ein rasch wechselndes geschichtliches Wandelbild dem Blicke der Zeitgenossen vorüber. Die Geschmacksreform

ist in Deutschland zum kulturgeschichtlichen Moment geworden. Sie ist bereits lebendige Thatsache, eine Thatsache, die sich von nun an geltend machen wird in Mitteleuropa." In solch ehrender Form spricht sich ein Memoire des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht aus Anlaß der oben gedachten Ausstellung aus. Mag immerhin ein gut Theil dieser Emanation auf den Konto internationaler Höflichkeit zu buchen sein, die Thatsache, daß diese Bestrebungen bei uns im mächtigen Flusse sich befinden, ist unleugbar. Das hindert freilich nicht, daß über die Tragweite und die Bedeutung dieser kunstgewerblichen Bewegung recht einseitige und irrige Vorstellungen in all' den Kreisen mitunterlaufen, welche in erster Linie berufen sind, derselben als wichtigste Stütze zu dienen. Schon dem Begriff „Kunstgewerbe" selbst, so sehr er auch gerade der bisherigen Entwicklung der deutschen Industrie in den letzten Jahrzehnten thatsächlich entsprechen mag, kann dieser Vorwurf nicht wohl erspart werden. Was Wunder auch, wenn gerade derselbe Münchener Kunstgewerbe-Verein, der im Jahre 1876 allein als solcher in Deutschland ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern konnte, noch bei der Wiener Weltausstellung selbst an dieser einseitigen Anschauung festhielt, als er die Forderung aufstellte, es müsse der heimischen Kunstgewerbe-Industrie ein eigener Tempel auf dem Prater erbaut werden! Sehr richtig hatte ein Industrieller damals in den Weg geworfen, wo denn eigentlich das Kunstgewerbe anfange und wo das gemeine Handwerk aufhöre. Die trefflichste Antwort hat freilich dann Oesterreich 1873 selbst gegeben, dessen gesammte Industrie durchaus einen geläuterten Geschmack athmete, überall die fröhliche Renaissance zu neuem Leben kommen ließ, und sie sich geschmeidig und ungezwungen ihren Verhältnissen und Wünschen und sogar Gewohnheiten anbequemen machte. Noch deutlicher hat Julius Lessing, der bekannte Kunstkritiker in Berlin, geantwortet, als er schon damals, freilich unendlich zarter, vielleicht deßhalb auch viel weniger verstanden als Reuleaux seinen Landsleuten zurief: ihr mögt in der Technik mit den kulturlich vorgeschrittensten Völkern um die Palme ringen; aber sonst habt ihr in eurer gewerblichen Produktion die Grazien zu Hause gelassen. Nicht einzelne Gewerbszweige sind es also, welche besonders der künstlerischen Veredlung zugänglich wären, sondern es giebt nur eine Kunst im Gewerbe, und zwar ist diese Kunst im Gewerbe genau dieselbe, welche auch in anderen Verhältnissen des Lebens zur Geltung kommt. Sehr wahr und treffend führte in dieser Beziehung Rudolf v. Eitelberger, der bekannte Leiter der kunstgewerblichen Bestrebungen in Oesterreich aus: „Es giebt nicht eine Kunst für die Armen und eine Kunst für die Reichen, eine spezielle Kunst für Monumente und eine andere für das bürgerliche Leben; eine besondere Kunst für die Kirche und eine besondere für die Laien, ebensowenig als es für die Industrie und für die Gewerbe eine eigene Kunst giebt. Die Gesetze der Kunst sind eben überall die gleichen. Wo es sich um Form und Farbe handelt, kommt auch mehr oder minder die Kunst in Betracht. Das schließt ja nicht aus, daß die Kunst für das eine Gewerbe Lebenselement, für das andere nicht ist. Jedenfalls ist kein Grund abzusehen, durch die Charakterisirung der Kunstgewerbe in jenem aristokratischen Sinne gewisse Branchen der Gütererzeugung zu Parias zu erniedrigen. Das war ja auch der Grund, warum Eitelberger jene großartige Schöpfung, deren Früchte Wien bereits zu ernten beginnt, „Museum für Kunst und Industrie" getauft hat. Uebrigens haben auch schon früher Kunstschriftsteller denselben Gedanken in der gleich präzisen Form zum Ausdruck gebracht; der bekannte Custos des österreichischen Museums hat uns

1873 erstmals seine „Kunst im Hause“ geschenkt; Otto Schorn bietet uns längst allwöchentlich seine Zeitschrift für Kunst und Gewerbe seit 1867; der Oberbaurath Oppler in Hannover hat gleichfalls eine „Kunst im Gewerbe“ edirt; Bruno Bucher selbst der „Kunst im Handwerk“ ihr Recht angedeihen lassen. — Noch weit mächtiger und beredter aber spricht für diese Möglichkeit der Erfüllung des gesammten Gewerbeprozesses durch die Kunst die Geschichte. „Im Alterthum, früher in Deutschland im Mittelalter“, schreibt Th. Richter in seinem beherzigenswerthen Schriftchen, „das Kunstgewerbe“, „im Zeitalter der Renaissance und des Rokoko und selbst zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs war jeder bessere Handwerker bestrebt, die Erzeugnisse seines Gewerbes künstlerisch auszubilden, theils weil er selbst mehr Freude daran hatte, theils um sie leichter und besser verkaufen zu können. Erst seitdem ging das Bestreben der Veredlung auch der gewöhnlichen Dinge durch die Kunst fast gänzlich verloren.“ Wir dürfen sogar noch weiter gehen, die Kunst kam damals und wird der Natur der Sache nach geschichtlich überall zuerst im Handwerk und Gewerbe, also gebunden an die gemeinen Bedürfnißbefriedigungsmittel zur Geltung kommen. Je ohnmächtiger der Mensch der Natur noch gegenüber steht, je mehr also noch das Bischen Lebenskraft ausschließlich im Kampf ums materielle Dasein sich erschöpft, je weniger bleibt ihm Muße über diese Thätigkeit hinaus. Erst mit dem Wachsthum seines Wissens über Naturkräfte und Naturschätze wird die Aufgabe der gemeinen Bedürfnißbefriedigung leichter und weniger anstrengend; es kommt jene Zeit, von der Ad. Wagner meint, daß von einem Theile der Angehörigen einer solchen Volkswirthschaft auch sogar die Sklaverei ertragen werden muß, damit nur die Nation doch auch der allgemeinen Kulturgüter nicht ganz entbehren müsse. So ist der Mensch thatsächlich darauf angewiesen, den Uebergang zur Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse durch die gemeine Gütererzeugung hindurch zu nehmen; es wird sich nur darum handeln, ob dieses Stadium dauernder oder weniger dauernd ist. Jedenfalls erstreckte es sich im deutschen Mittelalter auf eine erkleckliche Dauer und man schätzte lange Zeit die Kunst nur im Gewerbe, das ja die Alten, verständnißlos für den ökonomischen Werth der Arbeit, nicht kannten. Erst später zog sich die Kunst vom Gewerbe zurück und wurde selbständig, wurde abstrakt. Sollte nicht auch ein Zeitpunkt gegeben sein, wo sie, die den höchsten Zielen gegenüber vervollkommnete und ausgebildete, sich des Aelternhauses, der Werkstätte der wirthschaftlichen Bedürfnißbefriedigung, erinnerte und auf diesem gesammten Gebiete ihr Talent wuchern zu lassen bestimmt wäre? Leider zeigt uns in dieser Richtung die heutige Entwicklung in Deutschland noch ein recht unbefriedigendes Bild. Vergessen sind seine historischen Erinnerungen, und der Durchschnittskünstler steht in dieser Richtung hoch oben über dem gemeinen Leben in ätherischen Höhen. Und doch, wenn es sich sonst um wirthschaftliche Fragen handelt, vermissen wir am Künstler gar sehr des Dichters Worte, daß schon das Lied, das aus der Kehle klingt, Lohn sei, der reichlich lohne. Unsere modernen Rubens und Benvenuto Cellini mißachten die ökonomische Werthschätzung ihrer monopolistischen Geistesgaben keineswegs, und stellen sich also mit ihren Produkten, so gut wie die Erzeuger anderer Bedürfnißbefriedigungsmittel unter die Gesetze des Marktes. — Recht drastische Beispiele für diese Kluft zwischen Kunst und Handwerk liefern die Ergebnisse der neustens so häufigen Preisauslobungen für künstlerische Entwürfe. Wer an solchen Jurys Theil genommen, weiß, wie selten die wirklichen Künstler im Gewerbe sind; diejenigen Preisbewerbungen, welche ein genaues Studium der Eigenschaften des nach der fraglichen Zeichnung zu veredelnden Rohstoffes, der tech-

nischen Grenzen des dabei in Anwendung kommenden Prozesses, des Zweckes, dem das Fabrikat dient, offen verrathen, zählen zu den Seltenheiten. Eine Damasttischdecke ist gefordert: der eine legt uns eine Zeichnung vor, die uns nothgedrungen an die Durchstanzungsmaschine erinnert, der wir in der Blechindustrie begegnen; eine zweite artistische Handschrift zeigt überall, daß ihr Urheber die vortrefflichsten Studien als Dekorationsmaler gemacht habe, die eben als Wohnraumverzierung ganz anders wirken, als auf der Tischdecke; ein dritter nimmt keinen Anstand, uns mit Mohnköpfen zu bewirthen, um also den sich zu Tische Setzenden an das Ende aller Dinge erinnern zu machen. Dem schönsten Pokale die Krone, und es werden uns 3—4 Entwürfe vorgelegt, die, in die praktische Wirklichkeit übersetzt, beweisen, daß man daraus thatsächlich gar nicht trinken könnte, weil der ideale Künstler beim Benutzen des Bechers reichlichen Raum zu gleichzeitigen nicht gewollten Libationen an die Götter gelassen hat. Doch genug der übrigens mitten aus dem Leben herausgegriffenen Beispiele! — Auch der Kehrseite dürfen wir nicht vergessen: auch die Industrie hat sich der Fühlung mit der Kunst längst entwöhnt. Jene Quote des Betriebskapitals, welche für Dessinateure und Modelleure ausgeworfen sein sollte, hat doch sehr wenig und sehr langsam einen besonderen Conto in den Geschäftsbüchern unserer Industriellen im Allgemeinen gefunden. Kann es auch anders sein, nachdem wir lange Jahrzehnte gewöhnt wurden, den Gesetzgeber ob der gewerbemäßigen Annektirung fremder Geisteserzeugnisse stumm zu finden. Man staune nicht darüber, daß die Bestohlenen darüber so nachsichtsvoll blieben. Es trifft eben hier zu, was in der deutschen Vierteljahrsschrift schon anläßlich der 1854er deutschen Industrieausstellung in München ein boshafter Kritiker bemerkte: „Der Franzose, der da sieht, wie man ihm Muster nachmacht, ärgert sich vielleicht und schilt, daß der Deutsche um so viel billiger produziren kann, als er selber, und doch ebenso schön? O bewahre! Thäte er's nur! Aber er lacht ganz still in's Fäustchen, und sträubt sich nicht im Geringsten, wenn les bons Allemands ihm seine Muster nachmachen. Denn in der That, was ist der Erfolg davon? Jedermann weiß, daß ein Muster im höchstgünstigen Falle zwei Saisons brauchbar ist. Nun wird dem Franzosen sein neues Muster doch bezahlt, denn die Käufer haben da gar keine Wahl und der Deutsche kommt jedenfalls zu spät, wenn er ganz kopiren wollte. Aber dasselbe Kopiren der französischen Muster nimmt die volle Arbeit der deutschen Druckereien in Anspruch, so daß dieselben gar nicht an eigene selbständige Musterproduktion auf dem Boden nationalen Geschmacks denken können, und das geht so von Saison zu Saison, und so haben die Franzosen von Jahr zu Jahr neue Uebung, gut bezahlte Musterzeichner und sind immer voran, während der Deutsche mit schlecht honorirten Zeichnern und lahmen Geschmack hinterdrein geht." Treuer kann man die Geschichte der deutschen Industrie und ihrer bisherigen Tributpflichtigkeit vom Auslande und auch ihrer Verständnißlosigkeit für den Kausalzusammenhang mit der heimischen Kunst nicht zeichnen. — Diese Kluft aber gegenseitig zu überbrücken, das ist ja das schöne Ziel der sogenannten kunstgewerblichen Bestrebungen; aber die Brücke ist nur zu bauen, wenn das ganze Handwerk das Ziel dieses Verkehrsmittels sein soll und will. An der Kaprice für ein paar nächstbest herausgegriffene Gewerke würde die Bewegung bald wieder verflauen müssen.

Ja wie kommt denn überhaupt die Kunst zum Gewerbe? mag man sich fragen. Was ist dieses für eine Kunst im Gewerbe? Darauf hat uns Niemand

bessere Antwort zurechtgelegt, als unser großer Nationaldichter Friedrich von Schiller in dem Briefwechsel mit seinem Freunde Körner: „Es gibt Künste des Bedürfnisses und Künste der Freiheit; ersteres sind alle, welche Objekte für einen physischen Gebrauch bearbeiten und wo dieser Gebrauch die Form des Objekts bestimmt. Diese Künste bearbeiten entweder Sachen oder Gedanken oder Handlungen: Architektur, Beredsamkeit, schöne Lebensart. Künste der Freiheit haben zum Zweck, in der freien Betrachtung zu ergötzen." Und an anderer Stelle: „Nimmt man aus dem Leben heraus, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniß, und was ist dieses anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? Was ist das Leben, wenn ihr ihm nehmt, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewig aufgedeckter Anblick der Zerstörung!" Daraus geht klar hervor, daß die Kunst die ganze Sammlung all' der Bestrebungen ist, bei der Gütererzeugung über das bloße wirthschaftliche Bedürfniß hinauszugehen. Hier schon beginnt die Kunst, die sich dann allerdings hinaufstuft bis zur sogenannten hohen Kunst im abstrakten Sinne des Wortes. v. Hermann, einer der schärfsten nationalökonomischen Denker unseres Jahrhunderts, sagt von der Kunst im Gegensatz zu der Wirthschaft: „sie besänftigt, erfreut, erhebt, mit einem Worte, macht das Leben schöner." Es mag gern zugegeben werden, daß das Wort Kunst für diese elastische Fassung dem üblichen Sprachgebrauche nicht entspricht; man setze aber dafür das Wort Geschmack und jedes Bedenken wird damit gehoben sein. Zwischen der geschmackvollen Darstellung und der Kunstindustrie wird schwer eine praktische Grenze gezogen werden können. Mit dieser Auffassung haben wir aber thatsächlich das gesammte Handwerk in den Bann der kunstgewerblichen Bewegung gebracht. Und warum sollte das auch nicht der Fall sein? Auf der ersten Weihnachtsausstellung in Bremen, die bekanntlich einer Anregung von Professor Reuleaux ihre Entstehung verdankte, rangen auch Schuhmacher und Schneider mit Erfolg um die Palme geschmackvoller Arbeit. Der verdiente Leiter dieser Exposition, der artistische Vorstand der Bremer Gewerbekammer, Töpfer, bemerkte damals sehr wahr: „Durch derartige originale Arbeitsthätigkeit (wie sie eben die Kunst im Gewerbe im weitesten Sinne des Wortes in sich begreift) kann namentlich das sogenannte Kleingewerbe sich noch ausreichend schützen gegen die überhandnehmende Erdrückung durch die fabrikmäßige Großindustrie, kann es sich bewahren vor dem verfänglichen Scheine des Zwischenhandels zwischen Fabrikanten und Publikum, und kann es, ohne seinem Entwicklungsgange untreu zu werden, sich in der individuellen Leistung des Einzelnen zu altem Ansehen wieder aufschwingen."

Wird aber dieser Spielraum künstlerischer und geschmackvoller Veredlung des gesammten Gewerbelebens zugestanden, oder muß er vielmehr zugestanden werden, dann fallen auch jene falschen Folgerungen in ihr Nichts zusammen, wie sie noch heute selbst in angesehenen volkswirthschaftlichen Organen portirt zu werden pflegen. Die allgemein übliche Anschauung bei dem Begriffe Kunstgewerbe an einen herrlichen Schmuck von Edelmetall, an eine stylvolle Vase von irgend welchen keramisch dankbaren Stoffen, an einen zierlichen Eisenguß, an eine geschmackvoll verzierte Einbanddecke zu denken, legt es nahe genug, damit die weitere Meinung unzertrennlich zu verbinden, daß das Kunstgewerbe eine besondere Kauffähigkeit, bezw. Zahlungsfähigkeit der einschlägigen Konsumenten voraussetze. Das ist gewiß richtig. Da wir aber die Einseitigkeit dieses Vorurtheils gezeigt haben, entfällt auch jene Folgerung. Man braucht sich daher auch nicht von dem weiteren Schlusse beirren

lassen: Deutschland sei kapitalarm, also hätten bei uns die kunstgewerblichen Bestrebungen keine Basis. Lernen wir auch hier von demselben Frankreich, das schon zu Madame de Pompadour's Zeiten begonnen hat, der arbeitstheiligen, maschinenbewaffneten Zukunft entgegen richtiger vorzuarbeiten. Die Union Centrale in Paris hat vor einigen Jahren einen Preis von 3000 Frcs. für denjenigen ausgeschrieben, der den geschmackvollsten Entwurf für das Ameublement einer Arbeiterwohnung vorlegen würde, natürlich zu einem dem Einkommen des Durchschnittsarbeiters entsprechenden Preise erstellbar. Treffender kann der vorstehend bezeichnete Umfang des Terrains, auf dem u. E. allein die gegenwärtig in glücklichen Fluß gebrachte kunstgewerbliche Bewegung in jenem demokratischen Sinne Anspruch auf dauernde Erfolge erheben kann, nicht präzisirt werden. Daß auch in Deutschland der Sinn in dieser letzteren Richtung nicht fehlt, zeigt eine ähnliche Ausschreibung eines deutschen Kunstgewerbevereins im Laufe der letzten Monate. Vivant sequentes! **Josef Landgraf.**

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Die Landwirthschaft und die Steuerreform.

Als im Jahre 1867 der erste Kongreß Norddeutscher Landwirthe in Berlin zusammentrat, zeigte sich sofort, daß unter den Gegenständen, über welche er verhandeln sollte, keine Frage in dem Maße die Gemüther erregte, als die Steuerfrage. Seitdem hat der Kongreß fast alljährlich getagt und schließlich ganz Deutschland unter seinen Mitgliedern vertreten gesehen; von hier aus ist in alle landwirthschaftliche Zeitungen und Vereine die Discussion über die Besteuerung der Landwirthschaft getragen und die Anregung dazu gegeben worden, daß in den meisten Ländern die Landtage Gelegenheit bekommen haben, sich mehr oder minder eingehend mit diesem Gegenstande zu beschäftigen; im Kongreß selber aber hat die Differenz der Meinungen eine Spaltung bewirkt und schließlich die Agrarierpartei die Oberhand gewonnen, wozu in nicht geringem Grade die Steuerfrage beigetragen hat. Innerhalb der landwirthschaftlichen Kreise hatten vor Allem die Fragen: ob die Grundsteuer ganz abzuschaffen oder, zum Theil wenigstens, den Kreis- und Kommunalverbänden zuzuweisen sei, und die, ob die Fabrikatsteuer an Stelle der Raumsteuer und der bisherigen Centnersteuer für Zuckerrüben, Tabak u. s. w., treten solle, die Spaltung bewirkt und besonders Nord und Süd in schroffe Gegensätze gebracht; nach Außen hin aber war es vor Allem das Verlangen, das mobile Kapital in höherem Maße als bisher zur Besteuerung heranzuziehen, welches die Gegensätze schuf, und unter dem Feldgeschrei: „Hie Stadt, hie Land!“ — die Gemüther immer mehr erregte. —

Während der sogenannten Gründerjahre war die Landwirthschaft durch den gewaltigen Aufschwung der Industrie, welche Arbeitskraft und Kapital in rapider Steigerung absorbirte, auf das Empfindlichste geschädigt worden, und daraus erklärt es sich, daß die Landwirthe, zumal gleichzeitig die Einfuhr von billiger producirtem Getreide aus dem Osten anfing für sie bedrohlich zu werden, ihre Steuerfähigkeit immer mehr schwinden sahen und mit Neid und Mißgunst die Fülle des Segens, welcher der gewerblich industriellen Welt und den Kapitalbesitzern zufloß, beobachteten.

Man weiß, in welch tendenziöser Weise und mit welchen Mitteln die Agrarier und die mit ihnen verbündeten hochkonservativen Kreise diese Verhältnisse auszubeuten versucht haben, wie sie über die Begünstigung des mobilen Kapitals zu klagen wußten und Umkehr der wirthschaftlichen Gesetzgebung des Reiches, Entlastung des Grundbesitzes und hohe Besteuerung der mobilen Werthe als erste Erfordernisse zur Wiederkehr gesunder Zustände in oft stürmischer Art verlangten und Reichsregirung und Mehrheit des Reichstages mit Vorwürfen überhäuften, weil diese sich nicht entschließen konnten, sofort den Wünschen der Herren zu entsprechen. Man weiß auch, in welcher Weise dann diese Parteigruppirungen nach dem sogenannten Krach die Unzufriedenheit der minder Bemittelten und Geschädigten zu schüren und zu benutzen verstanden haben und daß sie seitdem unablässig bemüht sind, an dem Sturze der ihnen unbequemen Vertreter der Reichsregierung mit Hülfe der Unzufriedenen zu arbeiten.

Inzwischen haben die Verhältnisse sich wesentlich geändert; Industrie und Gewerbe liegen darnieder und die hohen Dividenden und Zinsen sind für lange Zeit auf sehr bescheidene Sätze reducirt worden oder ganz verloren, während, wiederum gleichzeitig damit, in Folge des Krieges, die Getreideeinfuhr aus dem Osten erheblich zurückgeht und sogar die Zollkrisis mit Oesterreich Getreidezölle in Aussicht stellt. Selbstverständlich sind auch die landwirthschaftlichen Kreise von der Krisis und ihren verhängnißvollen Folgen nicht unberührt geblieben; das relative Verhältniß der Steuerfähigkeit zwischen Stadt und Land hat sich aber inzwischen gewaltig verändert; dort klagt man jetzt mit Recht und ist deßhalb selbstverständlich wenig geneigt, mit Steuerprojekten zu experimentiren und noch viel weniger dazu, Konzessionen an die Landesbevölkerung, vulgo die Grundbesitzer, zu machen.

In diese Situation aber mit einer offenbar wesentlich verringerten Leistungsfähigkeit der gewerblich-industriellen Welt und der der Kapitalbesitzer trifft nun die überall nothwendig gewordene stärkere Inanspruchnahme der Steuerzahler für Reichs- und Landeszwecke. Es kann daher nicht befremden, daß jetzt von allen Seiten der Wunsch rege wird, alle etwa noch verborgenen Steuerquellen nach Gebühr heranzuziehen und die Belastung durch ein möglichst vollkommenes System der Besteuerung soweit irgend thunlich erträglicher zu machen; aber auch, daß von allen Seiten jedes Reformprojekt mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung aufgenommen wird, zumal noch, besonders in den Städten und den bevölkerten Distrikten, an die Kommunalbesteuerung immer höhere Anforderungen gestellt werden.

Die hier in Preußen mit der Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer gemachten Erfahrungen leisten den Plänen, welche auf Erhöhung der indirekten Steuern basiren, wesentlichen Vorschub, während die sociale Partei nach wie vor in der alleinigen und reinen Einkommensteuer das Radicalrecept in Sachen der Besteuerung erblickt. Diese wird nach der von Dr. Hirth-München in Scene gesetzten Agitation auch in anderen Kreisen und besonders als Reichssteuer empfohlen; in Sachsen aber hat sich die Begeisterung dafür schon merklich abgekühlt. Im Schoße des Bundesrathes beräth man zur Zeit über allerhand Stempelsteuern, und in den Kreisen der Schutzzöllner würde man nichts lieber sehen, als die Vermehrung der Reichseinnahmen durch hohe Zölle, während wieder von anderer Seite die Besteuerung aller Vermögenswerthe verlangt wird.

Es mußte an alle diese Verhältnisse und Vorkommnisse erinnert werden, wenn gezeigt werden soll, welche Stellung die Landwirthschaft, frei von einseitigem

Parteistandpunkt beurtheilt, zur Steuerreform, welche uns ja nirgends ausbleiben kann, einnehmen soll und darf. Zu dem Versuch, diese Frage zu beantworten, muß zuvor bemerkt werden, daß es als selbstverständlich betrachtet wird, den Landwirth als Gewerbetreibenden von ganz demselben Gesichtspunkte aus wie jeden anderen geschäftlichen Unternehmer zu beurtheilen; nur in Bezug auf den Grundbesitzer als solchen kann die Frage gestellt werden, ob diesem eine Ausnahmestellung zukomme oder nicht, beziehungsweise ob eine Grundsteuer neben der sonstigen Besteuerung in irgend einer Weise fortbestehen soll oder nicht. Diese Frage muß wiederum selbstverständlich als identisch auch für den Grund- (Haus-) Besitzer in der Stadt gelten. Es wurde bisher stets betont, daß der Grundbesitzer in höherem Maße als Andere an der Erhaltung des Staates interessirt sei, folglich auch in höherem Grade zur Besteuerung herangezogen werden müsse; in den Kommunen hat der Grundbesitz noch seine besondere Vertretung und das allgemeine Wahlrecht wird vielfach nur deßwillen nicht acceptirt, weil die Verschiedenheit der Interessen die Wahrung der Standesunterschiede bedingt. Von kathedersocialistischer Seite ist sogar die Meinung ausgesprochen worden, daß die Hausbesitzer die gesammten Kommunallasten tragen sollten und sich an den Miethen schadlos halten könnten. Die natürliche Konsequenz dieser Auffassung wäre die ausschließliche beschließende Kommunalvertretung durch die Hausbesitzer mit höchstens dem Rechte für die Miethsbevölkerung, Wünsche erkennen geben zu dürfen; eine weitere Folgerung wäre die, die Grundbesitzer auf dem Lande ebenfalls die gesammten Kommunal-, Kreis- u. s. w. Kosten tragen zu lassen. Die ältere Theorie von der Besteuerung nach Maßgabe der Annehmlichkeiten und Vortheile, welche man im Staate und vom Staate genießt, wird jedoch mehr zu Gunsten der Ansicht, daß Jeder nach Maßgabe seiner Leistungsfähigkeit zur Besteuerung herangezogen werden soll, verlassen und es wird demnach für die Landwirthschaft sich nur darum handeln dürfen, die wirkliche Leistungsfähigkeit der Einzelnen richtig zu beurtheilen oder seitens ihrer selbst richtig zu erkennen. Ganz anders aber ist der Gesichtspunkt Derjenigen, welche geltend machen, daß der Staat, um die Sicherheit seiner Einnahmen willen, auf die Grund- (Gebäude-) Steuer nicht verzichten könne, weil in kritischen Zeiten der Grundbesitz allein das greifbare und bleibende Object sei. In der That kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es um die Staatseinnahmen oft sehr unsicher und bedenklich aussehen müßte, wenn das Ganze der Besteuerung (sei es der direkten allein oder gar incl. der indirekten) auf der Einkommensteuer fußte; sind doch in Preußen zeitweise bis 58 pCt. der Klassensteuer im Rückstand verblieben und 33 pCt. gar nicht einbringlich gewesen.

Der Gesichtspunkt der bloßen Sicherung rechtfertigte aber an sich nicht auch die Mehrbelastung; er machte es nur wünschenswerth, daß der Staat zunächst den Grund und Boden als Objekt der Besteuerung in das Auge faßte, weil dieses Objekt ihm nie entgehen kann. Ist ein Grundbesitzer dann außerdem noch für die Besteuerung leistungsfähig, so versteht es sich von selbst, daß der Staat ihn nicht um deßwillen freigeben kann, weil er von seinem Grund und Boden schon eine Steuer gewonnen hat, wohl aber sollte man dann diesen bei der Feststellung des Steuerbetrags nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit nicht mehr mit in Betracht ziehen. Nur da, wo das Letztere geschehen würde, hätte man das Recht von einer Doppelbesteuerung zu sprechen, ebenso wie dann, wenn der Gutsbesitzer, wie that-

sächlich vielfach geschieht, die geliehenen Kapitalien quasi mit besteuern muß und der Rentier, welcher die Zinsen davon bezieht, seinerseits noch einmal dafür zahlt.

Am klarsten wird das Verhältniß ersichtlich, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, nur Grundsteuer und Einkommensteuer anzunehmen und von der Voraussetzung auszugehen, daß dann erstere irgendwie fixirt ist. In diesem Falle berechnet sich für den Grundbesitzer die Einkommensteuer genau so wie für Andere auch; er sollte aber dann nicht mehr bezahlen, als den nach Maßgabe des Einkommens berechneten Steuerbetrag, abzüglich Grundsteuer, weil er diese schon zuvor im Interesse der Staatsfinanzen bezahlt hat, abgesehen davon, daß er diese auch bezahlen muß, selbst wenn in irgend einem Jahre das Einkommen unter dem Betrage der vom Staate beliebten Grundsteuer bleiben sollte.

Ermittelt man aber die Höhe der Grundsteuer durch eine Ertragsberechnung, bei welcher also die Summe der wirthschaftlichen Ausgaben von den wirthschaftlichen Einnahmen abgezogen und die Differenz als Ertrag betrachtet und für das steuerbare Objekt angesehen wird, und besteuert dann den Grundbesitzer nach Maßgabe seines gesammten Einkommens, inklusive dem aus dem Grundbesitz, mittelst der Einkommensteuer, so steuert er in der That nun den Betrag aus den Grundstücken doppelt; dagegen verwehrt sich die landwirthschaftliche Welt mit Recht, wenn die Theorie von der höheren Besteuerung im Maße der höheren Vortheile nicht mehr Anwendung finden soll.

Zu einer solchen Doppelbesteuerung kann nur Derjenige sich berechtigt erachten, welcher die Grundsteuer überhaupt gar nicht als Steuer, sondern als eine Art von Reallast betrachtet. Zur Zeit hat diese Ansicht noch viele Vertreter und zum Theil sogar merkwürdigerweise unter den Landwirthen selbst, besonders in Preußen. Es muß hierzu bemerkt werden, daß die Verhältnisse in Deutschland sehr verschiedenartige in Bezug auf die Geschichte der Grundsteuer sind und daß da und dort das, was heute Grundsteuer heißt, als eine Art von Reallast auferlegt worden sein mag. Viele reden auf Grund der historischen Entwicklung deshalb bei der Frage der Abschaffung der Grundsteuer von Ablösung, ohne zu bedenken, daß die Landwirthe, welche sich für Steuerreform erklären, nicht entfernt daran denken, die Grundsteuer beseitigen zu wollen, um steuerfrei zu werden, sondern nur, um in anderer Form das ihnen zukommende volle Steuerquantum zu zahlen.

Die wesentlichsten Gründe dafür, daß die Grundsteuer, gleichgültig, wie immer vormals entstanden, zur Zeit in Wirklichkeit nur noch als Steuer betrachtet werden kann, sind die folgenden:.

1. ist die Grundsteuer nirgends in den Hypothekenbüchern eingetragen;
2. hat man sie in unserer Zeit den ehemals steuerfreien Standesherren auferlegt;
3. wird sie ermittelt auf Grund von nach bestimmtem Schema entworfenen Ertragsberechnungen und ist also ihrer eigentlichen Natur nach eine Steuer vom Ertrag und nicht etwa eine Steuer vom Capital- (Vermögens-) werth des Bodens;
4. ist sie, wenigstens in manchen Ländern, eine wechselnde in ihrer Höhe.

In städtischen Kreisen wird es ferner vielfach beklagt, daß die Grundsteuer in früheren Zeiten auf Grund damaliger wirthschaftlicher Verhältnisse festgestellt wurde und daß die damaligen Ertragsberechnungen der Wirklichkeit nicht entfernt mehr entsprächen; außerdem hebt man noch hervor, daß viele Grundstücke durch

Meliorationen und die zunehmende Bevölkerung sehr viel werthvoller geworden seien, und also auch viel höhere Erträge abwerfen müßten; man verlangt deshalb eine neue Bonitirung. Auch im Kreise der Landwirthe zeigt sich viel Unzufriedenheit bei allen Denen, deren Verhältnisse denen der damaligen Zeit noch analoge sind. (Gebirgsgegenden.) Die Bonitirungen haben aber in Deutschland, (ohne die Katastervermessung) im Durchschnitt pro Quadratmeile 6—8000 Mark gekostet; so lange das bisherige System der Ertragsschätzungen bleibt, sind alle 20—30 Jahre neue Bonitirungen nothwendig; das Geld dafür muß als nutzlos verausgabt bezeichnet werden.

Es giebt einen weit besseren Weg, den Landwirthen und Anderen gerecht zu werden und den Uebelstand unrichtiger oder den periodisch wieder nothwendig werdender Schätzungen gänzlich zu vermeiden, einen Weg, durch welchen der Landwirth in Sachen der Besteuerung vollkommen gleich Andern gestellt und doch dem Staate die Sicherung seiner Einnahme bewahrt bleiben kann.

„Die ausgleichende Gerechtigkeit," von welcher soviel in Sachen der Besteuerung die Rede war, läßt sich nur auf zweierlei Weise bewirken.

Entweder führt man nur Einkommensteuer ein und fixirt die Grundsteuer in jetziger Höhe ein- für allemal als quasi Vorausbezahlung des Grundbesitzers, welche ihm dann bei dem Einkommensteuerbetrag in Anrechnung gebracht wird, oder man entschließe sich zur Einkommensteuer und Vermögenssteuer und erhebe die Grundsteuer als Steuer letzterer Art, ebenso aber auch eine äquivalente Steuer von allen mobilen Vermögenswerthen. Eine alleinige Einkommensteuer bedingt vielleicht eben so viele Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten wie die jetzige Besteuernng; es giebt Tausende von Vermögensobjecten, welche gar kein Einkommen liefern (Parks, Sammlungen u. dgl. m.) und doch den Besitzer sehr leistungsfähig erscheinen lassen. Nur durch eine Steuer vom Einkommen und eine solche vom gesammten Vermögensbesitz kann in Wirklichkeit möglichst genau die volle Leistungsfähigkeit der Einzelnen getroffen und dann die Steuerzahlung möglichst gleich gestaltet werden.

K. Birnbaum.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Das Staatsrecht der Socialdemokratie.

Der wirthschaftlichen Seite des Programms jener Partei, welche sich die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands nennt und gewöhnlich mit dem Namen Socialdemokratie bezeichnet wird, ist bisher weit mehr Aufmerksamkeit zugewandt worden, als der juristischen, der staatsrechtlichen insbesondere; und doch verdient auch die letztere Seite die vollste Beachtung: die Kritik derselben würde mächtige Bände füllen, wenn sie in das ganze Detail des von der Socialdemokratie projektirten Arbeiterstaates oder Volksstaates eindränge, — hier kann und soll es sich nur darum handeln, auf einige Kernpunkte hinzuweisen, durch welche sich jener „Zukunftsstaat" charakterisirt und von den Staatsarten der Gegenwart und der Vergangenheit unterscheidet.

Das politische Programm der socialistischen Arbeiterpartei umfaßt zwei Hauptheile, oder richtiger: zwei verschiedene Programme: ein die gesammten Ideale als Ziele umfassendes Zukunftsprogramm und ein gewissermassen nur provisorisches mit der Gegenwart rechnendes Nothprogramm; die Durchführung des letzteren soll im heutigen Staate noch geschehen und diesen successive zum „idealen" Volksstaate hinanführen; sie soll die Vorbereitung für den „freien Staat" und die „socialistische Gesellschaft" bilden und die „Ausbeutung", deren gänzliche Aufhebung der Zukunft obliegen soll, einstweilen wenigstens einschränken. Gegen diese Zweiheit ist an sich nichts zu erinnern: jedes vernünftige Parteiprogramm wird nähere und fernere Ziele zu unterscheiden haben; fehlen ihm die näheren, so wird die Politik der Partei zu einer des Bodens und realen Strebens entbehrenden Idealpolitik; fehlen ihm aber die entfernteren Ziele, so mangelt der Partei der für die Zukunft einende und stärkende Halt und damit die Zukunft selbst. Man darf sich jedoch durch die näher gestellten und in der Gegenwart gelegenen Ziele nicht berücken lassen; das wahre Wesen einer Partei tritt stets in den Tendenzen zu Tage, deren Verwirklichung die Partei selbst in die Zukunft, sie sei nun näher oder ferner gedacht, verlegt und somit einstweilen aufschiebt. Das letzte Ziel bestimmt den eigentlichen Charakter der Partei; was aber als vorübergehend zu erstreben bezeichnet wird, ist nur ein dem Waffenstillstand gemachtes Zugeständniß, vielleicht Mittel, nicht aber Zweck des Kampfes.

Nach der ausdrücklichen Erklärung der deutschen Socialdemokratie ist das Programm für die Zukunft folgendes:

„Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert als Grundlagen des Staats:

1. Allgemeines, gleiches, direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer und obligatorischer Stimmabgabe aller Staatsangehörigen vom 20. Lebensjahre an für alle Wahlen und Abstimmungen in Staat und Gemeinde. Der Wahl- oder Abstimmungstag muß ein Sonntag oder ein Feiertag sein.

2. Direkte Gesetzgebung durch das Volk. Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk.
3. Allgemeine Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere.
4. Abschaffung aller Ausnahmegesetze, namentlich der Preß-, Vereins- und Versammlungsgesetze, überhaupt aller Gesetze, welche die freie Meinungsäußerung, das freie Denken und Forschen beschränken.
5. Rechtsprechung durch das Volk. Unentgeltliche Rechtspflege.
6. Allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat. Allgemeine Schulpflicht. Unentgeltlicher Unterricht in allen Bildungsanstalten. Erklärung der Religion zur Privatsache."

Für die Gegenwart jedoch und bis zur Herstellung der angedeuteten neuen Grundlagen stellt dieselbe Partei folgende Ziele auf:

„Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert innerhalb der heutigen Gesellschaft:
1. Möglichste Ausdehnung der politischen Rechte und Freiheiten im Sinne der obigen Forderungen.
2. Eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde, anstatt aller bestehenden, insbesondere der das Volk belastenden indirekten Steuern.
3. Unbeschränktes Koalitionsrecht.
4. Einen den Gesellschaftsbedürfnissen entsprechenden Normalarbeitstag. Verbot der Sonntagsarbeit.
5. Verbot der Kinderarbeit und aller die Gesundheit und Sittlichkeit schädigenden Frauenarbeit.
6. Schutzgesetze für Leben und Gesundheit der Arbeiter. Sanitätliche Kontrole der Arbeiterwohnungen. Ueberwachung der Bergwerke, der Fabrik-, Werkstatt- und Haus-Industrie, durch von den Arbeitern gewählte Beamte. Ein wirksames Haftpflichtgesetz.
7. Regelung der Gefängnißarbeit.
8. Volle Selbstverwaltung für die Arbeiterhülfs- und Unterstützungskassen.

Es ist, wie man sieht, in diesen Forderungen eine Reihe von Postulaten enthalten, welche auch auf dem Programm der deutschen Fortschrittspartei stehen, ja zum Theil von allen liberalen Parteien angestrebt wurden oder werden, zum Theil bereits erreicht sind; aus den mitgetheilten Projekten setzt sich eben nichts Anderes als der Begriff der sog. reinen Demokratie zusammen, aber weder etwas Kommunistisches noch etwas Socialistisches überhaupt. (Eine Kritik der einzelnen Forderungen, welche das Socialistenprogramm, soweit einfach demokratisch, aufstellt, enthält der Vortrag des Referenten „über die Bestrebungen der Socialdemokratie", Giessen bei Emil Roth, 1877, erschienen). Insoweit bietet das Programm nichts Originales, Nichts, das zur kritischen Untersuchung seitens der Staatsrechtstheorie mit gebieterischer Macht auffordern würde.

Das Originale und von der Doktrin des Staatsrechts mit besonderer Aufmerksamkeit zu Verfolgende steckt vielmehr in folgendem Programmsatze:

„Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert, um die Lösung der socialen Frage anzubahnen, die Errichtung von socialistischen Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe, unter der demokratischen Kontrole des arbeitenden Volkes.

Die Produktivgenossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfange in's Leben zu rufen, daß aus ihnen die socialistische Organisation der Gesammtarbeit entsteht."

Die Grundlage dieser Projekte findet sich theoretisch in dem ersten Satze des gesammten Programms:

„Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen."

Hält man Alles, was in den erwähnten Programmsätzen zur Konstruktion

des Zukunftsstaats enthalten ist, das socialistische und das politische (demokratische) Material zusammen, so ergiebt sich ein Staatsgebilde von ungefähr folgender Gestalt.

Das gesammte Volk zerfällt in zahlreiche kleine Stätchen, Demokratien, welche sich wesentlich mit der Produktion, mit der Leitung der produktiven Arbeit, sowie mit der Vertheilung des gesammten Arbeitsprodukts, Ertrags, zu beschäftigen haben. Beamte dieses Staates oder vielmehr der einzelnen (kleinen) Staatsgemeinde vertheilen die Arbeit, beobachten die Arbeitsleistung, die Thätigkeit der Einzelnen (nach einer höchst merkwärdigen socialdemokratischen Schrift, betitelt: „Die Socialdemokratie, die einzige Form der befriedigten menschlichen Gesellschaft", geschrieben von einem Großherzoglich Hessischen Gymnasiallehrer a. D., nämlich J. Gambs, besteht in jenem Zukunftsstaate Gefängniß für Arbeitsscheue und Schadenersatzpflichtige), berechnen die Rentabilität der einzelnen Unternehmungen, verwalten die sämmtlich in Gemeingut verwandelten Arbeitsmittel (Kapital, namentlich das in Grund und Boden bestehende) und vertheilen den Ertrag der Arbeit unter dem Volke, und zwar nicht nach Maßgabe der Leistung eines Jeden, sondern nach Maßgabe „der vernunftgemäßen Bedürfnisse" eines Jeden.

Einen derartigen Staat beurtheilt man am sichersten, wenn man ihn in Vergleichung zieht mit den Entwicklungsstadien des deutschen Staats: dem mittelalterlichen Feudalstaate mit seinen bevorzugten Klassen, seinen zahlreichen Stufen von voller zu theilweiser, von dieser zur höchstbeschränkten Berechtigung in politischer und privatrechtlicher Beziehung folgte historisch in Folge des Erstarkens der Staatsmacht wie des Staatsgedankens der Polizeistaat: es folgte das Staatswesen, welches in dem Streben, die Wohlfahrt der Gesammtheit um jeden Preis zu fördern, jedem Einzelnen alle seine Ideale vorschrieb, die Willkür in der Wahl der idealen Bestimmung des Individuums, wie in der der realen Bethätigung desselben gänzlich ausschloß und auf dem Gebiete der Volkswirthschaft Produktion wie Konsumtion durch reine Polizeimaßregeln allerwegs zu ordnen suchte, die Freiheit in Handel und Wandel, im Glauben und Denken nicht nur nicht garantirte, sondern thunlichst ausschloß und die Meinung der Polizei-Bureaukratie über jede andere Meinung stellte. Dieser engherzige Polizeistaat konnte sein Dasein nicht mehr fristen, als die Idee der Freiheit im deutschen Volksleben lebendig und wach, als der Staatszweck dahin gefaßt wurde, daß das Gemeinwesen nur jene Interessen zu vertreten habe, deren Vertretung die Kraft der Einzelnen übersteigen würde, aber doch nothwendig ist, als folglich die Selbstthätigkeit in den Vordergrund und die Staatsthätigkeit in die Reserve trat und zugleich und in Konsequenz hievon die politischen Freiheitsrechte sich reich und kräftig entwickelten; da gedieh die Wirthschaft unter der freien, nicht mehr gefesselten körperlichen und geistigen Kraft, Erfindungen wuchsen empor, der Völkerverkehr und das Völkerrecht nahmen intensiv und extensiv zu, und die Freiheit der Individuen ward das mächtigste Förderungsmittel für die Gemeinwesen, die Oekonomie und Regierungen derselben. Die kapitalistische Produktion, wie der Socialdemokrat die unter dem Rechtsstaate blühende Wirthschaftsform nennt, hatte und hat freilich auch — wie alles Menschliche — ihre Nachtheile: die freie Konkurrenz äußerte nicht in allen Beziehungen die günstigen Wirkungen, die man sofort oder allseitig von ihr erwartet hatte, und die Produktion führte auf manchen Gebieten zu einer Ueberproduktion, und diese zu Geschäftsstockungen. Die äußere Veranlassung zu diesen letzteren Mißständen lag jedoch gänzlich außer dem Bereiche der politischen und insbesondere staatsrechtlichen Ent-

wicklung Deutschlands, die übrigen großen Industriestaaten participirten in größerem oder geringerem Maße gleichfalls an denselben, obwohl ihre innere politische Lage eine andere war und ist, als die des deutschen Reiches. Aber die Gegner des deutschen Reiches bemächtigten sich bis zur Stunde des Vorwandes der wirthschaftlichen Kalamität zu Agitationen gegen den staatsrechtlichen Zustand des Reiches, und die Socialdemokratie vorab zieht ihre reichste Nahrung aus derselben, um ihr oben skizzirtes Staatsideal an die Stelle des heutigen Kulturrechtsstaates zu setzen.

Es ergiebt sich aus der obigen Darstellung des socialistischen Programms, wie des darauf gebauten Gemeindestaatswesens einerseits, und aus der Skizzirung des Polizeistaates andererseits unschwer, daß der geplante „freie Staat" nichts Anderes sein würde, als der enormste Rückschritt, den die Geschichte je gesehen: der Zukunftsstaat unserer Socialdemokratie wäre der drückendste Polizeistaat, der je existirte, und zudem nur als engherziger Kleinstaat denkbar. Die Leitung der socialistischen Produktivgenossenschaften, durch welche und in welchen die Gesammtarbeit organisirt sein soll, die Zuweisung der Arbeit, die Kontrole der Leistung, die Vertheilung des Gewinnes würde ein Heer von Beamten erfordern, welche nichts Anderes als Statistik zu treiben, hienach Polizeimaßregeln zu treffen und Disciplinirungen vorzunehmen hätten. Ob es aber der zahlreichen Bureaukratie möglich sein wird, die wirthschaftlichen Kalamitäten, wie z. B. Handelskrisen, Ueberproduktionen und dergl. im Voraus und zwar rechtzeitig zu verkünden, bezw. abzuwenden, muß mit Fug in Zweifel gezogen werden: hinterher ist es freilich leicht, Krisen und Gründe derselben nachzuweisen; aber als Propheten werden die Statistiker der Socialdemokratie ebensowenig geboren, wie die Statistiker unseres heutigen Staats, wenn man auch den Berechnungen und Feststellungen der statistischen Bureaux die vollste Anerkennung nicht vorenthalten darf. Die Bureaukratie der „socialistischen Gesellschaft" wird demnach keinen andern Weg einschlagen können, um Wirthschaftspolitik zu treiben, als denjenigen, welchen auch der „mittelalterliche" Polizeistaat ging und welchen der heutige Einzelproducent, der Privatunternehmer gleichfalls gehen muß: den Weg des Experimentirens — wobei nur der Unterschied zu bemerken ist, daß, wenn der Einzelunternehmer experimentirt, er dies um sein eigenes theueres Geld thut und regelmäßig gar nicht auf Risiko des Gesammtwesens, während die Experimente des alten und des projektirten Polizeistaats auf Rechnung und Gefahr des Gemeinwesens gemacht werden und von dem bureaukratischen Beamtenthum ausgehen, welchem die wirthschaftliche Leitung des Volkes obliegt. Man wirft mir vielleicht ein: Ist es denn eine ausgemachte Sache, daß der „freie Staat", die „socialistische Gesellschaft", Bureaukraten in sich dulden werde? Steht nicht vielmehr „die socialistische Organisation der Gesammtarbeit" ausdrücklich „unter der demokratischen Kontrole des arbeitenden Volkes"? Ganz richtig — aber diese Kontrole schließt den Bestand der Polizeiwirthschaft im schlimmsten Sinne des Wortes keineswegs aus, sowenig das Jacobinerthum Gegner der Polizeiwirthschaft war. Die Bevormundung des arbeitenden Volks durch Beamte und Polizeimaßregeln wäre vielmehr eine unerläßliche Voraussetzung des socialistischen Volksstaates: denn ein Agens, einen treibenden Willen, der Erfindungen durchsetzt, Arbeit anweist und die Verwerthung der Naturprodukte im Interesse der Gemeinschaft, der Kommune leitet, in dieser Leitung aber auch die Einzelwillen Anderer dem Interesse des Ganzen zu unterwerfen hat, muß der Volksstaat denn doch haben; der Egoismus, der innerhalb der staatlich gesetzten

Schranken in unserm heutigen Staate das wirthschaftliche Agens bildet, soll ja im „freien Staate“ radical beseitigt sein, und er würde es als Agens auch sein, da ja Niemand nach Verhältniß seiner Leistungen, Jeder vielmehr nach seinen Bedürfnissen bezahlt werden soll, folglich Niemand belohnt, Jeder nur unterhalten wird. Die Bedürfnisse eines Menschen stehen aber erfahrungsgemäß gar nicht im Verhältniß zu seinen Leistungen, zu seiner Arbeit, zu seinen Verdiensten: es kann Jemand sehr wenig von den letzteren haben und dabei doch überreich an Bedürfnissen sein. (Hierin liegt zugleich der grellste Widerspruch, in welchen die Socialdemokratie mit unserer Moral geräth; dieser entspricht, daß Arbeit und Ertrag in einem geraden Verhältniß zu einander stehen.) Man wendet nun hiegegen ein: das socialdemokratische Programm spreche ja nicht davon, daß die willkürlichen, individuellen Bedürfnisse eines Jeden aus dem Gemeindeeinkommen befriedigt werden sollen, sondern bestimme vielmehr nur, daß das Gesammtarbeitsprodukt Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen gehöre. Dieser Einwand ist in der That begründet im Programm der socialistischen Arbeiterpartei; aber gerade dieser Punkt des Programms liefert den schlagendsten Beweis dafür, daß jener „freie Staat“ der beengendste Polizeistaat sein würde: es ist bisher davon die Rede gewesen, daß jener Staat die gesammte Produktion polizeilich regeln wolle; das Gleiche ist auch hinsichtlich der Konsumtion der Fall. Denn „die vernunftgemäßen Bedürfnisse eines Jeden“, wer setzt sie in ihrer „Vernunftmäßigkeit“ fest? Auf keinen Fall der Betheiligte selbst, in jedem Falle vielmehr wiederum die Beamten der Kommune; dieselbe braucht einen Ausschuß oder einen Censor, der jedem Einzelnen zuerkennt, welches seiner vorgegebenen Bedürfnisse „vernunftmäßig“ ist und welches „egoistisch“.

Man lächelt in unseren Tagen über die Speise- und Kleiderordnungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Maßregeln, mit welchen der alte Polizeistaat den Konsum zu beherrschen suchte; unsere Heiterkeit wird erregt durch Verordnungen wie etwa z. B. die, daß „sich die Unterthanen aufm Land aller frembden ausländischen köstlichen Gewand und Tücher, als Sammet, Seyden, Lurisch, Lindisch und dergleichen enthallen, die vermöglichen Bürger zum höchsten des Lindischen Tuches zur Ehrenkleidung sich bedienen und des seidenen und anderen köstlichen Gewandts bei Vermeidung unnachlässiger Straff sich enthalten; maßen dann auch der Ueberfluß und prächtige Panketen in vielerley frembden Trachten am Essen, Speiß und Getrank, köstlichem Gewürz und Zuckerwerk bei Straff abgeschafft und ein Bürgersmann mehr nicht dann vier ziemliche gute Essen, und ein Baursmann nur drey an Gastreyen zugelassen sein sollen.“ „Kein Unterthan soll auf den Kirchtag über 8 Person nit laden oder ein jeder über diese Zahl geladener Personen 30 Kreuzer Straff geben. Item nur ein Mahlzeit von 3 Gerichten und mehrer nicht, sammt einer Nachtracht von Obst, Käß, Mayenmilch und dergleichen geben, auch bei Vermeidung 2 Fl. Straff länger nicht als 2 Stund gesessen, und wann sich die Gäste zu Hauß begeben wollen, denselben noch ein Trunk, item kaltes Gebraten, Käß, Obst und mehres nicht gegeben und aller Ueberfluß eingestellt werden.“ Wir lächeln heutzutage über derartige Polizeiverordnungen, als deren eine ich eben ein Stück der Landes- und Polizeiordnung des Churfürstlich Bayerischen Fürstenthums der Obern Pfaltz von 1657 anführte (vgl. die im Jahre 1577 zu Franckfurth erneurte Reichs-Polizey-Ordnung) — aber jene Maßregeln sind gar nichts anderes als die Versuche, welche der Polizeistaat macht, „das vernunft-

gemäße Bedürfniß eines Jeden" festzusetzen. Die Socialdemokratie würde dieselben Maßregeln reproduciren müssen, die Regelung des Konsums würde wiederum der Socialbureaukratie zufallen und „die demokratische Kontrole des arbeitenden Volkes" würde den beengenden Charakter jenes Bevormundungssystems in Nichts beeinträchtigen! „Der Arbeiterklasse gegenüber sind alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse", sagt das mehrfach erwähnte socialdemokratische Parteiprogramm; — aber welche der anderen Klassen wünscht die Wiedereinführung jener wohlwollenden Bevormundungsmaßregeln, jenes Vorschneidens der Bedürfnisse? —

Jener „freie Staat" der Socialdemokratie qualificirt sich neben seiner polizeilichen Eigenschaft auch als Kleinstaat im engsten Sinne des Wortes. Die programmmäßige direkte Gesetzgebung durch das Volk ist ja nur im kleinsten Staatswesen, im Gemeindestaate möglich; ebenso die Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk; ebenso die Rechtsprechung durch das Volk, sowie auch die unentgeltliche Rechtspflege. Dieser Kleinstaat wird aber nach den Idealen einzelner socialistischer Schriftsteller ein bis an die Zähne bewaffneter Kriegsheld sein: nicht bloß insofern gesagt wird: das Volksheer wird viel größer als jedes stehende Heer, nicht bloß insofern man aus einer Aeußerung des oben genannten Socialisten Gambs den Schluß ziehen könnte, die Staatsangehörigen des Volksstaats würden stets bewaffnet einherzugehen lieben (er sagt: „Im socialdemokratischen Staate, wo Ehrgefühl und Sittlichkeit herrschen, hat das Verbot, außer dem Dienste Waffen zu tragen, keinen Sinn"), sondern wegen der umfassenden Interventionspolitik, welche den Socialisten ähnlich wie den Kurialisten als völkerrechtliches Ideal vorzuschweben scheint.

In welcher Weise die verschiedenen kleinen Stätchen, die Kommunen, deren jede offenbar bis zu einem ziemlich hohen Grade „souverän" sein soll, mit einander verbunden sein und zusammen wirken sollen, hat die Socialdemokratie bis jetzt eben so wenig verrathen, als sie die Mittel anzugeben wußte, mit welchen sie den wirthschaftlichen Krisen vorbeugen würde, und als sie genaueres Detail über die innere Einrichtung ihres Idealstaates mitgetheilt hat. Das aber, was sie hierüber bereits veröffentlicht hat, reicht hin, jenen programmmäßigen „freien Staat" als Polizei- und Klein-Staat zu qualificiren trotz demokratischer Kontrole und internationaler Brüderlichkeit.

C. Gareis.

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von Harry Breßlau in Berlin.)

Zur Geschichte der Königin Maria Stuart.

Wir haben vor einiger Zeit die Leser der Deutschen Revue von den Problemen und Kontroversen unterhalten, die sich noch immer trotz aller dem Gegenstande gewidmeten Untersuchungen an die Persönlichkeit des unglücklichen Infanten Don Karlos knüpfen. Es möge heute gestattet sein, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Heldin eines anderen Schiller'schen Dramas, auf die nicht minder unglückliche Königin Maria Stuart von Schottland zu lenken. Auch ihre Geschichte ist, soviel sich auch die historische Forschung damit abgemüht hat, noch immer dunkel und voll Räthsel; nicht weniger als zehn zum Theil sehr umfangreiche Arbeiten

deutscher, englischer und französischer Historiker, die in den letzten zehn Jahren erschienen sind, haben versucht, das Dunkel zu lichten und die Räthsel zu lösen: aber noch immer stehen sich Gegner und Freunde, Ankläger und Vertheidiger Mariens so schroff gegenüber, wie das vor dreihundert Jahren der Fall war.

Bekanntlich ist Maria nicht um des Verbrechens willen gestorben, das für die Frage ihrer Schuld oder Unschuld vom historischen Standpunkt aus in den Vordergrund tritt. Als die Schottenkönigin am 8. Februar 1587 in der Halle des Schlosses zu Fotheringay das Blutgerüst bestieg, war sie verurtheilt, um ein Komplott gewußt, an einer Verschwörung sich betheiligt zu haben, deren Zweck es war, die Königin Elisabeth zu ermorden, Maria aus dem Gefängniß zu befreien und auf den Thron von England zu setzen, den sie als ihr rechtmäßiges Erbtheil früher offen erklärt hatte und im Innersten ihres Herzens sicherlich auch noch hinter den Mauern des Gefängnisses betrachtete. Sie selbst, die mit freimüthiger Entschiedenheit den Richtern gegenüber, die sie nie anerkannte, stets ihr Recht betont hat, mit auswärtigen Königen und Staaten über Pläne zu ihrer Befreiung aus einer Gefangenschaft zu verhandeln, welche, mag man zu Elisabeth's Entschuldigung sagen, was man will, immer nur vom Standpunkt der Politik, nie vom Standpunkt des Rechtes aus zu vertheidigen ist — Maria selbst hat niemals gestanden, der Ermordung ihrer Gegnerin zugestimmt oder dieselbe gar geplant zu haben. Ihre Ankläger meinten überzeugende Beweise dafür in Händen zu haben: die aufgefangene Korrespondenz Mariens mit Babington, dem Haupte der Verschwörung, lag dem Gerichtshofe vor, der über die Schottenkönigin urtheilte, er hatte die Zeugenaussagen ihrer verhafteten Sekretäre Curle und Nau — aber Maria hat trotz ihres wiederholten Verlangens nie die Originale der Briefe gesehen, auf die man den Beweis ihrer Schuld gründete, nie ist sie mit jenen Sekretären konfrontirt worden, deren Aussagen für sie verderblich wurden: auch die einfachsten Regeln eines gerechten Prozeßverfahrens sind ihr gegenüber nicht beobachtet worden, und namhafte Forscher haben sich neuerdings dafür ausgesprochen, daß sie das Opfer eines verdammenswerthen Komplotts geworden sei, daß sie ahnungslos in die Falle ging, die man ihr gelegt hatte, indem sie mit bestochenen Kreaturen des englischen Ministeriums in Verbindung trat. Aber selbst wenn sie dessen schuldig war, was ihr vorgeworfen wurde, — wer möchte die unglückliche Fürstin, die in Elisabeth nur ihres Gleichen, nicht ihre Herrscherin sah und sehen konnte, die achtzehn Jahre lang ohne einen Schatten von Recht in immer strengerer Gefangenschaft gehalten wurde, deshalb verdammen, wenn sie, sich gleichsam im Kriegszustande mit Elisabeth betrachtend, von jedem Mittel Gebrauch machte, um ihre Freiheit wieder zu erlangen? Mariens Tod mag eine politische Nothwendigkeit gewesen sein, man mag Elisabeth beklagen und entschuldigen: allein die Sympathie der nachlebenden Geschlechter gebührt dem Opfer und nicht der Henkerin!

Sie gebührt dem Opfer, — aber auch der Ehebrecherin, auch der Mörderin ihres Gemahls? Ist es nicht die Schuld von längst vergangenen Jahren, welche in der Blutszene von 1587 die späte aber sichere Hand der historischen Gerechtigkeit streng, aber nicht zu streng strafte? Das ist die Frage, die man vor allem für die Beurtheilung von Mariens Charakter, ihrer Schuld oder Unschuld aufwerfen muß, ihr dürfen wir wohl einen Augenblick der Betrachtung widmen.

Die äußerlichen Thatsachen, die der Entscheidung zu Grunde liegen müssen, sind kurz die folgenden. Im Juli 1565 hatte sich Maria nach langem Schwanken

entschlossen ihrem Verwandten, dem Sohne des Grafen Matthew Lennox, dem jungen Lord Henry Darnley*) die Hand zu reichen. Daß dieser Gemahl, ein ehrgeiziger, ausschweifender, feiger und schlechterzogener Jüngling, der liebenswürdigen und geistvollen Königin in keiner Weise ebenbürtig war, wird allseitig zugegeben: die Zerwürfnisse, die zwischen ihnen ausbrachen, als Darnley Antheil an den Regierungsgeschäften verlangte, denen er keineswegs gewachsen war, wurden bald offenkundig, sie erreichten ihren Höhepunkt nach der schnöden That des 9. März 1566, da Darnley, mit einer Rotte Bewaffneter in das Gemach seiner Gemahlin eindringend, ihren Günstling Riccio, der auf die Staatsangelegenheiten großen Einfluß hatte, aber sicher nicht in unerlaubten Beziehungen zur Königin stand, vor ihren Augen niedermetzeln ließ. Während so Maria ihren Gemahl hassen oder verachten lernen mußte, hatte Darnley durch sein feiges Benehmen nach Riccio's Mord — er ließ seine Helfershelfer schmählich im Stich — auch bei dem schottischen Adel jede Sympathie verscherzt: es steht fest, daß ein Bund der vornehmsten Häupter desselben, der Murray, Morton, Argyle, Bothwell, geschlossen wurde, um ihn aus dem Wege zu räumen. Am 19. Juni 1566 gebar Maria einen Sohn, den späteren Jakob I.; es ist bezeichnend für das Verhältniß zwischen ihr und Darnley, daß der Vater bei der Taufe seines Sohnes nicht erschien. Bald nach derselben begab er sich nach Glasgow, wo er Anfangs 1567 an den Masern erkrankte. Maria begab sich am 23. Januar zu ihm: an seinem Krankenbett fand eine Versöhnung statt; Darnley folgte ihr nach Edinburg, wo er nicht im Palast, sondern der reineren Luft wegen in der Nähe desselben eine Wohnung bezog und einige Tage von Maria sorgsam gepflegt wurde. Am 9. Februar ging die Königin, um der Hochzeit einer Hofdame beizuwohnen, in den Palast von Holyrood; am 10., in der Frühe ward Darnley durch Graf Bothwell's Diener erdrosselt, das Haus, in dem er wohnte, in die Luft gesprengt. Bothwell war Herr der Situation. Am 12. April des Mordes angeklagt, ward er freigesprochen, am 19. unterzeichneten die Häupter der Aristokratie eine Bundesakte, durch welche sie sich verpflichteten, eine Heirath zwischen der Königin und Bothwell herbeizuführen; zwei Tage darauf entführte der letztere die Königin und brachte sie auf sein Schloß zu Dunbar; nach einer Woche Gefangenschaft willigte Maria in die Heirath, die am 15. Mai zu Holyrood vollzogen wurde. Eine neue Verschwörung des Adels brach alsbald aus; am 15. Juni 1567 wurde Maria gefangen genommen; Bothwell entfloh.

Diese Thatsachen lassen eine doppelte Deutung zu. Entweder Maria hat, als sie nach Glasgow ging, den kranken Gemahl zu besuchen, bereits mit Bothwell im verbrecherischen Einvernehmen gestanden: sie hat dem Mörder sein Opfer in die Hände geliefert, sie ist nicht nur Ehebrecherin, sondern auch Mitwisserin und Theilnehmerin des Mordes. Oder aber die Versöhnung mit Darnley, dem Vater ihres Kindes, war seitens der Königin aufrichtig gemeint, gleichviel ob sie vorher um die Anschläge des Adels gegen denselben gewußt hat oder nicht: sie ist an dem Morde unschuldig. Daß in dem letzteren Falle die schleunige Ausführung des Mordes durch Bothwell, der das Ziel seines Ehrgeizes zu verlieren meinte, sich erklärt, daß es sich ebenso erklärt, daß von Seiten des Adels, der den schwachen

*) Ich behalte diese Namensform, als die gewöhnliche, hier bei, obwohl Petrick, Die Briefe der Königin Maria Stuart an den Grafen Bothwell (Petersburg 1873) S. 5 ff. den Beweis führt, daß der Name Darnley zuerst 1659 auftritt, in allen älteren Quellen aber Darley ohne „n" lautet.

Darnley nicht als Herrn über sich erkennen wollte, noch viel weniger das strenge Regiment Bothwell's je ertragen werden konnte, liegt auf der Hand. Beide Auffassungen existirten schon zur Zeit der That: daß die erstere verbreiteter war, darf uns weder wundern noch gegen Maria einnehmen; zu allen Zeiten ist die Schuld hochstehender Persönlichkeiten leichter geglaubt worden als ihre Unschuld, und im damaligen Schottland ging das Interesse der extrem protestantischen Partei wie das des hohen Adels gleichmäßig dahin, Maria zu beseitigen: die erstere haßte in ihr die eifrige und gläubige Katholikin, die Freundin und Verwandte der Guise, und die Lords konnten, wenn Marie entthront war, noch auf lange Jahre die Zügel der Regierung im Namen des unmündigen Jakob in eigenen Händen halten.

Zweimal ist Mariens Schuld oder Unschuld einer Art von Untersuchung unterzogen worden. Zuerst im Dezember 1567, als das schottische Parlament das Verfahren der Lords gegen Maria billigte, und die Königin der ihr zur Last gelegten Verbrechen für überführt erklärte. Sodann im Oktober 1568, nach Mariens Flucht nach England, als die Königin von dem schottischen Regenten Murray vor einer von Elisabeth eingesetzten Spezialkommission des Mordes angeklagt wurde, ohne daß es diesmal zu einer formellen Entscheidung kam. Beide Male spielen bei der Untersuchung die sogenannten Chatoullenbriefe die Hauptrolle, d. h. eine Reihe von Briefen, die angeblich von Maria an Bothwell gerichtet, von ihren Anklägern produzirt wurden. Unter diesen Briefen sind namentlich zwei von hervorragender Wichtigkeit, die aus der Zeit des Glasgower Besuches bei Darnley stammen. In dem einen, dem längsten von ihnen, gesteht Maria wieder und wieder in glühenden Ausbrüchen ihre Liebe zu Bothwell; als sie von ihm schied, habe sie ihr Herz zurückgelassen, keinen anderen Wunsch habe sie, als wieder mit ihm vereinigt zu werden, in seine Arme zurückzukehren. In Glasgow müsse sie bei ihrem Gemahl lügen, heucheln, schmeicheln; es widerstrebe ihr, ihr Herz blute dabei, aber sie thue es, um den König sicher zu machen und dem Geliebten zu gefallen. Von dem Mordplan ist nicht mit ausgesprochenen Worten die Rede, aber nicht mißzuverstehende Andeutungen auf ihn finden sich in großer Zahl, sie sind nicht in Abrede zu stellen. Hat Maria diese Briefe geschrieben, so ist ihre Schuld auch an dem Morde zweifellos.

Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß die Diskussion über die Schuld oder Unschuld der Königin sich hauptsächlich um die Frage nach der Echtheit dieser Briefe dreht. Dieselben waren — so behaupteten die Ankläger Mariens — in einem silbernen Kästchen enthalten, das früher Franz II. von Frankreich, dem ersten Gemahl Maria Stuart's, gehört hatte und das Sir James Balfour, der Gouverneur des Schlosses von Edinburg, von Bothwell zur Aufbewahrung erhalten hatte. Bothwell schickte nach dem Aufstand einen Diener, Dalgleih, um es abzuholen, und dieser wurde am 20. Juni von den Leuten des Grafen von Morton angehalten. In dem Kästchen waren außer den Briefen an Bothwell zwei Heirathskontrakte und einige Verse von Mariens Hand, vielleicht auch Briefe von ihr an Darnley. Die Echtheit der Kassette ist zweifellos, die der Sonnette möglich, es ist klar, daß damit die Echtheit der entscheidenden Briefe an Bothwell keineswegs verbürgt ist: gerade wenn dieselben gefälscht waren, mußte es nahe liegen sie mit echten Schriftstücken zu vermischen oder wenigstens in ein Behältniß zu legen, das erweislich Maria gehört hatte: zu beidem waren die Lords, die an Mariens Entthronung Interesse hatten, nach ihrer Gefangennahme im Stande. An sich wäre es nicht

undenkbar, daß Bothwell ein Kästchen mit Preciosen in Edinburg zurückgelassen und daß in dies, nachdem es in die Hände der Lords gefallen war, die Briefe hineinpraktizirt wären. Morton erklärt, daß er die Briefe auf die angegebene Weise erlangt habe: aber Morton war von allen Feinden Mariens der unversöhnlichste und skrupelloseste. Balfour ist über das Kästchen nicht vernommen worden, Dalgleih wurde hingerichtet, ohne daß an ihn eine einzige Frage über das Kästchen gerichtet wurde.

Am 20. Juni sind angeblich die Briefe gefunden. Erst volle vier Wochen später ist zum ersten Male andeutungsweise von ihnen die Rede: am 25. Juli berichtet der englische Gesandte an Elisabeth, die Lords gedächten Mariens Schuld „durch ihre eigene Handschrift“ zu erweisen: vier Wochen lang hatte der so gut unterrichtete englische Diplomat keine Ahnung von ihrer Existenz. Und zuerst öffentlich erwähnt werden sie gar erst in einem Beschluß des geheimen Rathes vom 4. Dezember, fast 6 Monate nach ihrer Entdeckung: die Zögerung in der Verwerthung dieser für Maria so vernichtenden Aktenstücke ist mindestens auffallend.

So mysteriös wie ihr Auftauchen ist ihr Verschwinden. Ein späterer englischer Gesandte in Schottland, Robert Bowes, hat vergebens gesucht, sie für Elisabeth zu erlangen; er meinte, sie seien in den Händen eines Grafen Gowrie, der 1584 hingerichtet wurde. Seitdem sind sie spurlos verloren: in keinem öffentlichen Archiv, in keiner Bibliothek Englands oder Schottlands befindet sich ein Original oder eine Kopie derselben.

Unterschrift und Adresse fehlten den Briefen; die Handschrift allein hätte Mariens Autorschaft beweisen können. Daß Murray und seine Anhänger, daß Darnley's Vater, der greise Graf Lennox, Mariens Hand zu erkennen auf ihre Ehre behaupteten, wird niemand ernstlich als Beweis anführen; das schottische Parlament hat wahrscheinlich nur Abschriften der Briefe gesehen; die englische Kommission hat allerdings die Originale mit eigenhändigen Briefen Maria's an Elisabeth verglichen: „aber alle diese Papiere, sagt ein Mitglied derselben, lagen durcheinander auf dem Tisch und wurden vorgezeigt eins nach dem anderen, wie sie grade lagen, ohne Auswahl.“ Marien selbst ist trotz ihres Verlangens keiner der Briefe vorgezeigt worden. Daß dies keine Untersuchung war, die einen etwaigen Betrug, eine Nachahmung von Mariens Handschrift hätte aufdecken können, liegt auf der Hand.

So sind die *äußeren* Beweise für Mariens Autorschaft so schwach, daß ihre Schuld keineswegs als erwiesen gelten könnte, wenn es nur auf diese Beweise ankäme. Eine Erwägung der Frage aus *inneren* Gründen wird hinzukommen müssen. Wir haben die Briefe in vier Sprachen: lateinisch wurden sie zuerst 1571 von Buchanan, dem officiellen Apologeten der Lords, in seinem Pamphlet „Detectio Mariae Reginae“ veröffentlicht; darauf erschienen sie in schottischen und französischen Uebersetzungen dieses Pamphlets, 1572 in schottischem und französischem Texte, endlich giebt es eine englische Abschrift im Londoner Archiv, die nach einer Bemerkung des Staatssecretärs Cecil diesem vorgelegen hat. Daß Maria ursprünglich französisch schrieb, ist zweifellos, aber der uns vorliegende französische Text kann nicht der ursprüngliche sein, da er wie Goodall gezeigt hat, eine ganz unsinnige Stelle enthält, die nur durch eine falsche Uebersetzung aus dem Schottischen erklärbar ist. Die Briefe müßten also erst aus dem Französischen in's Schottische, aus dem Schottischen in's Lateinische und Französische zurückübersetzt sein! Daß dies Verhältniß — abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, die es hat — die Vergleichung erschwert, die mit

Mariens anerkannt echten französischen Briefen vorgenommen werden muß, braucht kaum bemerkt zu werden. Große Unterschiede aber ergiebt die Vergleichung auch so. Wir haben hunderte von echten Briefen Mariens; die geistvolle Schottenkönigin schrieb immer, in welcher Lage sie auch war, elegant und geschmackvoll, gewählt im Ausdruck, harmonisch in der Composition. Die Briefe aus Glasgow dagegen sind nicht nur ungeschickt und unzusammenhängend, sondern gradezu roh und unweiblich. „Ich bin müde und schläfrig, und doch kann ich nicht aufhören zu schmieren (barbouiller), so lange ich Papier habe. Verwünscht sei dieser fleckige Kerl (ce tavelé, Darnley), der mir soviel Arbeit macht, denn ohne ihn hätte ich besseren Stoff, mich mit Dir zu unterhalten." In diesem Tone geht es weiter! Es bedürfte starker Beweise, um uns glauben zu machen, daß die feingebildete Maria in solchem Dienstbotenstil geschrieben habe!

Ein anderes Moment spricht gegen die Echtheit; die Briefe enthalten chronologische Unmöglichkeiten, Widersprüche aller Art. Es fehlt an Raum, das hier eingehend auszuführen, aber Petrick hat in sorgfältiger Untersuchung eine ganze Reihe solcher Widersprüche nachgewiesen; es genügt auf ihn zu verweisen.

Aber, das ist der Haupteinwand der Vertheidiger der Briefe, „dieselben enthalten Umstände, die damals niemand außer Maria wissen konnte und die sich nachher als wahr erwiesen haben; kein Mensch in der Welt hätte sie erfinden können." Vor allem gehört dahin der ausführliche Bericht über eine Unterredung Mariens mit Darnley bei der niemand zugegen war. Später ist 1568 bei den Verhandlungen der englischen Commission ein gewisser Thomas Crawford, ein schottischer Edelmann, der vertrauteste Freund Darnley's, vernommen worden, dem der König jene Unterredung unmittelbar nachdem sie stattfand, erzählt, und der sie sofort niedergeschrieben hatte. Sein Bericht stimmt fast wörtlich mit dem Briefe Mariens überein: so genau, daß zwei Stenographen, welche dem Gespräch beigewohnt hätten, kaum größere Uebereinstimmung zeigen könnten. Gewiß ein schlagender Beweis! Nur ist leider die Uebereinstimmung so groß, daß die Vergleichung zu der Ueberzeugung führen muß, daß die beiden Berichte garnicht unabhängig von einander sein können! Nur steht leider fest, daß Crawford zur Partei der Murray und Morton gehörte! Nichts wahrscheinlicher, als daß er nach der Katastrophe Darnley's, als der Verdacht gegen Maria sich zu regen begann, den Lords seine Aufzeichnungen über ihre letzte Unterredung mit dem König mittheilte, nichts leichter denkbar, als daß eben diese Aufzeichnung die Grundlage der Fälschung bildete!

So ist die Echtheit des Briefes nicht zu erweisen, der Verdacht der Fälschung aber reichlich begründet. Sind aber die Chatoullenbriefe gefälscht, so fehlt nicht nur jeder schlagende Beweis für die Schuld Mariens, sondern eben der Umstand, daß ihre Gegner zu Fälschungen greifen mußten, läßt darauf schließen, daß es keine Beweise gegen sie gab. Die Geschichte aber hat kein Recht, über die des Mordes und Ehebruchs angeklagte Königin das Verdikt „schuldig" auszusprechen.

Harry Breßlau.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von A. Kirchhoff in Halle a. d. Saale.)

Humboldt, Ritter und Peschel, die drei Hauptlenker der neueren Erdkunde.

Es sei gestattet in diesem ersten geographischen Bericht des neuen Jahres ein wenig eingehender auf das zurückzukommen, was nur andeutungsweise bei der Einführung dieser Berichte überhaupt berührt werden konnte, nämlich auf die noch in weiten Kreisen so wenig bekannte und gewürdigte Eigenart unserer heutigen Wissenschaft von der Erde, wie sie vornehmlich den in der Ueberschrift genannten drei deutschen Forschern entstammt.

Jedermann, falls er sich nicht von leidigen Vorurtheilen beherrschen läßt, wird zugeben, daß die Lehre von einem Naturkörper in die Naturwissenschaft gehört. Folglich müßte man zuerst sich unterfangen, der Erde ihre Grundeigenthümlichkeit, die eines planetarischen Naturkörpers, zu bestreiten, bevor man die Erdkunde aus dem Bereich der naturwissenschaftlichen Disciplinen verdrängen könnte.

Die Grundlegung einer wissenschaftlichen Geographie geht daher zurück auf die Zeiten, wo man die Bedeutung der Erde als eines kleineren Sternes zu erkennen anfing, ihre wahre Gestalt und Doppelbewegung entdeckte, endlich den naturgesetzlichen Zusammenhang zu erforschen unternahm, in welchem dieser von uns bewohnte Weltkörper mit allen übrigen steht und welchem sich ebenfalls alle Erscheinungen an seiner Oberfläche unabänderlich zu fügen haben. Die größten Mathematiker und Naturforscher griechischer Nationalität sind die Begründer der Erdkunde gewesen, nicht die antiken Länderbeschreiber, so köstlichen Stoff, so überraschende Einblicke in Natur- und Völkerleben wir auch einem Herodot oder einem Thukydides verdanken.

So waren es auch nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa nicht die wackern Verfasser der mit reichlichen Holzschnitten gezierten Weltbücher, die Münster und Franck, welche den schlummernden Genius wissenschaftlicher Erdbetrachtung von neuem erweckten, sondern abermals erlauchte kosmologische Forscher: Copernicus, Kepler, Newton, Varenius. Das berühmte, erst neuerdings wieder nach Gebühr beachtete Werk des letzteren aus dem Jahre 1650 trägt bereits den klangvollen Titel: Geographia universalis. Den geschichtlichen Verlauf, wie aus der das All umfassenden Weltkunde naturgemäß erst später als ein insonderheit bevorzugter Theil derselben die Erdkunde erwuchs, spiegelt uns das monumentalste Buch unseres Jahrhunderts durch die aus dem Stoff selbst entspringende, gar nicht historisirende Gliederung seines Inhalts wieder: Humboldt's Kosmos.

Der erste Band des Kosmos enthält den ersten wissenschaftlichen Entwurf eines Weltgemäldes, die Umrisse des Weltbaus und des Weltmechanismus, sodann die des Erdbaus und Erdenlebens. Wären die den nämlichen Entwurf in detaillirender Weise aufnehmenden Folgebände zum Abschluß gediehen, so würden wir in ihnen ein vollständiges System der allgemeinen Erdkunde beschéert bekommen haben. Leider entsank zwar gerade bei Ausarbeitung des tellurischen Theils dieser mehr ins Einzelne ausgeführten „physischen Weltbeschreibung“, wie sich im schlichten deutschen Titelzusatz der Kosmos selbst nennt, der Griffel der sterbenden Hand des greisen Denkers; aber wenn auch somit dies schriftstellerisch größte Denkmal

seines Geistes ein Torso blieb, — lebendig wirkt unter uns und für alle Zeiten weiter die hochsinnige Auffassung Humboldt's vom Wesen echt wissenschaftlicher Erdkunde.

Alexander v. Humboldt lehrt uns die innerlichste Verwandtschaft der von ihm begründeten modernen Erdkunde mit der Naturforschung und zugleich ihre eigenthümliche Unterscheidung von sämmtlichen übrigen Zweigen naturwissenschaftlicher Erkenntniß gewissermaßen durch die vorwaltende Richtung seiner eigenen Studien kennen. Ein wahrer Naturforscher, also stets ausgehend von der Einzelerfahrung der Beobachtung oder des Versuchs, ruht er nicht gern eher als bis er den Kreis verwandter Erscheinungen um die ganze Erde verfolgt hat. In seinen Knabenjahren hatte er unter Leitung eines kenntnißreichen und liebenswürdigen Lehrers auf den Wiesen und auf den föhrenbewachsenen Sandhöhen beim Tegler See fleißig botanisirt; als junger Bergbeamter hat er scharfen Auges das Pflanzenleben bis in die lichtleeren Räume fränkischer Erzgruben verfolgt, nachmals mit dem treuen Gefährten Bonpland die pflanzenreichsten Länderräume, die südamerikanischen, Jahre lang ganz besonders auf ihre floristischen Schätze wandernd durchforscht, aber, so viel er dabei Neues entdeckte, er zählt so wenig zu den epochemachenden Botanikern, wie ihn die Zoologie oder Geologie, die Physik oder Chemie jemals zu ihren führenden Größen rechnen durfte, obgleich er für sie alle als Forscher thätig war. Er zersplitterte indessen mit nichten gleich einem eitlen Polyhistor seine Kräfte an unzusammenhängendes Verschiedenartige: er geizte gar nicht nach dem Ruhmeslorbeer auf irgend welchen Sondergebieten, in welche man behufs Arbeitstheilung die wesentlich eine Naturwissenschaft zu trennen beliebt, er strebte vielmehr, den allseitigen ursächlichen Verband zu erfassen, der Pflanzen- und Thierwelt, organische und anorganische Welt, Länder und Meere unter dem ewigen Austausch der rastlosen atmosphärischen Bewegungen einheitlich umschlingt, so daß auch nicht das kleinste Einzelwesen unabhängig von dem unendlich mannigfaltigen Zusammenspiel des Ganzen gedacht werden könnte.

Da nun die Summe der uns selbst mit in sich einschließenden irdischen Naturerscheinungen nichts anderes ist als eben die Erde, so begreift es sich aufs einfachste, daß das Endziel von Humboldt's charakteristischem Forscherstreben das geographische war. Nicht die einzelne Pflanze als solche vermochte ihn dauernd zu fesseln, sondern theils die Physiognomie der Landschaft, wie sie in der Form der Steppe oder des Waldes, durch das gesellige Wachsthum gleichartiger Holzgewächse in den gemäßigten Erdgürteln oder das bunteste Durcheinander des tropischen Urwaldes bestimmt wird, theils die Gesetzlichkeit, mit welcher das Pflanzenleben an die klimatischen Bedingungen, diese wieder an die der Breitenlage zukommende Sonnenbestrahlung, an die Herrschaft feuchter oder trockener Winde, an die Erhebungen des Bodens gekettet ist. Sorgfältig lag er selbst magnetischen und Wärme-Beobachtungen ob und sammelte die von anderen angestellten, aber nicht um Handlanger ermittelter Einzelergebnisse für Andere zu sein, auch nicht um an theoretischer Enträthselung der betreffenden Naturkräfte im allgemeinen sich zu versuchen, sondern um das die Vertheilung des Erdmagnetismus an der Oberfläche des Planeten glücklich veranschaulichende Liniennetz zu vervollkommnen und in analog beredter Kartensymbolik die Wärmeverhältnisse in vorher noch nie gekannter Weise auszuprägen. Und alles das, die Pflanzenphysiognomik und Pflanzengeographie, die noch ausschließlicher ihm zu verdankende Idee der Vereinigung aller bis dahin

nur vereinzelten Wahrnehmungen über die örtliche Jahreswärme in Gürtel ungefähr gleicher Mittelwärme, sogenannte Isothermengürtel, es diente wieder nur dazu, im Verein mit der Ausmessung von Meerestiefen und Festlandplastik, dem System von Luft- und Meeresströmungen, dem in den Vulkanen am augenfälligsten sich offenbarenden unermüdeten Getriebe geologischer Umgestaltung die Erdphysik zu ergründen d. h. den Kosmos, die natürliche Ordnung des Erdballs als des einzigen unserer Forschung näher zugänglichen Stäubchens im Kosmos des Weltganzen.

Gewiß gab es schon vor Humboldt eine unverächtliche Wissenschaft von der Erde. Die Lehre von der Eigenschaft der Erde als Weltkörper war in den wesentlichsten Grundzügen bereits im 17. Jahrhundert fertig geworden, eine Menge werthvoller Thatsachen über die Natur der Erde und deren Rückwirkung auf ihre Bewohner bis empor zum Menschen hatte Johann Reinhold Forster als Begleiter Cook's auf dessen folgenreicher Entdeckungsfahrt mit überlegenem Scharfsinn gesammelt, und der Philosoph Kant lehrte sogar schon physische Erdkunde auf deutschem Katheder. Dennoch gebührt allein Humboldt das hohe Verdienst, die Gesammtheit der irdischen Naturerscheinungen, von denen manche wichtige Gruppe, wie eben angedeutet, durch ihn erst unter zusammenfassenden Gesichtspunkten lehrreich als solche hervortrat, als ein streng naturgesetzliches System von Ursachen und Wirkungen also wissenschaftlich dargestellt (oder die Darstellung vorgezeichnet) zu haben, so weit das nach dem bis um die Mitte unseres Jahrhunderts erreichten Maß naturkundlicher Einsichten möglich war.

Man sollte also aufhören, den unvergeßlichen Mann als „größten Naturforscher" oder gar mit jener ihm selbst einst so unliebsamen, weil ganz fehlgreifenden Ueberschwänglichkeit als „zweiten Entdecker von Amerika" zu feiern, sondern ihn ehren als denjenigen, der der Welt gezeigt hat, wie man die ganze Fülle der zur Zeit gewonnenen Naturkenntniß methodisch verknüpfen müsse, um nicht sowohl zu den bis dahin gelehrten Naturwissenschaften eine neue hinzuzufügen, als vielmehr die schulmäßig zersplitterten in einer **allgemeinen Erdkunde** ihre Ergebnisse fruchtbar wechselseitig durchdringen zu lassen zur Enthüllung des Erd-Kosmos. Versäumen dürfen wir indessen nicht, dem eben genannten ein nicht minder hohes Verdienst zur Seite zu stellen, ohne welches Humboldt doch nur zur Hälfte der neueren Erdkunde Lenker geworden wäre: durch sein Werk „Essai politique sur le royaume de la Novelle Espagne" hat er auch der **besonderen Erd-** d. h. **der Länderkunde** ein unvergleichliches Muster aufgestellt, indem er am Beispiel Mexicos den Weg wies, die Natur eines einzelnen Erdraums nach Bodenbau, Klima, Pflanzen- und Thierwelt gleichsam mikrokosmisch, als Wiederspiel der allgemeinen tellurischen Ordnung im enger umgrenzten Theilgebiet zu erläutern und dann darzuthun, wie der Mensch durch diese Landesnatur leiblich und seelisch beeinflußt wurde, wie er jedoch noch viel sichtlicher selbstthätig diese Natur umgeschaffen: Pflanzungen heimischer und auswärtiger Gewächse in der früheren Wildniß angelegt, nützliche Thiere zu seinem Dienst und zu seiner Ernährung eingeführt, die fossilen Bodenreichthümer erschürft, Ansiedelungen, Gewerbe und Handel, häusliche und staatliche Satzung auf all diesen Grundlagen auferbaut hat. Es ist nicht weniger als was die Aufschrift verheißt: ein Versuch, den Staatsorganismus bis auf seine ethnisch-physischen Wurzeln zu verfolgen d. h. geographisch zu erklären.

Welch' eine Zeit, als A. v. Humboldt und Karl Ritter in neidloser Freundschaft verbunden an diesem herrlichen Werk der Verjüngung einer der ältesten, in ihrer

allumfassenden Bedeutung zu lange verkannten Wissenschaft trotz aller Verschiedenheit des Standpunktes einmüthig arbeiteten! Damals war Berlin durch diese zwei Geistesheroen die Hauptstadt der Erdkunde; mochte in London und Petersburg noch so viel des kostbarsten Rohstoffs geographischer Entdeckungen einlaufen, in Paris wie in England fortdauernd Tüchtiges auf einzelnen geographischen Gebieten geleistet werden, — seit Humboldt 1827 von Paris nach Berlin übergesiedelt, hatte sich der örtliche Thronwechsel entscheidungsreich vollzogen. Denn nicht der Wissensstoff macht die Wissenschaft und nicht das Verfolgen, sondern die Eröffnung der Forschungswege ist das Größte.

Gerade als Humboldt in seine Vaterstadt zurückkehrte, hatten Ritter's Vorlesungen an der Berliner Universität begonnen ihre mächtige Zugkraft zu äußern. Außer durch seine denkwürdigen 61 Vorträge während des Winters von 1827 zu 28, in denen er den Kosmos gleichsam vorherverkündete, wirkte Humboldt nur schriftstellerisch; Ritter hingegen zündete fast noch mehr durch seine mündliche Lehre als durch seine ungeheuer fruchtbare Feder. Man irrt doch wohl, wenn man meint, daß letzterer fast schülerhaft in der Erfassung seines Lebensberufs von A. v. Humboldt bestimmt worden wäre, als er dereinst in Frankfurt a. M. einige Tage freilich höchst anregender Unterhaltung mit dem kurz vorher aus der Tropenwelt heimgekehrten Forscher verlebte. Viel früher schon, im Frühjahr 1804, bekannte sich Ritter im Vorwort zu seinem (unvollendet gebliebenen) Erstlingswerk über Europa klar und deutlich zu der Idee, deren Realisirung seinen Namen unsterblich gemacht hat: die Geographie müsse errettet werden aus der geistlosen Behandlung der nur Namen und Zahlen trostlos häufenden Kompendienschreiber; aus dem öden Haufwerk der Theile müsse ein der Wirklichkeit entsprechendes lebensvolles Ganze erstehen, aus der langweiligen, weil völlig gedankenlosen Erdbeschreibung eine dem ursächlichen Zusammenhang nachforschende, Geist und Phantasie belebende, des Namens einer Wissenschaft würdige Erdkunde werden. „Ich suchte die Geographie," sagt er von jenem jugendlichen, aber sehr bedeutsamen Versuch, „wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, pragmatisch zu machen. Die Erde und ihre Bewohner stehen in der genauesten Wechselverbindung, und ein Theil läßt sich ohne den andern nicht in allen seinen Verhältnissen getreu darstellen. Das Land wirkt auf die Bewohner und die Bewohner auf das Land."

Diese eine ganze Welt von Problemen erschließende Ansicht von dem unlösbaren Zusammenhang der Menschheit mit ihrer Mutter Erde hat Ritter also nicht von dem Urheber des erst 1811 erschienenen „Essai politique" überkommen. Sie war ihm von Anbeginn seiner Lehrer- und Forscherthätigkeit eigen, und wenn sie auch keineswegs neu zu nennen, in ihr vielmehr nur der Geist eines Strabon nach achtzehnhundertjährigem Todesschlaf wieder auferstand, so hat er ihr doch eine so erfolgreiche Durchführung und eine so allgemeine Anerkennung verschafft, daß sein Ruhm ungeschmälert bleiben wird, Mitbegründer der modernen Erdkunde gewesen zu sein. Nur sollte man diese Wissenschaft Humboldt's nicht sich gewöhnen die Ritter'sche zu nennen; das verstößt gegen Ritter's eigenes Urtheil, welches, wenn auch von der Bescheidenheit des echten Gelehrten rühmlich zeugend, doch in gerechter Würdigung davon dem großen Zeitgenossen den Vorrang zollte, daß das eigene Verdienst an der Wiederaufrichtung wissenschaftlicher Geographie erst in zweiter Stelle folge.

Nicht darum lasse man sich verstimmen, weil Ritter's Erdbetrachtung eine durchaus teleologische war. In aufrichtigster Frömmigkeit kam der tief gemüthvolle

Erdforscher zu einer psychologisch fesselnden Schlußfolgerung: er fand tausendfach bestätigt die Abhängigkeit der Völkerentwicklung von den materiellsten Einflüssen des Wohnorts; sein Glaube an einen persönlichen, über der Natur stehenden Gott wurde dadurch nie erschüttert, wohl aber führte er ihn folgerecht zu dem heiligsten Grundsatz seiner der Skepsis unzugänglichen Seele, daß nämlich der unsichtbar sichtbare Lenker der Völkergeschicke die Erde sich als das Werkzeug zur Erziehung der Menschheit erkoren habe. Eben diese begeisterungsvolle Ueberzeugung verlieh seinen Worten den Nimbus der Prophetie, sie vor allem war es, die ihn zur aufopfernden Forscherthätigkeit bis in sein hohes Greisenalter spornte, — lassen wir das Mittel einmal den Zweck heiligen.

Ganz etwas anderes verpflichtet uns, Humboldt über Ritter zu stellen. Jener wurde durch die in der Sache liegende Nothwendigkeit von dem umfassendsten Studium der Natur zu dem der Erde getrieben, dieser wurde umgekehrt von der Länderkunde mannigfach auf das naturwissenschaftliche Gebiet geführt, doch mehr um sporadisch Erklärungsmittel zu entleihen; so erhob jener die grundlegende allgemeine Erdkunde zu einem hohen Rang und erfüllte sie mit neuen schöpferischen Gedanken, dieser hinterließ ein zwar umfangreiches und auch gehaltvolles Lehrgebäude über afrikanische und asiatische Länderkunde, welches gleichwohl dem auf Mejico beschränkten Humboldt'schen Muster an harmonischer Ausführung nachsteht. Fast möchte man von Ritter's Hauptwerk, der auf 21 Bände ausgewachsenen Erdkunde (die er leider nicht mit dem treffenden Attribut „pragmatische“, sondern in einer etwas sonderbaren Benutzung eines Kunstausdrucks von wesentlich anderem Sinn „vergleichende“ nannte), aussagen, was einst Lessing von Klopstock: wer rühmt den Ritter nicht, doch wer liest ihn? Jeder der stattlichen Bände birgt eine unschätzbare Fülle objectiv quellenmäßiger Darstellung über Land und Volk, über geschichtliche Vorgänge und deren geographischen Schauplatz. Aber die Betrachtung ist vorwiegend historisch zurückschauend, minder zugewandt dem statistisch doch allein klarer zu erfassenden, mithin auch allein gründlicher geographisch zu erläuternden Leben der Gegenwart; vor allem jedoch geht die Erörterung der Hauptsache, des geographischen Substrats der Volksentwicklung, zu selten über eine wohlgeordnete Beschreibung hinaus; zu wenig erfährt man vom Gewordensein des Landes, von der machtvollen Vermittlung, welche das Klima spielt zwischen Bodenbau und Lebenswelt, von der umgestaltenden Einwirkung der Volkswirthschaft auf den Boden, der Landesnatur auf das Volk; die mitunter detaillirt erzählten geschichtlichen Ereignisse zeigen öfters keine engere Beziehung zu ihrem Erdraum als das Drama zu den Coulissen.

Weitaus das Wunderbarste ist dieses: Ritter, der sich von vorn herein dem Beruf eines Erziehers zugewandt hatte, und der seit Uebernahme der Berliner Professur vor Humboldt den Vortheil genoß, Jahr für Jahr Hunderte lernbegieriger Jünglinge zu tüchtigen Lehrern der Erdkunde ausbilden zu können, versäumte es so gut wie ganz, diese Gelegenheit zu benutzen. Wenige seiner Zuhörer wären zu nennen, die Eifer für die geographische Wissenschaft und Lehrbegabung genug besessen, um selbständig der Schule die hohen Gedanken des würdigen Lehrers einigermaßen zu gute kommen zu lassen. Im allgemeinen wurde wenig gespürt in unseren Schulstuben vom neuen Odem der Geographie, mitunter sogar schlimme Verirrung: schwächlich frömmelndes Phantasiren über Prädestination, hochtönendes Gerede über „Weltstellung“ der Länder, Kulturwunder der Küstengliederung, worüber dann die elementare Grundlage aller Erdbeschreibung, die topische, arg vernachlässigt ward.

Meistens herrschte unbehelligt jene alte geistlose Zahlen- und Namenmerkerei, als hätte es nie einen Humboldt und Ritter gegeben, ja man bekannte sich amtlich in Preußen zu dem kaum begreiflichen Grundsatz: die Geographie sei eine — historische Wissenschaft!

Daß es jüngst anders zu werden begonnen hat, danken wir vornehmlich dem klaren Kopf und der Pflichttreue im Schriftsteller- wie Lehrerberuf unseres Peschel. Die wenigen Jahre 1871—75, in denen er, der nicht zum Lehrfach vorgebildete, den Leipziger Lehrstuhl inne gehabt hat, sind für Wissenschaft und Schule überaus segensreich geworden. Oskar Peschel hat es verstanden, Begeisterung für die wieder fast einer Kinderkrankheit gleich geachtete Erdkunde zu erwecken und hat dem Schulunterricht in derselben die gesunde Weisung ertheilt, den Gegenstand vor allem als einen naturkundlichen zu behandeln. Wir Geographen erinnern uns nun wieder deutlicher, daß Humboldt unser geistiger Vater ist.

Im Gebrauch der deutschen Sprache ein wahrer Klassiker, dabei schlicht und gemeinverständlich auch in gedankenschwerer Entwicklung, zeigt Peschel in seiner „Völkerkunde" den Einfluß der Ländernatur auf das Leben der Völker von mancher bisher unbeachtet gebliebenen Seite aus, verbannt aber die Anschauung eines mysteriös allmächtigen Waltens der Erde über eine automatenhafte Menschheit und spricht es laut aus: die That des Menschen ist es, welche den Vorzug eines Landes verwerthen oder vernachlässigen kann, ja mitunter entwickelt sich die Thatkraft eben an dem Widerstreben der Natur. Wohl vermögen z. B. starkgegliederte Küsten und küstennahe Inseln Schiffervölker zu erziehen, indessen am ägäischen Inselmeer erwuchs der Grieche, nicht der Osmane zum Seefahrer, am sturm- und klippenreichen Fjordenstrand Norwegens scheute der Lappe die Fahrt auf hohe See, ebenda wuchs den Normannen das Herz, ein erstes Mal den atlantischen Ocean bis in die Neue Welt zu durchmessen. Australien müßte Ahriman erschaffen haben, hätte der Zweck vorgelegen, die armen Schwarzen im meerumfangenen Lande wie in einer Falle zu fangen, um sie ungezählte Jahrtausende hindurch hungernd und dem Verschmachten immer nahe unstät von Ort zu Ort zu scheuchen!

In der reizvollen kleinen Schrift seiner „Neuen Probleme" macht Peschel nicht blos anziehende Entdeckungsreisen mit uns über den Globus, um in gefälligster Weise zu offenbaren, wie bei allseitigem Vergleichen ähnlicher tellurischer Erscheinungen die Summe der sie verursachenden Bedingungen d. h. ihre Erklärung wie von selbst sich entschleiert; außer dieser hochwichtigen methodischen Unterweisung läßt er uns zugleich den Werth der geologischen und klimatologischen Lehren für wissenschaftliche Geographie an hervorragend wichtigen Beispielen prüfen. Anknüpfend eben in dieser Hinsicht wieder an das, was Humboldt seiner Zeit nach Kräften leistete, verwerthet er die inzwischen zumal von Lyell und Darwin ausgegangenen Fortschritte, die uns über die unablässige Veränderung der Erde und ihrer Bewohner aufgeklärt haben, um Ernst zu machen auch auf dem Gebiet der Erdkunde mit der berechtigten Forderung der Entwicklungsgeschichte; gilt es doch auch für die Erde, daß man das Seiende nur als ein Gewordenes wahrhaft versteht.

Alfred Kirchhoff.

Philosophie und Aesthetik.

(Bericht: Herausgegeben von M. Carriere und J. Huber in München.)

Die Denknothwendigkeit und das Bewußtsein; Hermann Ulrici's Stellung in der Philosophie der Gegenwart.

Schon sind es mehr als vierzig Jahre, daß zwei Bände einer Geschichte der hellenischen Dichtkunst erschienen, Epos und Lyrik behandelnd, die auf der Grundlage des philologischen Materials vornehmlich das organische Werden und Wachsen und die ästhetische Würdigung betonten. Der Verfasser, Hermann Ulrici, hatte in der begonnenen juristischen Laufbahn keine Befriedigung des in ihm vorwaltenden Sinnes für Philosophie und Poesie gefunden, habilitirte sich in der philosophischen Fakultät zu Berlin und ward Professor in Halle. Statt des erwarteten dritten Bandes über das griechische Drama folgte aber ein Buch über den größten Dramatiker der neueren Zeit, über Shakespeare, dessen Kunstprinzip und Weltanschauung hier so tief und klar aufgefaßt und dargestellt war, daß die nachfolgenden Bücher von Gervinus, Kreyssig u. A. das von Ulrici nicht in Schatten, sondern in's Licht stellten. Er erkannte, daß jedem Werke des Dichters eine bestimmte Idee zu Grunde liegt, die sich in der Regel in einer Doppelhandlung entfaltet, das Einheitsband derselben bildet, und gerade durch ihre Verwirklichung in verschiedene Sphären ihre Allgemeingültigkeit zur Erscheinung bringt; er wies nach, wie die Charaktere selbst sich ihr Loos bereiten durch die Stellung, die sie sich zu jener Idee geben, die sich dadurch als die das Ganze durchwaltende Schicksalsmacht erweist, nicht als blindes Verhängniß, sondern als sittliche Nothwendigkeit. In der ersten Auflage hatte das Werk etwas pietistischen Beigeschmack für eine vom Religiösen sich abwendende Zeit; Ulrici tilgte dies bei zwei folgenden Umarbeitungen, die vornehmlich auch durch die reichere Verwerthung der in England und Deutschland zu Tage geförderten näheren Kenntnisse der Geschichte des Schauspiels überhaupt erweitert wurden; Ulrici stand durch dies Werk an der Spitze der Shakespeare-Gesellschaft. Nehmen wir hinzu, daß er neuerdings einen Band Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik veröffentlichte und darin vornehmlich den Kirchenbau und die großen Meister der Malerei charakterisirt, so haben wir schon hier die Ergebnisse schriftstellerischer Thätigkeit, die neben dem Lehrerberuf das Leben eines Mannes ehrenvoll ausfüllt.

Und doch ist sie für Ulrici eher eine peripherische als die centrale, jedenfalls nur eine Begleiterin dieser letzteren, die in dem Bestreben liegt, eine wissenschaftliche Philosophie zu begründen, die Ergebnisse der Naturforschung für die Erkenntniß der materiellen Welt und des menschlichen Organismus zu prüfen, und nicht im Widerstreit mit ihnen, sondern auf der Basis des Realen selbst das Ideale, die sittlichen Principien, die Religion und die Gottesidee darzustellen, den lebendigen selbstbewußten Gott als die Voraussetzung und das Ziel der Natur und Geschichte und der diese behandelnden Wissenschaften aufzuweisen. In diesem Geiste erschien 1845 das zweibändige Werk: Das Grundprincip der Philosophie, indem Ulrici durch eine Darstellung und Kritik der neueren Philosophie sich den Weg zur übersichtlichen Entwicklung seiner eignen Lehre bahnte. Ein System der Logik, eine Schrift: Glauben und Wissen, das Buch: Gott und die Natur, bereits

in dritter Auflage, die Psychologie oder Gott und Mensch, bereits in zweiter Bearbeitung, ein Naturrecht haben sich als weitere Ausführung angeschlossen; möge der Verfasser Kraft und Lust behalten, wenigstens noch die Religionsphilosophie zur Krönung des Gebäudes hinzuzufügen. Auch Kant hat ja sein maßgebendes Buch auf diesem Gebiete (die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft) als Greis geschrieben.

Ulrici's Ausgangspunkt ist das Streben nach wissenschaftlicher Sicherheit in der Erkenntniß. Wie Cartesius und wir mit ihm findet er das Urgewisse in unserem eignen Denken; und daran können wir nicht zweifeln. Er wirft die Doppelfrage auf: Worauf beruht die Gewißheit und Evidenz in besonderem Erkennen, was gilt uns für evident und gewiß? Und dann: Wie kommen wir zu bewußten Vorstellungen, wie entsteht das Bewußtsein, das Selbst? Evident und gewiß ist das Denknothwendige, was wir denken müssen und nicht anders auffassen und ansehen können. Es ist ein Doppeltes, einmal das, was aus der Natur unseres Denkens, aus den logischen Normen und Gesetzen unmittelbar folgt, dasjenige, ohne welches das Denken selbst nicht möglich wäre, oder was aus seiner Wesensbestimmtheit sich ergiebt, und hierauf gründet sich der Idealismus. Aber daneben haben wir Sinnesempfindungen, Gefühle, Anschauungen, die sich uns aufdrängen, die wir nicht ändern oder abweisen können, die immer und für alle sich in gleicher Weise darstellen. Wir erschließen nach dem in uns liegenden Kausalitätsgesetz auf wirkende Kräfte außer uns, die eine zwingende Gewalt für die Erzeugung der Empfindungen und Anschauung in uns üben, wir sehen in ihnen den unleugbaren Beweis des Thatsächlichen, und begründen darauf das Erfahrungswissen, den Realismus. Ich setze hinzu: Wo Beides zusammentrifft, das Logische, das wir aus reiner Vernunft nach deren Gesetze erschließen, und das Erfahrungsmäßige, das auf der sinnlichen Gewißheit der Wahrnehmung beruht, wo das als nothwendig Gedachte mit der thatsächlichen Wirklichkeit zusammentrifft, da haben wir die volle wissenschaftliche Erkenntniß. Thatsachen ohne die Einsicht in ihr Gesetz, Gesetze ohne die Einsicht in ihren Zusammenhang, ihre Vernünftigkeit sind Stufen zum wahren Wissen, aber noch nicht seine Vollendung; ebenso die Ideen der Vernunft, wie Gott und Unsterblichkeit, die wir wohl als nothwendige Voraussetzung oder Ergänzung des thatsächlich Erfahrenen aus demselben folgern, während uns die unmittelbare Anschauung mit ihrer zwingenden Gewalt noch fehlt.

Den größten Nachdruck legt Ulrici auf unser Denken als unterscheidende Thätigkeit. Jedes Ding hat seine Bestimmtheit im Unterschiede von anderen, ebenso jeder Gedanke. Unterscheiden ist zugleich Beziehung des Verschiednen auf einander und setzt eine gemeinsame Sphäre des Unterschiednen und ein einheitliches Wesen des Unterscheidenden voraus. Nur als Inhalt unseres Bewußtseins ist etwas für uns vorhanden, nur unser Bewußtsein unterscheidet und vergleicht die Dinge. Es selbst ist aber keine ursprüngliche Qualität unseres Wesens, nicht fix und fertig in uns vorhanden, sondern es entsteht und entwickelt sich, es verliert sich im Schlaf, und ist selbst das Ergebniß innerer Thätigkeit und an Bedingungen geknüpft. Die Entstehung unserer Vorstellungen ist thatsächlich erwiesenermaßen an die Reizung der Sinnesnerven, an die dadurch vermittelte Empfindung gebunden. Nun sind aber Klang, Licht, Wärme nicht außer uns als solche da, so daß wir sie nur in uns aufnehmen wie der Spiegel ein Bild; vielmehr sind es die Ortsbewegungen der Atome, der Wellenbewegungen der Luft und des Aethers, welche von uns in die

Empfindung von Geschmack und Geruch, von Kälte und Wärme oder von Klang, Licht, Farbe übersetzt werden.

Das ist kein leiblicher natürlicher Vorgang, sondern ein seelenhaft idealischer. In der Außenwelt giebt es nur eine Verschiebung und andere Verbindung der Atome, nur eine nach außen gehende und von außen zurückkehrende Bewegung oder Ortsveränderung: das behauptet die moderne Naturwissenschaft mit größter Entschiedenheit, und Dubois-Reymond hat offen und ehrlich bekannt, daß vor der Freiheit des Geistes und bereits schon vor der Empfindung die analytische Mechanik aufhört. Daß eine Bewegung der Nervenmoleküle in die Empfindung von Wärme, Klang, Licht umgesetzt wird, ist eine Bewegung im Innern eines thätigen Wesens, das den Anstoß von außen in sich aufnimmt, in ein Element seiner selbst verwandelt, ihn so in sich finden, empfinden kann. Empfindungen sind innerliche Lebensacte, Zustandsänderungen eines für sich seienden Wesens, und indem dies inne wird, daß sein Zustand sich ändert, fühlt es sich dadurch gefördert oder gehemmt, fühlt es Lust oder Unlust, kommt es zu sich selbst.

Ohne Empfindungen und Gefühl kein Bewußtsein; es muß etwas da sein, das uns zum Bewußtsein kommt, aber eben so nothwendig auch etwas, das fähig ist, das Aeußere zu verinnerlichen. Die Empfindung entsteht durch unsere Thätigkeit, und es ist, wie ich jüngst erörterte, die gestaltende Kraft der Phantasie, welche aus den Empfindungen die Bilder der Dinge entwirft, die Anschauungen formt, und, durch das Gesetz der Kausalität genöthigt, sie auf wirkende Kräfte außer uns überträgt, die Erscheinungswelt aus den durch die Oscillationen der an sich lautlos dunkeln Atome und aus den dadurch veranlaßten Empfindungen des Hörens und Sehens hervorbringt. Weil dies zu den Bedingungen des Bewußtseins gehört — — so hat bereits Fichte gelehrt — weil es sich vor der Selbsterfassung vollzogen haben muß, da diese sich erst im Unterschied vom Angeschauten und Vorgestellten als vorstellende Kraft erfassen kann, so glauben wir in einer fertig gegebenen Welt zu erwachen, sie blos in uns aufzunehmen, während wir doch selbst das ganze Reich der klangvollen farbigen Erscheinungen, des Duftes und Wohlgeschmackes, in uns hervorbringen und außer uns versetzen.

Nun sagt Ulrici: Es ist die unterscheidende Thätigkeit der Seele, worauf das Bewußtsein beruht. Seine Einheit fordert zunächst, daß es auch durch eine einheitliche Thätigkeit entsteht. Der Inhalt des Bewußtseins ist ein wechselnder und mannigfaltiger, aber dieser Verschiedenheit gegenüber ist das Bewußtsein selbst das sie Verbindende und Durchdauernde. Der Inhalt aber ist dem Bewußtsein nicht fremd, sondern sein eigner, in ihm selbst hervorgebracht. Eine einheitliche, Mannigfaltiges involvirende Thätigkeit ist aber die unterscheidende und wir kommen zu uns selbst, indem das Bewußtsein sich von seinen Vorstellungen unterscheidet und als die einheitliche Macht in und über ihnen erfaßt. Wir kommen aber zum Bewußtsein unsrer Empfindungen und der aus ihnen gebildeten Anschauungen durch die Aufmerksamkeit, also durch eine Willenserweisung, durch unsere auf sie gerichtete und von andern unterscheidende Thätigkeit. Sie bedarf eines Hebels, der sie in Bewegung setzt, eines Stoffes, an dem sie sich übt; sinnliche Empfindungen und das sie begleitende Gefühl geben der Seele die Anregung, daß sie unterscheidet, sich als Subject von dem Object, ihrem Inhalt, unterscheidet, diesen sich gegenüber stellt und sich als Selbst im Unterschiede von der Welt wie im Zusammenhang mit ihr erkennt. Nun kann sich auch die Seele von ihren eignen

Trieben und Strebungen unterscheiden, ihr Begehren von den Gegenständen unterscheiden, auf die es gerichtet ist, und zum selbstbewußten Willen werden, zum freiern Handeln kommen.

Nun können wir uns unmöglich einen Unterschied anders denken als daß mindestens zwei Objecte gegeben oder mit ihm gesetzt sind, denn er ist ja das, was eines vom andern scheidet; wir können ihn unmöglich denken, ohne daß wir die Unterschiedenen zugleich auf einander beziehen. Bloße Einerleiheit wäre Bestimmungslosigkeit, wäre Nichts; Etwas entsteht nur im Unterschiede von Anderen, es ist dieses und nicht das Andere, aber es ist nur, insofern auch das Andere ist. Denknothwendig lautet also das erste Denkgesetz: Alles Gedachte ist ein Unterschiedenes, dieses und kein anderes: A = A und nicht = B, der Satz der Identität und des Widerspruchs, die nicht getrennt werden können. Wir sind außer Stande ein viereckiges Dreieck, ein hölzernes Eisen zu denken; wir können ein Dreieck nur im Unterschied von anderen Figuren, das Eisen nur im Unterschied von anderen Metallen bestimmt auffassen; alle Dinge müssen sich selber gleich, von einander unterschieden und auf einander bezogen sein.

Aber wir unterscheiden nicht blos unsere Vorstellungen von einander, sondern unterscheiden sie auch von unserm Selbst, und zwar ist unser Denken, unser Bewußtsein die Thätigkeit, welche die Gedanken, die Vorstellungen als ihre Thaten hervorbringt; aber durch diesen Akt wird das Selbstbewußtsein möglich, so ist auch er denknothwendig. Eine Thätigkeit aber die etwas von ihr Unterschiedenes hervorruft, nennen wir Ursache, das Gesetzte, Geschehene nennen wir Wirkung. So gewiß die unterscheidende Thätigkeit ist, muß sie auch Unterschiede setzen, als Ursache eine Wirkung haben, weil sie sonst ja nicht thätig wäre. Ebenso gewiß kann das Unterschiedene nicht als ursprüngliche voraussetzungslose Wirklichkeit gedacht werden, denn es kann ein Unterschiedenes nur sein insofern es ein Andres voraussetzt, von dem es unterschieden wird, auf das es bezogen ist. Das Unterschiedene ist das Gesetzte, Gewirkte, Bedingte, die unterscheidende Thätigkeit das Setzende, Bedingende, die Ursache. Alles Geschehende, Entstehende, Gewordene muß eine Ursache haben. Wie das Selbstbewußtsein nur wirklich ist als Gedanken producirende Thätigkeit, so liegt in ihm das Gesetz der Kausalität als der zweiten denknothwendigen Norm, und kraft derselben setzt es alles in ihm Werdende, Entstehende, was es nicht selbstbewußt hervorbringt, als von einem andern bewirkt voraus, kraft desselben setzt es wirkende Kräfte außer sich voraus, welche die Empfindungen durch die Sinne erregen. Es setzt kraft des denknothwendigen Kausalgesetzes voraus, daß alles Geschehen in der Welt, alle Veränderung der Dinge eine Ursache hat, und daß nur dadurch Zusammenhang unter den Vorstellungen und in der Welt möglich ist. Durch den Nachweis, daß die Bestimmtheit der Dinge aber als reeller Unterschied, der vorgestellte Unterschied nur als ideelle Bestimmtheit gefaßt werden könne, will Ulrici die Möglichkeit einer wirklichen Erkenntniß der Dinge, eines Wissens von dem, was ist, begründet haben.

Als Normen, als Richt- und Gesichtspunkte der unterscheidenden Thätigkeit sieht Ulrici nun die Kategorien an. Er giebt eine ausführliche Darstellung derselben in seiner Logik, er handelt dort vom Sein und Werden, vom Raum und Zeit, von Qualität und Quantität, von Wesen und Erscheinung, Grund und Folge, Zweck und Mittel, von Begriff, Urtheil und Schluß, von der logischen Idee. Diese Kategorien umfassen die Realität der Dinge wie das Denken, nur so ist ein Er-

kennen möglich; aber sie können der Außenwelt und dem Denken nur dadurch gemeinsam sein, daß sie auf der Thätigkeit des Urwesens beruhen, welches die Natur und den Geist gleichmäßig durchwaltet und bestimmt. Ulrici führt den logischen Beweis für das Dasein und Wesen Gottes: a) das reelle Sein, die gegebene Wirklichkeit der Welt besteht aus einer Mannigfaltigkeit unterschiedlicher Dinge, Kräfte, Atome; b) alles Unterscheiden setzt eine unterscheidende Kraft und Thätigkeit voraus, die nur gemäß den Kategorien thätig sein kann; c) das Wesen, das diese Thätigkeit übt, kann die Kategorien nur anwenden, indem es sie setzt und sie von Sich wie von einander unterscheidet, und ebenso kann es ihnen gemäß unterschiedliche Dinge nur setzen, indem es dieselben von Sich und von einander unterscheidet, d. h. das die Kategorien schöpferisch anwendende, die Unterschiede schöpferisch setzende Wesen übt diese Thätigkeit mit Bewußtsein, und folglich d) kann die Welt, die Mannigfaltigkeit der Dinge, selbst nur von einem denkenden geistigen selbstbewußten Urheber gesetzt sein, kann ohne ihn nicht gedacht werden.

Hierbei lehrt aber Ulrici selbst, daß wir von Gott kein exactes Wissen haben, daß wir es in Bezug auf ihn über einen wissenschaftlichen Glauben nicht hinausbringen. Wir stehen innerhalb der Schranken unsrer Endlichkeit, und unser wirkliches Wissen, in welchem das Denknothwendige und das Thatsächliche zusammentreffen, erfaßt bis jetzt nur Weniges, nur einen kleinen Theil des Seins; und doch ist auch eine Erkenntniß des Theils nicht möglich ohne Hinblick auf das Ganze, ohne daß wir uns eine Idee desselben bilden, allerdings nach Maßgabe des erkannten Theils. Vom Wie wissen wir nichts, weder wie die Sonne und Erde einander anziehen, noch wie Wasser- und Sauerstoff sich zum Wasser verbinden, noch wie wir Molekularbewegungen in Empfindungen übersetzen. Wir sehen ein Geschehen, sehen Veränderungen, und setzen Ursachen, Kräfte für sie voraus; was Kraft an sich, was Empfindung an sich sei, das vermögen wir nicht zu sagen. Unsre ganze Naturwissenschaft ist von Hypothesen durchwoben, die wir voraussetzen um die Erscheinungen zu erklären; die Atome selbst gehören hierher, Niemand hat sie getastet oder gesehen, sie sind vom Verstand erschlossen. Und gerade Ulrici hat mit bewunderungswerthem Fleiß und Scharfsinn in seinem Buch „Gott und Natur“ erörtert, was denn in den Naturwissenschaften wirklich erkannt und erwiesen, was zweifelhaft, dunkel oder bloße Muthmaßung ist. Er betont, wie unsere unterscheidende Thätigkeit selbst nicht immer gründlich und aufmerksam genug geübt wird, und wie es für Vieles Gründe und Gegengründe giebt, bei deren Abwägung aber die Subjectivität des Abwägenden ihre Rolle spielt. Wir werden zum Begriff des Unendlichen, der Urkraft, der Ursache der Welt hingeführt, wir können nicht umhin ihn zu denken, aber vermögen ihn nicht völlig zu verstehen, und so gehört die Idee Gottes zu den Hilfs- und Grenzbegriffen, deren wir uns nicht entwehren können, um das Gegebene zu erklären, zu denen ein folgerichtiges Denken uns leitet, und die doch die Grenze unseres Erkennens bezeichnen. Ihre Annahme ist ein wissenschaftlicher Glaube, nicht ein grundloses oder nur auf Autorität gestütztes blindes Fürwahrhalten, sondern eine auf Gründe, auf die Thatsachen der Wirklichkeit und die gewissen Erkenntnissen derselben gebaute Ueberzeugung, die deshalb aber in ihren Aussagen mit diesen letzteren nicht im Widerspruch stehen darf. Kant nannte Gott ein Postulat der praktischen Vernunft, eine Forderung derselben, um das Sittengesetz und die Freiheit zu ermöglichen und zu verstehen; Ulrici weist in in den Werken „Gott und Natur“, „Gott und Mensch“ ausführlich nach, wie nicht blos

für unser Handeln, sondern auch für unser Erkennen der Welt und unser selbst das Wesen Gottes eine nothwendige Voraussetzung, die Gottesidee die allein genügende Ergänzung unseres wirklichen Wissens bildet. So erbaut er seine idealistische, theistische Weltanschauung auf der Basis festgestellter Thatsachen, und spricht dies Bekenntniß aus: „Ich habe auf alle geistreichen Einfälle, Pointen, Antithesen und Kombinationen wie auf allen Schmuck der Rede verzichtet. Ein Fünklein Wahrheit, ein neuer haltbarer Grund für einen vielleicht uralten Gedanken hat für die Wissenschaft mehr Werth als ein ganzes Feuermeer jener schillernden Geistesblitze, die nach kurzem Leuchten nur ein um so tieferes Dunkel zurücklassen." **M. Carriere.**

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Die öffentliche Gesundheitspflege und die Schulhygiene.

Erst in jüngster Zeit hat die Gesundheitslehre die ihrem Einfluß auf das allgemeine Wohl entsprechende Theilnahme auch in nichtärztlichen Kreisen und zwar zuerst in England gefunden. Der Aufschwung, welchen die Industrie seit dem Anfang dieses Jahrhunderts dort gewann, hatte eine rasche Zunahme der Arbeiterbevölkerung in den Städten und gleichzeitig ein Anwachsen mannigfacher Schädigungen der öffentlichen Gesundheit in denselben zur Folge. Die Verunreinigung, welche die Elementarbedingungen der Gesundheit: Luft und Wasser durch die in ungemessener Zahl und Ausdehnung entstehenden Fabriken in den großen Städten erfuhren, führten zu so ungünstigen Gesundheitsverhältnissen, daß die Nothwendigkeit der Beseitigung derselben allgemein anerkannt wurde. Die Erforschung der Ursachen derselben anzubahnen, wurden daselbst seit dem Jahre 1837 fortlaufende statistische Erhebungen durch Eintragung der Geburten, Heirathen und Todesfälle in die Civilstandsregister und eingehende Ortsuntersuchungen zuerst durch die Armenärzte, vom Jahre 1840 an aber durch parlamentarische und königliche Kommissionen eingeführt. Nachdem aus den Berichten derselben hervorging, daß die Sterblichkeit in den Ackerbaudistrikten bedeutend geringer war als in großen Städten und volkreichen Fabrikbezirken (in der Zeit von 1850—59 betrug sie auf dem Lande 18,4 pro mille, in den letzteren 26,7), und daß dieselben in letzteren abhänge von der mangelhaften Lüftung und Wegschaffung des Unraths aus den Wohnungen und vernachlässigter Reinhaltung des Bodens unter denselben, entstand unter dem englischen Volke eine mächtige Bewegung für Entfernung dieser und aller andern die Gesundheit gefährdenden Uebelstände. Durch eine den bestehenden staatlichen Verhältnissen entsprechende Gesetzgebung wurden für das ganze Land Gesundheitsbehörden bestellt, über welche die Oberaufsicht seit dem Jahre 1871 neben dem Armen- und Registeramt dem Ministerium für Ortsverwaltung (Local government board) übertragen ist. Durch das Gesundheitsgesetz vom 11. August 1875 (the public health act) wurden die zahlreichen vorausgegangenen Gesetze in Eines zusammengestellt und dieses als für das ganze Land obligatorisch festgesetzt. Nach diesem kommt der Ortsverwaltung die Aufsicht über Kanalisation, Wasserversorgung, die Wohnungen der ärmeren Bevölkerung, Neubauten und öffentliche Erholungsplätze zu. Sie hat ansteckenden und epidemischen Krankheiten ihre Aufmerksamkeit

zuzuwenden, den Verkauf ungeeigneter Nahrungsmittel und die Verfälschung derselben zu überwachen wie auch den Betrieb gesundheitsschädlicher und für die Umgebung lästiger Gewerbe zu regeln. Besondere Gesetze sind für die Beschränkung der Arbeitszeit in Fabriken, über Frauen- nnd Kinderarbeit in denselben und in Handwerksstätten, über Neubauten und über das Impfwesen erlassen worden. Groß sind die Fortschritte, welche die Gesundheitspflege in England während der letzten dreißig Jahre gemacht hat. Bedeutende Summen wurden in vielen Städten, so besonders in Liverpool, für Wasserversorgung, Kanalisation, Zuführung von Luft in alte, enge Stadttheile aufgewendet, um bessere Lebensbedingungen für die Bevölkerung herzustellen. Der Gesundheitszustand hat sich auch seitdem in mehreren Städten erheblich gebessert. So wurde von Liverpool, das 3 Millionen Pfd. aufgewendet hat, ein allmähliches Zurückgehen der jährlichen Sterblichkeitsziffer von 35 p. m. auf 29,26 und 1860 sogar auf 24,2 p. m. berichtet.

Nach dem Vorgange Englands hat sich auch in Deutschland während des verflossenen und des laufenden Jahrzehnts ein regeres Interesse für Verbesserung der Gesundheitspflege Bahn gebrochen. Im richtigen Verständniß der hohen Wichtigkeit derselben, haben zunächst die Aerzte diesem bislang vernachlässigten Zweige ihrer Wissenschaft die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. An der Münchener Hochschule wurde der erste Lehrstuhl für Hygiene errichtet. Sie wird bald auch das erste im Bau begriffene Institut zur praktischen Ausbildung in derselben besitzen. Bei der fünften Versammlung des durch die Bemühungen des verstorbenen Professors Dr. H. E. Richter vor fünf Jahren ins Leben gerufenen Deutschen Aerztevereinsbundes, dem 161 Vereine mit 7889 Mitgliedern angehören, zu Nürnberg am 23. Septbr. d. J. wurde von den anwesenden 63 Delegirten einmüthig die Errichtung von Lehrstühlen für Hygiene nebst speziellen Laboratorien und Untersuchungsstationen an allen deutschen Universitäten für ein dringendes Bedürfniß erklärt. Auf der Naturforscher-Versammlung zu Frankfurt bildete sich 1867 zuerst aus Aerzten und Naturforschern eine besondere Sektion für Hygiene. Daneben entstand vor 5 Jahren der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege, dem außer Aerzten auch Staats- und Gemeindebeamte, Baumeister und Techniker angehören. Derselbe hat seit seinem Bestehen maßgebenden Einfluß auf alle die Hygiene umfassenden Fragen gewonnen. Nach der Mittheilung des die im heurigen Jahre am 25. September in Nürnberg tagende Versammlung des Vereins eröffnenden Bürgermeisters Dr. Erhardt in München zählt derselbe 764 Mitglieder aus allen Gegenden des deutschen Reichs. In der ersten Sitzung derselben kam das im Auftrage des Vereins von Dr. Friedrich Sander in Barmen verfaßte populäre Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege zur Vorlage. Es ist dasselbe jüngst zu Leipzig im Verlage von S. Hirzel erschienen. Der Verfasser hat in demselben eine sehr dankenswerthe Arbeit geliefert. Es ist ihm gelungen, auf 500 Seiten eine klare und umfassende Darstellung des gegenwärtigen Standes unserer Kenntniß von den zur Erhaltung der allgemeinen Grundlagen der Gesundheit nothwendigen öffentlichen Maßregeln zu geben. Es ist seinem Buche im Interesse der Belehrung weiterer Kreise unseres Volkes in der noch nicht genug in ihrer hohen Bedeutung für das Wohl der Gesammtheit wie des einzelnen Staatsbürgers anerkannten Gesundheispflege die größte Verbreitung zu wünschen. Der Verein hatte weiter bereits vor 2 Jahren eine Zusammenstellung des Gesundheitsrechtes in außerdeutschen Ländern zur Preisbewerbung ausgeschrieben, worauf im Vorjahr nur eine unzulängliche Arbeit einkam. Im letzten Jahre dagegen wurden 2 Abhandlungen eingesandt, welche beide jede nach einer andern Richtung befriedigen,

weshalb der Ausschuß beschlossen hat, den Preis zu theilen. Sie haben Regierungs- und Medizinalrath Dr. Goethel aus Kolmar und Privatdocent Dr. Julius Buffelmann aus Rostock zu Verfassern.

Die Verhandlungen auf den jährlichen Versammlungen des Vereins und so besonders auf der letzten in Nürnberg betrafen die wichtigsten Aufgaben der Hygiene. Den ersten Gegenstand der Besprechung bildete heuer der Einfluß der gegenwärtig geltenden Unterrichtsgrundsätze auf die Gesundheit des heranwachsenden Menschengeschlechts. Vielfach sind die Nachtheile für die Gesundheit, die aus dem Schulbesuche erwachsen sollen, überschätzt worden. Dem Vorurtheil gegenüber, das in den bestehenden Schuleinrichtungen die Quelle der vielen Krankheiten sucht, von welchen die Kinder im schulpflichtigen Alter heimgesucht werden, darf wie Sander hervorhebt, die Thatsache zur Beruhigung dienen, daß unser Volk, welches den Schulzwang am strengsten und längsten durchführt, in seiner Wehrkraft, wie der letzte Krieg gezeigt hat, schwerlich von einem andern in der Vergangenheit und Gegenwart übertroffen wird. Doch bestehen in den Schulen Uebelstände und werden in denselben in manchen Beziehungen noch Fehler begangen, die Krankheiten verursachen und leicht vermieden werden können. In regem Wetteifer waren Schulmänner und Aerzte seit Jahren bestrebt, dieselben genau zu untersuchen und Mittel zur Abhilfe derselben in Vorschlag zu bringen. Eine beträchtliche Zahl von Monographien und Abhandlungen in verschiedenen pädagogischen und ärztlichen Zeitschriften giebt von diesem löblichen Bestreben Zeugniß. Auch liegen eine Anzahl von Regierungserlassen, welche die Schulhygiene betreffen, aus den meisten deutschen Ländern vor. Es war ein Bedürfniß alles, was sich auf diese wichtige Frage bezieht, in einem Gesammtwerke zu vereinigen und gründlich zu besprechen. Diese Aufgabe hat Dr. Adolf Baginsky, prakt. Arzt in Berlin, in dem jüngst in Denicke's Verlage erschienenen Handbuch der Schul-Hygiene gelöst. Auf 506 Seiten finden sich in demselben alle die Schule berührenden Fragen: ihre bauliche Einrichtung, ihr Einfluß auf die Gesundheit und ihre hygienische Ueberwachung gründlich besprochen.

Es ist bezüglich der Anforderungen, die an das kindliche Gehirn in der Schule gemacht werden, wohl vielfach ein Gegensatz zwischen den Pädagogen als den Vetretern der energischen geistigen Ausbildung und den Aerzten als den Beschützern und Fürsprechern der körperlichen Entwicklung und des leiblichen Wohlseins zu Tage getreten. Letztere müssen eine zu frühzeitige und zu starke Anstrengung des Gehirns bei verhältnißmäßiger Vernachlässigung der Muskelthätigkeit als störend auf die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend einwirkend erachten. Zu große Zahl der Schulstunden, Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, übermäßige Anforderungen bei Prüfungen und ungerechtfertigte zeitliche Ausdehnung derselben, wodurch die dem Geiste nöthige Erholung und Ruhe, und die dem Körper wie dem Geiste vortheilhafte Bewegung in freier Luft und die nothwendige Uebung der Muskeln beeinträchtigt wird, sind vielfach in niedern wie höhern Schulen bestehende Mißstände, die Abhilfe erheischen. Daß das Bedürfniß einer solchen allgemein anerkannt wird, dafür zeugen die beiden ersten Schlußsätze, welche bei der Besprechung über den Einfluß der heutigen Unterrichtsgrundsätze auf die Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts bei der Versammlung in Nürnberg zur Annahme gelangten:

1) Das jetzige Unterrichtssystem in den Schulen wirkt nach verschiedenen

Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und gehäufte Anstrengungen des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwicklung und insbesondere auf die Entwicklung des Auges.

2) Es erscheint daher erforderlich, durch Veränderung des Lehrstoffes eine Beschränkung der täglichen Unterrichtszeit und der häuslichen Arbeiten, sowie eine mehr harmonische Ausbildung, innerhalb welcher auch der Individualität ihr Recht werden kann, zu erstreben.

Uebermäßige geistige Anstrengung und die Einrichtungen der Schule werden als die Ursachen einer Reihe von Krankheiten, die im kindlichen Alter auftreten, beschuldigt. Dahin gehört vor allem eine allgemeine Ernährungsstörung, die sich bei vielen Kindern wenige Zeit nach Beginn des Schulbesuchs durch Blässe des Gesichts, Schwinden des Fettpolsters, Erschlaffung der Muskeln und Abnahme der frühern Munterkeit kundgiebt. Die neuen psychischen Eindrücke in der Schule, schlechte Luft in den überfüllten warmen Stuben, stundenlange Hemmung der Muskelthätigkeit, an welche die Kinder beim Spielen und Herumlaufen im Freien gewohnt waren, verringern den Appetit, stören die Verdauung und Blutbereitung und führen zu Bleichsucht und Abmagerung. Beschränkung der Schulstunden und der Anforderungen an solche Kinder, wobei ihnen mehr Zeit zur Bewegung in freier Luft zu gute kommt, eine leicht verdauliche, nahrhafte Kost dienen zur allmählichen Ausgleichung dieser Störungen. Daß diese dagegen, wenn sie nicht beachtet und beseitigt werden, die Grundlage zur Skrophulose und Tuberkulose besonders unter Mitwirkung ungünstiger häuslicher Verhältnisse wie unzureichender Nahrung und schlechter licht- und luftarmer Wohnung werden können, steht nach der übereinstimmenden Erfahrung vieler ärztlicher Autoritäten, von welchen wir nur Virchow (Ueber gewisse die Gesundheit der Schulen benachtheiligende Einflüsse. Berlin 1869) nennen, fest.

Seit einer Reihe von Jahren zog die Häufigkeit der Kurzsichtigkeit in Schulen die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich. Die seit dem Jahre 1866 von Hermann Cohn in Breslau mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgeführten Untersuchungen einer großen Zahl von Schulkindern (10,000) auf ihr Sehvermögen führten zu dem Nachweise, daß die Kurzsichtigkeit zunimmt mit der Höhe der Anforderung der Schule an das Auge und mit der Dauer des Schulbesuches. In 5 Dorfschulen (1486 Schüler) fanden sich 1,4 pCt., in 20 städtischen Elementarschulen (4978 Schüler) 6,7 pCt., in 2 Gymnasien (1195 Schüler) 26,2 pCt., unter 410 Studenten 60 pCt. Kurzsichtige. Nicht blos die Zahl der Kurzsichtigen auch der Grad der Kurzsichtigkeit nimmt auf den Gymnasien von Klasse zu Klasse zu. Die höhern Grade derselben finden sich nur in den obern Klassen. In den Dorfschulen, den höhern Töchterschulen, den Gymnasien stieg die Zahl der Kurzsichtigen mit der Dauer der Schulzeit. Die Ergebnisse der Untersuchungen von Cohn wurden durch mehrere Augenärzte in anderen Städten fortgesetzt und ihre Ergebnisse allenthalben bestätigt gefunden. Die Kurzsichtigkeit, welche nicht blos eine lästige Schwäche, sondern wirkliche Krankheit der Augen ist, und zu bedenklichen Folgen und völliger Erblindung führen kann, erklärt sich Cohn durch Einrichtungen in der Schule und im Hause bedingt, welche den Schüler nöthigen, die Schrift in großer Nähe und bei vornübergebeugtem Kopf zu betrachten, wobei mangelhafte Beleuchtung ein mitwirkendes Moment ist. Der berühmte Augenarzt Donders in Utrecht leitet sie

von einer Verlängerung der optischen Axe des Auges ab, die durch den Druck der äußeren Augenmuskel auf den Augapfel und den erhöhten intraokulären Druck in Folge der Ueberhäufung des Auges mit Blut bei vornübergeneigter Haltung des Kopfes hervorgerufen wird. Cohn hat zuerst den fehlerhaften Bau der Schulbänke, durch welchen die Kinder genöthigt werden das Auge der Schrift sehr nahe zu bringen und den Kopf vornüberzubeugen, als Ursache der Entstehung der Kurzsichtigkeit erkannt und ist aus diesem Grunde für ihre Verbesserung eingetreten. Zu großen senkrechten Abstand zwischen Tisch und Bank (sog. Differenz), zu große wagrechte Entfernung (sog. Distanz) des ersten von der zweiten, zu große Höhe der Bank und zu geringe Neigung der Tischplatte hat derselbe als Fehler des Baues der Subsellien, die zu der genannten Augenkrankheit Veranlassung geben, bezeichnet.

Fehlerhafter Bau der Schulbänke wurde auch als Ursache der während der Schuljahre so häufig sich entwickelnden Rückgratsverkrümmungen, der bogenförmigen nach hinten (der Kyphose) und der nach der rechten Seite (Scoliose) von vielen Aerzten angeschuldigt. Zu große wagrechte Entfernung (Distanz) bei zu geringem Abstand (Differenz) zwischen Tisch und Bank, wobei die Kinder zum Niederbeugen von Kopf und Rumpf gezwungen werden, lernte man als Hauptursache kyphotischer Körperhaltung der Schuljugend kennen. Wenn die Schulbank zu weit von der Tischplatte entfernt ist und gleichzeitig beide auch senkrecht stark von einander abstehen, läßt der Schreibende den Oberkörper nach vorn sinken, den Kopf leicht nach links sich wenden und die Körperlast ganz auf dem rechten Arme und auf dem rechten Sitzbeinhöcker ruhen, so daß, wie R. Volkmann sagt, der Körper geradezu zwischen Bank und Tisch hängt. Die rechte Schulter steht dabei höher und die Wirbelsäule biegt sich nach rechts aus. Aus dieser zeitweisen sich täglich stundenlang wiederholenden Schiefhaltung entsteht eine dauernde Verbiegung der Wirbelsäule, durch welche die Entwicklung der Brusteingeweide und weiterhin der Beckenknochen beeinträchtigt werden kann. Die Scoliose ist besonders bei Mädchen häufig (das Verhältniß der weiblichen zu männlichen Fällen beträgt 10 : 1), weßhalb für sie besonders ein zweckmäßiger Turnunterricht nothwendig ist. Nachdem schlechte Schulbänke als Ursache nachfolgender bleibender Benachtheiligung der Gesundheit erkannt worden waren, entstanden zahlreiche Versuche zur Herstellung einer Einrichtung derselben, welche geeignet wäre, solche zu verhüten. Auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 fanden sich nicht weniger als 47 Systeme für eine zweckmäßige Konstruktion derselben, unter welchen Herm. Cohn das von Kunze als das beste und einfachste erklärt hat (Die Schulhäuser und Schultische auf der Wiener Weltausstellung. Breslau 1873). Außer gutgebauten Schulbänken sind zur Vermeidung der genannten Krankheiten und insbesonders der Kurzsichtigkeit geräumige, sorgfältig gelüftete, helle Schulzimmer, großer Druck der Schulbücher und schwarze Tinte erforderlich. Auch ist eine sachgemäße Aufsicht und Unterweisung von Seiten der Eltern und Lehrer bei den Schreibübungen der Kinder nothwendig.

Den Schulen wird auch noch die Verbreitung ansteckender Krankheiten zur Last gelegt. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß einige Krankheiten, von welchen Kinder vorzugsweise befallen werden, vielfach aus der Schule nach dem Elternhause übertragen werden, so besonders Varicellen, Masern, Scharlach, Diphtherie und Keuchhusten. Sie treten häufig in leichter Form und besonders im Beginn mit geringen Erscheinungen auf, so daß sie von Eltern und Lehrern übersehen

werden können. Bei Krankheiten, deren Ansteckungsstoff, wie bei Blattern, Scharlach und Diphtherie, durch Gesunde, welche in die Nähe von Erkrankten kamen, in den Kleidern weiter verschleppt werden kann, sollen auch die Geschwister der erkrankten Kinder so lange wie diese von der Schule fern gehalten werden. Die Gefahr der Verbreitung ansteckender Krankheiten durch die Schule und die Zahl der aus ihr stammenden Gebrechen, wie die Kurzsichtigkeit und seitliche Rückgratsverkrümmung, wird mehr und mehr schwinden, wenn die Grundsätze der Gesundheitslehre Gemeingut der Bevölkerung in der Stadt und auf dem Lande werden.

Die geeignete Belehrung in denselben zunächst der Lehrer an den Seminarien und Universitäten, dann der Schüler in der Volksschule sowohl wie in den höheren Lehranstalten hat denn auch die Versammlung in Nürnberg in ihrem 3. Schlußsatz als bestes Mittel zum Schutz vor den die Gesundheit bedrohenden Schädlichkeiten empfohlen.

F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von G. Jäger in Stuttgart, Edm. Reitlinger in Wien, J. Wiesner in Wien und K. Zittel in München.)

Ein Blick auf den gegenwärtigen Stand der Geologie in Mitteleuropa.

Gegen Spekulationen und Forschungen über die Physik der Erde und deren Stellung im Kosmos hatte man sich in den letzteren Jahrzehnten in Deutschland ziemlich gleichgültig verhalten. Gab es doch so vielerlei Arbeit mit näheren Zielen, die vorerst erreicht werden mußten, bevor man sich an jene stets wiederkehrenden Fragen wenden durfte. Als nun aber auswärts das Problem der Gebirgsbildung, die Physik der Vulkane, die Natur der Meteoriten mehr als je zuvor in concreto erfaßt wurden, blieben auch die deutschen Geologen auf diesem Gebiete der Forschung nicht zurück. Namentlich waren es James Dana's scharfsinnige Studien über die Entstehung der nordamerikanischen Kettengebirge, die Eduard Sueß zu seiner epochemachenden Arbeit: „Die Entstehung der Alpen", veranlaßten. Hunderte von Thatsachen erwiesen, daß in ganz Mitteleuropa nicht minder als in Amerika eine im Laufe der Zeiten stetige Bewegung der Schichtgebilde in der Richtung von Süden nach Norden stattgefunden habe und daß sich jene an manchen Gebirgsmassen von höchstem geologischem Alter merklich gestaut hatten. Der Umstand, daß die Hauptgebirge Asiens eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung verrathen, schloß nahe liegende Erklärungsversuche aus und nöthigte den Verfasser, sich auf eine genauere Erörterung der großen Frage überhaupt zu beschränken, zu deren künftiger Bearbeitung er die Thatsachen in ein vordem nicht beachtetes Licht gerückt hat. Bei dem Eifer, mit dem die Untersuchung des Baues der großen Kettengebirge in mehreren Erdtheilen begonnen wurde, und in Anbetracht der Langwierigkeit solcher Arbeiten ist es von hohem Belange, daß die bisherigen Ergebnisse in Mitteleuropa und Nordamerika durch kritische Forschungen wie die von J. Dana und E. Sueß unter theoretischen Gesichtspunkten zusammengefaßt wurden, die schon im Laufe jener Arbeiten leiten und die Verwerthung einzelner Gruppen von Thatsachen ermöglichen.

Im Allgemeinen ist auch die dynamische Geologie mehr als vordem gewürdigt worden. Bei der weiten Verbreitung, die geologische Studien nunmehr auch in

Deutschland erlangt haben, der reichen Gelegenheit zu Beobachtungen, die das mitteleuropäische Bergland auch dem minder Eingeweihten bietet, ist es von großem Belange, daß geläuterte Anschauungen über das Wesen von Schicht- und Massengesteinen, über Schichtenfaltung und Dislokation einerseits, über die Wirkungen des Wassers an der Oberfläche und im Innern der Erde andererseits und viele andere, im Wesentlichen mechanische Vorgänge unter den Gebildeten verbreitet werden. In dieser Hinsicht begrüßen wir das Erscheinen guter Lehrbücher, wie die von H. Credner u. A., als einen wahren Fortschritt auf dem Gebiete der Geologie.

Die Ausdehnung der Spectralanalyse auf das Licht vieler Gestirne, genaue Studien über die Zustände der Sonne, über das Relief und dessen Veränderungen am Monde, besonders aber die minutiöseste Untersuchung der Meteoriten förderten in ihrer Verknüpfung mit den Erscheinungen auf der Erde ungemein die geophysikalische Seite der Geologie, und die ganze Summe der in dieser Richtung geschaffenen Abhandlungen läßt sich mit mehr Recht als Meunier's Werk (Cours de Géologie comparée, Paris 1874) unter dem Titel: vergleichende Geologie zusammenfassen. In der That bedurfte man kosmischer Studien, um das Wesen des eigenen Planeten, namentlich seinen Vulkanismus, recht zu verstehen. Daß die Wirkungen des in die Erde dringenden und als Dampf wieder an die Oberfläche gelangenden Wassers für sich allein zur Erklärung der eruptiven Vorgänge eben so wenig ausreichen als der von den oberflächlich auf die innen liegenden Massen ausgeübte Druck, den der Engländer Mallet in Folge großartiger Versuche als einzige Quelle der vulkanischen Kraft kürzlich hatte behaupten wollen, war der großen Mehrzahl der Geologen einleuchtend, doch wurde erst in neuester Zeit auf die Absorption von Gasen durch die Gesteine während des flüssigen Bildungsstadiums derselben und auf die Wiederentwickelung dieser Gase unter minderem Drucke als auf eine der wesentlichsten Ursachen vieler vulkanischer Erscheinungen hingewiesen. Es ist das Verdienst Gustav Tschermack's, in einer kleinen, aber durch Inhalt und Kritik bedeutsamen Abhandlung „Ueber den Vulkanismus als kosmische Erscheinung" mit besonderer Bezugnahme auf die analogen Erscheinungen mancher Metalle, namentlich des Silbers, Eisens, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die mechanische Bedeutung der absorbirten Gase in der Physik des Vulkanismus neuerlich gelenkt und dessen kosmische Allgemeinheit angedeutet zu haben.

Beruheten doch die schönen Vulkanmodelle, die v. Hochstetter vor 8 Jahren aus Schwefel erzeugte, der unter einem Drucke von 4 Atmosphären erstarrt war und die an der freien Luft den Vorgang vulkanischer Ausbrüche in so anschaulicher Weise darboten, im wesentlichen auf demselben Principe.

Der geistvolle junge Geologe Dr. Eduard Reyer behandelte in seinen Beiträgen zur Physik der Eruptionen denselben Gegenstand in seinem lithologischen und historischen Umfange. Die Hypothese, die so verschiedenartigen Eruptivgesteine eines Zeitraumes seien aus einer und derselben Schmelzmasse hervorgegangen und deren Ausbildung nur eine Folge der Ausbruchsverhältnisse, widerstreitet zu sehr den bisherigen Anschauungen, als daß sie schon dermalen viele Anhänger finden könnte, doch wird es dem Verfasser möglicherweise gelingen, seine Ansicht durch Thatsachen aus einem der großen Eruptivgebiete zu stützen.

Die Gesteinslehre hat auf dem Wege der mikroskopischen, theilweise auch der chemischen Untersuchung in geographischer und sachlicher Beziehung große Fortschritte gemacht. Die Schule Zirkel's, namentlich Kalkovsky, Rosenbusch, Dölter,

Boricky und viele andere Beobachter bearbeiteten die Gesteine der verschiedensten geologischen Altersstufen und Länder. Die Methode der Untersuchung verbesserte sich in den optischen und mikrochemischen Mitteln, namentlich aber dadurch, daß die Beobachtung sich mehr denn früher auf umschriebenen Gebieten concentrirte und mit Ermittelung der Zusammensetzung der Felsarten deren Genesis und die geologische Zeitbestimmung des Empordringens der Einzelnen verband. Hervorragend ist in dieser Beziehung Gümbel's Schilderung der alten Eruptivgesteine des Fichtelgebirges. Die deutschen Lithologen behielten in jeder Hinsicht die Führung und griffen hie und da in ferne Territorien ein, wie z. B. Zirkel, der über die Felsarten entlang des 40. Breitengrades in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein reich ausgestattetes Werk veröffentlichte.

Während durch zahlreiche Arbeiten die Kenntniß der Gesteine aus früheren Zeiträumen wesentlich gefördert, die Gesteinsarten gesondert und deren neue aufgestellt wurden, war die Forschung über die jungvulkanischen Produkte und die Modalitäten ihrer Entstehung nicht müßig. Selbstverständlich bot die süditalienische Vulkangruppe deutschen Geologen auch in neuester Zeit reichen Stoff.

Nachdem E. Sueß den Gebirgsbau der Halbinsel in Zusammenhang mit den Inseln einerseits, mit den Alpen andrerseits darzulegen und jene Vulkane sammt den Erdbeben in diesem Theile von Europa als geotektonische Consequenzen aufzufassen versuchte, wurden die vulkanischen Erscheinungen, die Thermen und die Erderschütterungen mehr und mehr von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Wie vielfach die Ursachen der Erdbeben auch sein mögen, die Auffassung derselben als eine fortdauernde, im Gebirgsbau selbst begründete und nur im innigsten Zusammenhange mit ihm erklärbare Erscheinung dürfte für alle Zeit begründet sein und weder die Einsturz-, noch die Explositionstheorie, anderer Lehrmeinungen nicht zu gedenken, kann fortan eine andere als eine lokale Anwendung finden. Nicht nur besonders von Jahr zu Jahr bringen die Detailforschungen, namentlich die in der sogenannten Triasgruppe der bairischen und Tiroler Alpen, mehr Klarheit in das Gesammtbild.

So wie jene Arbeiten in der Mittelzone zumeist auf Theobald's Werk über Graubündten, so beruhen die neueren Ausführungen in den südöstlichen Alpenländern, wo es sich hauptsächlich um die genauere Gliederung der tertiären Ablagerungen handelt, wesentlich auf dem 1871 erschienenen Werke von Stur: „Die Geologie der Steiermark", mit dem die literarische Wirksamkeit des seiner Zeit vom Erzherzoge Johann für dieses Land gegründeten geognostisch-montanistischen Vereins abgeschlossen wurde. Entsprechend dem politischen Dualismus der österreichischen Monarchie war für die ungarischen Länder eine selbständige geologische Staatsanstalt gegründet worden. Da wackere Beobachter, wie Beck, v. Hantken, Hofmann, A. Koch, Szabó u. A., innerhalb des in v. Hauer's geologischer Uebersichtskarte gegebenen Rahmens arbeiten, ist durch die Zweitheilung des Instituts eine Störung der Einheit nicht zu besorgen und bilden die schönen Schilderungen des Bakonyer Waldgebirges, der Gebirgsgruppe von Fünfkirchen u. s. w. erfreuliche Fortschritte in der Geologie des östlichen Mitteleuropas.

Die genauere Untersuchung der Balkanländer und Serbiens, von denen v. Hochstetter schon im Jahre 1869 einen ansehnlichen Theil übersichtlich dargestellt hatte, wurde von Wiener Geologen, namentlich von Dr. F. Toula, im westlichen Bulgarien erfolgreich begonnen, leider durch den Krieg bald unterbrochen.

Auch in fernen Ländern waren Geologen der Wiener Schule thätig,

so E. Tietze in Persien, Drasche in Japan und auf Mauritius, Lenz am Zambeze, der geistvolle Montaningenieur Posepny in Nordamerika. Feistmantel begann als Nachfolger des leider allzufrüh verstorbenen Stoliczka in Calcutta das Studium der von der Indian-Survey in großen Mengen gesammelten Pflanzenreste. Die Bearbeitung des reichen Materials, das Prof. Zittel aus der libyschen Wüste mitbrachte, wird die deutsche Literatur durch ein wichtiges Werk bereichern. So dürfen wir mit hoher Befriedigung auf die Erfolge hinweisen, welche deutsche Geologen in der Heimath, in und außer Europa hatten und auf den Fortschritt der deutschen Wissenschaft.

Die paläontologischen Forschungen flüchtig überschauend, gewahren wir allenthalben den zunehmenden Einfluß der Descendenzlehre. Wie wenig auch ehedem die Abstammungsreihe der in den Ablagerungen unmittelbar unter einander folgenden Thier- und Pflanzenformen dargelegt schien — und in der That folgen die direkten Abkömmlinge nur in vereinzelten Schichtenquerschnitten hart über einander, — so hat doch die Vergleichung der Reste in mehreren homologen Querschnitten zusammen mit der Erwägung der inzwischen eingetretenen Veränderungen der Erdoberfläche und der sie bedeckenden Gewässer, der Klimate und der stattgehabten Wanderungen der Thiere und Pflanzen so wie auch die zunehmende Klärung des Begriffs von geologischer Zeit deutlich genug gezeigt, daß wir es in der Schichtenreihe gleichartiger Ablagerungen wirklich mit den Stammesreihen der Organismen zu thun haben, daß Widersprüche gegen die Descendenz verwandter Formen nur scheinbar, nur in der mangelhaften Kenntniß der Umstände begründet seien. Die Descendenzlehre hat in der Geologie (Paläontologie) gute Stützen gefunden. Ebenso haben sich die Geologen zum großen Vortheile ihrer Wissenschaft daran gewöhnt, jene als erwiesen hinzunehmen und die scharfe Abgrenzung der Formationen als etwas nur local Gültiges zu betrachten. Wurden ja doch in dem verhältnißmäßig kleinen Umfange der genauer untersuchten Erdtheile Uebergangsgebilde beobachtet, welche einzelne doctrinär wohlgeschiedene Stufen unter einander vermitteln! So ist man dahin gelangt, die ganze Schichtenfolge der Erdenrinde als eine continuirliche Entwicklungsreihe anzuerkennen. Anstatt wie ehedem darin ein schweres Bedenken gegen die Zulässigkeit der Descendenzlehre zu finden, daß hochorganisirte instruktive Erdbeben im alpino-italischen Bezirke, wie z. B. das von Belluno (1873), auch solche in weit entlegenen Distrikten, wie das von Credner so trefflich studierte Erdbeben im Nordwesten des sächsischen Erzgebirges, ließen sich ungezwungen unter jenem Gesichtspunkte auffassen.

Einschaltweise sei hier der Meteoritenforschung gedacht. Wie in den Tagen W. Haidinger's ist auch heute die unvergleichliche Sammlung im Wiener Hofmineralienkabinet ein Hauptsitz derselben. Hier war es, wo G. Tschermak so wie vor ihm Haidinger selbst die Trümmerstruktur mehrer Meteoriten in allen ihren Details erkannte und daraus in theilweiser Uebereinstimmung mit Daubré den Schluß zog, diese Massen seien Produkte einer explosiv-vulkanischen Thätigkeit des kleinen planetarischen Weltkörpers, von dem sie herstammen. Später erweiterte er diese zum Theil auf dem Wege minutiöser Untersuchungen gewonnene Ueberzeugung in der oben angeführten Abhandlung. Auf die diesbezüglichen Forschungen auswärtiger Gelehrten, auf die daraus sich ergebende Polemik können wir hier nicht eingehen und begnügen uns damit zu constatiren, daß im Nachweise der Einzelheiten jener Trümmerstructur ein wesentlicher Fortschritt der Meteoritenkunde lag.

In der speciellen und stratigraphischen Geologie wurde allerorten rüstig gearbeitet, von vereinzelten Gelehrten und Privatgesellschaften nicht minder als von Staatsanstalten. In hoher Vollendung folgten den Blättern der schlesischen Specialkarte die der Rheinlande, von Sachsen und die neuen Arbeiten (von Benecke, Rosenbusch und Groth) in Elsaß-Lothringen; für das Königreich Sachsen wurde unter Prof. Credner's trefflicher Leitung eine neue officielle Landesaufnahme begründet; die deutsche geologische Gesellschaft ist beständig die Vermittlerin zahlloser Abhandlungen von hohem Werthe und erwarb sich in den letzten Jahren ein besonderes Verdienst durch ihre mit Ausflügen verbundene Wanderversammlungen. Von Oesterreich-Ungarn bietet die Wiener geologische Reichsanstalt eine Fülle von neuen Thatsachen, deren Inbegriff in F. v. Hauer's „Geologie" einen prägnanten Ausdruck fand.

In Böhmen führt ein Verein zur Landeserforschung die durch die Staatsaufnahmen gegebenen Umrisse von Jahr zu Jahr mehr aus, während der berühmte Silurforscher J. Barrande, der sich durch mehr als 30 jährige Arbeit in Prag längst das Heimathsrecht erwarb, an seinem Système Silurien fortarbeitet.

Die bairische Staatsaufnahme, unter Gümbel's Leitung, erstreckte sich bis über das Fichtelgebirge, die österreichische im Osten über Galizien bis in die Bukowina, west- und südwärts bis an die Schweizer- und an die italienische Grenze. Die so überaus schwierige Gliederung der Mittelzone der Alpen, mit der sich österreichischerseits Stache zuerst beschäftigt hatte und in der er im Laufe der letzten Jahre durch glückliche Funde von Thierresten in Kärnten wesentlich war gefördert worden, stieß in Tirol in Ermangelung so günstiger Umstände und nach Kenntnißnahme von riesigen Complicationen auf neue Schwierigkeiten. Doch ist deren Ueberwindung in nicht ferner Zeit zu erwarten, nachdem der alte Wahn von Einfachheit und Symmetrie in der ganzen alpinen Region längst aufgegeben und die Untersuchung nach Osten hin mit den Studien von R. Hörnes über die „Devonformation" der Steiermark von Neuem begonnen wurde. Sehr wesentlich für die Klärung der Anschauungen war auch die Ausdehnung der Studien über die Mittelmeerländer in südlicher und südöstlicher Richtung durch Th. Fuchs und Neumayr. Die Kenntniß von den jungen und manchen sehr alten Formationen gewann dadurch außerordentlich. Was die Gebilde mittleren Alters betrifft, so wußte man vor zwanzig Jahren eben so gut wie heute, daß die Kenntniß davon ohne die völlige Erforschung der Kalkalpen nicht gedeihen könne. Man mußte die der alpinen Zone eigenthümlichen Ausbildungsformen mit ihrer einst so fremdartig scheinenden Thierwelt kennen, um zu begreifen, daß im Hochgebirge Europa's Gegensätze existiren, wie etwa heutzutage zwischen dem Mittelmeer, dem indischen und dem stillen Oceane. Die genauere Einsicht in diese Gegensätze des gleichzeitig Abgelagerten, die verschiedenen „Facies" der Formationen, wurde erst in neuester Zeit erworben, und da Krebsthiere und das ganze Formenheer der vollkommensten Weichthiere schon in einer uralten Formation massenhaft auftreten, hat man einsehen gelernt, wie die Reste der vorangegangenen Myriaden von Generationen in der mineralischen Umbildung der Gesteine spurlos verschwinden mußten. Anstatt den Mangel von Fossilresten eines Urprimatenstammes in einer oberen Schichte der Kreideformation, eines Stammes, der sich in Affe und Mensch spaltete, oder den Mangel von fossilen Uebergangsformen zwischen beiden in jungtertiären Ablagerungen als Einwurf gegen die Descendenz aufrecht zu halten, werden wir in Erwägung ziehen; daß die großen,

vom Meere bedeckten Senkungsfelder zwischen den Continenten drei Fünftel der Erdoberfläche ausmachen, daß somit die Mehrheit der einstigen Festlandgebilde der Beobachtung völlig entrückt und daß es ein Glücksfall ist, wenn eine Stammform lebender Arten in deutungsfähigem Zustand in die Hand eines Geologen geräth.

Anschauungen, wie sie hier für das Verständniß von Laien angedeutet wurden, reifen begreiflicherweise nur im Laufe von Jahrzehnten, besonders seit die Descendenzlehre nach ihrer Neugestaltung durch Ch. Darwin unter dem Namen Darwin'sche Theorie ein Gemeingut aller Gebildeten, namentlich der Geologen, wurde, deren Mehrzahl sie anfangs nichts weniger als leichtgläubig hinnahm. Sie mußte eben wie in der Zoologie und Botanik so auch in der Geologie die Feuerprobe der Thatsachen bestehen. Nun sie aus derselben glänzend hervorgegangen, insbesondere seit die gegenseitige Berührung der Formenkreise in der niederen Thierwelt mehrfach nachgewiesen wurde und aus den Tertiärschichten von Nebraska und am Judithriver eine Welt von Vermittlungsformen der obersten Wirbelthierklasse hervorging, ist die Descendenz der Organismen, wie schon oben bemerkt, leitender Grundsatz der Geologie geworden.

In die fossilen Floren, zusammengehalten mit der Pflanzenwelt der Gegenwart, ließe sich ohne Anwendung jener Theorie, in Verbindung mit den Wandlungen der Continente, schlechterdings kein wissenschaftlicher Zusammenhang bringen. Nach dem Tode Franz Unger's, nachdem der greise Göppert und der in beklagenswerther Weise erkrankte Oswald Heer vom Arbeitstische schieden, gilt als ein Hauptvertreter der Phytopaläontologie auf jener Basis in Mitteleuropa C. v. Ettingshausen. Man muß sein riesiges Material an fossilen Pflanzenresten und die daneben gestellten Theile lebender Arten sehen, um völlig zu begreifen, was es mit der Formenverwandtschaft pflanzlicher Organismen überhaupt für eine Bewandniß habe. Auf dem Gebiete der Thierpaläontologie dürften Rütimeyer's Schildkröten von Solothurn und Kowalersky's Hufthiere in Descendenztheoretischer Hinsicht heute noch unerreicht dastehen, wenn nicht etwa Neumayr's und Paul's kroatische Süßwasserschnecken in ihren wunderbaren Formen- und zugleich Schichtenreihen ihnen den Rang abgewannen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, das es sich in der Paläontologie nach wie vor um genaueste Naturtreue ohne irgend welche theoretische Voreingenommenheit handle, daß zahllose Beschreibungen, zahllose Tafeln geschaffen werden müssen, um künftiger Forschung recht zu dienen. Mögen darum die rechnenden Naturforscher über den großen Darstellungsapparat der Paläontologie immerhin spotten: er ist und bleibt unerläßlich. Wir müßten hier neben Fr. Sandberger's Werk über die fossilen Land- und Süßwasserschnecken gar viele Schriften aus neuester Zeit nennen, um zu bewähren, daß die Wissenschaft in Mitteleuropa jenem Grundsatze stets treu blieb.

Eine Specialität will besonders hervorgehoben werden. Mehr als andere Organismen sind die Spongien (Seeschwämme) nur durch mikroskopische Untersuchung bestimmbar. Das Heer fossiler Spongien war von Alters her grob morphologisch dargestellt worden und es schien eine andere Behandlung dieser Thierklasse schlechterdings unmöglich. Da überraschte Karl Zittel das Fachpublikum durch seine Abhandlung über Oeloptichium, eine Schwammsippe der Kreideformation. Nicht nur die nadelförmigen Organe, auch eine Menge von Details über den Versteinerungsproceß, über Gewebe und Wachsthum dieser Organismen, hatte der scharfsinnige

Beobachter dargestellt und im innigen Anschluß an die Werke Oskar Schmidt's und Häckel's besprochen. So war die Paläontologie gerade in der Klasse, die den geologischen Beobachtungsmethoden zu allermeist zu widerstreben schien, mitten in deren Bereich gezogen und mit Spannung sieht man in Fachkreisen den weiteren Publikationen Zittel's entgegen. Mit nicht geringer Begierde erwartet man die zweite Lieferung des Handbuchs der Paläontologie (München, bei Oldenburg), die das vollständige System der Spongien enthalten wird. Mit diesem Lehrbuche erwirbt sich Zittel (und Schimper) ein neues Verdienst um die Wissenschaft.

Die der Geologie so nahe stehende Anthropologie ist eine selbständige Wissenschaft geworden und wir würden den uns hier gegönnten Raum bei Weitem überschreiten, wollten wir auch sie in den Kreis der Betrachtung ziehen. Mit Befriedigung sei bemerkt, daß die anthropologische Literatur, selbstverständlich ist sie neuesten Datums, in Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz niemals in dem Grade wie in Frankreich dem Dilettantismus verfiel. Männer wie O. Fraas, Fr. v. Hauer, v. Hochstetter, Keller, C. Langer, Rokitansky, Rütimeyer, Virchow, C. Vogt, um nur einige der hervorragenden Naturforscher zu nennen, bilden als Gönner und Meister der Anthropologie die beste Schutzwehr gegen den allzu starken Andrang Unberufener. Wenn einzelne vordem hochgehaltene Objecte aus der Reihe maßgebender Documente gestrichen werden mußten, wie z. B. der Neanderthal- und der ihm gleichende Brüxer Schädel, die Virchow und der junge Wiener Osteolog F. Luschan als pathologische Gestaltung erwiesen, so gereichen solche negative Errungenschaften der jungen Wissenschaft nichtsdestoweniger zum Vortheil. Um die Leistungen der angewandten Geologie einigermaßen anzudeuten, müßte man eine historische Skizze des modernen Bergbaues, des Eisenbahnwesens (Mont-Cenis- und St. Gotthardttunnel), der Flußregulirungen, Wasserleitungen u. s. w. verfassen. Manche Geologen, wie vor Jahren Fr. Sandberger in Baden, wie E. Sueß als wissenschaftlicher Urheber der Wiener Wasserleitung, dann Heinr. Wolff und Andere haben sich um die Leitung von Trink- und Heilquellen, Zsigmondi durch die Erbohrung von Thermen oder wie Felix Karrer durch sein Werk über jenes große Unternehmen ein nicht geringes Verdienst erworben.

Eine Anwendung von Thatsachen der Geologie auf ein wichtiges Gebiet der Volkswirthschaft machte E. Sueß in seiner „Zukunft des Goldes", worin er die Unhaltbarkeit der Goldwährung unter Anderem dadurch begründet, daß die Erde von diesem Edelmetall überhaupt nicht genug besitzt, um neben dessen anderweitiger Verarbeitung die Münze für den Verkehr der Zukunft zu liefern.

In den Tagen A. v. Humboldt's und Karl Ritter's besaß Deutschland einen Kosmographen und einen Geographen, die ihre Fächer schufen. Für letzteren war die Erde der Schauplatz der Weltgeschichte und mit wunderbarer Intuition erfaßte er die Continente als solchen. Von anderer Art war Oskar Peschel's vergleichende Geographie; der Naturforschung Probleme zu stellen, die zu diskutiren nicht aber zu lösen der Geograph berufen sei, charakterisirt diese Art von Erdbeschreibung. Am sichersten gelangt die Wissenschaft zu ihren Zielen, wenn der Naturforscher, besser und geradezu gesagt, der Geologe selbst Geograph wird. Die Möglichkeit des Gelingens trotz der riesigen Schwierigkeiten, die in der Beherrschung des linguistischen, ethnologischen und historischen Materials liegen, zeigt in hervorragender Weise v. Richthofen's Werk „China".

Die geologische Entwicklung des Bodens, als eine Konsequenz seiner Eigen-

art und des Klimas, die Flora und Fauna, endlich die Geschichte der Völker und ihrer Kultur, dieses Ideal von Geographie hat v. Richthofen durch 7 jährige Arbeit zu erreichen vermocht, weil er schon vor Beginn seiner Reise ein gelehrter und scharfblickender Geologe war. Die im 1. Theile des Werkes so ausführlich entwickelte Theorie der subaërischen Ablagerung — Bildung von Massen aus Atmosphärstaub erfreut sich nicht der Zustimmung aller Geologen, doch wird sie zur Würdigung eines Bildungsmoments führen, das bislang ungebührlich vernachlässigt ward. In der Regel wird jene Vielseitigkeit durch eine im vorhinein getroffene Theilung der Arbeit angestrebt, doch vermag auch der Einzelne unter günstigen Umständen ihm nahe zu kommen. Hat nicht, um nur ein Beispiel zu nennen, v. Hochstetter mit der Geologie auch die Geographie eines großen Theils der Nordinsel von Neuseeland gemacht? Versucht nicht mancher Geologe sein Theilchen Erdoberfläche in ähnlicher Weise zu behandeln? Gewiß, die Geologie von Oesterreich-Ungarn, dem Reiche der geographischen Gegensätze, liefert hierzu reichliche Beispiele. Der Geologe wird unwillkürlich zum Geographen, um so vollkommener, je größer seine allgemeine literarische Bildung ist. Und darin möchte Schreiber dieser Zeilen das richtige Verhältniß beider Wissenschaften zu einander finden. **Karl F. Peters.**

Bildende Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von **Max Schasler** in Rudolstadt.)

Zur deutschen Renaissance.

Mehr als je bewegt die Frage die Gemüther, welchem Style wir unsere vorzügliche Zuneigung widmen sollen. Die Romantik scheint ziemlich abgehaust oder vielmehr sich auf das ihr eigene kirchliche Gebiet zurückgezogen zu haben, und ebenso betrachtet man den Hellenismus und überhaupt die Kunst des Alterthums als überwundenen Standpunkt, der höchstens noch seinen Schulwerth habe. Wir können diese Anschauungen nicht ganz theilen, aber auch nicht leugnen, daß sie die jetzt herrschenden sind. Bei allem Schmückenden, mit dem wir uns umgeben, spielt der Zeitgeschmack eine Rolle, und wenn auch die Kunst nicht Sache der Mode, so wird doch nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Nachfrage nach derselben ähnlichen Strömungen unterworfen sei, wie die Mode, und daß die schaffenden Kräfte nicht der vielleicht manchmal launischen Vorliebe der Massen sich ganz werden entziehen oder sich ganz oppositionell gegen dieselbe werden verhalten können. Muß doch das Kunsthandwerk sich auch gelegentlich wieder zu Rokoko und selbst zu Louis XVI. bequemen und dafür Sorge tragen, daß der dahinneigenden Nachfrage wenigstens Möglichstgutes geboten werde. Nun ist freilich die Kunst widerstandsfähiger, aber auch sie ist in Gefahr den mächtig auftauchenden Gelüsten nach den Schöpfungen einer Verfallzeit und nach deren Nachbildung zum Opfer zu fallen.

Die Parole ist jetzt, das muß jeder zugeben, „Renaissance". Wäre der im Volk damit verknüpfte Begriff so rein, wie das Wort, so könnte man sich darüber nur rückhaltslos freuen. Da aber das leider nicht der Fall, da man besonders auf kunstindustriellem Felde noch immer die eigentliche (Hoch-)Renaissance häufig mit „Antik" verwechseln und — perhorresciren hört, so gestaltet sich die Sache nicht ganz unbedenklich. Nicht weniger deshalb, weil in Tektonik und Architektur

dazu noch nationale Tendenzen kommen, die in Frankreich der französischen, in Deutschland der deutschen Renaissance das Uebergewicht verschaffen wollen, und zwar vielfach nach Vorbildern aus einer Zeit, in welcher die Quellen schon sehr getrübt und in wahrhaft künstlerischem Sinne unerfreulich sich darstellen. Verfasser dieser Zeilen hat sich schon verschiedentlich bemüht, den folgenschweren Mißverständnissen, wie sie über diese Dinge herrschen, durch öffentliche Vorträge zu begegnen und er begrüßt jede sachgemäße Aeußerung über diesen Gegenstand mit aller Theilnahme. So wieder eine geistvolle Darlegung der Verhältnisse, wie sie neuestens A. Woltmann unter dem Titel: „Die Anfänge der deutschen Renaissance" in seiner eben erschienenen Essaysammlung*) giebt. Sie verdient verbreitet und ventilirt zu werden, um die gerade jetzt wichtige Angelegenheit zum wohl verstandenen Bewußtsein eines größtmöglichen Kreises zu bringen. Es sei mir daher folgende Betrachtung gestattet:

Mit Recht tritt Woltmann der vulgären aber keineswegs allseitig zutreffenden Auffassung entgegen als ob Renaissance lediglich als Wiedergeburt der Antike zu verstehen sei. Schon Vasari spricht nicht von einer rinascità dell antichità sondern dell' arte schlechthin. In der That war es ja nicht der Einfluß des Alterthums, der Giotto's Wiederbelebung der Malerei zu Grunde lag. Noch weniger aber würde dieser auf die deutsche Renaissance passen, die wir doch weit über die Einführung klassischer Formgebung hinaufdatiren müssen. Denn die flandrischen Meister und auch später Dürer haben mit der antiken Kunst so viel wie nichts zu schaffen: hier bezeichnet die Wiedergeburt vielmehr einen innigeren Anschluß an die Natur. Aus der Asche des Mittelalters erhebt sich das freie individuelle Gefühl, und entwickelt sich ein neues Verhältniß des Menschen zur Natur. Statt sich über die Natur, die als sündhaft erschien, erheben zu wollen, giebt der Mensch sich ihr hin, wendet er ihr unbefangen sein Auge zu.

Lag es nun auch in Italien nahe, bei dieser dem Mittelalter gegensätzlichen Rückkehr zur Natur im klassischen Alterthum, dem jenes Land nie ganz entfremdet war, die wirksamste Förderung zu suchen, so fehlten dazu in Deutschland die Mittel, nämlich die klassischen Ueberreste. Trotzdem prägt sich auch hier das neue Verhältniß zur Natur mindestens ebenso entschieden aus. Die Wandlung vollzog sich überdies ungefähr gleichzeitig mit der großen Kunstbewegung in Florenz, und zwar zunächst in Flandern. Die Gegenstände sind auch da wie überall vorerst die gleichen, nämlich die überlieferten kirchlichen geblieben, aber die Auffassung ist eine andere: Menschen, wie sie noch nicht in der christlichen Kunst geschaffen worden waren, individuell vom Scheitel bis zur Sohle, sind an Stelle der konventionellen Schablonengestalten getreten. In voller Wirklichkeitstreue bis auf jede Hautfalte, jede Runzel des Gesichtes, jedes Härchen auf der Wimper, bis auf jedes Gewandstück, jede Zier am Besatz und jeden Edelstein des Geschmeides heben sie sich nicht mehr von dem raumlosen Goldgrund sondern von der wirklichen heimathlichen Umgebung, von Landschaften mit weiter Fernsicht, von den Straßen ihrer Städte, von tiefen Kirchenhallen und traulichen Gemächern ab, wobei auch das Kleinste, das Blümchen im Grase, wie jedes Geräth im Hause die liebevollste Durchführung erfährt. Dazu fehlt es nicht an dem wahrhaft malerischen Gefühl, das die Dinge in Verhältniß zu einander

*) A. Woltmann, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte. Allgem. Verein für deutsche Literatur. Berlin, Hofmann & Co. 1878.

setzt, nicht an Linien- und Luftperspektive, wie an feinerer Beobachtung der Schattenwirkung.

Nicht Unwesentliches aber war dem flandrischen Kunstaufschwung versagt, was dem italienischen das Uebergewicht gab. Zunächst die gleichmäßige Ausbildung aller Kräfte und aller Richtungen in der Kunst. Vorerst spielt die Architektur, noch lange in der handwerksmäßigen Fortführung der Gothik befangen, noch keine Rolle in der neuen Entwicklung, und dasselbe läßt sich von der Bildnerei sagen. Dazu kommt der Mangel an jener wissenschaftlichen Ergründung der Formenwelt, welche in Italien in Zusammenhange mit der humanistischen Bildung auftrat. Das Verhältniß zur Natur durch das Auge allein, wie wir es bei den nordischen Künstlern finden, bietet keine sichere Gewähr der künstlerischen Entwicklung. Daher auch kein eigentlicher Fortschritt bei den niederländischen Schülern der van Eyck, bei den deutschen Nachfolgern sogar theilweise noch größere Verwilderung. „Bei reichem Phantasieleben und unermüdlichem Drange zur Produktion fehlt die Fähigkeit, die Einbildung in Schranken zu halten, bald verfällt die natürliche Erscheinung, unter Nachwirkung des alten Geistes, welcher die Natur verschmähte, der Verkümmerung, bald wird sie, unter einseitiger und ungebändigter Herrschaft des neuen Geistes, dem die Wirlichkeit über alles geht, in das Rohe und Uebertriebene verzerrt. Diese Zustände erhalten fortwährend Nahrung durch die Handwerksmäßigkeit des deutschen Kunstbetriebes. Fast überall ist die Kunst durch ihre zunftmäßige Stellung eingeengt. Die höheren Stände vernachlässigen sie, falls sie nicht die Hand der Künstler gelegentlich zu persönlichen Zwecken brauchen; die Gelehrten bleiben auffallend gleichgültig gegen das künstlerische Leben. Nur im Volke, im Bürgerstande hat dieses seinen Boden, während es in Italien von der ganzen Nation getragen wird."

Wesentliche Unterschiede zwischen der italienischen und deutschen Renaissance waren aber in der Verschiedenheit des Verhältnißes zur Kirche begründet, wie es diesseits und jenseits der Alpen sich gestaltet hatte. War nämlich in Italien die Opposition gegen die Kirche mehr passiv und negativ, indem man, ohne die kirchliche Macht anzutasten und an die kirchlichen Zustände die bessernde Hand anlegen zu wollen, darauf ausging, nicht innerhalb der Kirche, sondern neben derselben, nämlich in der Wissenschaft Stellung zu den höchsten Dingen zu gewinnen, wobei übrigens die vor wie nach schlimmen ethischen Zustände weder gewonnen noch verloren, die scientifische und ästhetische Entwicklung aber mächtig gefördert wurde, verhielt sich die Opposition in Deutschland nicht lediglich ablehnend und durch Indifferentismus geschwächt, sondern drängte, aus gläubiger Gesinnung hervorgegangen, wie sie war, zu thätigem Eingreifen. Das im Volke lebendige sittliche Bedürfniß begnügte sich, sobald es auf religiösem Gebiete Anstoß nahm, keineswegs mit dem Ersatze auf einem anderen Gebiete, sondern strebte nach Besserung der religiösen Zustände selbst. Bei der Innerlichkeit der ganzen Bildung, welche für das deutsche Volk damals charakteristisch ist, konnte nicht das Schöne in erster Linie stehen, selbst nicht einmal in der Kunst. Ueber dem Schönen steht nämlich die tiefe religiöse Wärme und Ueberzeugung, welche auch die Kunst durchdringt. Die italienischen Künstler führen die heiligen Gegenstände auf ihren rein menschlichen Kern zurück, suchen mehr den geistigen Charakter, den rein dramatischen Gehalt herauszubilden. Dieser allgemeinen Auffassung wiedersprechen anscheinend einige Künstler und Künstlergruppen, aber Fiesole ist ein Fremdling in der florentinischen Gesellschaft, ein Nachzügler

des Mittelalters, und durch die Mauern seines Klosters von dem öffentlichen Leben geschieden, und das vermeintlich religiös Empfindungsvolle der Umbrier ist mehr anmuthige Weichheit des Gefühls und widerstreitet nicht der allgemeinen italienischen Kunstauffassung, bei welcher das religiöse Element neben den rein künstlerischen Zielen unbedeutend erscheint. Die niederländischen und deutschen Meister dagegen, von den van Eyck angefangen, zeigen trotz aller Wirklichkeitstreue, Lebenswahrheit und scharfen Genauigkeit in der Schilderung des Alltäglichen doch die Ehrfurcht dominirend, die aus allem Heiligen athmet. Die Künstler leben sich nicht blos völlig ein in die heiligen Geschichten, sondern stellen sie auch in einer Sprache dar, die auch der Geringste versteht. Und damit ihre Werke, die man ja nicht des Kunstgenusses und der Freude am Schönen willen sucht, möglichst weithin religiös zu wirken vermögen, greifen die Künstler mit Vorliebe zu den vervielfältigenden Künsten.

Von Anregungen aus Italien aber war zunächst weniger nach Deutschland gedrungen als man gewöhnlich glaubt, und zu Anfang des 15. Jahrhunderts war dies wohl kaum viel über die Kupferstiche Mantegna's hinausgegangen. Die Deutschen aber fingen erst spät an, zu ihrer Ausbildung nach Italien zu wandern, indem sich wandernde Gesellen hauptsächlich an die Rheinlande von Colmar bis Gent und Brügge hielten. Dürer zwar hat wenigstens 1505, wenn nicht schon früher, eine Kunstreise nach Venedig gemacht, auch Hans Burgkmair, von welchem der ältest datirbare Architekturhintergrund im Renaissancestyl stammt, war sicher dahin gelangt, Holbein wahrscheinlich nach Mailand. Systematische Wanderungen nach und größerer Export aus Italien aber beginnen erst mit den Schülern der großen deutschen Cinquecentisten.

Ueber die Aufstellung Woltmann's, daß sich die deutschen Künstler meist auf die Frührenaissance beschränkten und dadurch vor den Niederländern des 16. Jahrhunderts in Vortheil kamen, ließe sich streiten. Dagegen ist eben so richtig als wichtig, was er von dem Verhältnisse Dürer's zu dem Humanismus sagt. Wenn aber auch Dürer für sich den rechten Weg zur Natur im Gegensatz zu manieristischem Nachtreten anderer Vorbilder aus seinen theoretischen Studien gewann, so ist sehr zu bezweifeln, daß ihm seine Schule auf diesem Wege nachfolgte.

Auch gegen den Schluß der interessanten Essai's können wir einige Bedenken nicht unterdrücken. Wohl ist es wahr, daß der weitere Verfall, wie er sich in Italien unmittelbar an die größten Meister knüpft, Deutschland erspart blieb, aber mehr deshalb, weil es auch eine solche Höhe wie Italien nicht erreicht hatte. Alle Achtung vor Dürer und Holbein — aber dürfen wir ihre vereinzelte Größe mit der geschlossenen Erscheinung der italienischen Cinquecentisten auf eine Linie stellen? Und gehen nicht alle ihre Nachfolger bereits abwärts, oder richtiger, findet mit der gesteigerten Aufnahme der Renaissance überhaupt noch ein wirklicher Fortschritt statt? Ich finde in der Zeit, in welcher Correggio, und noch mehr in jener in welcher Tizian und Annibale Carracci starben, in Deutschland schon mehr Verfall wenigstens in der Malerei als bei den hervorragenderen italienischen Meistern. Auch den Schöpfungen der deutschen Renaissance in der Architektur möchte ich das Wort nicht allzusehr reden, da ich es frank bekenne, daß ich auch die nachmichelangeleske Palastarchitektur Italiens dem deutschen Renaissancebau noch immer vorziehe. Von Plastik aber bleibt höchstens die Kleinkunst noch eine Zeitlang auf der Höhe eines Vischer, die monumentale Plastik aber versiegt, wenn wir von der Thätigkeit nieder-

ländischer Künstler absehen, fast völlig. Entschuldigen können wir den Niedergang, Kriegsnoth durch halbe Jahrhunderte und deren Nachwehen mußten hemmend wirken, aber leugnen können wir ihn nicht, und es möchte scheinen, daß Woltmann den Schluß dem deutschen Antheil zu günstig betrachtet habe. Franz Reber.

Musik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Naumann in Dresden.)

Einwirkungen der romantischen Tonschule Deutschlands auf die Franzosen.

Die Romantik in der Musik ist noch nicht so alt wie man glauben möchte. Es beträgt kaum erst ein halbes Jahrhundert, daß in der Tonkunst in einem ähnlich bestimmten Sinne von einer romantischen Schule die Rede sein kann, in welchem in der Poesie und Literatur seit drei Menschenaltern von der Romantik und ihren Bekennern die Rede ist. Man sieht aus diesen Zeitbestimmungen, daß die Geburtsstunde einer specifisch romantischen Tonschule ungefähr mit dem 1827 erfolgtem Tode Ludwig van Beethoven's zusammenfiel. Erinnert man sich, in Verbindung hiermit, daß Karl Maria von Weber's Hingang 1826, also nur ein Jahr früher, derjenige Franz Schubert's dagegen 1829, also nur zwei Jahre später wie der Tod Beethoven's erfolgte, so darf man sagen, daß sich an das Scheiden der drei genannten großen Tondichter, welche ich als die ersten, aber unbewußten Vertreter der musikalischen Romantik bezeichnen möchte, jene weitverzweigte moderne Schule anknüpfte, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihrer romantischen Tendenzen mehr und mehr bewußt ward. Hiernach würde also Beethoven als der eigentliche Vater der Romantik in der Tonkunst anzusehen sein. Ein solches Wort ist jedoch cum grano salis zu verstehen. Bei Beethoven, der in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Musik nicht, wie Weber und Schubert, nur das große Talent, sondern gleich Bach, Händel, Gluck, Haydn und Mozart das Genie repräsentirt, konnte die Romantik nur eine Seite seines Wesens ausdrücken, wie wir derselben Erscheinung ja auch bei Shakespeare und Goethe begegnen. Der Meister Ludwig in seiner Totalität war viel zu umfassender Natur, um nur in romantischem Empfinden und Fühlen aufzugehen. Nichts wäre freilich pedantischer, als genau bestimmen zu wollen, in welchen seiner Werke Beethoven romantisch sei und in welchen nicht. Das Ineinanderspielen und die gelegentliche Verschmelzung der Anlagen einer großen Persönlichkeit verbieten dergleichen schon an und für sich. Man könnte höchstens ganz im Allgemeinen sagen, daß des Meisters 4., 7. und 9. Sinfonie, daß einige seiner mittlern und seine letzten Streichquartette, daß das große B-dur-Trio, die Klaviersonaten op. 109, 110, 111, die Sonata appassionata und die Mondscheinsonate, nicht weniger der Liederkreis „an die entfernte Geliebte" und noch einiges Andere, in der Stimmung Verwandte, den romantischen Zug des großen Meisters am meisten kenntlich mache. Dagegen würde ich seinem Coriolan, seiner Eroica, dem Prometheus, der Ouverture „Zur Weihe des Hauses", sowie auch manchen Werken der ersten Periode seiner Schöpferthätigkeit ein, der Form und dem Inhalte nach, mehr klassisches Gepräge zusprechen, während sich Werke, wie die Pastorale, die Musik zu Egmont, die große Waldstein-Sonate und vor Allem der Fidelio und die C-moll-Sinfonie, bis zu jenen Höhen reinsten menschlichen

Ausdrucks erheben, der nach keiner besonderen Gefühlssphäre mehr fragt, sondern ebensowohl klassisch wie romantisch ist. —

In einem ausschließlicheren Sinne, als Beethoven, schlagen Karl Maria von Weber und Franz Schubert den Ton deutscher Romantik an; bei ihnen durchdringt die letztere fast ihr gesammtes musikalisches Schaffen. Weber giebt der deutschen Volkssage und dem deutschen Volksglauben, der Poesie unsrer deutschen Wälder und frischen duftigen Waldthäler, der Fröhlichkeit und Freiheit des deutschen Jägerlebens, der romantischen Seite der Stimmung unsrer Freiheitskriege von 1813 und 1815, dem dichterischen Reiz und der Abenteuerlichkeit des Zigeunerlebens, den Elfen und den Nixen, dem märchenhaften Zauber der über dem Orient ruht, und der Stimmung der provençalischen Liebeshöfe zum ersten Mal Ausdruck in der Musik. Dabei personificirt er dem Deutschen (was in der Oper bis dahin in gleich poetischer Weise noch nicht vorgekommen) eine Anzahl seiner heimischen Volkstypen mit vielem Humor und echter Naturtreue, z. B. die Bergknappen, den Landmann, den Dorfmusikanten, den Schützenkönig, den Förster, den Jäger, den Eremiten und die Brautjungfer. In Agathe und Aennchen aber hat er uns die sich ergänzenden Haupttypen unserer deutschen Mädchenwelt mit unverwischlichen Zügen gezeichnet. Und wenn er Beide auch durch den verklärenden Glanz seiner Töne in die Region einer verschönernden Romantik emporhebt, so sehen wir deutsche Mädchen doch in gleicher Jugendfrische und Gesundheit der Seele in den Kreisen unseres Bürgerthums erblühen und darum heimeln sie uns an, wie liebe traute Gestalten aus dem Vater- und Nachbarhause. — In ziemlich ähnlicher Weise gestaltet sich das Wirken Franz Schubert's, nur mit dem Unterschiede, daß er vom Dramatischen fast ganz absieht und erst im Lyrischen zum vollen Ausdruck seines herrlichen Talentes gelangt. In seinem Strophenliede sowohl, wie in dem von ihm als Gattung begründeten Kunstliede begegnen wir dem Romantiker, der uns, wenn auch nicht in der Stimmung, so doch in der von ihm behandelten Stoffwelt vielfach an seinen Zeitgenossen Weber mahnt. In der Stimmung knüpft Schubert vorzugsweise bei dem von ihm angebeteten Beethoven an, und zwar namentlich bei dessen romantischer Seite; der Stoff aber, den er sich am liebsten wählt, ist abermals deutsches Wald-, Gebirgs- und Naturleben, der klar rieselnde Mühlbach, der nordische Winter und Frühling, das Märchen, die Sage, die Ballade, die Romanze. Und auch seine Gestalten gleichen, da sie meist ebenfalls dem deutschen Volke angehören, denen Weber's. Auch bei Schubert begegnen wir dem Jäger, dem Müllerburschen, der schönen Müllerin, dem Wanderer, sei es im Gebirge oder auf eisigen Schneefeldern, sowie endlich (da Schubert Oesterreicher war) auch der jungen Nonne in der Einsamkeit des Klosters und mit der unausgesprochenen Liebe im Herzen. Aus des Meisters C-dur-Sinfonie aber und vielen seiner Märsche und Tänze tönt uns, eben so sehr wie aus Weber's Preziosa, die ganze Phantastik und Abenteuerlichkeit des Zigeunerwesens und seiner Poesie entgegen. —

Mit Robert Schumann und Felix Mendelssohn (soweit der letztere überhaupt zu den Romantikern zählt) trat die romantische Schule Deutschlands in der Musik aus dem Zustande des Unbewußten in das Stadium eines bewußten Schaffens auf dem ihr eigenthümlichen Gebiet. Zwar sind auch diese beiden Meister noch ziemlich frei von allem absichtlich Tendenziösen, oder vom Standpunkte einer besonderen musikalischen Partei. Sie gehören aber nichts desto weniger einer Richtung an, die schon darum, weil sie bei den Leistungen ihrer Vorgänger auf dem

Gebiete der Romantik mit Vorliebe anknüpft, eine bewußtere und specifisch romantischere ist, als die eines Schubert und Weber. Diese erscheinen, mit Schumann und Mendelssohn verglichen, naiv, volksthümlich und die Romantik mehr von ihrer heitern, anmuthvollen und rein menschlichen Seite spiegelnd; daher auch weder grübelnd, noch allzu feinfühlig und niemals von der Blässe des Gedankens angekränkelt. Bei den beiden jüngern Meistern dagegen tritt, an die Stelle einer objektiven, eine mehr rein idealistische und vorwaltend subjektive Weltanschauung. Mit einer gewissen geheimen Lust wendet Schumann seine Blicke von dem Leben der Menschheit und der Natur ab, um sie in den Abgrund des eignen Selbstes, in die tiefen Schachte des eignen Innern zu versenken, aus denen er, wenn auch mitunter Schlacken, so meistens doch reines Gold und Silber zu Tage fördert. — Dem hochgebildeten zartsinnigen Mendelssohn wird Grazie, zierlicher Humor, feinste Glätte der Form und neckisches oder sinnreiches Spiel mit Tönen und Gedanken Hauptsache in der Welt seines romantischen Empfindens. Daher bei ihm die Vorliebe für das Scherzo und Capriccio; darum auch das Wiederaufleben der von Weber stammenden Elfen und der Kobolde in seiner köstlichen Musik zum Sommernachtstraum, das abermalige Auftauchen der Nixen, Wasserfrauen und der Meeresromantik, die uns Weber im „Oberon" so wundervoll schildert, während dies Mendelssohn kaum minder glücklich in seiner „Melusine", seiner „Loreley", in „Meeresstille und glückliche Fahrt" und in seinen „Hebriden" gelingt. — Mit Schumann's potenzirterer und Mendelssohn's vergeistigterer romantischen Stimmung, die beiderseits nicht etwa eine größere Stärke als die ihrer Vorgänger bezeichnen soll, sondern vielmehr nur eine zartere feiner besaitete Organisation, verbindet sich aber noch ein anderes Moment. Stehen bei Weber die Gestalten seines Max, Caspar, Hüon und Oberon noch in keiner Weise hinter den Frauengestalten der betreffenden Opern zurück und finden wir auch in der Winterreise Schubert's, in seinen Müllerliedern, in seinem Liedercyklus aus dem Fräulein vom See, oder in seinen berühmten Balladen: Der Wandrer, der Erlkönig, der Zwerg, vorwaltend das Mannesgemüth, als den der Welt, der Natur und den Freuden und Leiden des Menschenlebens vorgehaltenen Spiegel, so beginnt schon bei Schumann und theilweise auch bei Mendelssohn jene Glorificirung des Weiblichen, die in immer gesteigerterer Gestalt auftritt, je weiter die Neuromantik in der deutschen Musik Platz greift. Mendelssohn's erste große Oper sollte eine romantische und ein Weib ihre Heldin werden. Das uns erhaltene brillante Bruchstück aus Loreley zeigt uns, wohin das Ganze gedrängt haben würde. Auch eine Tondichtung wie Melusine und das Vorwalten der Minne- und Liebeslieder bei Mendelssohn bekundet uns seine Sympathie für das weibliche Ideal. Wenn eine solche Tendenz bei Mendelssohn jedoch nur soweit hervortritt, als er Romantiker ist und sich daher nur auf eine Seite seines Schaffens bezieht, so umfaßt sie bei Schumann dessen gesammtes Empfinden und Dichten in Tönen. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf des Meisters drei umfassendste Tondichtungen, auf seine „Peri", seine „Rose" und ihre Pilgerfahrt, sowie auf seine Oper „Genoveva". Nicht weniger auf das Requiem für „Mignon", auf den Cyklus „Frauenliebe und -Leben," auf den Liederkreis „Myrthen", auf die Lieder aus Rückert's „Liebesfrühling", auf die Romanzen für Frauenchor, auf die „Mädchenlieder", „Ballscenen" und die entzückende Komposition der Schlußscenen des zweiten Theiles von Goethe's Faust, in denen sich Schumann nicht nur selbst übertroffen hat, sondern deren Frauengestalten: die empor-

steigende Madonna und das ihr folgende verklärte Gretchen, die mit Faustens gerettetem unsterblichen Theil zum Himmel entschwebt, für Schumann so sehr im Vordergrunde seiner Phantasie weilen, daß es, um uns hiervon zu überzeugen, nicht erst des Schlußchores bedürfen würde, mit welchem das Ganze schließt und der da lautet:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan." —

Noch viel gesteigertere Formen gewinnt dieses beim Weibe anknüpfende Ideal der Neuromantik bei den Meistern der Gegenwart, und unter diesen wieder die kühnsten, gewagtesten oder übertriebensten bei dem größten Talente unter den Lebenden: bei Richard Wagner. Was bei Goethe nur einen Moment in seinem Schaffen bedeutete und mit dem katholisch-mittelalterlichen Schluß, den er seinem Faust gab, harmonirte: Die Rettung des geliebten Mannes durch Gretchen und deren Fürbitte, wird mehr oder weniger Inhalt der gesammten Wagner'schen Tondichtungen. Nicht der fliegende Holländer ist das handelnde Princip in der gleichnamigen Oper, sondern Senta, die ihn ahnt, herbeisehnt, bei der ersten Begegnung von ihm fascinirt ist und ihn durch Hingabe ihres Lebens von der ewigen Verdammniß rettet. Ebenso ist nicht Tannhäuser der Held der Oper, die seinen Namen trägt, sondern Elisabeth, die sich zwischen die gezückten Schwerter des empörten Ritteradels von Thüringen wirft, um das bedrohte Leben des Geliebten zu retten, obwohl ihr dessen Verworfenheit das Herz brach; Elisabeth, die noch im Tode Fürbitte für diesen sonst Verlornen leistet und dadurch den im gleichen Momente Sterbenden der Gnade des Himmels zurückgewinnt. Im Lohengrin ist freilich der Ritter des heiligen Graal selber der Retter Elsa's aus Bedrängniß und Noth; aber auch diese zieht ihn durch den Zauber reiner Weiblichkeit unwiderstehlich aus weiter Ferne herbei und läßt die Lüfte ihre Klagen so lange zu ihm tragen, bis er keine Ruhe mehr findet und dem fernen Strande zustrebt, wo er die reine Magd findet, die dort seiner, den sie nur im Traum gesehen, gläubig als ihres Erlösers harrt. Diese immer noch holden Frauenideale einer hochgesteigerten Romantik gewinnen in Wagner's späterem Schaffen ein entweder karrikirtes oder höchst realistisches Aussehen. So seltsam dieser Umschlag erscheint, so natürlich ist er doch. Eine Romantik, die ihren Flug nicht mehr hoch genug nehmen kann und deßhalb so sehr in's rein Aetherische geräth, daß ihr aller realer Boden unter den Füßen verschwindet, fällt endlich, dem auch im Geistesleben waltendem Gesetz der Ausgleichung folgend, aus allen ihren Himmeln herab; und zwar gerade wieder auf jenen verlassenen Boden der Wirklichkeit zurück, auf welchem sie um so derber aufschlägt, je weiter und länger sie sich von ihm entfernt hat. Das eine Aeußerste ruft immer wieder das andere Aeußerste hervor. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf den Vater der Neuromantik in unsrer deutschen Lyrik. Welche zarten Liebeslieder sang uns Heinrich Heine in seinem Buche der Lieder, und wo endete sein Preis der Minne im Romanzero und seinen letzten Gedichten? — So wenig nun trotzdem diese letzten Lieder und Gesänge Heine's ohne manches im Einzelnen Bedeutende und selbst Anmuthvolle geblieben sind, so wenig mangelt es den spätern Tondichtungen Wagner's: den Meistersingern, Tristan und Isolde und dem Ring des Nibelungen an ihnen im Einzelnen verbliebenen großen Schönheiten, die uns abermals des bedeutenden Talentes ihres Schöpfers versichern. Im Ganzen aber vertritt er in diesen Werken, wenn auch sicherlich ganz unbewußt, den Realismus, ja sogar den Materialismus in der Tonkunst. Man erinnere sich nur, um sich

hiervon zu überzeugen, der im späteren Wagner so vielfachen Verwendung von Liebestränken als tragischer Motive. Wir begegnen diesen, die Helden zu seelenlosen Puppen erniedrigenden Zaubertränken ebensowohl in Tristan und Isolde, wie in der Götterdämmerung. Ich verweise ferner auf den groben Realismus der Komik in den Meistersingern, die eines besonderen, nach Wagner's Angaben verfertigten miauenden Instrumentes zu bedürfen glaubt, um Beckmesser's Ständchen humoristisch erscheinen zu lassen und diesen Zweck dennoch gänzlich verfehlt! Nicht weniger auf den Chor am Schluß des zweiten Aktes der Meistersinger, der mit allen verwickelten Einsätzen und kombinirten Effekten seiner Partitur schließlich nichts weiter erreicht, als den Eindruck, den das ganz realistische Geschrei und Getöse einer wirklichen großen Prügelei auf der Gasse hervorruft. Auch die für das Orchester in Bayreuth gebaute Riesenposaune, oder der durch ein Sprachrohr auf der Bühne singende Drache im Siegfried, sowie noch vieles Aehnliche gehört hierher. —

In der reinen Instrumentalcomposition nahm die Neuromantik bei uns in Deutschland dieselbe Richtung. Hierfür legt allein schon die „Programm-Musik", nicht weniger Abert's Columbus-Sinfonie, Rubinsteins Ocean-Sinfonie und Raff's, nach Bürger's Gedicht benannte Leonoren-Sinfonie Zeugniß ab, die zwar außerordentlich viel Schönes enthält, aber in dem von ihr geschilderten Ritt nach dem Kirchhof doch ebenfalls zu weit nach der Seite des Realistisch-Materialistischen in der Tonkunst geht.

Alle diese geschilderten verschiedenen Phasen der Entwicklung der musikalischen Romantik in Deutschland blieben nicht ohne eine starke Rückwirkung auf unsere französischen Nachbarn. Diese, deren musikalisches Schaffen sich, seit dem Auftreten Gluck's, Cherubini's, Spontini's und Meyerbeer's in Paris, dem Einfluße der deutschen Schule nie wieder ganz entzog, fühlten sich mit ihren romantischen Neigungen zuerst durch Beethoven und Carl Maria v. Weber gefesselt. Beethoven führte charakteristischer Weise zuerst Habeneck (1781—1849), der, wie schon sein Name besagt, von elsäßischen Eltern stammte, in Paris ein. Die Elsäßer übernahmen überhaupt vielfach während ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich eine geistige Vermittlerrolle zwischen dem alten und neuen Vaterland. So ist auch der gegenwärtige Hauptvertreter klassischer-deutscher Instrumentalmusik in der Hauptstadt Frankreichs, Herr Pasdeloup (zu Deutsch: Wolfgang), der diese Stellung schon lange vor 1870 einnahm, ein geborner Elsäßer. Als die C-moll-Sinfonie zum ersten Mal in den berühmten Concerten des Conservatoire ertönte, sprang ein alter ehmaliger napoleonischer General beim Eintritt des sieghaft-majestätischen Finale mit dem Rufe von seinem Sitze empor: C'est l'empereur! Dieser Ruf elektrisirte die Pariser, weil er die erhabenen Tongebilde Beethoven's mit der Romantik der ihnen so theueren Napoleonslegende in Beziehung setzte. Anders wieder wirkte Beethoven gleich anfänglich auf die französischen Musiker ein. Wir müssen — wir mögen wollen oder nicht — Hektor Berlioz als den hervorragendsten Jünger Beethoven's in Frankreich bezeichnen. Nicht, als wenn ich damit sagen wollte, Berlioz sei, um ihm diese Stellung einzuräumen, kein hinreichend bedeutendes Talent gewesen. Daß er ein solches war, beweisen schon allein sein Requiem, sowie einzelne Partien aus seiner Sinfonie: Episode de la vie d'un artiste, zu denen ich freilich das, in ein halb verrücktes, halb bacchanalisches Getöse ausartende Finale, überschrieben: Dies irae, une burlesque, nicht mitzähle. Was aber nicht nur Berlioz, sondern auch alle späteren französischen Romantiker in

der Tonkunst durchschnittlich kennzeichnet, ist, daß sie, wie man dies überhaupt vielfach bei Nachahmern findet, die musikalische Romantik Deutschlands nicht naiv und unbefangen auf sich wirken ließen, sondern dieselbe sofort mit der ausgesprochenen Tendenz, die gleichen Wege gehen zu wollen, imitirten, sie hierbei mißverstanden, ins Fieberhafte steigerten, und so endlich, ohne es zu ahnen, karrikirten. Die Franzosen haben darum, obwohl sie zuerst die älteren deutschen Romantiker auf sich wirken ließen, niemals, wie diese. eine Epoche unbewußten Träumens und Ergehens auf romantischem Gebiete durchlebt, sondern sie waren von Anfang an absichtlich und bewußt, d. h. sie befanden sich schon im Beginne auf dem Standpunkte unserer deutschen Neu-Romantiker. Ihr eigentlich naives romantisches Empfinden und Fühlen fällt in eine weit frühere Zeit; wir begegnen demselben in den Partituren Gretry's, Mehul's und Boieldieu's. Und doch glaubte Berlioz so entschieden ein Priester der Muse Beethoven's zu sein, daß er sich des deutschen Meisters Portrait auf einen Siegelring, den er täglich trug, eingraviren ließ und ganz in dessen Sinne, mit dem, was er selber leistete, zu wirken vermeinte. Jedenfalls hat er durch die Propaganda, die er auch in Wort und Schrift für unseren großen rheinischen Landsmann in Paris betrieb, unendlich viel Gutes erzielt, wie ihm denn die Franzosen auch die erste unverkürzte Aufführung des Freischütz, für dessen Schöpfer Berlioz ebenfalls schwärmte, sowie überdies vielfach eine nähere Bekanntschaft mit Franz Schubert's Liedern verdanken. So sehen wir denn Berlioz zu unseren drei größten Altromantikern in eine nahe geistige Beziehung treten. — Auch Opern, wie die des zu früh gestorbenen Herold, besonders dessen „Zampa oder die Marmorbraut“, verdanken den Einflüssen deutscher Romantik, namentlich Weber's, ihre Entstehung. Am nachhaltigsten aber wirkte Weber auf seinen Freund und Mitschüler von ihrem gemeinschaftlichen Unterricht beim Abt Vogler her, auf Meyerbeer ein, und zwar auf dessen „Robert den Teufel“, und durch diese Oper indirekt abermals auf das Stärkste auf Paris und die Pariser. Selbstverständlich zähle ich Meyerbeer nicht zu den französischen, sondern zu den deutschen Tondichtern, und freue mich, daß wir in der, auf unsere Genie-Epoche folgenden Periode der großen Talente auch ihn zu den Unseren zählen dürfen. Nichtsdestoweniger hat Niemand auf dramatisch-musikalischem Gebiete eine so hervorragende Vermittler-Rolle zwischen deutscher und französischer Romantik gespielt, als Meyerbeer, wenn derselbe auch, da er in einem durchaus französischen Sinne und Geschmacke vermittelte, ebensowenig wie Berlioz dazu im Stande war, den Parisern den Geist der deutschen Romantik in seiner Reinheit und Lauterkeit zu übermachen. Meyerbeer's Robert (soviel Talentvolles und Bedeutendes er auch enthält) mahnt darum, durch die darin meist zu Tage tretende Hyper-Romantik, weit eher an die Verzerrungen und Uebertriebenheiten eines Victor Hugo und seines „Notre-Dame“ oder seiner „Marie Tudor“, als an die gesunde Romantik seines Freundes C. M. v. Weber. Im besten Sinne zu unseren deutschen Romantikern dürfen wir Meyerbeer erst in seinen Hugenotten und seinem Struensee zählen. In jenem kunstverderblichen Sinne jedoch, der noch im Robert, sowie später leider wieder im „Propheten“ und in der „Afrikanerin“ (trotz aller auch hier gegebenen vielfachen Beweise großen Talentes) wuchert, wirkte Meyerbeer besonders auf den Franzosen Halevy, sowie, außer auf diesen, auch noch auf eine ganze Reihe anderer französischer Komponisten ein. So ist auch die etwas oberflächlich galante Romantik eines Adam vielfach auf

Meyerbeer's Einfluß zurückzuführen. Aber auch auf das weit poetischere Talent eines Gounod blieb Meyerbeer nicht ohne starke Wirkung. Die ganze Partie des Mephisto in Gounod's „Margarethe“ würde ohne Meyerbeer nicht existiren; ebensowenig Stücke, wie das Finale des ersten Aktes derselben Oper, oder der in derselben vorkommende bekannte Marsch. Und hier sehen wir meist den bessern Meyerbeer, den Schöpfer der Hugenotten und des Struensee, zu seiner Wirkung gelangen. Gounod's Beziehungen zur romantischen Schule Deutschlands beschränken sich jedoch keineswegs auf Meyerbeer allein. Sie sind in fast gleicher Stärke zu Richard Wagner und Schubert, ja selbst zu Beethoven vorhanden. Die Musik des Venusberges im Tannhäuser, mit ihren chromatischen Geigengängen, blieb nicht ohne sehr merkliche Wirkungen auf die Introduction und ersten Szenen der „Margarethe“; die weiterhin vorkommende Ballade vom „König in Thule“ schlägt einen Franz Schubert'schen Ton an; das große Liebesduett endlich in Martha's Garten zwischen Faust und Margarethe erinnert in Cantilene, Stimmung und Führung mitunter lebhaft an den, wenn auch nur äußerlichen Habitus Beethoven'scher Andantes und Adagios. — Auch Franz Liszt, obwohl er in Ungarn geboren ist, können wir nicht umhin zu den Tondichtern Frankreichs zu rechnen, auf welche die romantische Schule Deutschlands eine starke Wirkung ausübte. Es scheint mir dies schon allein dadurch hinreichend motivirt, daß Liszt einen Theil seiner musikalischen Bildung in Paris erhielt, dort seine ersten glänzenden Erfolge errang, manches Jahr daselbst verlebte und ursprünglich ganz von der Welt- und Kunstanschauung der tonangebenden Salons der Metropole an der Seine erfüllt war. Auch Liszt knüpfte zunächst bei unseren drei Alt-Romantikern: Beethoven, Schubert und Weber an. Beethoven'sche Sinfonien und Schubert'sche Lieder machte er durch geistvolle Transcriptionen dem Solovortrag am Flügel zugänglich und instrumentirte Weber's „Aufforderung zum Tanz“. Er beschaffte durch eine Reihe zu diesem Zwecke gegebener Konzerte einen erheblichen Theil der Fonds zum Beethovendenkmal in Bonn, komponirte zu dessen Enthüllung eine Beethovenkantate und arrangirte sogar Bach'sche Orgelfugen (in denen auch noch ein Stück Romantik steckt, wenn auch nur in der Weise eines Nachklanges mittelalterlicher und christlich-germanischer Stimmungen) für seine Konzertvorträge am Klavier. Aber auch die echauffirte und pointirte Romantik Meyerbeer's, namentlich in dessen Robert, ließ ihn nicht unberührt, so wenig wie der echt romantische Zug, der durch des Meisters Hugenotten geht. Doch erst durch unsere Neu-Romantiker Schumann und Richard Wagner, und zwar namentlich durch die Einwirkungen des Letzteren, ward Liszt in einem ausgebreiteteren Sinne als bisher produktiv. Nunmehr erst sagte er dem unvergleichlichen Virtuosen, den die Welt an ihm besaß, gänzlich Valet (was ich übrigens und mit mir jeder Musiker lebhaft beklage) und es entstanden seine „sinfonischen Dichtungen“, sowie die Oratorien „die heilige Elisabeth“ und „Christus“. Daß die „sinfonischen Dichtungen“, d. h. Orchestersätze mit einem beigedruckten erläuternden Programm, zu den Verirrungen der Neu-Romantik gehören, ist unzweifelhaft. Ganz abgesehen von dem, ihrem Entstehen zu Grunde liegenden Irrthum, daß Beethoven mit der 9. Sinfonie die Sonatenform für immer zerschlagen habe (der Meister hat dies weder in der 9. Sinfonie, noch überhaupt jemals gethan) und es daher nunmehr dem Einzelnen freistehe, sich einer Vortragsweise seiner Themen und Motive zu bedienen, die seinen subjektiven Neigungen behage, widerspricht auch ein Programm direkt dem Geiste und der Natur der reinen

Instrumental-Musik. Beginnt die letztere doch erst an einem Punkte, bis zu dem die Sprache und Begriffe nicht mehr hinzureichen vermögen; hat sie es doch eben mit inneren Vorgängen zu thun, die sich nicht mehr sagen und singen, sondern nur noch fühlen und empfinden lassen. Orchesterkompositionen mit erklärenden Programmen versehen, heißt daher das Unaussprechliche wieder aussprechen wollen, das Wunderbare wieder vernüchtern und eine selbständige Kunstgattung zu einer unselbständigen degradiren, weil sie solcher kläglicher Nothbrücken und kümmerlicher Behelfe bedarf, wie es die erklärenden Programme sind, um zu wirken und verstanden zu werden. Dies schließt nicht aus, daß uns ein so genialer Künstler, wie Liszt, auch da noch Interessantes bietet, wo er von den Bahnen reinen Kunststrebens abirrt. Wir müssen nur bedauern, daß so mancher wirkliche Geistesblitz hier vergeblich aufglüht, denn Kunstwerke, in denen sich nicht dem genialen Gedanken die ewige Form vermählt, können, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, auf die Länge nicht dauern. —

Unter den der jüngsten Gegenwart angehörenden französischen Tondichtern, bei denen der Einfluß der deutschen Schule sichtbar wird, tritt St. Saens am bedeutendsten hervor. Auch auf diesen noch jugendlichen Meister haben unsere Romantiker in ihrer Gesammtheit eingewirkt. Er ist ebenso vertraut mit Bach, Beethoven, Schubert und Weber, als er gelegentlich bei Robert Schumann, Richard Wagner und selbst bei den sinfonischen Dichtungen Liszt's anknüpft. Aber es hat dies merkwürdiger Weise bei ihm ganz andere Resultate im Gefolge, wie bei den meisten seiner Vorgänger unter seinen Landsleuten. St. Saens — obwohl nicht minder Romantiker als Berlioz, Liszt, Felicien David und Andere — ist nämlich der einzige moderne Franzose, der sich als glänzender Beherrscher der strengen Kunstformen, und zwar derjenigen des klassischen deutschen Instrumentalstyls erweist. Seine sinfonisch behandelten Klavierkonzerte in G-moll und C-moll, unter denen das in G-moll kaum einen Wunsch des echten Kunfreundes unerfüllt läßt, während das in C-moll durch den Fluß, das Feuer und die schönen Themata seines Finales den Hörer hinreißt, sind wahre Muster klassischer Formvollendung. Nicht weniger die prächtige Sonate für Cello und Klavier op. 32 und andere Kammer-Musiken, in welchem Genre St. Saens sehr fruchtbar ist. — Wie stimmt nun aber mit einem solchen „klassischen" Romantiker, oder mit der von uns erwähnten gediegenen Seite der schöpferischen Thätigkeit des französischen Meisters jene andere Richtung seines Schaffens, durch welche er gerade einem größeren Publikum am raschesten bekannt geworden ist und die ebensowohl der Programmmusik, wie der Malerei in der Tonkunst — kurz dem ganzen Realismus und Materialismus, zu welchem die Neu-Romantiker Deutschlands in ihren letzten Konsesequenzen gekommen sind, zu huldigen scheint? — So befremdlich uns diese Richtung bei St. Saens, wenn wir ihn zuerst von seiner besseren Seite kennen lernten, auch erscheinen mag, so ist sie doch bei ihm nicht so extravagant, wie man im ersten Momente zu glauben geneigt sein dürfte. Seine Arbeiten dieser Gattung zeichnen sich nämlich, vor ähnlichen musikalisch-realistischen Spielereien bei uns in Deutschland, durch einen feinen französischen Esprit aus, welcher dergleichen mehr humoristisch nimmt und wie einen launischen lustigen Einfall oder einen mit Ironie gewürzten geistreichen Scherz behandelt. Dies hat den Vortheil, daß das gespreizte Pathos, das sich in vielen Kompositionen dieser Art geltend machen will, obwohl es mit den darin auf mechanischem Wege erstrebten Wirkungen im grellsten Kontrast steht, uns bei St. Saens nicht mehr stört, dessen hierher gehörige Tonsätze, durch die

in ihnen waltende feine Ironie, wieder bis zu einem gewissen Punkte in das Reich der Kunst hinaufgehoben und von der ihnen bei Anderen anhaftenden Schwere und handgreiflichen Derbheit befreit erscheinen. Daher kommt es, daß uns St. Saens berühmte Danse macabre und seine sinfonische Dichtung le rouet d'Omphale durch eine beiden innewohnende Grazie fast vergessen machen, daß wir darin hart am musikalischen Materialismus vorbeistreifen. Ja jener Todtentanz mahnt uns sogar an T. A. Hoffmann's geistvolle Phantasiestücke in Callot's Manier und ist auch in Form und Stimmführung so rund, fließend und zierlich wie möglich behandelt. Jedenfalls ist St. Saens ein Tondichter, dessen weitere künstlerische Laufbahn es sich lohnt zu verfolgen. Die Heißsporne aber unter unseren jüngeren Neu-Romantikern mögen sich davor hüten, daß ihnen, bei ihrer zunehmenden Formlosigkeit und Derbheit, das Ausland nicht nach der Seite des Formvollen und der künstlerischen Noblesse über den Kopf wachse.

Emil Naumann.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Franz Dingelstedt.

Volle vierzig Jahre sind es her, seit Franz Dingelstedt mit einem Bändchen lyrischer Gedichte zuerst an die Oeffentlichkeit trat. In den nächstfolgenden zehn bis zwölf Jahren entfaltete er eine unermüdliche Regsamkeit auf den verschiedensten Literaturgebieten: als politischer Dichter, als Novellist und Reiseschriftsteller; dann schien, nach einem vielversprechenden Anlauf auf dem Felde des geschichtlichen Dramas, plötzlich seine Muse zu verstummen, und nur noch einmal zeigte er in späterer Zeit durch den geistvollen Künstlerroman „Die Amazone", daß seine schöpferische Gestaltungskraft nicht erloschen sei. Das gegenwärtige Erscheinen einer ersten Gesammtausgabe seiner Werke (12 Bände. Berlin, Gebr. Paetel) läßt uns hoffen, daß Dingelstedt sich in Zukunft wieder mit erneutem Eifer der selbständigen Produktion zuwenden werde; einstweilen bietet uns dasselbe eine willkommene Gelegenheit, die vielseitigen künstlerischen Bestrebungen dieses Schriftstellers in geschlossenem Rahmen zu überblicken.

Denn — und darin liegt für uns der Hauptreiz seiner wie jeder literarischen Thätigkeit — Franz Dingelstedt ist ein Schriftsteller von scharf ausgeprägter, ganz eigenartiger Physiognomie. Nicht, als fänden sich in seinen poetischen Werken keine Anklänge an andere zeitgenössische Dichter; es wäre im Gegentheil leicht, in seinen frühesten und selbst in manchen seiner späteren Produktionen unverkennbare Einflüsse von Heine's, Freiligrath's, Anastasius Grün's, Nikolaus Lenau's Ton und Richtung nachzuweisen — aber diese Einwirkungen sind doch in der Regel nur von mittelbarer Art, es sind aufgegriffene Akkorde, welche der Dichter in neuer Weise zu einer selbständigen Melodie weiter spinnt. Welchen Stoff immer Dingelstedt behandeln mag, er drückt ihm das Siegel und den Gehalt seiner eigenen Weltanschauung auf, und diese hat sich, trotz aller Wandlungen seiner politischen Ansichten, seit seinem ersten Auftreten in ihrem innersten Kerne wenig verändert.

Franz Dingelstedt ist vor Allem, um ein vielverketzertes, aber bezeichnendes Wort zu gebrauchen, ein durchaus moderner Dichter. Er ist das in zwiefachem

Sinne. Denn nicht allein entnimmt er, mit Ausnahme zweier kurzer Novellen („Das böse Auge“ und „Meister Gutenberg's Tod“) und des Trauerspieles „Das Haus des Barneveldt“, all' seine Stoffe dem Leben und Ringen der unmittelbaren Gegenwart, sondern auch die Form und Behandlungsart trägt überall jenes realistische Gepräge, durch welches sich die heutige Dichtung von der des nächstvorhergegangenen romantischen Zeitalters unterscheidet.

Seinen schriftstellerischen Ruf verdankt Dingelstedt hauptsächlich den 1841 erschienenen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und der vier Jahre später veröffentlichen Sammlung seiner „Gedichte“, welche in der zweiten Auflage (1858) durch eine Reihe beachtenswerther erzählender Dichtungen vermehrt ward. Den Inhalt dieser Bände und eines Theils der Zeitgedichte „Nacht und Morgen“ (1850) hat der Verfasser im siebenten und achten Bande seiner „Sämmtlichen Werke“ in vielfach veränderter Ordnung, mit mancherlei Verbesserungen, Hinzufügungen und Weglassungen, unter dem Titel „Lyrische Dichtungen“ zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Es liegt uns fern, einem Schriftsteller im Prinzip das Recht zu bestreiten, die nachbessernde Feile an seine einmal veröffentlichten Produktionen zu legen, Schwaches und Verfehltes zu unterdrücken, und seine Werke in einer möglichst vollendeten Ausgabe letzter Hand der Nachwelt zu überliefern. Allein wo es sich um Schöpfungen handelt, deren Form und Inhalt den Stimmungen einer hinter uns liegenden, von der gegenwärtigen scharf unterschiedenen Zeitepoche entsprach und eben darin ihren besonderen Werth hatte, sollte man dies Recht mit großer Vorsicht gebrauchen, und wir finden nicht, daß Dingelstedt in den zahlreichen Ausscheidungen älterer politischer Gedichte überall von einem glücklichen Takte geleitet worden ist. Wir billigen es vollkommen, daß die galligen Hohnverse auf das deutsche Parlament und auf die revolutionären Bestrebungen des Jahres 1848, für deren ideale Ziele der Verfasser ein so geringes Verständniß bewies, in der Gesammtausgabe seiner Werke getilgt worden sind, und wir hätten ihm auch den Wiederabdruck der Verherrlichungen Radetzki's und Latour's, dessen barbarische Ermordung ihn so wenig wie Lichnowski zu einem makellosen Helden stempeln kann, mit Freuden erlassen; aber sehr ungern vermissen wir eine Anzahl elegischer und streitbarer Gedichte, in welchen Dingelstedt der Weltschmerzstimmung seiner Jugendzeit und seiner Stellung als verkannter und verfolgter politischer Dichter einen überaus charakteristischen Ausdruck verlieh. Stücke wie „Reveille“, „Ex Ponto“, „Sagt an: wie heißt die gräßlichste Harpye?“, „Den Tag verwünsch' ich und die schwarze Stunde“, „Neue Münstersage“, „Mailied, Maileid“, „Der Löwe von Waterloo“, „Dombaustein“, „Fortschritt“, „Forstpolizei“, „Zugvögel“, „Trost“, „Verständlich für Viele“, „Apriltag“ und „Vor Schwanthaler's Goethe“ sind zu innig mit der Entwicklungsgeschichte des Verfassers verknüpft, als daß ihr Fehlen nicht eine empfindliche Lücke in seinem poetischen Gesammtbilde verursachen müßte.

Den Kampfreigen der politischen Poesie in Deutschland hatten in den dreißiger Jahren Platen's und Lenau's düstere Polenlieder und Anastasius Grün's hoffnungsfreudige „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ eröffnet. Es folgten denselben im Jahre 1840 Hoffmann von Fallersleben's „Unpolitische Lieder“ und Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen“, beide sehr ungleich an poetischem Werth, aber sich ähnlich in einem gewissen burschikosen, studentisch übermüthigen Tone, mit welchem der Eine in neckischen Spottversen, der Andere in jugendlich trunkener

Begeisterung zum Kampfe „gen Tyrannen und Philister“ aufrief. Dingelstedt besaß wenig von dem feurigen Pathos eines Herwegh und fast noch weniger von der harmlosen Spaßvogelnatur des fahrenden Bänkelsängers der Freiheit. Der Druck der politischen Zustände in seinem engeren, kurhessischen Vaterländchen lastete wie ein Alp auf seiner Seele, aber die Zustände in den anderen deutschen Staaten erschienen ihm kaum in viel erfreulicherem Lichte, und ihn quälte der finstere Zweifel, ob aus dieser allgemeinen Stagnation des nationalen Lebens überhaupt ein befreiender Ausgang möglich sei. So bemächtigte sich seines skeptischen Gemüthes ein bitterer Pessimismus, der die Fäulniß des Bestehenden scharf erkannte, aber des festen Glaubens an eine bessere Zukunft entbehrte. Daraus erklärt sich der trostlose Mißmuth in den meisten seiner politischen Gedichte. Was Dingelstedt bekämpfte, war zudem weniger die Wurzel der socialen Mißverhältnisse, als das äußerliche Symptom der „großen Krankheit“: die gesellschaftliche Lüge, die leere Konvenienz des modernen Lebens, welche jeden Aufschwung des Individuums hoffnungslos erstickte. Nur zu oft stoßen wir auf Klagen und Selbstanklagen, wie folgende:

Und wieder hast Du einen Tag verloren,
Den einmal nur die karge Zeit Dir lieh,
Ein Thor bist Du gegangen mit den Thoren,
So faul, so hohl, so abgeschmackt wie sie
Geschwatzt, gelacht, gegessen und getrunken:
Verdammtes Einerlei, von Neu' vergällt!
Was bin ich Bessres als der matte Funken,
Der ziellos just von jenem Sterne fällt?

oder:

Umsonst! Es nimmt das reine Element
Den Leib nicht auf, der sich mit Schuld beladen,
Das Mal, das mir auf Stirn und Achseln brennt,
Wäscht keine ab der kosenden Najaden.

Zu ihrem Sklaven prägte mich die Welt,
Ich naschte von der Frucht der Hesperiden;
Nun scheucht mich's fort, wo's eben noch mich hält,
Selbst Meer und Eiland geben keinen Frieden.

Der Gedanke, welcher den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ zu Grunde lag, war an sich ein glücklicher und poetischer, aber die Ausführung desselben bleibt in der ersten Abtheilung allzu weit hinter der Intention des Verfassers zurück: die kleinstädtische Misère des Alltagslebens zu schildern, welche den Nachtwächter aus der deutschen Heimath in die Fremde treibt. Ungleich fesselnder wirken die, freilich meist düsteren Bilder, welche auf seinem „Weltgange“ an uns vorüberziehen. Der Spott, welcher die Unfreiheit der politischen Verhältnisse in Deutschland trifft, und welcher so wenig das Prahlen mit dem „freien deutschen Rhein“ wie das künstliche Neuhellenenthum in München oder die Romantik auf dem Throne in Alt-Berlin verschont, findet seine Berechtigung und Ergänzung durch die Nachtstücke aus Paris und London, wo dem unstäten Wanderer eben so wenig, wie daheim, das ersehnte Glück menschenwürdiger Zustände entgegen winkt. Es ist tief bedeutungsvoll, daß der Kosmopolitismus des Dichters sich in der Fremde allmählich in das glühendste Vaterlandsgefühl umwandelt, das oftmals, wie in dem herrlichen Gedicht „Die Flüchtlinge“, mit ergreifender Wärme hervorbricht. Das Resultat seiner Wanderschaft ist der entsagungsvolle Trost:

Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter schreiten,
Die unsre heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerstören, Kämpfen, Vorbereiten.

Ob auch die beste Kraft sich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter sich erschöpfen:
Es hält nicht mehr, das alternde Gebäude,
Zusammen fällt es über unsren Köpfen.

Dann wird auch wohl die Kerkerwand zerschmettert,
Drein wir verzweifelnd unsre Nägel gruben;
Auf ihren Schutt, auf unsre Leichen klettert
Das siegreiche Geschlecht von unsren Buben.

Ein hartes Loos, ein herbes ist es freilich,
So nur zu leben, um gelebt zu haben,
Und Schmerz und Grimm und Unmuth schon verzeihlich,
Die vor der Zeit ihr eigen Grab sich graben.

Doch liegt ein Glück, ein Stolz auch darin wieder,
Das kleine, kurze Selbst zu überhüpfen,
Und, scheinbar abgeriss'ne Kettenglieder,
Uns ahnend an den Weltgeist anzuknüpfen.

Doch liegt darin auch wieder ein Gelüste,
Die Lust des Märtyrers und des Propheten;
Kommt, Freunde, kommt: Wir ziehn in eine Wüste,
Der Freiheit letzte — gebe Gott! — Asceten.

Warum mag Dingelstedt dies tief empfundene Heimkehrsgedicht in der Gesammtausgabe seiner Werke gestrichen haben? Dasselbe gehört unseres Bedünkens eben so sehr zu den charakteristischen Zeugnissen seiner Entwicklung, wie die ernste Beichte vor Goethe's Standbilde, welche die Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1845 beschloß und die schönen Verse enthielt:

Mit inbrunstvoller Selbstkasteiung
Nach Frieden rang ich, nach Befreiung,
Nach Wahrheit, rang nach Recht und Licht;
Ich war ein Streiter für das Neue,
Ein Mann der Zeit in Ehr' und Treue,
Allein ihr Gladiator nicht!

oder wie die finstere Apriltagsklage:

Eitler Wahn, durch Trommelwirbel und profane Pickelpfeifen
Mit der Zeit betäubter Stimme und mit Reimen durchzugreifen!
Eitler Wahn, aus dürrer Scholle, welche brach schon lange lag,
Zu beschwören eines Dichters Ernte, eines Dichters Tag!

Es kann jedenfalls nicht allzu sehr überraschen, daß ein Dichter, welcher zu derselben Zeit, wo Heine's „Wintermärchen", Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" und Prutz's „Neue Gedichte" ihre fröhlichen Kampfweisen schmetterten, mit so hoffnungsarmen Blick in die nächste Zukunft seines Vaterlandes sah, auch der Revolution des Jahres 1848 mit skeptischem Unglauben entgegen trat, und nur von der Macht und Gewalt das Heil erwartete:

Ein Mann, ein Mann! Ein Königreich,
Ein Kaiserthum für sein Erscheinen!
Wie würden um sein Banner gleich
Sich die zerriss'nen Fähnlein einen,
Sobald er fest und klarbewußt
Auf sich und seine Sendung traute
Und die Gebilde unsrer Brust,
In fester Wirklichkeit erbaute.

Das ist es ja, was uns verzehrt,
Woran die besten Kräfte kranken,
Was wie ein Alp die Welt beschwert:
Das Schattenleben der Gedanken,
Der Zweifel an der eignen Kraft,
Die blasse Furcht vor der Erscheinung,
Der Wahn, der nichts Gesundes schafft,
Die Leben tödtende Verneinung!

Dingelstedt war daher auch einer der Ersten, welche die neue Wendung der politischen Verhältnisse in Deutschland mit unverhohlenem Beifall begrüßten. Schon gleich nach dem Kriege von 1866 richtete er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" an den König von Preußen jenes Aufsehen erregende Gedicht, dessen Verfasser man damals nicht errieth, und das mit der bedeutungsvollen Mahnung schloß:

Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, Du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Und zu den schönsten patriotischen Ergüssen gehört das Lied, in welchem der Dichter seine in Triest lebenden Enkel beschwört, an deutscher Art und Sprache festzuhalten, der eine Zukunft von seltner Herrlichkeit beschieden sei:

Wir Alten sahen, unbeglückt,
Das heil'ge Reich zerstückt, zerdrückt,

Uneins zu Haus und draußen klein . . .
Prophetenloos! Man schickt sich drein!

Doch Ihr erlebt, wenn's Gott gefällt,
Daß deutscher Geist beherrscht die Welt,

Daß klingt der deutschen Zunge Laut,
So weit das Meer, der Himmel blaut,

Daß deutsche Schiffe, stolz und groß,
Durchfurchen eurer Adria Schooß,

Daß Deutschland, wie es ihm gebührt,
Europa's Schwert und Wage führt.

Dann ruft ihr hoch- und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut!

Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.

Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.

Alljährlich sprecht ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.

Sie kehrt sich still abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . . . Vaterland!

Als einen beachtenswerthen Zug in Dingelstedt's Poesie heben wir den Umstand hervor, daß der Dichter sich von jeher mit besonderer Vorliebe seine Stoffe in den Kreisen der höheren, vornehmen Gesellschaft sucht, ohne deshalb mit derselben zu sympathisiren. Im Gegentheil, er malt mit ätzendem Stift und mit einer oft fast verletzenden Bitterkeit ihre sittliche Verderbniß und innere Leere. Dem Haideweib, das den Meineid und Treubruch straft und das Gewissen der Schuldbeladenen wachschreit, ruft er zu:

Gespenst, was suchst Du heim die Bauernhütte,
Den Hirten auf der Stroh- und Blätter-Schütte?
Hier ächzt nur kleine Schuld, gemeiner Trug.
Statt niedrige Verbrecher hier zu schlagen,
Folg' jenen Wolken, die nach Mittag jagen,
Zur Hauptstadt lenke Deinen Vampyrflug!

Im Königsschloß ward auch ein Wort gebrochen,
Ward frech verletzt, was feierlich versprochen,
Zerfetzt ein öffentlich beschworner Pakt.
Fort, Haideweib! Dort, unter goldnen Dächern,
Schüttle die Schnarcher wach in Prunkgemächern,
Bis sie mit ehrner Faust Verzweiflung packt!

Die Erzählung „Kloster Fischbach", welche den Frevel eines westfälischen Junkers an seiner edlen Gemahlin schildert, schließt mit der sarkastischen Wendung:

Der Himmel wird 'nen Grafen
Auf Erden doch nicht strafen?!

Eben so bitter sind die Schlußstrophen der „Kindesmörderin", eines durch die realistische Kraft der Schilderung tief ergreifenden Gedichtes:

Um elf Uhr, da die schöne Welt im Sonnenscheine aufgewacht,
Da ging im Dorf und im Hotel herum die dunkle Mär' der Nacht,
Allein mit Anstand und diskret, damit der Schrecken ja nicht schad'
Den Nerven einer gnäd'gen Frau und so der Renommée vom Bad.

Aus Prag der schönen Gräfin hat's der Badedoktor referirt,
Als sie nach ihrem Déjeuner am Strande auf und ab spaziert;
Sie weiß nicht, wie das möglich ist, und ihres Mutterwerths bewußt,
Schließt sie das jüngste Gräflein fest und zärtlich an die edle Brust.

Auch das „Ammenmärchen" in den „Drei Stücklein aus dem Todtentanz" reiht sich diesen herben Alltagsbildern aus dem Leben und Treiben der vornehmen Welt an. Im Epilog zu dem letztgenannten Cyklus aus der Münchener Cholerazeit 1854 spricht Dingelstedt unumwunden seine Vorliebe für die Behandlung von Stoffen aus der Gegenwart aus, obschon diese in ihrem Drang, jede alte Form zu zerbrechen, die neue noch nicht gefunden habe:

Von allen Altern lieb' ich sie allein,
Mein Mütterchen, mein Kind, mein Fleisch und Bein.

Mir ist, dem Menschen, Menschliches nicht fremd,
Und näher als das Ritterwamms mein Hemd.

Deswegen such' ich in der Ferne nie,
Nur in der Näh' das Gold der Poesie.

Ich wasch' es lieber aus dem tiefsten Schlamm,
Als daß ich's nehme, wo's vorüber schwamm.

In der That muß man Dingelstedt das Zeugniß geben, daß es ihm, vor Allem in dem farbenglänzenden Liedercyklus „Ein Roman", gelungen ist, Stoffe und Stimmungen des modernen Lebens, welche der deutschen Poesie bisher fern lagen, auf eine originelle Art zu verwerthen. Keiner hat mit solcher Meisterschaft, wie er, die schwüle Sinnlichkeit und stumpfe Blasirtheit, die befriedigungslose Genußsucht und den Lebensüberdruß der vornehmen Welt in das Gold echter

Poesie umgemünzt; aber was, vom Timantheschleier der Dichtung umhüllt und gedämpft, unsre Phantasie gefangen nimmt, das verletzt nur zu oft unser Gefühl, wenn es in nackter Prosaform und im grellen Lichte der Alltagswirklichkeit vor unser Auge tritt. Darin liegt wohl zum Theil der Grund, weshalb uns manche der Novellen des Verfassers, welche in denselben exklusiven Gesellschaftskreisen spielen, ungleich weniger, als jene poetische Erzählung, gefallen. Wen fesselten nicht aufs tiefste die Eingangsstrophen des „Romans", welche uns, gleich einer künstlerisch vollendeten Ouvertüre, sofort in die rechte Stimmung versetzen, um das Werk des Dichters zu genießen?

Wenn Du die Leidenschaft willst kennen lernen,
Mußt Du Dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such' sie nicht auf in friedlicher Idylle,
In strohgedeckter und begnügter Stille ....

Nein, suche sie im festlich vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, am feierlichen Mahle.

Dort, eingeschnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront sie wie Banquo's Geist in ihrer Mitte;

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüstern
Nächtliche Wünsche durch einander flüstern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames offne Eiterbeulen sitzen,

Wo zwischen echte Perlen und Juwelen
Zuweilen sich noch echtre Thränen stehlen,

Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,

Wo an des Männerherzens Ordenssterne
Die Eifersucht anpocht in scheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen schweigen,
Wo statt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo sich die Füße drücken statt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende?

Wie bombastisch und nahezu frivol aber klingt die prosaische Umschreibung dieser beredten Schilderung in dem Munde des armen Flüchtlings, der in den „Deutschen Nächten in Paris" von seinem zweideutigen Verhältniß zu der Frau eines Gesandten erzählt: „Freunde! Ich hatte gewähnt, in der Einsamkeit lodere die Leidenschaft am heißesten, fresse der Schmerz am tiefsten, nage am schärfsten Reue oder Begier. Ich hatte gewähnt, ein einfaches, treues und frommes Herz liebe am lebendigsten, und in der Stille reife das schönste Glück verbundener Menschen. Es ist nicht wahr. Wo Diamanten blitzen, wo Seidenschleppen rauschen, wo die Sitte am höchsten und am hellsten glänzt: da lauert die Leidenschaft aus den Draperien vergoldeter Prunkgemächer, da zischt die Eifersucht aus den Blumen und Edelsteinen der höchsten Stirnen, der stolzesten Busen, da winkt die verbotene Lust mit dem perlmutternen Fächer, da glüht die heimliche Sünde aus hundert Augen, aus tausend Kerzen. Der Salon ist ein fürchterliches Schlachtfeld der Passionen, eine Schädelstätte, eine Wüste, wenn ihn ein kaltes Urtheil und strenge Sittlichkeit betrachtet. Mir wurde er ein Paradies. Ach, ein ewig verlorenes!"

Dieselbe pessimistische, oft an Blasirtheit streifende Weltanschauung, welche uns in den Gedichten Franz Dingelstedt's begegnet, charakterisirt auch den größten Theil seiner Reiseskizzen und Novellen. Wir können letzteren schon aus dem Grunde keinen hohen Werth beimessen, weil sie, mit seltener Ausnahme, sehr flüchtig hingeworfen sind und jeder feineren künstlerischen Ausführung entbehren. Die meisten derselben sind Nacht- und Schauerstücke aus der vornehmen Gesellschaft, von krasser Erfindung, und mit derben al fresco-Strichen breit hingemalt. Allein eben diese sorglose Behandlungsart will zu dem sensationellen Charakter des Inhalts nicht passen; die Gestalten des Dichters verzerren sich ihm unter der Hand oft zu eckigen Drahtfiguren ohne Fleisch und Blut, weil der grausamen Handlung das Gegengewicht einer detaillirten psychologischen Motivirung fehlt, und man kann sich im Ganzen des Gefühls nicht erwehren, daß der Poet, welcher sich im metrischen Gewande so taktfest und sicher bewegt, geringes Verständniß für das Kunstgesetz der Novelle zu besitzen scheint. Selbst in den besseren dieser Erzählungen, wie in „Blinde Liebe", stört uns manchmal ein süffisantes, jede Illusion vernichtendes Dreinreden des Verfassers. Was sollen Bemerkungen wie folgende: „Aber, geliebte Leserin, Dein scharfes Auge hat das Geheimniß längst durchblitzt, und ich gebe mir vergebliche Mühe, noch einige räthselhafte und romantische Ungewißheit in meiner einfachen Geschichte aufrecht zu erhalten", — oder: „Ob ich es nun den Leserinnen mache, wie Herr von Dreieisen Sabinen?"

Einen höheren Aufschwung nimmt Dingelstedt in der umfangreichen Novelle „Unter der Erde" und in dem humoristischen Künstlerroman „Die Amazone". Die erstgenannte Erzählung verrinnt freilich, nach einem gewaltigen Anlauf, die Schäden und Gebrechen der heutigen Civilisation in schwärzestem Lichte zu schildern, schließlich im Sande; denn der vornehme Herr, welcher sich aus dem Ruin seines inhaltslosen Konvenienzlebens in die Idylle der Bergwerksarbeit flüchtet, würde auch ohne den verhängnißvollen Zwischenfall der Entdeckung seines Aufenthalts bald zu der Erkenntniß gelangt sein, daß eine Flucht aus der überbildeten Gesellschaft in einen Rousseau'schen Naturzustand Nichts als eine auf Selbsttäuschung beruhende Lüge ist. Allein hier wurde doch immerhin muthvoll der Finger auf die schwärenden Wunden der Zeit gelegt und ein wichtiges Problem der Gegenwart ernstlich zur Diskussion gebracht. Ungleich vorzüglicher ist der Roman „Die Amazone", ein wahres Brillantfeuer überlegenen, zwar ironischen, aber nicht mehr pessimistischen Humors, der sich mit der Bonhommie eines Demokrit über die Thorheiten der Zeit und der Zeitgenossen lustig macht.

Die letzten Bände seiner Werke enthalten, neben Dingelstedt's verdienstvollen Bearbeitungen französischer und englischer Dramen, sein groß angelegtes und mit glänzendem Geschick durchgeführtes Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt", — leider das einzige Bühnenstück, welches er (außer einem kleinen Festspiele) geschrieben hat. Trotz der historischen Grundlage und des niederländischen Kolorits, ist auch hier der Stoff durchaus modern. In einer Zeit aufregender politischer Parteikämpfe, wie wir sie seit 1848 durchlebt haben, erscheint die prinzipienfeste Opposition Oldenbarneveldt's gegen jede Verkürzung der Volksrechte und die bei veränderten Verhältnissen veränderte Fortsetzung dieses Kampfes unter der nächstfolgenden Generation fast wie ein unmittelbarer Spiegel der Gegenwart.

So zeigt sich uns Dingelstedt überall als ein echter Repräsentant seines Zeitalters mit dessen Vorzügen und Schwächen. Er stürzt sich hinein in „die kalten,

kämpfenden Nebel der Skepsis", er belauscht unruhigen, halb zagenden Herzens jeden Odemzug des Zeitgeistes, er lebt und webt nur in den Schmerzen und Hoffnungen der Gegenwart. Seine vorzüglichsten Leistungen aber liegen unbedingt auf dem Felde der politischen Lyrik, über deren Bedeutung er in dem Aufsatze über Freiligrath und Grabbe goldene Worte spricht. „Hat sie ihre Sendung erfüllt?" fragt er. „Darf sie abrüsten? Abziehen von der Wacht am Rhein, an der Unterdonau, auf den Alpen? . . . . Ich dächte: Nein. Nach meinem Dafürhalten hat gerade die politische Poesie, von welcher die Lyrik ja nur einen Zweig, den zuerst grünenden Zweig, darstellt, eine Zukunft, eine nicht zu ferne, in Deutschland. Das soll nicht heißen, wir müssen alsbald gegen den Vatikan oder in die Herzegowina einen Band Gelegenheits- und Tendenzgedichte mobil machen, noch weniger im Chor mit Bismarck'schen Reptilien Frankreich, das überwundene, nicht verwundene Frankreich niederzischen. Vielmehr soll es heißen: Die Dichtkunst darf ihre schwer errungene Stelle an der Spitze nationaler Bewegungen und Kämpfe nicht aufgeben. Je fester eine junge oder verjüngte Nation sich einigt, je mehr sie erstarkt in dem Bewußtsein ihrer Mündigkeit und Selbständigkeit, je mächtiger sie ihre Wehrkraft entwickelt und den Ausbau des modernen Rechtsstaates fördert, um so wachsamer und regsamer sei die Poesie dieser Nation beflissen, sich ihr gutes Recht, ihren Pflichttheil an dem öffentlichen Leben ihres Volkes, an dem gesammten Inhalte ihrer Zeit zu sichern. Wir, die wir vor dreißig, vierzig Jahren die junge Literatur hießen, wir haben uns die ersten Schatten dieses Rechtes halb erschleichen, halb erobern müssen. Mit gefesselten Füßen tanzten wir Mignon's berühmten Eiertanz zwischen den faulen Eiern hindurch, welche Aristokratie, Bureaukratie und Hierarchie, Censur und Polizei uns verfänglich in den Weg gelegt. Daß die junge Literatur von heutzutage besser gestellt ist, verdankt sie gewiß zum geringsten Theil, vielleicht zu gar keinem, unserer Arbeit. Da sie es aber einmal ist, da Grundsätze, Artikel, Reden, Gedichte, Schriften, Bücher, für welche wir um Geld gebüßt oder ins Loch gesteckt oder per Schub abgeschafft wurden, gegenwärtig auf ein Katheder, einen Platz im Ständesaal, den Fauteuil eines Verwaltungsrathes oder Chef-Redakteurs, wenn nicht gar die Ministerbank führen — ei, so nehme die Literatur, es nehme insonderheit die Poesie ihre Vortheile wahr. Sie bleibe nicht stehen auf dem Erreichten, wie sie zu thun Miene macht. Sie bewege sich nicht wieder in dem spezifischen Literaturkreise von ehedem, der nur mehr abgeweidete Gemeinplätze umschließt. Sie suche neue, erweiterte Kunstformen, greife nach großen Stoffen, strebe nach den höchsten Zielen, wie sie nur einer wahren Nationalpoesie erreichbar sind. In dieser Gegend wachsen auch die Lorbeeren der politischen Dichter der Zukunft, seien sie von Fach Lyriker, Dramatiker, Epiker. Ich brauche nur ein paar Namen zu nennen, um verstanden zu werden. Zu solchen politischen Dichtern zähle ich: Aristophanes, Persius, Juvenalis, Dante, Cervantes, Voltaire, Beaumarchais . . . „Und so weiter", um mit Lenau zu schließen".

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Lady Mischoël.

Geschichte einer abenteuerlichen Liebe.

Von

C. von Vincenti.

Sie fragten Scheitan, den Gesteinigten:
„Wer thut Wunder außer Gott und Dir?"
„Das Weib."

Arabische Legende.

Ich habe kaum je ein so liebenswürdiges, allezeit so frisch gelauntes Menschenkind gekannt, wie Harris Musselboro, der doch ein geborener und getaufter, unverfälschter Engländer gewesen. Wir machten Bekanntschaft mitten in der syrischen Wüste. Harris war ein entfernter Verwandter von „Lady" Mischoël, welche ich wohl so nennen darf, wenngleich sie als Engländerin eines Beduinen-Emirs Weib geworden und solchermaßen jeden Anspruch auf den ebenso orthodoxen als civilisirten Ladytitel verloren haben mochte. Aus diesem Verlust machte sich die Dame übrigens beleidigend wenig, ich kann es bezeugen.

Mein junger Freund und ich, wir durchforschten zusammen die hauranitischen Lavastädte und Tadmor, die Palmenstadt der großen Königin. Hier hieß es scheiden; er zog gen Südosten mit einer schomeritischen Karawane nach den rothen Sandströmen, ich kehrte heim. Am Tempelthor, wo der Sonnenaar Baals über die islamitischen Bittgänger seine Schwingen ausbreitet, drückten wir uns zum letzten Male die Hand. „Vergessen Sie die Schrift nicht", sprach er beim Abschied . . . und wir sahen uns nie wieder.

Braver Harris, Du König aller Wüstentouristen, wie und wo hast Du geendet, denn Du spieltest zu tollverwegen Dein Leben aus, um nicht Azraël*) herauszufordern. Vielleicht bleicht Dein Gebein im Nefud, wo der Tod seine Wegspur streut nach dem geheimnißvollen Lande der „Mitte"!

Die „Schrift"! Ja, die war ein seltsames Vermächtniß. Eine Frauenhand hatte die feinen, schmächtigen Züge in theils englischer, theils syrischer Kurrentschrift geschrieben, welche ziemlich engbrüstig über das dicke Papier hinliefen, aber die Lektüre nur weniger Blätter des in wunderlich gemischter Weise halb englisch, halb arabisch geschriebenen Schriftstückes genügte, um vor der unerschrockenen Schreiberin einen ausgiebigen Respekt einzuflößen.

Ich wendete Blatt um Blatt, wie man in einem Reisetagebuch blättert, bis mir ein Blatt unterkam, wo mit viel sicherer Hand als bis da geschrieben stand:

„Dies ist die Geschichte meiner Liebe" . . . .

Harris hatte auf mein wiederholtes Fragen den Namen der Verfasserin hartnäckig verschwiegen, er wünschte nur, daß ich bei meiner Rückkehr nach Europa die Aufzeichnungen nach meinem Gefallen benutzen sollte. Ich aber errieth sofort in der Schreiberin des Emirs Mischoël Gemahlin, die schöne, hochherzige Sarai, obwohl

---

*) Todesengel.

dieser Name nirgends vorkam, wohl aber auf der letzten Seite in einem Arabeskenschnörkel ein winziger Siegelabdruck sichtbar war, worin ich sofort ohne sonderliche Anstrengung meines sphragistischen Wissens einen Abdruck von Sarai's Smaragdsiegel mit der Jerichorose erkannte, welchem die Beduinen jenen Zauber zuschreiben, womit die schöne Fremde den furchtbaren Emir bezwungen. Lady Sarai's Liebe! Die abenteuerliche Liebe einer der merkwürdigsten Frauen, die je aus den Schranken des Herkömmlichen herausgetreten, stand in diesen Blättern geschrieben! Und bei Sarai, der edlen Beschützerin der dem Tode verfallenen Christen, der unerschrockenen Bezähmerin beduinischer Raubgier, der großmüthigen Spenderin mit der stets offenen goldenen Hand, wie die Kinder der Einöde sagen, bei Sarai, die den Löwen der Wüste bezwang, ward die Apostasie am Abendlande zum Segen für Alle . . .

I. Aufgebot.

Zu Tadmor war Markttag. In unserer Phantasie ist die Ruinenstadt der entthronten Königin heute nur noch ein gigantisch Tempelgerippe, das an der Wüstensonne zerstiebt, in Wahrheit aber herrscht hier allwöchentlich reges, lebendiges Leben. Denn wie zur Urzeit, wo Tadmor mit Hamath und Baalbeck die syrische Wüstenhansa gebildet, ist hier ein Tauschhandelsplatz für die Wanderstämme geblieben. Wohl sind's nicht mehr die Schätze der Mossulkarawanen und indischen Handelsgallionen Hesiongaber's, welche die Blicke verlocken, sondern der arme Beduine tauscht und schachert mit dem Wüstenhausirer. Hier grölt er seine Datteln aus, dort seine Wolle und Unzenfelle; Dieser hält in den Bälgen der Rieseneidechse Kameelbutter feil, Jener kauert hinter einem Haufen Springhasen mit langstelzigen Hinterläufen. Mit blanker Münze wird nicht viel geklimpert; der syrische Jude flickt Kessel und Zeltgeräth, bringt fränkischen Kurzwaarenkram und billige Waffenstücke auf den Markt und macht ab und zu ein Geschäftchen mit Geschmeide in Korallen und Amethysten nach beduinischem Geschmack. Der Scheik von Tadmor ist kein geringer Wüstenherrscher. Seine Kapitale besteht zwar nur aus Zeltflickwerk mit lehmgebackenen Hütten vermischt, Alles in Allem ein halbbeduinisch Dorf, dessen Herrlichkeit die himmelhohen Mauern des Sonnentempelhofes in ihren Säulenrahmen fassen, aber der Beduinenschwarm der Weldahs und Sebkals, welche dem Tadmoriten gehorchen, kampirt ab und zu auf den Ruinen, von Zenobia's stolzer Wandelbahn bis gen Rakka am Strome. Alte Sonnenanbeter, lieben sie Tadmors sonnengeweihte Trümmerpracht. Für sie bleibt die Sonne ein mächtiger Gott, mag sie auch ihr Antlitz zwischen des Teufels Hörnern zeigen, wie der schlaue Prophet gemeint. Dann späht sich's bequem in's weite Land von den alten Grabthürmen der Palmyrenser und der Beduine späht allezeit nach Beutewild, Mensch oder Thier. Endlich kommt noch dazu, daß Tadmor zu gewissen Jahreszeiten ein fliegendes „Mekteb“*) besitzt, wo an Markttagen der Scheik dem Euphratreisenden Wüstenpässe in aller Form Rechtens ausstellt, die bisweilen gegen die Raubluft der Wanderstämme schützen.

Dort auf dem Forum Odeinath's, wo die Säulen im Halbkreis stehen, haben sie ein solch' beduinisch Paßbureau aufgeschlagen. Es ist ein kameelhären Zelt, ein schwarzer Fleck auf diesem hellen Getrümmer.

Drinnen kauert ein alter Beduine, die dürren Beine unterschlagen, an einen rauchschwarzen Säulenstumpf gelehnt. Wie der weichende Vorhang das grelle Tageslicht einläßt, hält der Mann blinzelnd die Hand über die Augen. Ein breit in braunweiß gestreifter Abba**) hängt über den knochigen Schultern. Die lederbraunen Wangen

*) Karawanenbureau.

**) Mantel.

fallen zwischen den vorspringenden Jochbeinen tief ein, fast wie bei einem Todtenschädel; aber im Auge brennt die heiße Lebensflamme. Unter der schmutziggrünen Kuffieh*), lugen die sauber rasirten Schläfen hervor, fein durchwittert von den Krähenfüßen, die von den Augenwinkeln auslaufen. Der Bart wächst aschfarben in spärlichen Büscheln um das spitze Kinn.

Es ist Hark, der Scheik von Tadmor. Wenn er auch oft den Rohrkalam handhabt, an dem er eben schnitzelt, so ist er doch nicht minder vertraut mit dem Spiel der Waffen. Obwohl gewissermaßen Vasall des Großscheiks der Anezeh, ist er doch allezeit Rebell gewesen. Erst vor Kurzem hat er wieder einen Strauß gegen den Emir Mischoël ausgefochten, freilich nicht mit sonderlichem Glück, denn das Schlimmste, was einem Wanderstamme im Kriege passiren kann, passirte den Tadmoriten, sie verloren ihr Palladium, ihr Kampfpanier, die „Kriegsjungfrau",**) um welche sich die Streiter zu schaaren pflegen. Es war dies Hark's „Schirmtochter" gewesen, die schöne, kühne Dsayrah. Und dafür brütete Hark Rache gegen .... die Christen!

Wenn wir in eine der Beduinengruppen hineinhorchten, welche am Triumphbogen lagern? Da fallen heute in einer Stunde mehr Worte, als bei diesen wortkargen Gesellen sonst in einer ganzen Woche. Aus den syrischen Städten kam seltsame Mähr in die Wüste herüber ....

— „Des Propheten heiliger Glaube ist in Gefahr" — rief eben ein finsterer Gesell', auf dessen nackter Brust ein gelbblaues Sonnenrad eintättowirt war.

— „Der Ungläubige drängt" ... fügte ein fuchsbärtiger Strolch mit weitoffenen Augen hinzu.

— „Die wahren Gläubigen auszurotten."

— „Tod den Ungläubigen."

Und die Augen funkelten, die Zähne knirschten, die Waffen blitzten.

Wie sind doch die sonst so glaubenslauen Söhne Ismaels urplötzlich so fanatische Prophetenbekenner geworden? Es war Anfangs des Jahres 1860, und wieder einmal der Islam, der einzige lebendige Glaube, das einzig göttliche Bekennerthum in Gefahr.

In den Wanderstämmen herrschte Gährung und die Wundermacher stachelten die fromme Beutegier der Beduinen bis auf's Aeußerste.

Was Wunder also, wenn in Erwartung des Abrechnungstages mit den christlichen Schatztruhen vorläufig das Geschäft mit den Wüstenpässen verzweifelt schlecht ging. Für ungläubige Geschäftsleute war's eben in der Wüste nichts weniger als geheuer und kein kluger Mann fing sich jetzt gern im riesigen Fangnetz der Beduinenpolizei, wo ohnedies von jeher Diebe den Sicherheitsdienst versehen.

So blieb Hark's Zelt an diesem Markttage verödet und erschien kein Schutzbedürftiger am Vorhang, so daß der Tadmorit den Kalam in aller Muße mit der Wasserpfeife vertauschen konnte. Plötzlich horchte der Alte auf, lautes Rufen erscholl ...

Vor einer Weile war unter den lagernden Beduinen ein geheimnißvolles Wort gefallen:

„Männer mit dem goldenen Stirnband, so sagt man, gehen um" ....

— „Zeichen geschehen" ....

— „Ja, Zeichen des Herrn!" bekräftigte eine helle, scharfe Stimme, und ein Mann von seltsam ungeheuerlicher Erscheinung trat plötzlich heran. Er trug auf den Schultern einen falben Schakalspelz, dessen grimme Schnauze wie ein Raubabzeichen von seinem Kopfe fletschte. Unter diesem Mantel hatte er die gottgefälligen Blößen seines Körpers mit stacheligen Gebetschnüren umschnürt, indeß Amulettenbüschel aus

*) Kopftuch.

**) Die Beduinen nennen sie „Hadyah".

Haifischzähnen und Muschelwerk ihm wie Scalpe vom Gürtel hingen. In der Hand hielt er den eisernen Gabelstock der Wandermönche, welchen er gen Aufgang ausstreckte:

— „Schaut hin!"

Die Beduinen sprangen auf und spähten begierig nach dem Horizonte, wo eine goldene Wolke heraufgekrochen kam. Der Fremdling aber war bereits im Tempelhof verschwunden, nur sein seltsam Gürtelgeschmeide hörte man noch leise nachklimpern.

Vom Aufgang wehten verworrene Rufe herüber.

Die Wolke glitt immer schneller gen Tadmor heran, und bald konnte man einen Reitertrupp unterscheiden, welcher ein schwarz Kameel in seiner Mitte herbeiführte. Jetzt tauchte der Zug in den Hohlweg, welcher das Ruinenplateau erklimmt. Mit einem Mal flog den oben Harrenden ein Blitz in's Auge und ein weißbeturbanter Mann in grünem Maschlah kam, mit einem Goldpfeil herumfuchtelnd, auf einem dürren Eselein heraufgeritten. Ein Wundermacher, wie es allen Anschein hatte, welchem der Zug mit dem lauten Ruf: „Aufgebot! Aufgebot!" nachfolgte.

— „Das Heil über Euch!" schrie der Grünmantel aus Leibeskräften, als der Zug am Triumphbogen stille hielt. „Wo ist der Scheik von Tadmor?"

— „Aufgebot! Aufgebot!" heulten die Reiter in langgezogenen Tönen. Hark erschien.

— „Vater der Rache", rief der Mann Gottes, seinen Wunderpfeil schwingend, „die Sonne ist blutig! Die geschwärzte Kameelstute wandelt von Zelt zu Zelt, es flattert, ein Todeszeichen, die schwarze Feder vom Strauße, auf hohem Sattel sitzt das schwarze Weib und vertheilt die Büschel vom Haare des schwarzen Kameels, ein Zeichen der Verbrüderung."

— „Verbrüderung! Verbrüderung!" scholl es im Chor, und die Tadmoriten drängten sich hastig herzu, um die Haarbüschel aus den Händen der schwarzverschleierten Reiterin zu empfangen.

— „Und welche Worte spricht der Mund des Weibes?" fragte der Scheik, die Augen zu Boden gerichtet.

In tiefen, schluchzenden Tönen kam es unter dem härenen Schleier hervor:

— „Verstärkung! Verstärkung! Kommt herbei, Ihr tapferen, großherzigen Vertheidiger, Ihr Rächer, herbei, um die schwarze Kameelstute weiß zu machen! Der Ungläubige drängt! Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet!"

— „Verstärkung! Verstärkung!" jubelten die Beduinen mit hochgeschwungenen Lanzen.

Der Scheik von Tadmor aber, seine hagere Gestalt emporrichtend, rief mit weit vernehmlicher Stimme:

— „Wir begraben die Fehde mit dem Scheik Mischoël und werfen als Zeichen der Versöhnung sieben Kiesel in die Grube." Und im Nu war diese Grube gegraben und mit den sieben vergrabenen Kieseln die Versöhnung besiegelt.

Darauf drängten sich die Beduinen in wildem Tumult herbei, dem gottgeliebten Manne mit dem Goldpfeile, welcher im Sattel geblieben war, die Kniee zu küssen. Dieser aber, seinem Grauthier die Fersen in die Weichen stoßend, ließ nach einem kurzen: „Bleibt im Schutze Gottes", aus allen Kräften den Alarmruf: „Aufgebot" hinaustönen, worauf der ganze Zug, vom Gejauchze der Tadmoriten begleitet, sich wieder den Hohlweg hinab ergoß, um ein anderes Wüstenlager heimzusuchen. Unten flammte der Pfeil des Wundermannes noch einmal auf. Ein Paar Jubelschüsse wurden gewechselt, deren Echo in den Ruinen rumorte, und dann verschlang die Ferne das Häuflein. Hark aber, in's Zelt zurückkehrend, sandte nach seinem Sohne Mansur. Doch sie fanden ihn nicht.

Der Alte wollte ihn in's Hoflager des großen Emirs senden, damit er Dsahrah, die Gefangene, mit Gold einlöse.

II. Ofayrah's Schmach.

Der Tag war im Verdämmern. Dem Scheik von Tadmor kam das Aufgebot gegen die Ungläubigen gerade gelegen, so konnte er seinem etwas gesunkenen Ansehen wieder aufhelfen und seine leeren Truhen füllen. Letztere Aussicht war so lohnend, daß Hark dabei im einsamen Zelt ein Stündchen verträumte.

Da plötzlich fuhr er empor.

Ein hagerer, feueräugiger Gesell, von Kopf bis zu Fuß in eine zerlumpte Scharlachdecke gewickelt, ein rostiges Gewehr in der Hand, stand vor ihm, während ein Haufen Beduinen sich am Eingang drängte. Einer ließ einen Leuchtspan hereinflackern.

„Was soll's? Was bringt Ihr?" fragte Hark mißtrauisch.

Der Fremde ließ ein unheimlich Lachen hören.

— „Wölfe und Hyänen." . . . .

Hark legte sachte die Hand auf den blanken Knauf seiner Gürtelpistole.

— „Und ein . . . . Weib" . . . ergänzte der ruppige Gesell . . . . Der Scheik schloß einen Moment die Augen, dann stand er mit einem Sprung auf den Beinen.

— „Allah", fuhr Jener mit schwerem hauranitischen Accente fort, „so ist's, so wahr mir Paradiesesfreude werden möge. Zweimal ging die Sonne hinunter, seit ich von Maksurah herüberzog mit meinen Käfigen. Ihr müßt wissen, Ohm, daß ich nach Kerbela wandere zur Jahreswende, wo großes Fest. Kein Hyänenjäger im Hauran führt so prächtige Thiere; sie sind zahm wie Lämmer und tanzen wie junge Nubierinnen. Drei davon habe ich in diesem meinem Mantel frisch aus dem Neste geholt, sie lecken mir den Bart"

. . . Hark machte eine ungeduldige Bewegung . . .

„Der Allsanftmüthige sänftige Euer Blut in Geduld. So sagt' ich denn, als nicht weit von Maksurah — der Tag brach an und der Morgenstern stand eben dicht unter dem Siebengestirn — ein Trupp Beduinen mir vorn angesprengt und der Eine mir zuruft: „Wohin, Du Sohn des Weges?" Ich rufe: „Gen Tadmor." Und er dann wieder mit rauhem Lachen: „Da hätten wir einen Auftrag an Hark, den alten Wolf, den wir nicht gerne selber ausrichten möchten, denn der Scheik hat verbranntes Blut und eine rasche Faust. Nimm dies Kameel mit dem Tragzelt und dem Weibe drinnen und führe sie dem Alten zu. Als Lohn behalte Dir das Thier. Bleib' im Schutze Gottes." Und die Reiter verstoben gen Mittag. Ich aber nahm das Kameel beim Strick, ein braunruppig Thier, schmal, aber fest auf den Knochen, und schau mir vorn am Bug das Zeichen an. Ihr könnt es draußen selber sehen: Drei Fingerstriche" . . .

„Das Zeichen Mischoëls," murmelte der Scheik, wild vor sich niederblickend . . . Der Hyänenjäger fuhr fort:

„Sachte lüft' ich den Vorhang vom Haudag,*) da fährt mir's wie Flammen in's Gesicht von zwei Weiberaugen, und ich höre wie ein Zähneknirschen und darauf ein ersticktes Stöhnen. Noch einmal des Abends zieh' ich den Vorhang, aber er hielt fest, wie verschlossen. Das Weib hatte keinen Bissen genossen und blieb still im Haudag. Ich denke, sie hat Scheu und weiß warum. Da lieg' ich denn bei meinen Thieren und sing' ihnen ein Lied, blas ihnen Tabakrauch in die Nüstern, und verspreche der schwarzen Kameelstute, welche die Käfige trägt, ein neues Amulet und baldige Heirat. Das thut dem Thiere wohl; es preßt die Kinnladen zusammen und knirscht vergnügt mit den Zähnen. Derweil hör' ich die Bestien oben an ihren harten Fladen nagen, das Weib aber im Haudag rührt sich nicht." . . . .

Der Scheik stand da, bildstarr, die Augen weit geöffnet, wie zumeist die Beduinen thun, wenn eine große Aufregung sie beherrscht.

*) Weibertragzelt.

— „So kamen wir gen Tadmor. Im Wald unten stellt uns ein Reiter den Weg, ein Paar todte Springhasen am Sattelknauf. Er frägt nach meinen Thieren, neckt sie mit dem lockeren Braten und steckt den Hyänen das Messer zwischen die Gitterstäbe, daß sie geifern und am Rücken die Borsten sträuben. Und dazu lacht er voll Uebermuth. Da mit einem Male fährt seine Stute in die Luft, vor Schreck, mein' ich, weil Maut — so heißt die große Hyäne — in der Wuth aufgeheult, aber nein, was war's? Das Weib war Euch dem Reiter mit einem Sprung an den Sattel geflogen und da hing sie wie eine wüthende Unze, . . . Jetzt leuchtet's auf, ich hör' einen gellen Schrei, seh' den Mann im Sattel wanken und die Stute stäubt davon. Auf einen Steinwurf seh' ich das Weib am Sattel baumeln, dann fällt sie schwer ab, wie ein voller Schlauch. Blutend find' ich sie liegen und arg zerschunden, doch sie lacht wild und springt wieder in's Tragzelt, als wäre ihr kaum die Haut geritzt. Der Reiter aber war fort. Wir kamen dann gemach den Hohlweg herauf, und da draußen ist sie." Mit diesen Worten zeigte der Hyänenjäger mit seiner langen Flinte durch den geöffneten Zeltvorhang hinaus, wo ein braunes Kameel mit einem Weibertragzelt hielt.

Hark sprach kein Wort. Dem Beduinen den Leuchtspan aus der Hand nehmend, trat er hinaus und schlug den Vorhang des Haudags zurück. Das Weib lag zusammengekauert wie ein Raubthier. Der Scheik stieß sie an, da hob sie den Kopf wie aus einem Haufen Lumpen, so durchlöchert war ihr Mantel. Wie ihr der grelle Strahl in's Auge fuhr, stöhnte sie laut auf. Die Stirnadern des Alten quollen beinahe schwarz an und seine Lippen zuckten . . .

Es lag etwas Böses in der Luft; viele erriethen, alle fühlten es und kein Laut fiel in die dumpfe, schwere Stille.

Jetzt war das Weib mit einem Sprung aus dem Haudag und trat festen Schrittes in's Zelt. Unwillkürlich folgte ihr Hark und die Beduinen drängten begierig nach.

— „Beim Ewigen," sprach sie mit grellem Ton, „was wollt Ihr? Ich bin's, Dsayrah, tödtet mich und Allah sei mir gnädig."

Und sie riß Mantel und Schleier in Fetzen, so daß sie in dunkler Tunica dastand, baarhäuptig, mit flammenden Augen, das Kinn mit dem blaugemalten Stern wildtrotzig emporgeworfen, eine üppig-schlanke Gestalt, furchtbar schön, wie die Judith der Araber, die stolze Taghlebidin, deren Namen sie trug.

Ein Wuthgeheul erbrauste. Das Gewand Dsayrah's war von oben bis unten aufgeschlitzt und mit Dornen geheftet, die Haare kurz geschnitten und am Vorderhaupt bis fast zum Scheitel kahl geschoren . . .

Die Kriegsjungfrau der Tadmoriten ward vom siegreichen Feinde in Schmach heimgeschickt, weil sie befleckt in ihrer Ehre. Um die Gefallene, die Unreine geschaart, mußten die Krieger Hark's den Sieg verlieren.

Und diese Gefallene, welche den ganzen Stamm mit selbst durch den Tod nicht zu tilgender Schande bedeckt, war des Scheiks von Tadmor „Schirmtochter".

— „Tödtet sie"! heulten die Tadmoriten.

— „Zurück!" gebot Hark mit tönender Stimme. Einen Augenblick hatte seine Faust die Waffe im Gürtel gelüftet, dann bezwang er sich und stand aufrecht.

— „Männer", sprach er ruhig und fest, „vor zweimal sieben Jahren legte mir Abd del Nassr, den Ihr alle gekannt, sterbend ein Kind in die Arme. Er starb, von den Rossen der Feinde zerstampft, ein Held, und am Tage des Gerichtes werden seine Wunden wie Moschus duften. „Vater der Rache", sprach er beim Verscheiden, „sei sanftmüthig dem Kinde und stoß es nicht von Deinen Knieen, sei ihm Schild und Stab und Rath, sei ihm Rächer und Erbarmer." Dies seine Worte. Dsayrah war des Kindes Name. Ich nahm als Schirmvogt*) die weiße Kameelstute als Lohn und

*) Die Beduinen nennen ihn „Wasi".

pflegte des Kindes. Allah's Wille war, daß das Kind zu unserer Schmach gedeihe — wer erforscht den Rathschluß des Allfehlerlosen? Sie ward entehrt. Gab sie sich oder zwang er sie zu Willen? Ich bin der Richter dieses Stammes, und so stell ich an Osayrah, meine Schirmtochter, diese Frage: Bei Deinem Haupte, ward Dir Gewalt oder nicht?"

— „Mir ward Gewalt", rief das junge Weib mit glühenden Wangen. Und den Blick stier auf die Erde geheftet, fuhr sie, wie zu sich selbst sprechend fort: „Ein Feiger beschlich zu Nacht mein Kriegszelt und mißbrauchte meinen Schlaf. Ich war waffenlos und so entkam er. In selber Nacht fuhr's wie ein heißer Wirbelwind auf unser Lager nieder, es war Mischoël, und er gewann Osayrah, die Befleckte. „Bei meiner Schmach", lachte die Tadmoritin wild auf, „sah ich doch im Kampfe jener Nacht, als die Feinde mein Kriegsthier niederrissen, nur den Rücken des Diebes meiner Ehre. Er entfloh der Erste!"

Der Scheik ließ seinen dunklen Blick von Angesicht zu Angesicht ringsum gehen.

— „Hat Einer dieses Weib hier der Lüge zu zeihen für ihre Worte?" fragte er langsam.

Alle blieben stumm.

— „So verfluch' ich den Frevler an ihrem Leibe und an unserem Stamme und schwöre beim Haupte meines Vaters, daß er von dieser meiner Hand sterben soll und wär's mein eigener, einziger Sohn."

— „Es war Mansur, Dein einziger Sohn", sprach Osayrah dumpf. „Ich habe ihn getödtet."

Hark schwankte auf den Füßen, und sich den Bart raufend, stöhnte er:

— „Unselige Hand, verdorre!"

Es war ganz stille im Kreise, man hörte nur schweres Athemkeuchen.

— „Wo trafst Du ihn?" flüsterte der Alte.

— „Im Wadi unten."

— „Und wann?"

— „Als dieser Tag zu Ende ging."

Der Scheik winkte einigen Beduinen.

— „Gehet und suchet!"

Der Hyänenjäger schritt voran.

Eine bange Stunde später brachten sie Mansur's Leiche. Es war der Springhasenjäger, und die Tadmoritin hatte ins Herz getroffen. Hark aber, die Hand auf des Todten Stirne legend, sprach zu Osayrah:

— „Ich war Dir sanftmüthig und Du zerfleischest mir das Herz, ich war Dir Stab und Du zerbrichst den Stab meines Lebens, ich war Dir Schild und Du triffst mich Wehrlosen, ich war Dir Rath und Du lässest mich verzweifeln, ich war Dir Erbarmer und Du würgst mein Fleisch. Du nahmst mir Alles, aber Du thatest so, als Deiner Ehre Rächerin. So geh denn hin und lebe, so Dich einer in sein Zelt aufnimmt. Mein Zelt aber und meiner Füße Spur, die meide. Und wenn Dich keiner von hier wegführt, dann gehe hin und irre in der Wüste, wie Kain, dessen Haupt in Sturmesnächten emportaucht. Dein Dasein ist entwurzelt, ruhelos, liebelos, hülfelos. Dein Odem verderbe, Dein Leib verdorre, Deine Seele vergehe in Angst. Hunger und Durst, der gierige Zwillingswurm, benage Dein Gedärm wie Feuer, zu Stein werde die Dattel in Deinem Munde, zu Staub der Trunk. Und so mäste Dich mit Staub, raffe Deine Pein zusammen und stirb am dornigen Pfad, dem Schakal zur Beute. Zuvor aber frag ich Alle die hier: Will Jemand dies Weib in sein Zelt nehmen, damit sie lebe?"

— Lautlose Stille.

— Und zum zweiten Male frage ich: Will Jemand dies Weib in sein Zelt nehmen, damit sie lebe?"

— „Ich nehme sie in mein Zelt, damit sie lebe", ließ sich eine klangvolle Stimme am Eingange vernehmen, und ein junger, schlanker, bartloser Mann in schwarzer Abba, einen bunten Dosmal*) mit gefranzten Zipfeln, nach Art der Schomeriten sorgfältig um das Haupt geschlungen, trat ein.

III. Der Mann mit dem Feuermal.

Die Anwesenden maßen den Fremdling mit mißtrauischer Neugierde. Jetzt stand er vom Span grell beleuchtet. Niemand kannte ihn, man entnahm dies leicht den Mienen. Die Erscheinung verrieth trotz der Jugend männliche Energie und gebot Sympathie. Die scharfgeschnittenen, hellen Züge waren nicht regelmäßig schön, doch höchst ausdrucksvoll, insbesondere der feine Mund, während die Nase, zu hart im Schnitt, etwas stark vorsprang. Auch bei den Augen lag der Hauptreiz in einer gewissen Schwermuth des Ausdrucks, wodurch sie allein an arabische Augen erinnerten, weniger jedoch in Farbe und Schnitt, denn sie waren dunkelgrau und rundgeschlitzt. Auch die Hand, dieses Racemerkmal der Araber, war keine arabische. Rothe, halbhohe Stiefel, wie sie auch der Wüstentourist nicht selten trägt, umschlossen die Füße. Der Leser fühlt, daß wir portraitiren; in der That spielt der junge Fremdling in unserer Geschichte nicht die letzte Rolle.

Das war doch seltsam. Mälig schwand das Mißtrauen aus den Mienen der Anwesenden, um einem Ausdruck ehrerbietiger Scheu Platz zu machen, und die Stirnen senkten sich. Wer nie unter Wüstenzelten gelebt, hätte sich dies Mienenspiel schwer erklärt, denn am Ende so imposant war die Erscheinung des Fremdlings doch nicht. Ein mit dem beduinischen Aberglauben einigermaßen Vertrauter jedoch hätte sogleich in dem jungen Manne einen zu großen Dingen Aufgesparten, einen Liebling Allah's erkannt, welcher den Abdruck des göttlichen Fingers als „Feuermal" auf der Stirne trug. In der That war der Fremde also vom Herrn gezeichnet und brannte ein großes, tiefrothes Muttermal mitten auf seiner hellen, schöngeschwungenen Stirne. Jetzt sprach er zum Scheik gewendet:

— „Sie nennen mich Jethur, den Sohn Thalebs, der zu Semira, der braunen Stadt, Handel trieb. Gebt mir dies Weib in mein Zelt und sie soll leben für sich, unbehelligt, allein mit ihrer Scheu, so lange wir wandern."

Ein für die Sprache seines, beduinisches Ohr hätte aus dem in den Gutturalen zerquetschten und verschliffenen Accente des Sprechenden gewiß nicht jenes helle, starke Arabisch herausgehört, welches im Palmenthale von Rumma gesprochen wird. Doch den Tadmoriten ist das Ohr durch den syrischen Dialekt verdorben.

Hark antwortete ruhig:

— „Nimm sie hin, o Sohn Thalebs. Uns ist sie todt, Dir lebe sie. Der Herr weiß, wie dein Zelt bestellt und wie Dein Haus. Er sieht alles Verborgene; wir fragen nicht. Möge sie Frieden finden unter Deinem Dache und Frieden halten mit Dir, auf daß Deine Großmuth nicht zu Schanden werde."

Und der Scheik winkte der Tadmoritin, deren Augen während dieser ganzen kurzen Scene starr auf den Fremdling geheftet waren. Nun raffte sie langsam die Fetzen ihres Mantels zusammen, verhüllte sich das Haupt und folgte schweigend ihrem Beschützer, der mit schlichtem Gruß hinausschritt.

Draußen hörten Beide, wie der Scheik von Tadmor mit fester Stimme zu den Seinigen sprach:

— „Jetzt gehet hin und klaget um Mansur, mein todtes Fleisch, und lasset es Ruhe finden. Dann aber Tadmoriten und Ihr vom Stamme der Weldahs und Seb-

*) Kopfshawl.

kals, streuet Salz auf die Grube, welche die Kiesel der Versöhnung verschluckt hat, damit sie auf ewig unfruchtbar bleibe. Rache an Mischoël, Rache an seinem Stamm!"

— „Rache!" heulten die Beduinen.

So ging dieser Tag der „Verbrüderung" zu Ende.

Wo links vom Sonnentempel unter schwarzgrünen Palmen, dem Wüstenschiffer zur Leuchte, eine einsame Riesensäule ragt, da war Jethur's Zelt geschlagen. Ein Quell kam nahebei aus dem Fels hervor.

Große, ruhige Gestirne hängen am Himmelsgewölbe. Zohrab, die schöne Lautenschlägerin, der Venusstern der Araber, führt den lichtvollen Reigen, und gen Jemin, welches der Prophet glücklich gepriesen, strahlt der heilige, göttliche Hundsstern, zu dem Ismaëls Kinder seit Jahrtausenden beten.

Jethur schaute empor, als wollte er in der Strahlenschrift lesen. Als Fremdling suchte er wohl jenen Leitstern, welchen die Wüstenwanderer das „Glück des Irrenden" nennen, und siehe da, er stand hell, des Adlers Hauptschmuck, von guter Bedeutung.

Eine dünne Stimme sang von der Quelle her:

„Tausend Sonnen hat die Wüste,
Hat die große Gottessonne,
Der Gazellen Sonnenaugen,
Tausend Sonnen hat die Wüste."

Jethur horchte unbeweglich, Dsayrah aber zog einen Zipfel des Mantels dichter über ihr Angesicht. Die Stimme ertönte wieder:

„Tausend Monde hat die Wüste
Hat den großen Mond der Nächte,
Hat der Frauen Mondgesichter,
Tausend Monde hat die Wüste . . ."

Das Lied verstummte.

„Schumurd!" rief der Mann mit dem Feuermal, nach der Richtung, wo der Gesang verklungen.

Ein großäugiger Berberknabe mit Silberringen in den Ohren sprang heraus.

— „Hier, Deine Herrin", sprach Jethur, — „bereite ein Lager!"

Und zu Dsayrah gewandt, fuhr er fort:

„Du findest Weibertruhen drinnen, schalte nach Gefallen."

Darauf schaute er nach den lagernden Thieren. Es waren zwei Lastkameele, ein falbes Dromedar von guter Omanrace und eine graue Stute mit Schwarzfüßen, für den Kenner ein echt schomeritisch Blut. Die „Mukrs" *) hatten sich unter die Beduinen gemischt und nur ein Mann kauerte als Wächter am Boden, den Kopf auf den Knieen.

Jethur ließ ihn ruhen.

Indeß erschien Dsayrah wieder im Freien; sie hatte die Lumpen ihrer Schmach abgestreift, denn drinnen war in der That eine Truhe mit Weiberkleidern untergekommen, aber kein Weib. Schweigend setzte sie sich draußen nieder.

— „Du verschmähst mein Zelt?" . . .

— „Bin ich seiner nicht unwerth?"

— „Geh und suche Ruhe", sprache Jethur mild.

Die Tadmoritin, ihr Haupt noch dichter verhüllend, murmelte düster:

— „Wär' eine Samumwolke dies Tuch, daß mein Odem darin erstickte! Warum, o Herr, willst Du, daß ich lebe mit meiner Schmach?"

„Du bist schön, Dsayrah, und hast eine Löwenseele. Laß die Feigen sterben, so wie Mansur starb. Sein Tod gab Dir die Ehre, das Leben wieder."

*) Kameeltreiber.

— „Du wärst ein Unsterblicher des Herrn, wenn Du wahr sprächest.“

Jethur schaute hinaus in die mondschöne Nacht.

— „Sag mir“, hub er dann plötzlich an, „ist der Emir Mischoël der Held, den sie preisen?“

— „Er ist ein Löwe, und Schakale sind die Alle“, erwiederte die Tadmoritin mit erhobenem Haupte.

— „Männer“, fuhr der junge Mann fort, „begehren heiß, lieben kühl und achten kalt. So muß der Emir wohl ein Anderer sein, weil er Dich nicht begehrte“ . . .

— „Die Unreine?“ fuhr Osayrah tief entrüstet empor. „Ich sprach zu ihm: „Mir ward Gewalt“ und er wandte sich von mir.“

— „Und schickte dennoch Dich in fast sicheren Tod den Deinen heim? Beim Ewigen, Großmüthigere giebt's!!“

— „Sie reizte den Edlen, Ghazal, die Wolfsäugige.“

— „Sein Weib?“

— „Der böse Geist seines Zeltes, die Abessynierin . . .“

— „Und er ließ sich reizen, er, der edle Mann, der Held, der Löwe . . .“

— „Schmäh' ihn“, murmelte die Tadmoritin, „schmäh' ihn, damit ich ihn hassen lerne“ . . . . Und sie ließ das Haupt in die Hände sinken.

Eine leichte Wolke zog über Jethur's Stirne.

Er hatte sie sanft in's Zelt genöthigt; dann setzte er sich draußen auf den Säulenstumpf, wo unten die Quelle heraussickert.

Seine Züge hatten einen Ausdruck weicher Träumerei angenommen. Das Lied Schumurd's zog ihm durch die Seele und vor seinem verschleierten Auge schimmerte die einsame weiße Säule wie Licht, das langsam aufwirbelt als schmale flüchtige Dunstwolke, wie sie oft Wüstenschiffern als Trugbild voranleuchtet. . . . .

Und Jethur's Geist folgt dieser lichtschnellen Leitwolke in den Sandstrom des tödtlichen Nefud, der wie eine ungeheure Feuerzunge die Palmenthäler beleckt, wo König Telal herrscht.

Und er sieht eine Karawane in der berghohen Sandlohe versinken, in Todesverzweiflung ausschauend nach jenen ersehnten Granitbergen, welche sie die „Zeichen des guten Glückes“ nennen. Und sie verschmachten. Da ist Einer aus der Beduinentruppe, der sich die Waffe in den nackten Arm schlägt, daß ein Blutquell herausspringt, den zwei Frauenlippen gierig trinken, und der Beduine ist der Emir Mischoël und das Weib, das Leben trinkt aus des Emirs Blut, dies Weib gleicht . . . .

Ein großer Schatten, spitz emporwachsend, trat vor die helle Säule und die Lichtwolke verlosch.

Der Wanderderwisch im Schakalspelz stand vor dem Träumenden, seine Stirne war zu Boden gesenkt und seine Geberde voll Unterwürfigkeit.

IV. Die heilige Waffe.

Den Mann aus Semira schien das plötzliche Erscheinen dieses Allahgeliebten nicht zu überraschen. Er mochte dem Treiben der Wundermacher der Wüste auch nur mäßigen Glauben entgegenbringen, so viel las sich leicht aus seinen Mienen, welche fast mehr Spott als Mißtrauen zeigten. Jetzt den nächtlichen Gast schärfer in's Auge fassend, sprach er:

— „Du folgst mir seit Tagen und Wochen, wie ein Wüstengespenst; löse endlich Deine Zunge!“

Der Derwisch schlug die Arme über's Kreuz vor die Brust.

— „Befiehl, Unsterblicher!“

— „Wer sendet Dich?"

— „Der überall und nirgends, der Macht hat über Dich und mich und Alle und über den Niemand Macht hat, als der Herr der Morgenröthe."

Der spöttische Zug um den feinen Mund Jethur's grub sich tiefer.

— „Und was spricht der Mund dieses Unsichtbaren, dieses Unfaßbaren?"

— „Geh' und suche die Spur des Mannes mit der goldnen Stirnbinde, den wir zuletzt gen Niedergang gesendet, auf daß die Völker Mohammed's glauben an den neuen herrlichen Tag, welcher anbricht. Und ich ging und suchte solche Spur."

„Das war ein mühselig Wandern, mein Freund in Allah."

— „Ich wanderte im Herrn. Den Sternen folgt' ich gegen Niedergang und die im Aufgang strahlen, sahen meine Fersen. Ueber Mancherlei ward ich zum Vorhinein belehrt. Da war die rauhe Einöde mit dem bittern Wasbekraut, die selten nur der Wanderer betritt und die der Abgesandte durchziehen mußte. Nach diesem Krante lüstet's den Kameelen und sie holen sich davon für lang ein schwarzes Maul. Ich sagt' zu mir: der Erste, den Du jenseits findest mit schwarzmäuligen Thieren, dem folge. Auch wußt' ich, daß Dein Dromedar engbrüstig war, und so prüft' ich die Hufspuren, wo sich die vorderen tief eingedrückt, die hinteren leicht gehoben zeigten. Da mir desgleichen Tag und Stunde Deines Abzugs bekannt, so konnt ich Deinen Marsch berechnen . . . Du schlossest Dich bald einer Karawane an und kauftest . . . . ."

— „Eine graue Stute mit schwarzen Fesseln."

— „Ihre Spur nahm ich vom Sand, bis eines Nachts der Mond verdunkelt ward durch eine ungeheure Wolke von Geiern, die aus stillen Lüften zur stillen Wüste spähend am Himmel zog. Die gierige Wolke auf Flügeln wanderte mit Euch. Ich ahnte, daß auf schwarzem Kameele der Engel mit dem Giftspeer*) Euch voran ritt, und fand bald den Ort, wo der Tod für die dunkeln Vögel aufgetragen. Unter Jenen, die des Herrn Gnade aufgespart, warst Du und nur Wenige sonst entrannen."

— „Wir sind nur Töpferwaare und der Töpfer macht uns und zerbricht uns, wie er will."

— „Beim Brunnen der Vergeltung sah ich Dein Antlitz und drauf Gottes Mal. Seltsam, von diesem war mir keine Kunde. Doch war's ein Fingerzeig Deiner Sendung; das Abzeichen jedoch sucht' ich vergebens" . . . .

— „Das Abzeichen?"

„Das goldne Band, das Dir heute an der Stirne schimmert." . . . . .

Jethur fuhr sich unwillkürlich nach der Stirne. Er war sich eines solchen Schmuckes, wie es schien, ganz unbewußt. . . .

Der Wandermönch aber fuhr weiter fort:

— „Ohne dies Abzeichen konnte die Botschaft Unwürdigem werden. Das Stirnmal, Deine wunderbare Rettung, manches Andere hatte Dich bezeichnet, doch da geschah ein größeres Zeichen. Die Oase nahm Dich auf und unter blühender Tamarinde fand ich Dich, tief entschlummert. Ich schlich herbei, da bäumt sich plötzlich eine fahle Schlange über Dich empor, nach Deinem Haupte züngelnd. Wen Allah liebt, den schont der giftige Wurm, so sagt' ich mir, und sieh' das grause Wunder . . . . Gerade vor Deinem Haupte blieb der Schlange gezückter Kopf starr stille stehen und der Schatten ihres Hauptes hob sich, ein zackig Diadem, von Deiner hellen Stirne. Ein Augenblick nur war's, dann schwang das Thier sich in's Tamarindengeäst und Dein Erwachen begrüßte der milde Abendstern.

— „Wunderbar, bei meinem Haupte!" murmelte der junge Mann.

— „Dies geschah im Dschauf," fuhr der Derwisch fort. „Ich danke dem Allenker unserer Pfade, daß er sie so wunderbar in einander geschlungen zu seiner Ver-

*) Pestengel.

herrlichung, denn die Stunde der Verbrüderung aller arabischen Stämme ist gekommen. Das Reich des Khalifen ersteht wieder; vom heiligen Schat*) bis zum gläubigen Moghreb**) verbünden sich die Stämme, und die unsichtbaren Bande, die wir wandernde Darber seit Menschenaltern zwischen ihnen spinnen, werden sichtbar leuchten in hohen Zeichen.***) Hier aber in der syrischen Wüste sammeln sich die ersten Reiterschwärme welche mit der Ausrottung der Ungläubigen im gläubigen Scham†) das große Werk beginnen. Dies Glaubensheer zu führen, ist keiner würdiger als der Emir Mischoel, Essad's Sohn, der vom Hauran gebietet bis an den Strom. Ihm sollst Du entbieten unseren Friedensgruß, in seine erwählte Hand sollst Du legen das heilige Schwert, das ein Wunder uns gebracht. Es entfuhr der Wetterwolke als ein Blitz und schlug in den Zeltknauf eines frommen Mannes. Hier ist die Waffe Allah's, ihr Leuchten ist der Sieg!"

Mit diesen Worten zog der Wundermacher ein kurzes Schwert aus dem Gürtel, welches er Jethur mit tiefgesenktem Haupte darbot.

Dieser prüfte die Waffe im Mondlicht mit neugierigen Blicken. Der Griff war weiß, aus Narwal geschnitzt, mit einem Eisenknauf. Die nach unten leichtgekrümmte Klinge war schwarz und in kleinen Feldern gewässert; eine Silberinschrift, vom Griff abwärts rankend, pries höchstwahrscheinlich den Herrn als Sieger. Weder Sungur der „Schwarzadler", der berühmte Waffenschmied der Mameluken, noch Meister Musa aus Kara Hissar hatten die Klinge mit ihrem Zeichen versehen und zwar aus gutem Grunde; sie war ja vom Himmel herabgestiegen wie das heilige Buch.

Jethur hatte kaum die Waffe genauer gemustert, als sein Mienenspiel die heftigste Erregung ausdrückte. Sein Blick haftete starr auf der Klinge, das Feuermal flammte auf seiner Stirne und seine Lippen bebten. Jetzt schloß er einen Augenblick wie betäubt die Augen. Dann bedeckte er plötzlich die Waffe mit Küssen und netzte sie mit Thränen, die unaufhaltsam hervorbrachen . . . .

Der Derwisch aber war verschwunden.

Eine Stunde nach Mitternacht stieß Jethur den schlafenden Wächter der Thiere an:

— „Wir brechen auf, Saganib" . . . . .

Der Mann, ein herkulischer Nubier, raffte sich auf . . . .

Der „Stern der Irrenden" strahlte in hellster Pracht, als Jethur mit den Seinen gen Mezairib zog, wo der Emir Mischoel sein Lager geschlagen. Und sie wanderten wüstenverloren. Neben Dsayrah's Dromedar ritt Jethur. Er fragte viel über Mischoel und sein Haus, besonders die Abessynierin, welche des Emirs Gunst besaß, und erhielt von der Tadmoritin gute Auskunft. Sie zeigte keine Scheu, dahin zurückzukehren, von wo sie in Schmach hinweggeführt worden. Jethur's ruhige, beinahe weiblich eindringliche Art berührte sie wohlthuend und bald gewann sie sich sogar ein Herz, Fragen zu stellen.

— „Du bist wohl vom Stamme der Solibah?" meinte sie einmal.

— „Warum dies?"

— „Weil Du so hellhäutig bist."

Und ein ander Mal:

— „Im Hause der Heils††) bist Du gewesen?"

— „Wie Du sagst."

*) Der vereinigte Euphrat und Tigris.

**) Der Westen.

***) Bekanntlich stehen die 32 Derwischorden des Islams mit einander in steter Verbindung.

†) Syrien.

††) Damaskus.

— „Dort lebt Dir wohl eine Zwillingsschwester? Ich sah da ein Weib, das Dir ähnlich sieht, wie eine Perle der anderen. Es war auf dem Meidan;*) in einer Sänfte zog sie ohne Schleier vorüber; sie war von blanker Haut wie Du selbst, hatte Deine stillen Augen, ein Gottesmal auf der Stirne wie Du und goldnes Haar, das ihr Haupt wie mit Licht umgab . . . Hast auch Du so leuchtend Haar." . . . .

— „Ich?" rief Jethur, und mit einer instinktmäßigen Bewegung sein Kopftuch tiefer über die Stirne herabziehend, wandte er das Haupt ab, um die Purpurwolke zu verbergen, welche über seine Züge glitt . . . .

V. Frommer Trug.

Im Lager zu Mezairib hatten die Wundermacher ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Was nur die eben heimgekehrte Mekkakarawane an gottgefälligen Strolchen ausgeworfen hatte, vermischte sich mit den orthodoxen Elementen, welche des Fürsten Zelt erfüllten. Das war ein Tummelplatz der abenteuerlichsten Religionsschwärmerei, wo sich der fanatische Mollah mit dem wunderthätigen Goldpfeil, den wir bereits kennen, mit dem kosmopolitischen Wandermönch begegnete, der hier und allerwärts gemauste Brocken in gestohlene Schüsseln brockt; wo der ruhelos wandernde Empiriker aus dem fernen Moghreb Glieder einrenkt und Schatzkräutlein verkauft, wo der Beduinenrichter seine Amulete für Mensch und Thier an den Mann bringt; wo der Mekkapilger auf der Heimkehr mit seinen frommen Leibesblößen prunkt; wo der halbverrückte Santon seine Koranrecepte verschleißt und der spitzbübische Schlangengaukler sein Gewürm mit den neunundneunzig Namen des allerhöchsten Gottes bändigt. Sie alle waren hier zu finden, und da hofften denn die gläubigsten Gemüther, plötzlich auch einen jener geheimnißvollen Männer mit dem goldnen Stirnband auftauchen zu sehen, welche in Zeiten islamitischer Glaubensbedrängniß allerdings nur wenigen Sterblichen sichtbar werden und den unheimlich feierlichen Namen der „Goldmasken" tragen.**) Sie allein sprechen in Zeichen, die untrüglich, sie allein wissen Verborgenes, sie allein wandeln auf Wegen erleuchteter Gnade . . . .

Emir Mischoël galt für stark im Glauben. Sie sagten, er liebe, wie ehedem der weichmüthige Sultan Ibrahim, drei Dinge: den Koran, die Weiber und die Musik; aber weichmüthig nannte ihn deshalb Niemand, im Gegentheil: es war schon ein kühner Mann, wer nur Mischoël's Blick auszuhalten vermochte. Und weil er den Koran liebte, hielt er sich einen Leibderwisch, der ihn erbaulich stimmte, wenn ihm das Wüstenblut zu wild aufschäumte, und weil er die Weiber liebte, so hielt er sich keinen Sterndeuter, der ihn, wie dies bei Sultan Ibrahim geschah, vor weiblichen Sternbildern gewarnt hätte, denn er wollte nicht gewarnt sein, und weil er die Musik liebte, hatte er einen indischen Flötenbläser, mit Namen Nachor, zum Zeltgenossen.

So sehr nun der Sohn Essad's diesen drei Dingen zugethan war, so wenig stand es ihm an, wenn die Anderen dies merkten. Am wenigsten wollte er durch äußere Frömmigkeit glänzen, nur auf die Fasten des Ramazan hielt er — gegen Beduinenbrauch — große Stücke. Die große, gewaltsame Poesie des heiligen Buches genoß er in Stunden der Vorbereitung zum Kampfe; in seinem Weiberzelte war's allezeit züchtig still, und seines Hindu Schalmeiflöte würzte ihm geheime Dichterfreuden. Denn Mischoël war auch Dichter; er liebte ein Lied auf starken Schwingen und füllte des Sängers Hand mit Gold.

Die Sonne glitt zum Horizont, als Jethur mit den Seinen der alten Feste

*) Oeffentlicher Platz.

**) Siehe über diese Reste einer verschwundenen Sekte des Verfassers Novellenbuch: „In Glut und Eis". Dresden. Wilhelm Baensch.

von Mezairib ansichtig ward. Eine halbe Stunde später umwogten ihn die dunklen Zelte. Er sprang von der grauen Stute. Vor des Emirs Zelt, am Eingange gen Norden zu, wo Prachtrosse an der Fußfessel lagen, schlug eben ein Mekkapilger das Pfauenrad seiner frommen Verdienste und schwur bei der heiligen Dachtraufe und betheuerte beim silbergefaßten Himmelssteine und bekräftigte bei Abraham's Fußspuren, daß alle Christen sterben müßten. Am Zeltvorhang stand ein engbrüstiger Mann mit großen, sanften Augen und lächelte still inbrünstig in sich hinein. Es war Nachor, der Indier. An der Mittelstange des hellgestreiften Weiberzeltes hing mit ausgespannten Flügeln ein silberweißer Reiher angeheftet, der Frauen Jagdbeute. Zwei rostfarb'ne Windspiele, dürr, wie Gespensterhunde, krochen den Kameelen unter die Füße. Dsayrah hatte sich tief verschleiert. Eben rief der Mekkapilger, nach dem aufsteigenden Abendsterne, dem einstigen Idole der Wüstenkinder, drohend die Fäuste schüttelnd: „Gott ist der Herr des Abendsterns“, als ein mittelgroßer, beinahe schmächtig gebauter Beduine aus dem Emirzelte trat. Er hatte fein geschnittene düstere Züge und am Kinn zwei krause Büschel Bartes. Gold schimmerte an seinem Kopftuche, am schwarzen Mantel blitzte ein Saumstreif und die Waffenknäufe in seinem Gürtel waren mit Korallen bespickt. Die schmale nervige linke Hand heftete einen Zipfel des Mantelsaums auf die Brust, während die Rechte nach dem dämmernden Abendhimmel zeigte.

— „Der Stern des Durchgangs!“ *) sprach er in etwas singendem Tone zu einem struppigen Derwisch, der ihm auf den Fersen folgte: „Er löst die Fasten ....“

Dieser Letztere fuhr mit seinem nackten Arm in die Luft und die nächststehenden Beduinen zerstoben durch die Zeltgassen. Paukenwirbel schauerten, es flammten die hochgesteckten Feuerschalen und in den bereitgehaltenen Pfeifen erglimmte die Kohle. Es war Ramazannacht.

Als der Mann mit dem hellgesäumten Mantel erschien, war mit Jethur plötzlich eine seltsame Veränderung vorgegangen. Er bebte am ganzen Körper und seine Züge wechselten rasch den Ausdruck.

Zwei Augen hafteten fest auf ihm, Augen, scharf wie die Goldaugen der syrischen Sakr-Falken, die Samumwolken durchdringen. Solche Augen hatte nur der Emir Mischoel und unter diesem Blicke erzitterte Jethur. Der Emir bezeichnete seinem Zeltkaplan mit einem Winke die neu angekommenen Gäste. Die schwarzen Sklaven Mischoel's nahmen die Thiere Jethur's in Empfang. Der Derwisch trat an den Fremdling heran, doch kaum hatte er ihm in's Angesicht geschaut, als er, die Stirn zur Erde schlagend, murmelte:

„Ein Abgesandter“ ....

Eine große Bewegung entstand. Die Zuhörerschaft des Mekkapilgers gerieth in Aufruhr, man drängte sich begierig herzu, als Jethur, der einen Augenblick unschlüssig dagestanden, auf Mischoel rasch zutretend, sprach:

— „Großmächtigster Emir, laß Deine Schwelle mir hold sein.“

Ringsum ging's flüsternd durch die athemlosen Gruppen: „Ein Zeichen! Ein Zeichen!“ Der Emir bot mit feierlicher Gemessenheit seine Schwelle und der Zeltvorhang fiel zurück. Niemand fand Einlaß, selbst keiner von der Wundermachergilde. Im Nu aber hatte sich im ganzen Lager der Anezeh die Kunde verbreitet, ein geheimer Abgesandter habe das Emirzelt betreten. Als einen der eifrigsten Verbreiter dieser Nachricht hätte der Leser zweifelsohne den Wanderderwisch mit dem Schakalspelz erkannt, welcher Jethur das Schwert gebracht. Und während das Geheimniß des Emirzeltes die Gemüther auf's Höchste in Erregung hielt, spielte sich in diesem Zelte eine ganz eigenthümliche Scene ab.

Sie hatten den Friedensgruß gewechselt.

*) So nennen die Araber den Abendstern.

Nun wartete der Emir in fast unterwürfiger Stellung, daß der Gast das Schweigen breche. Jethur aber stand mit niedergeschlagenem Blick und das Mal auf seiner Stirne brannte tiefer. Dann plötzlich sich ermannend, sprach er mit fester Stimme:

— „Ein Abgesandter bin ich, wie jener fromme Mann gesagt, und hier, Sohn Essad's, ist mein Zeichen."

Und mit diesen Worten den bis da auf der Brust gekreuzten Mantel auseinanderschlagend, bot er die „heilige Waffe" dem Emir dar. Dieser, das Schwert erfassend, wollte es in frommer Demuth an die Stirne führen, als plötzlich sein Blick starr auf der Klinge haften blieb .... Dann ließ er die Waffe sinken und bohrte dem Ueberbringer seine kleinen, runden, tiefen Feueraugen forschend in's Antlitz ...

— „Dies Schwert ...."

— „Ist die heilige Waffe der Verbrüderung," ergänzte Jethur; „sie fiel vom Himmel, ein Zeichen des Herrn."

— „Ein Zeichen ...."

— „Daß Mischoel, der Sohn Essad's, vom Allah auserkoren, das Reich der Araber wieder aufzurichten vom heiligen Schat bis zum gläubigen Moghreb — so sprach Jener, der mir dieses Schwert gegeben." ...

— „Sprach er?" zischte der Emir mit einem grimmigen, stillen Lachen. Sag' mir, junger Freund im Herrn, bist Du Betrüger oder Betrogener?"

Ueber Jethur's schöne Lippen glitt ein räthselhaftes Lächeln.

— „Deine Worte sind dunkel, tapferster Emir, Du hältst die Waffe Allah's in Händen, deren Leuchten der Sieg."

— „Und wer, beim Allgerechten, gab sie Dir? Der gesteinigte Satan?"

— „Schlage den Zeltvorhang zurück und lasse Deinen Blick hinausschweifen über die Häupter Aller, die von Dir in diesem Augenblick ein Wunder erwarten. Einer wird darunter sein, von dessen Haupt des Schakals Schnauze fletscht. Den rufe, er gab mir das Schwert. Wer ihn gesendet, weiß der Allwisser."

Mischoël trat rasch an den Eingang. Kopf an Kopf starrte draußen. Der Derwisch von Tadmor war unter den Vordersten ....

Der Emir ließ den Vorhang langsam zurücksinken.

— „Gönne mir, daß ich den Mann befrage," und er winkte nach einer Stelle, wo die Zeltwand sich zertheilte.

Jethur trat dahinter.

Der Derwisch kam und gab von seiner Sendung Rechenschaft, soweit eben das Wundergeheimniß dies vertrug. Bald wußte Mischoël genau das, was wir schon wissen. Die Person des mysteriösen Senders blieb natürlich im Dunkeln, wie zuvor.*) Der Emir war in tiefes Nachsinnen versunken. Wieder stand Jethur vor ihm.

— „Trug!" murmelte Mischoel, „Alles Trug!"

— „Die heilige Waffe" ... sprach der junge Mann langsam.

— „Ich kenne sie," hohnlachte der Emir. „Dem Himmel entfliegen!" Jethur lächelte:

— „Auch ich, edler Emir, kenne diese Gotteswaffe. Sie entstammt Deinem Gürtel" ...

---

*) Der mit den Religionsverhältnissen des islamitischen Orients vertraute Leser weiß zweifelsohne, daß jenes geheimnißvolle Oberhaupt, in dessen Namen die Wanderderwische sprechen, gewissermaßen nur im imaginären Sinne aufzufassen ist.

VI. Das Geheimniß der Waffe.

Mischoel stand mit weit offenen Augen. Die Wundermacher waren mit einem Schlage als Betrüger entlarvt, des Emirs Glaube bedenklich erschüttert. Trotzdem mußte er in diesem Augenblicke an ein Wunder glauben, denn dieser Jüngling mit dem Gottesmal sprach wahr: das Schwert, welches für eine heilige Waffe ausgegeben ward, entstammte in der That dem Gürtel Mischoel's. Wie wußte dies der Geheimnißvolle? Der Beduine ist neugierig wie ein Weib. Mischoel hatte alle Mühe, diese Neugierde mit der Würde seiner Haltung in Einklang zu bringen. Weit schwerer wurde ihm dies noch, als Jethur, allen Fragen zuvorkommend, die Worte sprach:

— „Du gabst diese Waffe vor Monden einem Manne, welcher den heilkräftigen Ring aus dem Hufe des wilden Esels am Finger trug. Er war ein Vater der Heilung, der Dich vom bösen Fieber befreite zu Usseta, der lieblichen Stadt der Frauen. Du zogst das dunkle Schwert aus dem Gürtel und sprachst: „Zur guten Stunde kreuzten sich unsere Pfade, laß diese Waffe dieser guten Stunde Zeichen sein, ein sichtbar Zeichen des Schutzes für Dich, so weit der Arm Mischoel's reicht."

— „Wunderbar ergreifen mich diese Worte aus Deinem Munde, o Jüngling," murmelte der Emir, „denn beim Allwahrhaftigen, ich sprach sie zu jenem Manne, den ich mit seiner Tochter durch den Nefud geleitete, wo uns der giftige Schilluk*) das Blut verdarb. Wunderbar ergreift mich auch Deiner Stimme Ton, als hätte mein Ohr ihn schon einmal geschlürft. Und jener Mann, dem ich mein Leben danke . . ."

— „Dem Du vorher sein Kind, seiner Seele Labe, mit Deinem eigenen Blute vor dem Verschmachten hast gerettet."

Mischoel legte die Hand auf beide Augen.

„Mir ist, als sollte plötzlich ein heller Glanz aus Deinem Angesicht mich blenden, denn, bei meiner Seele, Du bist ein unsterblicher Wisser."

Schier vollzog sich dies Wunder, denn die Augen Jethur's leuchteten jetzt heller und sein Antlitz erglühte von mildem Feuer. So war er schön, fast weiblich schön . . .

— „Doch", fuhr der Emir plötzlich fort, „wie kam dies Schwert, das ich jenem Manne gab, in die Hand des Mönchs? Wie löse ich dies Räthsel? Jener Heilkundige" . . .

— „Ist zur Freude eingegangen, und sein Gebein fand Ruhe" . . .

— „Er starb?"

— „Ihn schlug der Engel der Plage", murmelte Jethur, sichtlich überwältigt von seinen Gefühlen.

— „Wer bist Du, Fremdling, sprich!" rief der Emir, den Gast bei der Hand fassend.

Diese Hand zitterte heftig, aber Jethur, sich rasch wieder fassend, sprach:

— „Bald, so Gott will, löst sich meine Zunge."

Mischoel neigte schweigend das Haupt. Wo doch hatte er den Ton dieser Stimme gehört? . . .

Die Leute Jethur's schlugen ein Zelt in der Nähe des Lagervorrathszeltes, wo die Frauen Mischoel's ein- und ausgingen. Diese Nacht blieb der Emir allein, und Ghazal, die Wolfsäugige, die seine Nächte beherrschte, lagerte einsam. Der Leibderwisch hatte Zeit, bei den Wachfeuern in Wunderbarem mitzuthun, und Nachor's Flöte ruhte.

Und bei diesen Wachfeuern, wo die erzählenden Derwische Aller Ohr beherrschten, ging es von Mund zu Mund, daß der Abgesandte ein Mann mit dem goldenen Stirnband und im Besitz einer Waffe sei, die vom Himmel herabgestiegen, um die Gläubigen zum Sieg zu führen. Dies Wunder wurde selbstverständlich von den Insceneuren auf das Ausgiebigste ausgebeutet.

---

*) Samum.

Wie maßlos war jedoch die Betroffenheit dieser Gottesmänner, als Tags darauf der Geheimnißvolle mit dem heiligen Schwerte verschwunden war. Die gewöhnlichen Gläubigen, die an das Wunder glaubten, fanden dies Verschwinden ganz naturgemäß, der Abgesandte war eben nur eine Erscheinung, ein Zeichen von oben gewesen; aber die eingeweihten Derwische verloren den Faden ihres schlau verschlungenen Knäuels und fühlten den Boden unter sich weichen. Als deshalb sieben Tage vergingen, ohne daß der Abgesandte wieder zum Vorschein gekommen, verlor sich einer nach dem andern von diesen Gottgeliebten, als befürchteten sie eine geheime Gegenwirkung ihres eigenen Zaubers. Indeß blieben ihrer immer noch genug bei Mischoel's Fleischtöpfen zurück.

Der Emir selbst wußte sich das plötzliche Verschwinden des Fremdlings nicht zu erklären. Die ganze Erscheinung hatte auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht, und ohne den Betrug mit der „heiligen“ Waffe wäre er versucht gewesen, den wunderbaren Wisser fast für einen „Ewigen“ zu halten.

Jethur's Kameeltreiber waren Tags darauf mit ihren Lastthieren gen Mittag gezogen, aber Saganib, der Nubier, und Schumurd waren geblieben mit dem Weibe, das sich hie und da, doch nur tief verschleiert, zeigte.

Sie ging frei umher, aber schweigsam. Man sah sie bisweilen beim Vorrathszelte unter den Frauen des Emirs, wenn dieselben, ein Liedchen summend, die Euter der Kameelinnen strichen.

Auch der leichtfüßige Schumurd schlich bei den Melkerinnen herum und griff den Kameelfüllen liebkosend in die zausige Wolle, dieweil er mit beiden Ohren horchte. Einem scharfen Beobachter wäre dies wohl kaum entgangen. Schumurd und die Verschleierte hörten allenthalben, wie Ghazal gehaßt und des Emirs Großmuth für dieses Weib beneidet ward. Ueber Mischoel selbst gab es nur gute Stimmen; er war bewundert und geliebt.

Es gab übrigens Jemanden im Lager, welchem das Verschwinden des Fremdlings ganz besonders im Sinne lag. Dies war Ghazal, die Abessynierin. Sie hatte nur einen Blick auf Jethur geworfen, als er vom Pferde stieg und hatte ihn überwältigend schön gefunden. Und seit diesem Augenblicke glühte sie nach ihm in ihren vereinsamten Nächten.

Stille lag auf der Zeltstadt der Anezeh, der Himmel war dunkel und sternlos, die Luft schwer. Man hörte in der Ferne die Vorposten in langgezogenen Tönen hinaussingen in die Nacht:

— „Ja daim! Ja daim!“ *)

Jetzt fuhr Mischoël auf seinem schlaflosen Lager empor.

Am Eingange seines Zeltes klagte eine schwermüthige Stimme:

— „O Mitleidserwecker, o Herr!“

Nach einer Weile begann dieselbe Stimme wieder auf der entgegengesetzten Seite des Zeltes ihr Bettlerlied fortsetzend:

„Ich bin der Gast Gottes und des Propheten.“

Der Emir horchte gespannt. Es umschlich das Zelt. Plötzlich krachte hinten das dichte, grobe Gewebe, wie von einem Riß, den ein scharfes Messer geschlitzt, und eine Stimme keuchte angstvoll herein:

— „Hüte Dich, Emir, hüte Dich!“ Und fast zugleich ertönte ein erstickter Schrei...

Mischoël griff nach der Waffensäule und war mit einem Sprung am Eingang... Schüsse krachten, dunkle Gestalten fuhren wie aus der Erde empor und eine Schlinge schlug sich dem Emir um Hals und Brust.

— „Tadmor Wallah!“ heulte es rings um das Lager, und Hark, der Scheik von

*) O Ewiger!

Tadmor, brach mit einem gewaltigen Reiterschwarm auf das umzingelte Lager herein. Die Tadmoriten kamen nicht allein, es kamen mit ihnen die Schamar, diese mächtigen Todfeinde der Anezeh. Die überraschten Krieger Mischoel's ließen Anfangs nur schwach ihren Kampfruf ertönen, bis es plötzlich wie aus eherner Kehle hinausrauschte: „Anezeh Wallah!“ und auf seiner falben Hochlandsstute Mischoel, der Sohn Essad's, auf den Tadmoritenhäuptling einsprengte. Um den Emir ballte sich der Kampf im engen Knäuel und die blanke Waffe knirschte im Fleisch. Die Anezeh fochten wie Verzweifelte, aber es wurden der Feinde immer mehr und mehr. Schon wichen des Emirs Krieger, da mit einem Male ging's wie ein Wogenmurren durch die Kämpfenden und schwoll zum verworrenen Rufe: „Ein Zeichen, ein Zeichen! Die heilige Waffe!“ und Jethur, das dunkle Schwert hoch geschwungen, erschien wie ehedem jener Himmelsreiter, vor dem König Abraha zu Schanden geworden.

Die Wirkung war überwältigend, die Tadmoriten, schreckgelähmt, fielen wie Wehrlose unter den Streichen. Das plötzliche Wiedererscheinen des Geheimnißvollen gab den Anezeh übernatürliches Vertrauen in ihre Sache, und nach kurzem Kampfe wandten die Krieger Hark's ihre Rosse zur Flucht.

Es war eine blutige Nacht. Unter den Todten fand man ein Weib, in welchem der Emir — Dsayrah, die Tadmoritin, erkannte. Sie hatte einen Messerstich im Nacken. Dsayrah war es, die den Emir durch ihr Bettlerlied aufgeschreckt und dann im letzten Augenblicke gewarnt hatte. Einer der Verrathenen rächte sich mit dem Messer. So starb die Tadmoritin an ihrer Liebe für den Emir Mischoel, der sie mit Schmach bedeckt hatte.

Und auch Jethur's Geheimniß, das sie besaß, nahm sie mit in's Grab. Jethur hätte sich seinerseits rühmen können, den Emir von der Schlinge des tückischen Tadmoriten befreit zu haben, aber er rühmte sich dessen nicht aus dem einfachen Grunde, weil er nach dem Kampfe von Niemand mehr gesehen ward.

VII. Ein Weib!

Seit Jethur's erstem Erscheinen im Lager von Mezairib waren dreimal sieben Tage und Nächte verflossen. Diese Nacht war die siebenundzwanzigste des Fastenmondes. Sie ist die heiligste von allen, denn über ihr brütet ein mystisch Geheimniß. Dem Einfluße dieser Nacht ist die ganze Natur unterworfen und ein tiefes Weben geht durch die Schöpfung in Zeichen, die, jedem menschlichen Auge unsichtbar, der Allmacht und Majestät des Weltschöpfers Huldigung darbringen. So wenigstens behaupten die islamitischen Kirchenväter, die lange im Hader gelegen sind, was denn in dieser Nacht eigentlich Mysteriöses vorgehe, bis sie sich endlich dahin einigten, daß in jener Nacht der Schöpfungsbegriff zu einem erhöhten Selbstbewußtsein gelange und in allem Lebenden kräftiger reagire.

Die Nacht der Allmacht ist aber auch eine Nacht der Liebe, freilich mehr im verbotenen Sinne. Denn trotz des „kräftiger reagirenden Schöpfungsbegriffes“ meidet der Strenggläubige in dieser Nacht sein Frauengemach und spinnt verliebte Frauenlist ihr fein Gewebe.

Wenn nach des Wüstendichters Wort die Nächte Blätter sind mit Märchen vollgeschrieben, so ist die Nacht der Allmacht gewiß das reichbeschriebenste Blatt. So oft denn auch im Lager ein Rhapsode mit seinem üblichen „Beglücke Gott das Leben der Zuhörer“ eine Geschichte zu Ende gebracht, spann ein anderer den bunten Faden weiter. Während die Krieger in den Heldenthaten El Dahirs und Antars schwelgen, horchen wir einen Augenblick in Jethur's Zelt hinein, welches die ganze Zeit — trotz Dsayrah's Tod — wie früher von dem Weibe bewohnt erschien. Für uns mußte dies auffallend sein, da wir wußten, daß die Tadmoritin bei Jethur gewesen, aber sonst konnte es Niemandem

auffallen, denn Niemand hatte ihr Antlitz geschaut, ehe es im Tode erstarrt. Jetzt hören wir eine Stimme, die wir als Jethur's Stimme erkennen, zu Schumurd sagen:

— „Schau zum hellen Himmel! Wenn der Mond tiefer als die Klageweiber*) steht, dann schleich zum Zelt des Emirs und wirf diesen Dscheridstab hinein!"

Schumrud erschien alsbald am Zeltvorhang und richtete seine großen stillen Augen zum Himmelsgewölbe empor.

Ghazal lagerte in jenem Theile des Zeltes, welchen die Beduinen „Roffa" nennen. Der härene Stoff ist dort locker gespannt und wird vom Luftzug leicht bewegt, so daß sich's hier kühl ruht in heißen Nächten.

Die Abessynierin harrte . . . einem Buhlen entgegen, in der Nacht der Allmacht fast sicher vor Gefahr. Jetzt erzitterte der lose Zeltstrang, der schwere Stoff hob sich und eine Frauengestalt tauchte geräuschlos herein. Die Verkleidung war nur eine Vorsicht mehr. Unter dem Zelte herrschte tiefe Dämmerung. Die Abessynierin, vom Pardelfell ihre Arme ausbreitend, flüsterte zärtlich:

— „Gesegnet sei diese Stunde, mein Geliebter. Wie Dein Antlitz dies Dunkel erhellt, gleich jungem Morgenlicht! Sag mir, bist Du Riswan selbst, der Hüter des Himmels, oder bist Du's nicht, wo war dann Riswan, als Du der Wohnung der Seligen entflohst?" Der Verkleidete ließ sich neben der Liebeglühenden nieder.

— „Wie segn' ich sein Vergehen, wie preis' ich seine Unachtsamkeit. So entkamst Du und die Himmlischen trauern, während wir schwelgen. Laß mich küssen Dein mondhelles Angesicht." . . .

Ein jäher Riß knirschte der Zeltwand entlang, ein rother Blitz sprang in's Dunkel, und der Emir, den Glühspan in der Hand, stand an Ghazal's Lager . . . .

Das Weib schlug sich mit gellem Schrei die Hände vor's Gesicht; ihr Buhle aber stand aufrecht . . . Es war Jethur . . .

Die Augen Mischoël's schlossen Flammen . . .

Der Jüngling aber, den Blick starr auf den Beduinen geheftet, als wollte er den tödtlichen Zornausbruch desselben bannen, löste langsam seinen dichten Kopfshawl und sprach:

— „Wer mit Zorn die Waffe zieht, steckt sie mit Schanden ein. Sieh her, Emir Mischoël . . . ."

Das Kopftuch fiel und ein Haupt erschien, von einer Glorie goldblonden Haares umwallt, dessen Strähne sich bis zum Estrich entrollten . . .

— „Ein Weib!" rief der Emir, geblendet zurückweichend . . . .

Ghazal grub sich die Nägel in die nackte Brust . . .

— „Ein Weib!"

Schrecken, ohnmächtige Wuth und Eifersucht bekämpften sich in dem Ausdruck, womit dies Wort herausbrach. Jethur aber sprach rasch:

— „Ersticke den Span und laß es stille werden hier! Wenn der Herr morgen einen Tag giebt, will ich alles Dunkel erhellen. Gieb mir Schutz!"

Ghazal blieb allein mit ihrer Schmach.

Und der Herr gab einen hellen Tag. Jethur trat aus dem Geheimniß in's volle Licht und ward Weib und nannte sich Sarai. Der Schleier barg nun ihr Angesicht.

Voll stillen Entzückens lauschte der Emir ihrer Wundermär:

— „Ich komme vom kühlen Untergang. Auf jener Insel, deren Macht die Welt umspannt, ward ich geboren — eine Britin. Die Mutter starb an mir. Ein Kind noch, verließ ich die Heimat mit dem Vater, der Vieles erforschte und vieler Dinge kundig war. Wir wanderten, vom dunklen Drang getrieben, der Menschen Länder und

*) Die drei vorderen Sterne des großen Bären.

Als am dritten Tage der Oberrichter zum dritten Male erschien, ließ die Engländerin sagen: „Die Waffe der Verbrüderung liegt zwischen uns," worauf ihr der Bescheid kam:

— „Sie ist zerbrochen."

Zum letzten Male sandte sie den geduldigen Werber:

— „Gieb ein Unterpfand."

Und Mischoël sandte die „heilige" Waffe. Sarai, die Klinge mit beiden Händen fassend, neigte tief das Haupt und sprach still vor sich hin, in der Sprache ihrer Heimat: „Mein Vater, vergieb mir, ich liebe ihn."

Sie hatte ihre Liebe aus Mischoël's Adern getrunken; sein Blut war ihr Blut geworden, und so meinte sie, mochte ohne Sünde auch sein Glaube ihr Glaube werden, Liebe sei ja Religion, aber keine Glaubenssache.

Und so ließ Sarai den Oberrichter in ihrem Namen dreimal sprechen vor dem Khatib:

— „Ich will sie geben."

Und Mischoël antwortete dreimal:

— „Ich will sie nehmen."

Dies vereinigte beider Hände.

Und als dieses Abends der Khatib den Mantel Mischoël's über ihr Haupt warf mit der bekannten Formel:

— „Im Namen Gottes, Keiner soll Dich mit dem Mantel bedecken, als . . ." flüsterte sie heiß in Liebe: „Als Mischoël, der Sohn Essad's . . . ." und entfloh nicht, wie die Beduinenbräute zum Schein es thun.

Am nächsten Morgen war das Lager in voller Waffenbewegung. Tausend Reiter hatten die Stuten zwischen den Beinen.

Mischoël sprengte vor das Zelt Sarai's und rief mit lauter Stimme:

— „Für Deine Augen, Sarai!" *)

Sie schlug den Thürvorhang zurück, grüßte mit der Hand und rief zurück: „Ich bleibe mit dem Herzen bei Dir, Mischoël. Sie wußte, daß der Emir geschworen hatte, noch vor der Hochzeit die Tadmoriten zu züchtigen. Und in dieser Nacht fuhr Mischoël wie ein Donnerkeil auf Hark und die Seinen nieder und fegte sie aus ihrem Ruinenneste hinaus, damit Platz würde für seine Hochzeitsgäste, meinte der Emir. Auf Tadmor ward Sarai's Hochzeit gefeiert und durch den ganzen Adel der syrischen Wüste verherrlicht. Von den verödeten Wachthürmen der Palmyrenser schlug des Nachts die Lohe empor, hundert Kameele verströmten ihr Blut und sieben Tage und Nächte umtosten Fantasia's die Palmenstadt der Königin. Weithin in die Wüste flammte dieser Hochzeitsjubel, ein Feuerzeichen der „Versöhnung", denn Mischoël warf das Schwert des heiligen Krieges gegen die Christen in Sarai's Brautkorb. So ward diese Vermälung unter dem schönsten Zeichen der Menschheit geschlossen.

Und als am Abende des siebenten Tages der Emir sein junges Weib in's geschmückte Zelt nahm, wünschte er, daß sie nach alter Sitte, je drei Räthselfragen zur Brautnacht aneinander richteten, worauf Sarai begann:

— „Wer ist stark?"

Und Mischoël antwortete:

— „Der seine Rache meistert."

— „Wer ist reich?"

— „Der mit seinem Antheil zufrieden."

— „Wer ist schön?"

*) D. h. gehe ich in den Kampf.

— „Der mit dem Herzen liebt."
Und der Bräutigam hub an:
— „Wie kommt aus zwei, vier und acht das Leben?"
Und Sarai antwortete:
— „Aus den Brüsten des Weibes, des Kameeles und der Hündin."
— „Was ist stärker als tausend Männer?"
— „Ein Haar des Weibes, das geliebt wird."
— „Wann sieht ein Frauenauge mehr als vier Männeraugen?"
— „Wenn eine Einäugige zwei Blinden den Weg weist."
— „Beim Allweisen," rief der Emir, „Du bist weiser als Hind, die Tochter des Khuß."

Sarai aber, den Brauttrank mit gesenkter Stirne darreichend, flüsterte:
— „Im Paradiese sei Deine bleibende Stätte."
— „Der Herr vermehre Deine Schönheit," murmelte der Emir, sein Weib an die Brust ziehend.

Draußen ertönte wie das Wiehern der jungen Rosse die jauchzende Zagruta*) der Weiber und riefen die Feuerwaffen den Brautnachtjubel Sarai's und Mischoel's in die ungeheure Wüste hinaus.

Schmurd aber sang aus Leibeskräften vor dem Zelte:

„Tausend Monde hat die Wüste,
Hat den großen Mond der Nächte,
Hat der Frauen Mondgesichter,
Tausend Monde hat die Wüste ...."

Ein Wort in Sachen der deutschen Kunstindustrie.

Von

Jacob von Falke.

Die Bemühungen für eine Hebung oder Wiedererweckung der deutschen Kunstindustrie datiren nicht von heute. Irren wir nicht, war es schon im Jahre 1864, daß man in Berlin die ersten Berathungen hielt zur Gründung des deutschen Gewerbe-Museums, das auch nicht lange darnach wirklich in das Leben trat. Ja, wenn man will, kann man diese Bemühungen noch viel weiter zurückführen und selbst die Priorität für sie in Anspruch nehmen, denn die Gründung des Münchener Gewerbevereins, der es ausschließlich auf die Hebung der Kunst im Gewerbe abgesehen hatte, ist mindestens den englischen Bestrebungen gleichzeitig. Er konnte im vorigen Jahre (1876) bereits sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern.

Wie kommt es nun, daß diese Bestrebungen in Deutschland überall so unsäglichen Schwierigkeiten begegnet sind und noch begegnen? wie kommt es, daß die Museen für Kunstindustrie nur nach größten Mühen, mit Ueberwindung von Gott weiß was für Hindernissen zur Existenz kommen, und wenn sie existiren, für Industrie und Publikum machtlos und achtlos zu sein scheinen? Nunmehr bestehen eine gute Anzahl derselben, die zum Theil, wie z. B. das deutsche Gewerbe-Museum in Berlin, mit Kunstgegen-

*) Jubelruf.

ständen in der großartigsten Weise ausgestattet sind, noch mehr hat man der Zeichen- und Modellirschulen einzig zu dem gleichen Zwecke neben ihnen gegründet. Wie kommt es nun, daß sie bisher von so äußerst geringem Erfolge begleitet waren, von so geringem Erfolge, daß die Amerikaner mit ihrem berühmten „Schlecht und billig" das Verdammungsurtheil (möge es sich in Segen verwandeln!) über die ganze deutsche Industrie aussprechen konnten, von so geringem Erfolge, daß selbst die Münchener Ausstellung von 1876 ungeachtet aller erdenklichen Anstrengungen nicht darüber zu täuschen vermochte?

In beiden Fällen stoßen wir zwar auf Widerspruch. Man sagt uns, die Ausstellung in Philadelphia sei von deutscher Seite vernachlässigt worden. Darauf läßt sich erwiedern: Nun, sie hatte eben keine Toilette gemacht und nicht Schminke aufgelegt und zeigte sich, wie sie wirklich war. In München hatte sie Toilette gemacht, und die Folge war allerdings, daß man diese Ausstellung als einen Triumph der deutschen Industrie feierte, daß man den Sieg zu München der Niederlage von Philadelphia entgegenhielt, ja sich selbst für 1878 den Franzosen gegenüber concurrenzfähig glaubte. So wenigstens die Zeitungen.

Eine arge Täuschung! Allerdings zeigten sich vieler Orten die Spuren neu aufschießenden Lebens, Spuren, daß der lange und vielfach ausgestreute Same nicht auf allzu sterilen Boden gefallen, Spuren, die zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigten, zu Erneuerung der bisherigen Bestrebungen ermuthigten. Aber wie vereinzelt waren solche Erscheinungen, die wirklich Herz und Sinne erfreuten! wie zerrissen, planlos, ohne Zusammenhang, ohne Richtung erschien alles das, was angestrebt und geleistet war! wie viel Irrthümer waren gemacht, wie viel falsche Wege eingeschlagen, nicht aus traditionellem Herkommen, sondern in der Absicht etwas wirklich Gutes und Bedeutendes zu schaffen! Sollen wir beispielsweise an die Preismedaille eben dieser Ausstellung erinnern, welche bestimmt war, das Schöne und Richtige zu belohnen? Sie selber war und ist das Verkehrteste, was man in ihrer eigenen Kunst, der Medailleurkunst, sehen kann. Endlich, wenn man das Gesammtresultat der deutschen Kunstindustrie in München mit dem Massenaufgebot der Kunstschulen, wie sie oben die langen Räume der Galerie anfüllten, verglich, wie gering erschien es, wie klaffend der Abgrund zwischen Anstrengung und Erfolg!

Gewiß, die Münchener Ausstellung war von Seiten derer, die sie veranstaltet haben, eine gute, nützliche, dankenswerthe That; ihr Resultat war ermuthigend, Hoffnung erweckend, aber — ein Triumph, ein Sieg für die deutsche Kunstindustrie? O nein, leider durchaus nicht.

Somit bleiben denn die Fragen, die wir oben aufgeworfen haben, zu Recht bestehen und wollen beantwortet sein. Beantwortet werden sie auch in Deutschland. Man sagt, wir haben bisher kein Musterschutzgesetz gehabt; man sagt, Kriegsruhm und Militarismus vertragen sich nicht mit Erfolgen auf dem Gebiete des Schönen; man sagt endlich, das deutsche Volk ist unempfänglich für das Schöne; es empfinde weder die Freude daran, noch besitze es schöpferisches Talent. Neben diesen Gründen hat denn noch jedes Land, jede Stadt, wo man sich vergebens müht der Schwierigkeiten Herr zu werden, besondere Klagen und Seufzer, die ihre letzte Quelle auch in jenen Ursachen haben, ganz vor allem in der Unempfänglichkeit des Volkes. Ob das die wahren und rechten Gründe sind, ob sie ganz oder theilweise Berechtigung haben, ob nicht die Ursache vielmehr in verkehrtem Vorgehen liegt, in Unklarheit über Ziel und Wege, das sind auch Fragen, die wohl eine nähere Beleuchtung verdienen. Wir wollen sie versuchen, so frei und unbefangen als es uns möglich ist, ohne Vorurtheil und Hintergedanken, lediglich im Interesse der Sache, die uns am Herzen liegt. Hoffentlich wird der Leser diesen Eindruck mit hinweg nehmen.

Man sagt also zuerst: Wir haben kein Musterschutzgesetz gehabt; der Fabrikant

hatte nicht den Muth, Eigenes, Originelles zu schaffen, weil es dem Concurrenten freistand, sich seine Erfindung ohne Mühe und Kosten anzueignen, und der Künstler hat unter diesen Umständen sich nicht die Mühe genommen, etwas Neues zu erfinden. Aber ich frage: Wo sind die Künstler, d. h. die Künstler für die Industrie, denn die Maler, die Architekten, die Bildhauer sind eben andere Leute — wo sind die Künstler, die solche Erfindungen hätten machen sollen? habt ihr sie? habt ihr sie in genügendem Maße, entsprechend der blühenden Kunstindustrie eines Reiches von vierzig Millionen? Neues muß und wird doch erfunden und geschaffen, alle Tage: hängt es vom Musterschutz ab, ob es gut und schön ist?

Nun giebt es heute ein Gesetz, das des Rufes sich erfreut, sorgfältig gearbeitet, gediegen, gründlich zu sein. Ohne Zweifel sind auch Gebiete der Industrie, auf denen es sich nützlich erweisen wird. Wir glauben, daß es in einer blühenden Kunstindustrie dem Erfinder und den ausführenden Fabrikanten gute Dienste leisten wird, daß es ihnen den wohlberechtigten Lohn sichern mag und daher nur gerecht ist, allein man erwartet und verlangt zuviel von ihm, wenn es eine Kunstindustrie schaffen soll, die nicht vorhanden ist, oder sie heben und auf den rechten Weg bringen, wenn sie in den Anfängen sich befindet und auf verkehrten Bahnen sich bewegt. Man kann schützen, was vorhanden ist, aber nicht durch den Schutz Dinge erwecken, die nicht da sind. Zum Leben gehören andere Bedingungen. Die Hoffnung, welche man in Deutschland auf das Musterschutzgesetz gebaut hat, wird sich für die Kunstindustrie als vollkommen trügerisch erweisen.

Diejenigen, die so hoffen und rechnen, haben wenigstens noch Hoffnung. Sie fehlt denen, die den Militarismus zum Vorwand nehmen und mit ihm der deutschen Kunstindustrie jede Zukunft, jede Möglichkeit eines blühenden Zustandes absprechen. Kriegerischer Ruhm, militärische Machtstellung, meinen sie, ließe sich nicht vereinigen mit Erfolgen auf dem Gebiete des Schönen, mit Erfolgen friedlicher Bestrebungen. Dem widersprechen zwar die heutige Sculptur und Malerei in Deutschland, die immer noch Erkleckliches leisten und mit ihren besten Arbeiten gewiß keine Concurrenz zu scheuen brauchen. Allein es mag mit der Kunstindustrie sich anders verhalten, als mit der reinen Kunst, obwohl kein rechter Grund dafür einzusehen ist. Nehmen wir an, es sei so. Da tritt uns das Beispiel Frankreichs entgegen, dessen Blüthe und Herrschaft auf dem Gebiete des Geschmackes genau mit der Periode seines Kriegsruhmes zusammen fällt. Beide entstanden gleichzeitig um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und gewiß nicht ohne Zusammenhang mit einander. Die französischen Siege in den ersten Jahrzehnten der Regierung Ludwig's XIV. gaben der Nation einen Schwung, der sich allen Zweigen der Cultur mittheilte, der die gleichzeitigen industriellen Bestrebungen Colbert's nicht hinderte, sondern förderte. Der auf den Schlachtfeldern gewonnene junge Ruhm Frankreichs ließ auch die Schöpfungen seiner Literatur, seiner Kunst, seiner Industrie in erhöhtem Glanz leuchten. Frankreich errang damals unzweifelhaft die erste Stellung in Europa, militärisch, politisch, social, literarisch und industriell, soweit Geschmack und Kunst dabei in Frage stehen. Der französische Kriegsruhm hat seitdem manchen Stoß erlitten und dennoch seine „gloire" stets erneuert und im Ganzen ungeschwächt bis auf unsere Tage bewahrt. Ebenso hat die Herrschaft des französischen Geschmacks, der Ruhm seiner kunstindustriellen Erzeugnisse von jener Zeit an bis auf die jüngste Zeit in unbedingt gebietender Weise fortgedauert. Heute ist die militärische Machtstellung gebrochen, der Glanz der französischen Waffen erblaßt, und gleichzeitig ist die Herrschaft des französischen Geschmacks, mindestens gesagt, bedroht. Vor wenigen Jahren noch folgten alle Länder der europäischen Civilisation ausnahmslos dem Geschmacke Frankreichs, seinen Ideen und Erfindungen auf diesem Gebiete, und ausnahmlos standen sie mit ihren Arbeiten und Bestrebungen in jeder Beziehung hinter den französischen zurück. Heute fallen alle Vasallen ab, jeder Staat trachtet sich frei zu machen von den

Vorbildern Frankreichs und schlägt seine eigenen Wege ein. Der Abfall, die Unabhängigkeit der Vasallenstaaten ist aber allemal ein Zeichen vom Niedergang des herrschenden Staates. Man weiß das auch in Frankreich; man fühlt sich bedroht. Freilich, Siege sind auf diesem friedlichen Gebiete nicht mit einem Schlage zu erringen, sie sind der Preis langer, langer Arbeit, ernsten und verständigen Bemühens.

Man wird zwar sagen, um den Beweis, den uns Frankreich selber liefert, zu entkräften: Frankreich war niemals ein Militärstaat in unserem Sinne, es hat niemals Jahr für Jahr seine gesammte Jugend zu den Waffen gerufen und so lange bei der Fahne gehalten, fern der Arbeit, bis sie derselben entwöhnt war. Das ist richtig, aber es war mit den anderen Staaten ebenso wenig der Fall, und sie haben doch nicht vermocht, dem französischen Geschmack Concurrenz zu machen, geschweige denn, seine Macht zu brechen. Und heute ist ja Frankreich und nicht minder Oesterreich in der gleichen Lage, ihre Söhne sind nicht minder zur Fahne gebunden, und voraussichtlich werden über kurz oder lang die übrigen Staaten, soweit es nicht schon geschehen, dem Beispiele folgen, denn diese Annahme ist wahrscheinlicher als der Fall einer allgemeinen Abrüstung. Alsdann müßte ja das Schöne aus der Welt verschwinden, die Kunstindustrie müßte aufhören zu existiren, aller Orten und in allen Landen, und in Frankreich zumal müßte sie in sich zusammensinken und auslöschen wie das Feuer in den soliden Mauern einer Brandstätte. Wahrlich, ein trostloser Zustand, der über die Welt käme!

Aber es ist nicht so schlimm. Merkwürdig — gerade wie das allgemeine Wehrgesetz gegenwärtig einen Staat nach dem anderen ergreift, nach langem Frieden eine Periode großer Kriege neu auflodert, grade jetzt erhebt sich dringender und immer drängender das Bedürfniß, sich mit dem Schönen zu umgeben, gerade jetzt ist der Ruf nach Reform des Geschmackes, nach Hebung der Kunstindustrie entstanden und hat, stiller und unscheinbarer als das Wehrgesetz, aber nicht minder siegesgewiß, ein Land nach dem anderen ergriffen. Keines ist mehr ausgeschlossen, nicht einmal Nordamerika, das der Schönheit des Lebens so feindlich, so gleichgültig schien. Sie alle machen ihre Anstrengungen, eines schwächer, ein anderes stärker, mit mehr oder weniger augenblicklichem Erfolg. Sollten da wirklich Kriegsruhm, Militarismus, Wehrgesetz so ganz unvereinbar sein mit einem blühenden Zustande der Kunstindustrie, mit einer Pflege des Schönen?

Freilich, er ist ein Hinderniß, der Militarismus. Es ist ein Hinderniß, wenn die Gedanken so übermächtig auf den Krieg statt auf die Bestrebungen des Friedens, auf die schöne Seite des menschlichen Lebens gelenkt werden; es ist ein Hinderniß, wenn Hunderttausende starker Arme und geschickter Hände so lange der Arbeit entzogen bleiben, bis sie der Feinheit entwöhnt sind oder vielleicht nicht wieder zu ihr zurückkehren können; es ist ein Hinderniß, wenn auf diese Weise der Wohlstand in seinem Fortschritt gehemmt wird. Wir geben diese Wirkung zu, obwohl man sagen muß, daß der Wohlstand Deutschlands Jahrzehnte hindurch trotz des Militarismus gewachsen ist, und wenn die Industrie gegenwärtig leidet, so ist die Schuld wahrlich nicht im kriegerischen Lager zu suchen.

Wir geben das Hinderniß zu, aber das Hinderniß ist nur eine Erschwerung, keine Vernichtung; es kann und muß überwunden werden und wird es auch. Geschieht es nicht in Deutschland, so geschieht es zum Nachtheile Deutschlands, eben anderswo. Das Bedürfniß nach dem Schönen liegt zu tief in unserer Brust und ist gerade im Momente zu mächtig hervorgetreten, um sich unterdrücken zu lassen.

Nur freilich in der Brust des Deutschen soll dieses Bedürfniß nicht vorhanden sein. Nur der Deutsche soll unzugänglich sein einer schönen Umgebung, gefühllos für die Farbe, unempfindlich für den Reiz der Form, gleichgültig gegen die Schönheit und Poesie des Lebens. Welch ein Vorwurf! Aber hat man ein Recht ihn ganz allgemein

zu erheben? hat man ein Recht, Erscheinungen, die vielleicht gegenwärtig bestehen, auf den allgemeinen Nationalcharakter, auf den bleibenden Mangel einer Eigenschaft, des Empfindungsvermögens für diese Dinge zurückzuführen!

Die Erscheinungen von heute geben allerdings solcher Meinung Anhaltspunkte genug. Wie nüchtern, wie reizlos aller Orten, wie dürftig und gleichgültig oftmals ist die deutsche Wohnung bestellt, selbst da, wo Bildung und Wohlstand in hinlänglichem Maße vorhanden sind! Wie wirkungslos oder wie roh und derb im künstlerischen Gefühl, wie bar jeden feineren Geschmackes ist das, was das deutsche Kunstgewerbe schafft, womit es in den glänzendsten Auslagen, auf den großen Ausstellungen prunkt, um sich Niederlage auf Niederlage zu holen! Gewiß hat man ein Recht, wie die Umstände heute sind, über Mangel an Geschmack, Mangel an Empfänglichkeit bei dem Publikum und Mangel an künstlerischer Schöpferkraft im Gewerbe selbst zu klagen. Sparsamkeit ist das große Wort des Hausherrn, Reinlichkeit das der Hausfrau, worin alle Begriffe von Schönheit und Poesie des Lebens aufgehen. Gewiß sind es schöne und nothwendige Tugenden, aber das Leben ist nicht erfüllt, wo sie allein es erfüllen wollen.

Diese Klagen sind wohlbegründet, und dennoch ist der Schluß, den man daraus zieht, die Hoffnungslosigkeit, die man daraus für das deutsche Kunstgewerbe zu beweisen sucht, ein Irrthum. Was heute ist, war nicht immer so und kann wieder anders werden. Es ist kein Mangel der Natur, sondern nur ein gesunkener Zustand, aus welchem aufs Neue eine Erhebung stattfinden kann. Wie glänzend sah es während des sechzehnten Jahrhunderts in den Wohnungen der wohlhabenden Bürger, der Patrizier in den Schlössern und Palästen aus! welche Ausstattung von reichem Geräth, edlen Gefäßen, kostbaren Geweben und Goldtapeten! welche reichgeschnitzten Möbel entziehen wir noch heute dem Bauernhause von damals, um mit ihrer Kunst unsere Armuth in Schlössern und Prunksälen zu verdecken! Da kam der dreißigjährige Krieg, vernichtete den Wohlstand, das Gefühl der Unabhängigkeit, brach den Mannesmuth und Thatendrang, lähmte den Schwung der Seelen. Die glänzende Zeit des Philisteriums begann, und mit ihr schwand die Freude an schönen Dingen, das Bedürfniß nach Luxus, der Reiz des Lebens. Von den Zuständen, die nun eintraten, sind wir die Erben geworden. Es folgte zwar im achtzehnten Jahrhundert eine gewaltige Erhebung der Literatur, aber sie nahm die Geister so völlig in Anspruch und fiel so sehr mit dem niedersten Stande der Kunst und des Geschmackes zusammen, daß sie in dieser Beziehung auch gar keinen Einfluß auszuüben vermochte. Der Geschmack sank nur tiefer und tiefer bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

So sind wir denn dahin gekommen, wo wir stehen, nicht, weil unfähig von Hause aus, sondern durch die erschütternden und vernichtenden Begebenheiten der Weltgeschichte und ihre Folgen für Cultur und Kunst. So sind wir dahin gekommen, daß wir Schönheit der Form, der Linien, der Verhältnisse nicht mehr verstehen, daß wir, fern davon die Poesie der Farbe zu fühlen und zu begreifen, ihren gesunden Wirkungen gegenüber Furcht empfinden und in das sichere Gebiet des ewig Grauen flüchten, wo wir nicht irren können, aber auch der Freude entsagen; so sind wir dahin gekommen nur noch Sinne und Augen zu haben für das Kalte, Nüchterne, Oede und Simple, und endlich die Billigkeit auf unsere Fahne zu schreiben, der die Schlechtigkeit nur allzusehr auf breiten Spuren gefolgt ist.

So stehen die Dinge — es ist wahr. Aber wie sie gekommen sind, durch Schicksalsschläge aufgedrängt, so können wir uns auch von ihnen wiederum befreien. Das deutsche Volk ist krank in Geschmack, aber durchaus nicht unheilbar. Es kommt nur darauf an, daß man die rechten Mittel zur Heilung anwendet. In dieser Beziehung aber, so scheint uns, ist man fehl gegangen oder anders gesagt, die Vorgänge sind un=

genügend, einseitig und zum Theil unklar und verkehrt. Sie konnten folglich auch nicht die erwarteten Resultate zeigen.

Man darf nicht vergessen, wenn es sich um eine Reform des Geschmackes, um eine Hebung der Kunstindustrie handelt, daß man es stets mit zwei Factoren zu thun hat, mit der Industrie selbst und mit dem Publikum, mit dem Producenten und mit dem Consumenten. Lassen wir einen dieser beiden Factoren aus dem Spiele, so machen wir die Rechnung ohne den Wirth. Gewinnen wir das Publikum für unsere Reformideen und vergessen den Industriellen, so bemühen wir uns vergebens, denn wir können dem verbesserten Geschmack keine Befriedigung verschaffen. Heben wir dagegen die Leistungen des Industriellen, ohne das Verständniß des Publikums auf die gleiche Höhe zu bringen, so arbeitet der Industrielle umsonst; was er Gutes schafft, bleibt unverkauft; erfolglos und mißmuthig und enttäuscht läßt er seinen Eifer erkalten und giebt den neuen Weg wieder auf.

In Deutschland nun, wie die Dinge stehen, war es doppelt nothwendig, ganz von vornherein das Publikum in erster Linie im Auge zu haben. Der Oesterreicher, so sagt man und vielleicht nicht mit Unrecht, ist mit seiner Leichtlebigkeit und seiner „schönen Sinnlichkeit" nach seiner ganzen Natur viel empfänglicher für die äußeren Dinge. Die Bemühungen stießen daher bei ihm auf dankbareren Boden, während sie in Deutschland in den entgegengesetzten Neigungen, vor allem aber in der Gleichgültigkeit überall ein Hinderniß finden. Nichtsdestoweniger hat man in Oesterreich zuerst an das Publikum gedacht und durch die Gunst des Publikums auf die Anfangs feindselige Industrie mit Erfolg eingewirkt. In Deutschland ist man bisher überall von dem entgegengesetzten Standpunkt ausgegangen; man hat nur oder ganz vorwiegend in erster Linie daran gedacht, die Industrie zu besseren und geschmackvolleren Leistungen zu befähigen, gleichgültig, ob das Publikum sie versteht und kauft oder nicht.

Es war daher immer das Erste — und es ist ja im Lande der Schulen so natürlich — wenn es sich um die Gründung einer Anstalt für die Hebung der Kunstindustrie handelte und die Mittel nicht in ausgiebigem Maße vorhanden waren, zuerst und vor allem an eine Schule zu denken, mit welcher allenfalls eine Sammlung verbunden, nicht aber an ein Museum, das eine Kunstschule zu den Zwecken der Industrie neben sich hat. Stand man vor der Frage, ob Schule oder Museum zu gründen sei, so entschied man sich für die Schule. Solche Schulen, die im Wesentlichen als Zeichen- und Modellirschulen angelegt waren, zuweilen auch als Fachschulen einem bestehenden Industriezweige dienten, sind viele gegründet und noch mehrere geplant worden.

Da das Bedürfniß unleugbar vorhanden, so fehlte es auch nicht an Besuch, und sicherlich sind viele Kunstarbeiter durch diese Schulen in ihrer Geschicklichkeit gefördert worden. Aber Zweierlei, das nothwendig war, konnten sie nicht. Einmal waren sie nicht im Stande, bei dem Mangel mustergültiger Vorbilder und dem Mangel übersichtlicher, weit genug gehender Bildung, den Bedürfnissen der Kunstindustrie wirkliche, erfindende Künstler zu schaffen, und zweitens blieben sie gänzlich ohne allen und jeden Einfluß auf das Publikum. Die gebildete Bevölkerung, die der Förderung und Anregung in diesen Dingen so dringend bedarf, blieb in ihrer Entsagung dem Schönen gegenüber und in ihrem Unverständniß für das Gute und Geschmackvolle, und verhielt sich folglich gleichgültig gegen diese Schulen und gegen die allgemeine Sache, der sie gewidmet waren. Ja nicht einmal die Industrie, zumal die große, nahm viel Notiz von ihnen. Ein schlagendes Beispiel dafür bot auf der Münchener Ausstellung die würtembergische Abtheilung. Oben auf der Galerie standen die zahlreichen Schulen in imponirender Entfaltung, eine jede, wie es schien, mit ganz trefflichen Leistungen. Verglich man aber damit, was unten das Land an Gegenständen ausgestellt hatte, so vermißte man jede Verbindung zwischen den beiden: dort oben sah

man die Schule für die Schule, unten die Industrie unbekümmert darum ihre eigenen Wege oder eigentlich gar keine Wege gehen.

Allerdings stehen die Schulen, wenn sie die erste Stelle einnehmen, doch nicht völlig allein. Wenn die Bedingungen günstig lagen, hat man auch ein Museum daneben gegründet, oder man hat vorhandene Museen den Zwecken der Kunstindustrie zugänglicher gemacht, als es früher der Fall war. Ersteres ist z. B. in Berlin geschehen, Letzteres mit dem bayrischen Nationalmuseum in München. Und man kann wahrlich nicht sagen, daß es ihren Sammlungen an mustergültigen Vorbildern fehlt. Die letztere Anstalt stand schon vorher in bewundernswürdiger Fülle da, und dem deutschen Gewerbe-Museum in Berlin ist es unter dem Zusammentreffen günstiger Umstände gelungen, in den letzten Jahren einen außerordentlichen Reichthum der interessantesten und lehrreichsten Kunstgegenstände in seinen Sälen zu vereinigen. Was ihm aber nicht gelungen, das ist in gleicher Weise den entsprechenden Einfluß sowohl auf die Industrie wie auf das Publikum zu gewinnen.

Auch hier, wo die Gegenstände in Hülle und Fülle, und anderswo, wo sie bescheidener vorhanden sind, hat durchaus der Gesichtspunkt obgewaltet, daß die Sammlungen sowie die Schule der Hebung des Arbeiters, der Industrie selber gewidmet sind, nicht aber zugleich der Bildung des Volkes. Nur in Nürnberg hat das bayrische Gewerbe-Museum beide Gesichtspunkte von vornherein aufgestellt, ist aber vielleicht auf das schwierigste Publikum gestoßen. Auch das neue Hamburger Museum trägt dieser Seite der Frage einige, etwas schüchterne Rechnung. Vielleicht sagt man es auch anderswo, aber in Wirklichkeit steht die Sache so, daß durchgängig der Cardinalpunkt aus den Augen gelassen, der nämlich, daß diese Anstalten Bildungsstätten des Volkes sind, daß es ihre Aufgabe ist, das Verständniß des Publikums in künstlerischen Dingen zu heben, sein Interesse an der Kunst zu erwecken und zu erweitern, ihm die Freude am Schönen, die Lust zu schöner Umgebung zu erschließen. Nur wenn das geschehen, wenn die schöne Arbeit überall auf Verständniß stößt, ist eine blühende Kunstindustrie möglich.

Dazu genügt es aber nicht, die Kunstgegenstände aufzustellen, vielleicht in besserer Ordnung, als es früher der Fall war, und ihre stille Wirkung abzuwarten. Sie waren lange schon in den Kabinetten, und man hat doch nichts von dieser Wirkung gespürt. Diejenigen, welche am Orte wohnen, haben sie am wenigsten gesehen und sind am wenigsten von ihnen berührt und angeregt worden. Kunstwerke, die nicht Figürliches darstellen — und auch bei diesen bleibt ja oft das Wesentliche dem Laienauge verschlossen — die in der Form, in den Linien, in der Gliederung, in der Harmonie der Farbe, ihre Mittel zur Wirkung besitzen, reden eine Sprache, die sich nicht von selber versteht. Sie muß also gelehrt werden. Und umwieviel mehr muß das geschehen, wenn man mit diesen Gegenständen bestimmte Ziele verfolgt, die man möglichst schnell erreichen will. Die vornehme Zurückgezogenheit steht zwar den Kunstwerken gegenüber sehr gut, aber in diesem Falle ist sie übel angebracht. Man will auf die Industrie wirken, man muß auf das Publikum wirken, man muß also auch die Mittel wollen, und diese bestehen darin, in jeder Weise beiden das Verständniß zu erschließen und in ihnen das Interesse zu erwecken. Verhalten sich die beiden oder der eine von ihnen spröde gegen das, was man ihnen bietet — nun, so muß man es eben machen wie Mohammed. Kommt der Berg nicht zu uns, so gehen wir zu ihm. Wir tragen ihnen, wie es die Frommen machen, unsere Weisheit in das Haus, wenn sie dieselben nicht holen wollen. Wir thun es ja nicht für uns, sondern im Dienste der Sache, im Dienste des Landes.

Dies scheint uns — wir geben mit Vergnügen mehr oder minder bedeutende Ausnahmen zu — dies scheint uns der Hauptfehler der kunstindustriellen Bestrebungen

in Deutschland zu sein, die Vernachlässigung des einen und in diesem Momente bedeutendsten Factors, des Publikums, die Verkennung des Umstandes, daß es sich nicht um eine Sache der Industrie oder einzelner Zweige derselben, sondern um eine Volkssache, um eine Sache der Volksbildung handelt. In Folge dessen ist es ganz natürlich, daß diese Bestrebungen auf Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit stoßen und ihre Fortschritte so langsam sind.

Aber es ist nicht der einzige Punkt, über welchen wir uns mit den deutschen Bestrebungen in Widerspruch befinden. Es sind insbesondere noch ihrer zwei, worüber wir Einiges auf dem Herzen haben. Der eine ist ein äußerer, administrativer, der andere ein innerer, ästhetischer.

Wenn die Reform auf dem Gebiete des Geschmackes eine Volkssache ist, oder, da das bisher nicht anerkannt worden, wenn sie eine Sache der Kunstindustrie ist, von welcher deren Leben und Sterben abhängt, warum macht man sie nicht zu einer allgemeinen Sache? warum stellt man nicht ein Institut, eine Behörde oder was immer an die Spitze und rüstet dieses mit der nöthigen Autorität und den nöthigen Mitteln aus, um Leben und Bewegung nach e i n e m Plane und nach gesunden Prinzipien überall hin zu verbreiten? Man hat doch Mittel großartige Sammlungen zu kaufen, aber man giebt nicht die Mittel mit ihnen zu arbeiten, mit dem Pfunde zu wuchern. Man läßt sie stumm, still und wirkungslos in den vier Wänden, harrend, daß jemand komme, sie zu betrachten oder zu benützen. Man begnügt sich gelegentlich Unterstützung zu verleihen, wo das Gesuch darum dringend genug ist, statt zu organisiren, zu leiten, voranzugehen und zu schaffen.

Die Folge ist, daß die Bewegung, die nur zu wohl begründet ist, sporadisch aufspringt wie regellose Quellen. Hier gelingt sie einigermaßen, gewinnt Dauer, dort sinkt sie wieder in sich zusammen. Hier ist sie am rechten Ort, dort am unrechten, anderswo, wo man sie am meisten wünschen möchte, ist sie gar nicht oder in ganz ungenügendem Maße vorhanden. Dies gilt z. B. von den Rheinlanden, wo bereits eine Luxusindustrie vorhanden ist und die Bevölkerung, verhältnißmäßig wohlhabend, für diese Dinge auch am meisten Empfänglichkeit besitzt. Die Folge ist, daß die Bestrebungen ohne Zusammenhang und Verbindung sind, sich nicht gegenseitig stützen und heben, in ihrer Vereinzelung und localen Beschränkung niemals zu rechtem Leben kommen, und noch dazu in ihren Wegen und Zielen auseinander gehen.

In dieser letzteren Beziehung freilich, was die ästhetische Seite betrifft, so glaubt man jetzt in Deutschland in Wegen und Zielen sicher zu gehen; man glaubt den Weg gefunden zu haben, der allein und mit Gewißheit zum Heile führt. Man hat nunmehr, wie man früher die Wiedergeburt einer modernen Kunst von der Gothik oder vom Griechenthum erwartete, die Renaissance als den allein seligmachenden Stil aufgestellt und zwar noch speciell die deutsche Renaissance. Das ist der ästhetische Punkt, mit dem wir noch abzurechnen haben.

Nun ist es allerdings richtig, daß die Renaissance in der modernen Kunstindustrie mehr und mehr Boden gewinnt, und zwar mit vollem Fug und Recht. Wenn wir uns in unserer Wohnung unsern modernen Bedürfnissen entsprechend schön und zweckmäßig zugleich, mit allem Comfort, wie wir ihn nicht mehr entbehren können noch mögen, einrichten wollen, so werden wir eben auf die Renaissance hingeführt, als diejenige Zeit, wo die modernen Anforderungen großentheils schon vorhanden waren und die Kunst ihnen Rechnung trug. Die Renaissance ist auch die letzte Hauptstation, von wo aus der Geschmack sich verirrte. Es ist also natürlich, daß wir zu dieser Station zurückkehren, um den rechten Weg wiederzufinden. Wollten wir weiter zurückgehen, in das Mittelalter oder in die alte Zeit, so finden wir die Vorbilder ungenügend, unvoll-

kommen entwickelt oder nach anderen Culturbedingungen anders gestaltet, als wir sie eben brauchen können.

Das ist die Ursache, warum die Reform des modernen Geschmacks auf die Vorbilder der Renaissance zurückgegangen ist. Es ist ganz und gar absichtslos geschehen, und nur deßhalb, weil die richtige Erkenntniß moderner Anforderungen, praktischer wie ästhetischer in Verein, ihre beste Befriedigung eben in den Vorbildern der Renaissance gefunden hat. Es lag in Oesterreich, wo man in dieser Beziehung vorangegangen ist, durchaus nicht in der Absicht, Renaissancegegenstände in reinem Stil schaffen zu wollen, sondern Gegenstände, die für uns schön und brauchbar zugleich sind. Eben deßhalb konnte man auch nicht sich auf die Renaissance beschränken, nicht diesen Stil als den einzig richtigen empfehlen. Zur Zeit als dieser Stil lebte, waren nicht alle unsere Bedürfnisse ausgebildet oder vorhanden; Material und Gebrauch haben sich vielfach geändert; manche noch für uns bedeutungsvolle Fragen der Kunst sind von anderen Stilen besser gelöset. Die Renaissance reicht daher mit ihren Vorbildern bei weitem nicht aus und man hat deßhalb gar kein Bedenken getragen, sich unter Umständen bei anderen Vorbildern Raths zu erholen, z. B. bei griechischen Gefäßformen, wenn man sie brauchen konnte, bei den Flächenmustern des Orients und des Mittelalters; selbst bei China und Japan ist man in die Lehre gegangen.

Reicht aber die Renaissance überhaupt nicht aus, um wieviel weniger vermag das die deutsche Renaissance, die doch nur einen Zweig des großen Baumes bildet. Sie allein als das Heil aufstellen, das heißt doch wahrlich, sich und unser Haus der besten und schönsten Mittel berauben, seinen Reichthum hinwegwerfen, um in Armuth zu leben. Aber der Irrthum ist noch größer. Man will mit der deutschen Renaissance einen nationalen deutschen Stil schaffen, ganz verkennend, daß das ebensowohl eine Unmöglichkeit wie eine Thorheit und ein Unglück wäre. Eine Unmöglichkeit, denn trotz alledem sind heute die Nationen mehr und mehr entnationalisirt, Sitten, Bräuche, Denkweise, Anschauungen, alles ist so viel allgemeiner und gleichmäßiger geworden, daß sich ein nationaler Stil bei einer der civilisirten Nationen gar nicht denken läßt, ebenso wenig wie eine Nationaltracht, ein Gedanke, der auch ab und zu noch in deutschen Köpfen spukt. Der nationale Stil wäre aber auch, wenn er existirte, eine Thorheit und ein Unglück, denn er schlösse ganz einfach die deutsche Kunstindustrie vom Weltmarkte aus und degradirte sie auf den Rang nationaler Arbeiter von Rumänien, Bulgarien oder Slavonien.

Die Idee eines nationalen Stils oder einer modernen deutschen Renaissance sieht sich aber noch schlimmer an, wenn man die Vorbilder betrachtet, die zur Nachahmung empfohlen, oder die Entwürfe und Werke, die bereits in dieser deutschen Renaissance geschaffen werden. Die Ausstellung in München, von welcher Kunststadt auch die Bewegung für diese Stilart ausgegangen ist, lieferte Beispiele genug und ebenso liefert sie seitdem die Zeitschrift des Münchener Gewerbevereins, die das gemeinsame Organ bildet. Was uns empfohlen und vor Augen geführt wird, das ist nicht die Renaissance, sondern ihr Zopf, die überladene, der Manier und Barockheit verfallene Ornamentation Dietterlins und seiner Genossen, eine Stilart, die ebenso schwerfällig wie kostbar ist.

In doppelter Weise wird hier das Ziel der Aufgabe verkannt. Einmal kann es sich nicht, oder doch erst in zweiter Linie darum handeln, kostbare Arbeiten, Schaustücke der Kabinette zu schaffen oder die Bedürfnisse des Reichen allein zu befriedigen. Soll die ganze Bewegung, die Reform des Geschmacks auf gesundem Boden stehen, soll eine neue Blüthe der deutschen Kunstindustrie daraus hervorgehen, so muß sie nicht für die Wenigen und Auserwählten, sondern für das Volk, für jedermann sein; sie muß vor allem das ins Auge fassen, was überhaupt geschaffen wird und geschaffen werden muß.

Zum Andern ist es auf diesem Gebiete nicht das Ziel der Aufgaben, deutsch zu

sein. Das Ziel heißt „schön und gut", und weiter gar nichts. Die Harmonie in den Anforderungen der Aesthetik und der Zweckmäßigkeit, die gleiche Erfüllung dieser Aufgabe, ist das Ziel, wonach die deutsche Kunstindustrie streben muß. Arbeitet sie einmal schön und gut, was sie jetzt nicht thut, so wird sich ganz von selber ein gewisser nationaler Charakterzug einstellen, gerade wie es der französischen Kunstindustrie ergangen ist, die trotz ihrer Weltläufigkeit einen gemeinsamen, einen französischen Zug besitzt, ohne ihn auch nur im allergeringsten beabsichtigt zu haben.

Verfolgt die deutsche Industrie dieses Ziel, sucht sie ihre Aufgabe rein künstlerisch zu lösen ohne chauvinistische oder politische Nebenblicke, so erweiset sie sich selbst und ihrem Lande den besten Dienst. Organisirt und centralisirt man sodann die zerstreute, überall aufspringende Bewegung, die man doch nicht mehr unbeachtet lassen kann noch läßt; vergißt man dabei nicht, daß es sich nicht allein um eine Schulfrage handelt, nicht allein um eine bloße Sache der Industrie, sondern um eine Volkssache, vergißt man nicht, daß der Consument ein mindestens gleichbedeutender Factor in dieser Angelegenheit ist: alsdann braucht man weder den Mangel oder Nichtmangel eines Musterschutzes, noch den Militarismus allzusehr zu fürchten, und die heutige Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit des Deutschen für das Schöne wird sich in das Gegentheil verwandeln. Der Erfolg mag langsam kommen, vielleicht langsamer als anderswo, aber er wird kommen.

Um den Kaiserstuhl.*)

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

Zweites Buch.

Und jetzt aus diesem engen Schauplatz denkt
Hinaus Euch auf die weite Trauerbühne
Der Zeit, im Spott noch „deutsches Reich" benannt.

Vom Meer zum Meer, vom Rhein zum Oderstrom
In wechselreichen Zuges stäter Flucht
Verlaßne Dörfer, wildes Kriegsgetümmel,
Brandfluren, Trümmer, hundertzelt'ge Städte,
Bei Nacht erbaut und wie Gespensterhütten
Im Morgenlicht verschwindend. Oede Burgen,
Von Krähen nur bewohnt, zerfall'ne Mauern
Einst stolzer Schlösser, und ein rastlos Drängen
Nach dunklem Ziel. Der Väter Saaten erntet
Ein neu Geschlecht. Kein Auge schaut herüber,
Das Kunde mehr von ihrem Keim ertheilt,
Doch wie ein fluchbeladen Erbstück pflanzt
Verstummten Daseins Hader auf die Enkel

*) In den nächsten zwei Heften wird der Roman bis zum Schlusse geführt. D. R.

Sich rächend weiter, und der Schnitter Tod
Hält lachend seine Ernte.
Tolles Haschen
Nach kurz verbürgtem Glücke, üppiger Taumel
Auf Gräbern der Gefährten, und Verachtung
Des eignen Seins, um Lohn verkauft, dem höher
Bezahlenden gewissenlos zu Willen.
Ein roh und abenteuerlich Geschlecht:
Leichtsinnig öfter als verderbt, des Zügels
Von Jugend auf entwöhnt und, heimathlos
Geburt und Wiege, Spiel und Mannesehrgeiz
Bis hin zum schnell vergeßnen Sterbebette
Vom Wanderzelt umfangen. Ungewiß
Und kurz des Lebens Sommer, um so hastiger
Und vielbegehrter sein Genuß. Verschollen
Das Gestern, kaum gedacht des Morgen, und
Im Rausch und schnell geschaffener Liebe Arm
Verpraßt das Heut! Ausländ'scher Einfluß, Kriegsvolk
Von allen Küsten, wilder Beutesucht
Jeglich Gesetz nachordnend; mehr dem Freund oft
Gefährlich als dem Feinde. Und dazwischen
Ein unstät Volk, unheimlich, fremden Ursprungs,
Mit schwarzem, schlangenhaft bewegtem Stern
Im bläulich weißen Aug'; wie dunkle Sage
Und Raben an des Unheils Spur sich heftend.
Zerrissen jedes bessere Band, das Menschen
An Menschen knüpft. Falschheit von Oben, Untreu
Von Unten, Mißtrau'n aller gegen alle.
Im Kampf mit sich die Menschheit, dem Gewes'nen
Verfeindet, fremd dem Neuen, nichts bestehend.

Und über Allem fest in ihrer Bahn
Die Sonne einzig, Lenz und Sommer, Herbst
Und Winterflur den Wen'gen kündend, die
Sich an des Tag's Gestirn erfreu'n und nicht
Mit schicksalspäh'ndem Aug' die nächt'gen Sterne
Umsonst durchforschen. Freundlich noch wie immer
Und unbekümmert um der Erde Thorheit
Ruht sie auf alten Giebeln, finstern Erkern,
Daraus das Lachen floh. Sie blinkt von Zinnen,
Von hoher Thürme altersgrauem Zierrath
Und übergießt mit einsam stillem Schein
Verfallene Größe. Mit den Tauben plaudert
Vertraulich sie auf grasumwogten Mauern,
Durch neue Kriegskunst werthlos. Fast gespenstisch,
Wie hoher Vorzeit Ahnung blitzt sie hastig
Um öde Trümmer und durchschauert seltsam
Des Knaben sorglos Spiel. Aus weißen Wolken
Durch's offne Fenster, das von Frühlingsblumen
Umrankt, in Bodenstübchen blickt sie, schaut

Hinab in sinnend blaue Mädchenaugen —
Ein heimlich Sehnen, träumerisch Verständniß —
Und wandert nieder zu den schmalen Scheiben,
Die der Familie stillen Heerd umschließen.
Ein Stern in finst'rer Nacht; der Zukunft Hoffnung
Und einziger Trost der irrzerspalt'nen Zeit.
Unscheinbar Walten, doch den Frühlingskeimen
Umeister Knospe gleich.
Aus diesem vielfach
Und schnell verlöschten Sein ein flüchtig Bild
In schlichtem Rahmen Euch! Es überlebt
Der Tod das Edle. Ob sein Träger fällt,
Ein Andrer hebt der ewigen Schönheit Banner,
Und vorwärts schreitend, stets aus kalter Hand
Von lebensstarken Armen neu ergriffen,
Unsterblich, ob auf räthselhaften Wegen,
Dem letzten Siege fliegt es doch entgegen.

Erstes Kapitel.

Es war gegen den Sommer des Jahres 1636, und die Abendsonne fiel über den Rhein her mit letztem Roth in ein enges Gemach der Hochburg, darin die drei Hauptleute derselben sich stumm und ernstblickend zusammen befanden. Der Kommandant Josephus Wagner saß an einem hölzernen Tisch, Tintenfaß und Papier vor sich und hielt unschlüssig eine Feder in der Hand. Friedrich von Steinkallenfels riß sich ein Dutzend Haare aus seinem schwarzen Schnurrbart und murmelte: „Schand' und Schimpf wär's, wie sie noch über keine wackre Mauer gekommen. Der Herzog muß jeden Tag — es ist ein Jahr rund, daß er's uns zugesagt. Wer dachte damals überhaupt —?"

Er sah durch's Fenster, das in's Sexauer Thal und an den Hornwald niederging. Das Bild dort hatte sich seit dem vorigen Sommer verändert, es herrschte Leben überall. Rundumher stiegen weiße Zeltdörfer da und dort in größeren und kleinen Haufen aus dem Wiesengrün auf, dazwischen wimmelte es von Insassen derselben und blitzte von Waffen. Einer glitzernden Riesenschlange mit anschwellenden Gliederringen glich's, die sich in weitem Kreis um die Hochburg geringelt, doch lautlos, ohne Gezisch und Geifer ihres Mundes, als suche sie sich ihrer Beute nicht durch tödtlichen Biß, sondern durch langsame Umschnürung des ermattenden Körpers zu bemächtigen. Wolfgang Teufel von Birkensee knurrte ingrimmig:

„Mir war's lieber, als sie noch fauchend Gift und Galle ausspieen und meinten, sie könnten's damit ausrichten. Jetzt hocken sie wie Maulwürfe im Erdloch, daß kein Eisen in ihren Bau hinunterreicht und warten, daß der flugmatte Falk ihnen aus der Luft in die Zähne fällt. Bei dem Lumpengezücht drunten, es ist ein lästerliches Futter seine eignen alten Stiefel zu kauen, aber noch schandbarer ist's, wenn Kopf, Herz und Arm vor dem knurrenden Gedärm in den Busch kriechen soll!"

Der Sprecher stieß wild mit seinem langen Schwert auf den Estrich, daß eine Thonfliese desselben zerstückelt umhersprang. „Sie werden bald alle hinterdrein fliegen"' grollte er; der Schloßhauptmann sah zu Steinkallenfels auf:

„Der Herzog muß kommen, sagt Ihr? Er hätt's lang gethan, wenn er könnte. Glaubt mir, der Kardinal läßt ihn hungern, wie uns, sonst lägen die Aushungerer nicht mehr drunten um unsern Berg. Nur knurrt ihm der Magen nach Gold und

Sold und uns nur nach einer Handvoll Mehl. Von letzterem hat er genug, ohne daß es ihm nützt, und hätten wir Säcke mit Rosenobeln, könnten wir nicht dran nagen".

Wolfgang Teufel fluchte: „Die Ratten in ihren Hamstersack! Das Bündniß von Saint Germain ist seit neun Monaten unterzeichnet!"

„Doch ein Stachel drin, der durch den Kardinalsscharlach in's Fleisch gegangen. Laßt ein andres Bündniß unterzeichnen, durch das ein deutscher Reichsfürst das Blut des Hauses Richelieu als dem seinen ebenbürtig anerkennt, und die Taschen Seiner Eminenz werden von Goldbildnissen Königs Ludwigs „des Gerechten" überfließen. Er hat's nicht gewollt und, man sagt, obendrein sich zu Saint Germain nicht viel Mühe gegeben, es zu verbergen".

„Um es am Ende doch zu müssen — wenn's für uns zu spät ist", fiel Friedrich von Steinkallenfels, vom Fenster zurücktretend, unmuthig ein. „Zum Henker mit seinem fürstlichen Hochmuth! Wenn's eine Betteldirne und alte Hexe wäre, sie bringt ihrem Liebsten ein Haus und eine Krone zu! Aber zudem soll sie schön sein, wie ein blühender Pfirsichbaum und blondhaarig wie eine Deutsche —"

Josephus Wagner lächelte, doch nur schattenhaft, mit trübem Ausdruck. „Die Pfirsiche tragen Blausäure im Kerne, und es steht nicht zu muthmaßen, daß solche aus dem Garten des Hauses Richelieu von anderer Art sind".

„Wenn Ihr davon redet, was man sagt", warf Steinkallenfels verdrossen ein, „so sagt man auch, die Herzogin von Aiguillon habe es bei der Begegnung in Saint Germain eben so wenig verhehlt, wie sehr der für sie Auserwählte ihr gefallen, als er seine Gleichgültigkeit kundgethan. Sie soll mit französischer Leidenschaftlichkeit an ihm hängen, ihm sogar bis in sein Feldlager nachgereist sein — was kann ein Mann, ob er zehnmal durchlauchtig sein mag, mehr verlangen —?"

„Vielleicht etwas Andres; ich weiß es nicht und bin nie drin bewandert gewesen. Ihr seid in gleichem Alter ungefähr mit dem Herzog Bernhard, Steinkallenfels, und müßt's drum besser wissen, ob Euer Herz freien Raum genug hätt', eine Braut um ihrer goldnen Mitgift willen drin aufzunehmen. Mit zweiunddreißig Jahren, denk' ich, pflegt gemeiniglich das Hauptwerk desselben schon besetzt zu sein. Ich hab's nicht erfahren, sagt' ich — mein Bart ist bei dieser Liebsten hier, der alten, grobnackigen Hochbürgerin grau geworden, und wir haben uns zwanzig Jahre lang treu und gern gehabt. 'S ist hart, wenn's da lebendigen Leib's geschieden sein soll, ohn' daß eine Falkonetkugel dem Einen oder Andern vorher den Lebensfaden durchgepfiffen, nur wie in einer Bettelehe, weil sie nichts mehr selbander zu beißen haben. Zum Henker, ich glaub', ein altes Weib flennt hier in den Bart! Was nützt's? wir haben genau gerechnet noch dreizehn Tage, bis der letzte Knochen und die letzte Haferbrodrinde uns den Schlund trocken gekitzelt. Wißt Ihr einen andern Ausweg? Ich frag's Euch noch einmal als Kommandant der markgräflich badischen Veste Hochburg."

Die beiden Hauptleute schüttelten stumm den Kopf, und Josephus Wagner tauchte mit zaudernder Hand die Feder in das Tintenfaß, spritzte den schwarzen Saft daraus einigemal wieder auf den Boden, schrieb dann aber, da es schweigsam still um ihn verblieb, in raschen Zügen:

„Nun denn die Sache einmal und gewiß auf extremis beruht, durchlauchtigster Herr, so haben wir allein drei Wege übrig: daß wir entweder im Hause Hungers sterben, oder das Haus verlassen, oder mit dem Feind accordiren müssen. Das erste Mittel ist aber weder practicirlich noch verantwortlich; das andere spöttisch und gefährlich; und das dritte zwar gefährlich, jedoch, wenn es anders nicht sein kann, ehrlich."

Der Schreiber hielt inne, setzte mit großen Buchstaben darunter „Josephus Wagner, Schloßhauptmann auf der belagerten Hochburg", faltete das Blatt zusammen, petschirte und reichte es dem Hauptmann von Birkensee mit den Worten:

„Wollt Ihr der Hungerbote an den Herzog sein, Herr Wolfgang, damit Ihr Euch in seiner Küche Eure hohlen Backen ein wenig wieder ausrundet? Er hält sich im Burgundischen nach dem letzten Bericht.“

„Die kroatischen Windschnauzen haben gestern auch das Schlupfloch im Hornwald ausgeschnüffelt und eine Mausefalle davor gestellt, 's ist ihr vaterländisches Handwerk,“ brummte Wolfgang Teufel.

„So nehmt eine von Euren erbgesessenen Hexen und reitet auf ihr durch Luft; irgendwo werdet Ihr bei Nacht und Nebel mit Eurem Knochengeripp durch das Drahtwerk noch hinaus- und wieder hereinschlüpfen. In acht Tagen erwart' ich Euch zurück, Und nun, ihr Herren, woll'n wir zur Abendtafel, die uns meine knauserige Alte in der Hundeschüssel aufgetischt, und kein Wort mehr! Muß es geschieden sein, so ist's anders gekommen, als wir uns wohl ehmals gedacht, aber ein Haufen guter Steine, ob er auch die Hochburg heißt, noch nicht das deutsche Reich!“ — —

Es war in der That sehr anders gekommen, als Mancher zuvor am Oberrhein und überhaupt in deutschen Landen gedacht. Nicht Herzog Bernhard von Weimar, sondern König Ferdinand, der Sohn Kaiser Ferdinand's des Dritten stand mit einem Heere in der oberen Markgrafschaft Baden, nach welcher der Markgraf Friedrich in der Ferne vergeblich seufzte. In Freiburg lag der kaiserliche Reitergeneral Jean von Werth, die Felsenfestung Breisach verstärkte sich immer gewaltiger durch die neuen Werke, welche der Kommandant Feldzeugmeister von Reinach dort aufführen ließ, und die ganze Rheinebene des Elsasses und Breisgau's bis zur Ortenau hinauf und weit in den Schwarzwald hinein, befand sich, mit Ausnahme der jetzt fest umschlossenen Hochburg völlig unbestritten in den Händen der Kaiserlichen. Hier und dort kämpften im mittleren und nördlichen Deutschland noch vereinzelte schwedische Heerestheile, doch lässig; das Gerücht ging um, daß sie in Folge des Prager Friedens entmuthigt ebenfalls unterhandelten, den deutschen Boden zu räumen, wenn die protestantischen Reichsfürsten sich mit ihnen über Vergütung ihrer aufgewandten, gewaltigen Kriegskosten zu einigen vermöchten. Herzog Bernhard aber stand mit seinem durch Mangel an Sold stark herabgeminderten Heere drüben in Lothringen, Burgund und der Freigrafschaft und hatte Mühe, sich gegen die wüthenden Angriffe des von Richelieu vertriebenen Herzogs Karl von Lothringen, der wieder in den Besitz seines Landes zu kommen suchte, im Interesse Frankreichs zu wehren, das trotz dem in Saint Germain abgeschlossenen Bündnisse bis jetzt keine der Vertragsbedingungen, weder an Truppen noch Geld erfüllt hatte. So trieb die Sache des Protestantismus, der Unabhängigkeit der deutschen Reichsfürsten, wie zertrümmertes Gebälk auf der Hochfluth immer schneller abwärts schießenden Bergwassers dem Untergang entgegen, und nicht minder sank der ehemals blühende Wohlstand des üppigen Rheinthals, von buntscheckigem Troß in- und ausländischer, zügellos verwilderter Soldateska bis in's letzte Mark ausgesogen, Tag um Tag zu hohläugiger Wüstenei, äußerer Entvölkerung und innerer Entmenschlichung der Zurückbleibenden herunter, die sich in den Schwarzwald und die Vogesen warfen und dort zusammengerottet oder auf eigene Räuberfaust hin ihr elendes Dasein durch Ueberfall von Reisenden oder kleinerer ungeschützter Ortschaften fristeten. Der menschliche Jammer, den der achtzehnjährige Krieg bis in den heimlichsten Gebirgswinkel, bis an den Heerd jedes Hauses hineintrug, hatte eine Höhe erreicht, daß keine weitere Steigerung mehr denkbar war; und stumpfsinnig dreinblickend, ließen Bürger und Bauer, wie ehmals Sonnenschein und Regen, so jetzt den Raub ihrer letzten geretteten Habe, den Brand ihrer Häuser, die Wegschleppung und den Mord ihrer nächsten Angehörigen über sich ergehen. Hinter dem abziehenden Troß der Soldaten mit ihren Weibern, Dirnen, Buben und Weglagerern, fielen listig umblickend, dunkel behaarten Heuschreckenhäufchen gleich, Zigeunerbanden auf die Brandstätten nieder, unter dem Schutt scharrend und ihn mit dem neuen Lohn ihrer

nächtlichen Lager anlodernd; geschäftig wanderten in lang wehenden Röcken und Schraubstockgelock die jüdischen Händler zwischen Freund und Feind; wie Hohn oder ein narrenhaft verzerrtes Spiegelbild des unsäglichen Elends zogen lombardische Bärenführer mit buntbejackten Affen auf der Schulter durch die Zeltlager, wo sie dem aus farbigen Lumpen zusammengescheckten Hanswurst begegneten, der von der wandernden Kastenbühne herab durch rohe Späße, Zoten und Beschimpfung der feindlichen Kriegsgegner wieherndes Gelächter und kupfernen Münzregen in seine Puppenspielbude hineinrief. Das deutsche Volk glich einem Sterbenden, der zugleich Blut hervorröchelte und Fratzen schnitt, um diejenigen, welche ihm vielleicht in der nächsten Minute nachröcheln sollten, noch ein zuckendes Augenzwinkern lang zu belustigen.

Und über Allem fest in ihrer Bahn
Die Sonne einzig, Lenz und Sommer, Herbst
Und Winterflur den Wenigen kündend, die
Sich an des Tag's Gestirn erfreu'n. —

Das Kloster Thennenbach bildete einen der wenigen deutschen Erdenwinkel, über dem sie noch immer so, wie über weltabgeschiedenem, dornumwilderten Rosengeheg lag. Sein Tannenverhau, der dichtverrankte Zugang hatte es auch das letzte Jahr hindurch wie zuvor beschirmt; beigetragen mochte dazu haben, daß dem kaiserlichen Kriegsvolk neben geringer Hoffnung auf reiche Ausbeute vor dem katholischen Kloster noch eine gewisse Scheu innegewohnt, während unter den protestantischen Gegnern vielleicht sich ein halbes Gerücht von der innersten Gesinnung eines Theiles der Thennenbacher Mönche verbreitet hatte. So stieg der Heerdrauch friedlich wie allzeit noch über dem langen Häusergeviert in die blaue Luft, und es war Mittagsstunde des Johannistags, und Regine Lindinger saß droben auf dem freien Gipfel des wieder von blühendem Haidekraut übersponnenen Hügels und sah in die Sonnenherrlichkeit der Welt hinaus. Ein Jahr hatte ihre schlank-zierliche Gestalt fast noch um einen halben Schuh mehr in die Höhe gehoben, ihr Goldhaar beinahe um einen ganzen über Nacken und Rücken hinab verlängert; es war kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau, aber mit dem nämlichen mädchenhaften Blick von früher, der sich wartend, fast mit leichtem Unmuth der Ungeduld in's Thal hinabrichtete. Doch da brach's unten aus dem grünen Waldgezweig, und Raudibusch erschien. Eilig kam er herauf mit einer Waidmannstasche aus rauhzottigem Thierfell auf der Hüfte und einem kleinen Päckchen in der Hand. Nun drehte Regine die Augen gleichgültig von ihm ab, bis er, athemlos vor ihr stehend, sagte:

„Sei nicht bös, Regi, daß ich Dich hab' warten lassen —"

„Wenn Du etwas Besseres zu thun hattest — ich hab' nicht gewartet und Dich nicht vermißt; es ist am allerhübschesten hier allein zu sein," entgegnete sie, das Gesicht nach flüchtigem Gruß wieder von ihm abwendend, und er fiel roth übergossen, sich rechtfertigend wie vor einer gefürchteten Gebieterin, ein:

„Ich war schon vor einer halben Stunde — Du bist mir doch böse, Regi — um Deinetwillen war's. Ein Reiter kam und brachte dies Päckchen für Dich; er sagte, daß er's dem, von welchem er's erhalten, auf dem Sterbebett versprochen, er woll' es Dir bringen, wohl schon vor einem halben Jahr und mehr — auch für die Gräfin — die Nonne — hatte er Botschaft; aber er ist hin und her geworfen worden, hier und dort, daß er's nicht früher gekonnt."

„Für mich?" fragte das Mädchen, ihr Schmollen vergessend, erstaunt und brach eilig mit den kleinen Händen das versiegelte Päckchen auf. Ein Büchlein fiel heraus, auf dessen Titelblatt stand mit rothen Lettern: „Trutznachtigall — Gedichte von Friedrich Spee", zuvor aber war noch ein weißes Blatt geheftet, auf das die Hand des Autors geschrieben:

„Grüß mir Bartholome, Regine,
Dank' ihm den Namen, den er lieh;
Daß seinem Herren treu er diene,
Mahnt ihn die Nachtigall allhie.
Sie mahn' auch Dich zu Lieb' und Treue
Für Deine Herrin allezeit;
Für jedes Herz singt sie auf's Neue
In Nacht des Lichtes Herrlichkeit.
Ich geh', das höchste Licht zu schauen,
Das aus den Sternen niederklingt,
Daraus von ewigen Frühlingsauen
Der ewigen Liebe Mund mir singt.
Auf Wiederseh'n in jenen Höhen!
Ob, kaum gewahrt, Dein Antlitz blieb
Mir vor der Seele lieblich stehen —
Behüte Gott Dich und die Lieb'!

Zu Trier, im August 1635. Friedrich Spee."

„Der Bote sagte, Der ihm das Büchlein gegeben, sei im August des vorigen Jahres in der Stadt Trier an der Mosel gestorben," fügte Randibusch, als Regine gelesen, hinterdrein. „Dort habe der Erzbischof den König von Frankreich um Beistand gegen sein eigenes Land herbeigerufen und ein kaiserlich-spanisches Heer sei gekommen und ein grausames Gemetzel, Raub und Brand in der Stadt geschehen. Während dessen aber habe der Dichter dieses Büchleins bei Tag und Nacht den Gefangenen, Verwundeten und Sterbenden als Arzt und als Priester unablässig geholfen, ihnen Nahrung, Arznei und Trost gebracht, bis er selber zu Tod erschöpft von einer hitzigen Krankheit ergriffen und aus dem Leben hinweggerafft worden."

Regine stand eine Thräne in den Augen. „Ich versteh's nicht Alles, was er schreibt," antwortete sie leise, „aber das war ein edler Mensch und ein Priester aus dem Orden Jesu dazu, wie es Wenige, wie's wohl Keinen mehr giebt. Meine Herrin hat mir oft von ihm erzählt, er war ihr Freund von ihrer Kindheit auf, war's ja auch, der sie hierher begleitet und mich zu ihr gebracht — darum schickt er mir wohl auch das Buch. Daß er noch an mich einfältiges Ding gedacht, eben vor seinem Tod — und daß die Besten alle sterben müssen —"

Sie schlug das Bändchen auf und las mitten heraus mit schluchzender Stimme:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's Liebliche erklingen;
Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen ein
Und nicht mehr mögen singen:
  Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
  Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben."

Das Mädchen hielt inne. „O wie mich das an mein Beten gemahnt, als ich zum ersten Mal hoch hier oben war — weißt Du noch, Randi — und wie Du da zukamst und hinter mir standest, daß ich fast erschrak."

Er nickte und sie faßte seine Hand: „Das thue ich jetzt nicht mehr, denn ich weiß, daß es gar keine treueren und redlicheren Menschen auf der Welt giebt, und daß keine Schwester einen besseren und muthigeren Bruder haben kann, als Dich. War ich vorhin

häßlich gegen Dich? Ich will's nie wieder sein — wir bei denhaben doch nur uns auf der Welt, und davor liegt nichts, ist Alles leer wie die Luft. Du, Randi — mir kommt's vor, als müßt' Dein wiederaufgelebtes Schwesterlein seit dem Jahr noch ziemlich größer geworden sein; damals ging's Dir nur eben bis an die Schulter, und jetzt —"

Die Sonne hatte Thränen und Traurigkeit aus Regine's Augen aufgetrunken, sie schlang lachend beide Arme um den jungen Burschen und maß die Höhe ihres Kopfes an seiner Brust. Die Spitzen ihres Haares reichten just bis an seine Lippen empor. — „Siehst Du's," rief sie, „ich kann's nicht sehen, aber ich fühl's."

Randibusch's Augen blickten mit einem wunderlich schönen, glückseligen Ausdruck auf die goldnen Fäden unter sich nieder. „Ja — wenn ich noch mich ein wenig kleiner mache," stotterte er, „dann bist Du beinahe ebenso groß wie ich, Regi" — und er suchte diese Absicht auszuführen, doch sein Kopf bückte sich ungeschickt nicht seitwärts vorbei, sondern nur grad' abwärts auf den des Mädchens herunter, so daß sein Mund das flimmernde Haar desselben fest auf den Scheitel niederdrückte. Dann fuhr er erschrocken herum, stieß seine Stirn gegen ihre Schläfe, daß sie diese mit der Hand rieb und lachend schalt:

„O was für ein Bär bist Du doch, Randi! mit Dir kann man sich doch nicht messen. Und was für ein Bärenfell hast Du denn da heut' an der Seite?"

Sie deutete auf seine Tasche. „Ein Wolf war's, den Wunipracht selber geschossen," erwiederte er noch roth. „Du sagtest einmal, Du möchtest für Dein Leben gern — und hast Du's vergessen, daß heut' Johannistag ist?"

„Oh — Du hast dran gedacht?" Es leuchtete in den Augen Regine Lindingers auf — „und hast wohl gar zu essen und zu trinken darin und willst uns heut' auf den Kandel gehen lassen, wo in dieser Nacht die Hexen auf Ofengabeln und Spinnrocken tanzen?"

„Wenn Du's Deinen Füßen zutrau'st, es ist weit — und wenn Du Muth hast —?"

„Muth? Mit Dir?" Sie drehte sich ausgelassen im Kreis. „Das wird die schönste Nacht, die ich erlebt! Ein Johannisfeuer wollen wir droben anzünden und mit Dir will ich drum tanzen — ich habe ja das Recht dazu, denn ich war ja selbst einmal eine Hexe!"

„So komm und laß uns gleich von hier aus gehen, wie ich's mir gedacht, denn es wird Abend, bis wir oben hinaufkommen."

Regine nahm frohlockend seine Hand, und sie liefen noch in derselben Minute zusammen den Berg hinab, doch nicht gegen das Kloster zurück, sondern ostwärts, bis sie unterhalb des verödeten Dorfes Keppenbach in's schmaler verengte Brettenthal niedergelangten. Nur eine Minute lang streifte ihr Blick nach Süden die etwa eine Stunde entfernt um den Fuß der Hochburg gelagerten Zelthaufen, zwischen denen es noch geschäftiger als sonst, doch in unbekümmerter Art um „scharfe Metz" und „Nachtigall, Geier, Falk und Sperber" der Veste droben zu wimmeln schien, dann waren die beiden friedlichen Wandrer wie ein paar flügelspannende Häher über das Thal fort in die jenseitigen dunklen Tannen des Peterswaldes hineingehuscht, klommen wieder bergan und setzten an lustig aus grünem, tiefem Dickicht plätscherndem Gebirgsbach aufwärts ihren Weg fort. Stundenlang in wipfelüberrauschter Einsamkeit, nur der Holzhäher schetterte drin, der Specht klopfte und der Buchfink hüpfte mit rother Brust im Geäst. „Das Männchen von ihm ist doch viel hübscher, als das Weibchen in seinem grauen Rock," meinte Regine fröhlich. „Dem armen Ding ist's schlecht bei der Austheilung gegangen, wie eigentlich allen Weibchen auf der Erde; ich glaube, die Schwester Xaveria ist auch ein's von ihnen. Wer doch ein Mann sein könnte, wie Du, Randi, so stark und zuversichtlich!"

Sie sah mit freudiger Bewunderung auf die kraftvolle Gestalt ihres Begleiters,

der ihr an unwegsamen Stellen rüstig Bahn durch Gestrüpp und Verwilderung brach, sie stützte, mit dem Arm umschlang und hielt, und jetzt einen Moment stillstehend erwiederte:

„Ich möcht's nicht um alles Hab' und Gut im Kloster —"

„Ein Mädchen sein — siehst Du's wohl — ich glaub's."

„Nein, daß Du ein —" der junge Bursche stockte und fuhr schnell fort: „Sag' mir, Regi, ich hab' oft darüber nachgedacht, was denkst Du Dir eigentlich, weshalb Deine Herrin wohl drüben bei uns ist, nun seit Jahr und Tag schon?"

Regine blickte nachdenklich durch das grüne Gewölbe, unter dem sie standen, rund. „Weißt Du, Raudi," flüsterte sie — „sieh', da sitzt so ein armes Buchfinkweibchen am Stamm und wartet wohl auf das schöne Männchen, das mit seiner rothen Brust weit in der Ferne herumfliegen mag. Vielleicht weiß sie, wohin er geflattert, und ist ihm aus ihrem Nest ein Stück Weges nachgekommen, um ihm näher zu sein, weil ihr kleines Herz in Angst klopft, es möchte ihm etwas Böses zustoßen. Aber sie kann doch nichts Andres thun, als in ihren Sorgen und Nöthen ruhig und kummervoll hier warten, denn sie ist ja ein armes hilfloses Weibchen. Komm, Raudi; es ist fast, als würd's schon dunkel —"

„Das thun nur die dichten Tannen hier," entgegnete er, und sie eilten freudig weiter. Immer durch menschenlos stillen Wald, aufwärts und abwärts, manchmal in kleine üppig überwucherte Senkungen und Mulden hinein, über denen in hoher Einsamkeit die Sonne wie ein heißes Goldauge in blauem Riesenantlitz stand. Dann öffneten sich an steilem Abhang die Wipfel, ihnen zu Füßen lag ein breiteres und von breiterem Flußbett durchzogenes Thal, aus ihm jenseits stieg mit langem waldigem Rücken der Kandel, nur durch die schimmernde Luft mehr getrennt, in die Höh. „O wären wir Vögel, Raudi, und könnten hinüber!" stieß das Mädchen aus.

Er blickte hinab. „Was für ein Thal mag das sein? Ich bin nie bis hierher gekommen."

Regine hatte den Kopf rechtshin vorgebückt, wo drunten weiter abwärts Thürme, Mauern und Dächer einer Stadt von der Thalsohle herüberschauten, und es rann mit flüchtiger Scheu durch ihre Augen. Sie schwieg noch und raunte dann heimlich: „Das ist Waldkirch, in dem gelbweißen Giebel da an der Mauer ist das Stübchen der alten Lindingerin, und der Fluß heißt die Elz, über die müssen wir hinüber. Aber es giebt keine Brücke als bei der Stadt und weit droben hinauf erst wieder. Wollen wir auch umkehren, Raudi?"

Sie drängte sich, fest seine Hand umfassend, halb furchtsam an ihn, doch er versetzte zuversichtlich:

„Nein, Du hast mir versprochen, droben mit mir zu tanzen. Du bist nur müd' und hungrig, drum fällt Dir der Muth."

„O nein, müd' nicht ein wenig! Es ist nur so schaurig, den Platz vor dem Thor da zu sehen und sich auf ihn hinunter zu denken, wenn Einem das Herz so glückselig in die schöne Welt hineinklopft. Ich weiß nicht warum, Raudi, aber mir ist's, es wär' heut' noch tausendmal grausamer, wenn ich wieder dort auf dem Balken sitzen sollte, als damals."

„Komm und iß Dir Kräfte und Muth!" Raudibusch packte den Inhalt seiner zottigen Tasche in's Gras. Ich habe auch Hunger wie der Wolf hier ihn nur bei Lebzeiten gehabt haben kann."

Aber er bethätigte den Wolfshunger wenig, sondern verzehrte nur den Rest von den ausgesuchten Stücken des gebratenen Huhnes, die er für seine Weggenossin mit dem Messer zerschnitt, so daß sie sich zuletzt weigerte: „Nein, Du theilst nicht gerecht, Raudi; das ist für Dich."

„Ich habe schon hier —"

„Die Knochen! Du sollst dies essen — bitte — ich will's!"

Raudibusch gehorchte und kaute, doch so widerwillig, daß sie hell darüber lachte. „O Raudi, wie komisch bist Du! Weißt Du noch, früher durfte ich's Dir nicht sagen, dann wurdest Du böse. Es ist eigentlich ein schlimmer Tragsack um eine Schwester, wenn sie groß geworden, und Du wärest sie gern wieder los, nicht wahr? Aber Durst hab' ich auch noch —"

Er hatte im Begriff gestanden, die Weinflasche an den Mund zu setzen und reichte sie ihr schnell entgegen. „Nein, nach Dir," lachte sie noch, „die Hälfte muß für heut' Abend übrig bleiben, das messe ich genauer ab."

Allein jetzt schüttelte er härtnäckig den Kopf. „Ich habe vorhin gethan, was Du wolltest. Das wär' auch nicht gerecht — bitte, Regi, thu's!"

„Du hast's nur auf das Mehr, aber ich geb' Acht," und sie nahm die Flasche, setzte sie kurz an ihre rothen Lippen und gab sie zurück. Eilig that er jetzt das Nämliche, und Regine rief nach einem Weilchen: „Halt! Genug!" Er gehorchte sogleich, doch wie sie prüfend auf die Flasche blickte, hatte der Inhalt derselben sich kaum um Strohhalmbreite vermindert. „O Du Schalk!" drohte sie; „das war Dein Gerechtigkeitssinn? Ausspotten hast Du mich gewollt! Trink' nur noch einmal!"

„Nein, heut' Abend, Regi; es ist Zeit." Er bewahrte den Rest der Mahlzeit in der Tasche und sie sprangen auf. Als sie hinunterkamen, stand die Sonne schräg im Westen über dem Elzthal, das sie rasch durchliefen, denn stromauf und -ab tauchten in einiger Entfernung menschliche Figuren auf; dann lag der sommerlich ausgetrocknete, doch noch immer mit ziemlichem Wasser schnellende Fluß brückenlos vor ihnen. „Geh' vorauf Raudi; ich ziehe mir Schuhe und Strümpfe aus und komme nach," sagte das Mädchen. Er entgegnete rasch: „Nein, ich trage Dich hinüber," und sie lachte halb spöttisch: „Du bist doch immer der Klügere — nein diesmal wirklich — das Andre hätt' mir nur Zeit und Mühe gekostet. Aber ich bin schwer."

Der junge Bursche bückte sich, nahm sie ohne Antwort auf die Arme, während sie die ihrigen um seinen Hals legte, und trat in das Flußbett hinein. „Da hast Du wieder den Tragsack, diesmal recht eigentlich," meinte sie. „Geh' doch rascher, Raudi!"

„Ich suche die trockensten Stellen," erwiederte er, langsam und vorsichtig Fuß um Fuß weiterbewegend.

„Und patschst immer nebenbei in's Wasser, wo's am tiefsten ist! O Raudi, Du bist köstlich; ich glaube, es wird Nacht, eh' wir hinüber sind, und ich wäre in zwei Minuten drüben gewesen."

„Ich fürchtete — wenn ich mit Dir ausglitte —" stotterte er — „sei mir nicht böse, Regi —"

Nun ging er schneller, ließ sie am jenseitigen Ufer zu Boden, und nach wenigen Augenblicken hatte der Waldrücken des Kandel sie wieder aufgenommen. Sie folgten dem Geröllbett des Albersbachs aufwärts, verloren Pfad und Richtung im tiefen Wald und kletterten endlich gradwegs zwischen dichten Stämmen und Steingeblöck empor. Reginens Brust begann zuletzt leise zu keuchen, sie stand erschöpft still und sagte: „Du, Raudi, ich glaub', ich kann bald nicht mehr und komme nicht bis hinauf." Aber während sie dabei umblickte, fiel ihr Auge unfern über sich zwischen dem Laub auf eine mächtige, von riesenhaften Granitblöcken umschüttete wild zerrissene Felssäule, die sich schräg vornübergebogen wie ein Kirchthum aus dem Waldbach erhob, und sie stieß frohlockend aus:

„O das muß der Kandelfels sein, wo die Hexen ihre Besenstiele einstellen, wie andre Reitersleute ihre Pferde in den Stall. Dann sind wir bald droben und nun

bin ich wieder frisch wie heut' Morgen und könnte in einem Sprung wieder bis nach Thennenbach zurücklaufen."

Sie kletterten zwischen den gigantischen Steintrümmern des Kandelfelsens weiter aufwärts, suchten rechts und links, der Wald schwand und niedres Strauchwerk trat an seine Stelle, dann hatten sie mit jubelnden Ruf den nackten, nur von gelbem Riedgras überflirrten Scheitel des Kandel erreicht. Westwärts über der endlos hinab- und hinaufgedehnten Rheinebene trat die Sonne fast schon mit letztem Gruß bis an den Rand der Vogesen; unermeßlich nach allen Seiten ging der Blick, im Osten bis an die weißen Schroffen der rauhen Alb und gen Süden über die Spitzkegel des Höhgau's, dann reihten sich, in der Abendluft wie greifbar nah, weißen Silberzacken gleich, die Schneehäupter der Tiroler und Schweizer Alpen daran. Weit zu Füßen aber, wie ein aufgerolltes Bild, lag ihnen der Schwarzwald mit seinen Kuppen, Schluchten und Wäldern, seiner Hochplatte, seinen Wäldern und heraufblickenden Thürmen und Ortschaften vom Belchen bis zum Kniebis hinauf; steil drunten das Elzthal mit der Stadt Waldkirch und den Trümmern der Kastelburg grad' darüber, die sich wie kleine Stumpfen aus dem umherwuchernden Waldgestrüpp hervordrängten. Es war täuschend, als müsse man drauf hinabspringen können, doch nur das Auge reichte bis dorthin, kein Ton drang herauf und deutete dadurch die weite Tiefe und Ferne, in der Alles nur als ein chw eigsames Bild dalag.

Der Wind summte leise, doch mit sommerwarmem Hauch, um den einsamen Hochgipfel; Regine's trunkne Augen vermochten sich nicht satt zu schauen und wanderten rastlos im ungeheuren Kreise umher. Was ging Alles drunten in der Welt vor, über der sie hier hoch und allein stand — während dieses Herzschlag's, der ihr schneller in der Brust klopfte? War es möglich, daß so viel Haß und Zwietracht, Krieg, Brand und Mord, Grausamkeit und Jammer drunten die schöne Gotteswelt schändeten und verwüsteten? Und weshalb? Bot sie denn nicht Raum genug für alle Herzen, so friedlich und glücklich in ihr zu schlagen?

Dort hinunter, rechts an den hohen Zinnen der Hochburg vorbei, hinter dem dunklen Tannengewirr, mußte ihr heimliches Klosterasyl liegen. „Hab' Dank, Du großer, gütiger, unbegreiflicher Gott," murmelte sie, „daß uns sein stiller Schutz noch geblieben."

Die Sonne war gesunken, halb noch geblendet von ihrem letzten rothen Glühstrahl stand Regine, aber schnell kam die Dämmerung und ging wie mit kalter Hand über die Lebensfarben des Tags. Die leuchtenden Alpenfirnen verblichen, rannen kurz durcheinander und loschen wie Nebelschemen aus; in stärkeren Stößen schauerte der Wind, ein Summen, wie von unsichtbaren Lippen, ging durch die Luft, und es überlief Regine, daß sie, sich hastig umdrehend, ausstieß: „Bleib' dicht bei mir, Randi — wenn ich hier oben ohne Dich wäre —"

Doch sie starrte erschreckt in dämmernde Leere, der Gerufene stand nicht neben ihr, war ringsum nicht zu gewahren. Leichtes, weißflatterndes Gewölk flog heran und streifte wie mit den Zipfeln eines durchsichtigen Schleiers ihr Gesicht. Ein kalter Schauer durchrüttelte ihr das Blut — da tauchte weiter unten am Rande des Knieholzes Randibusch in ungestalter Form, eine Last von dürrem Wachholdergeäst über und um sich aus dem Busch, und Regine lief athemlos herzklopfend auf ihn zu und drückte, ihre Lider schließend, den Kopf fest an seine Brust.

„Was hast Du, Regi?" fragte er verwunderungsvoll. — „Nichts — ich war recht kindisch," stammelte ihre Zunge noch schreckhaft, „aber es kam so wie weiße Linnen aus den Thälern. Wo war'st Du und weshalb bist Du von mir gegangen? Thu's nicht wieder!"

„Ich habe Holz für unser Johannisfeuer geholt," versetzte er, mit seiner Bürde

neben ihr zum Gipfel zurückschreitend. „Und Du hast Dich geängstigt und nach mir gerufen? O ich bin ein Tölpel, der ein vierfüßiger Packesel zu werden verdiente! Schilt mich, Regi — schlag' den Esel!"

Er zankte sich noch in den Flaum, der ihm Lippe und Kinn zu überschatten anhub, doch Regine fiel fröhlich ein:

„Nein, nun bin ich wieder so glücklich, daß wir hier oben sind und die Welt ist so schön. Bist kein Esele, sondern mein guter Raudi; dem wollt' ich kommen, der Dir Schimpfnamen gäb'! Aber ein Kindersprüchlein von der Gasse fällt mir dabei ein das ich oftmals mitgesungen, als ich noch so klein war —"

Sie tanzte ausgelassen im Kreis um den Holzstoß, den der junge Bursche zusammenschichtete und sang, ihr Stimmchen bei dem nachgemachten Thierlaut feintönig wie ein Glöckchen zuspitzend:

„Esele, Esele y—a!
Hast noch gestern und heute nichts geha'!

Aber wir haben auch lange nichts geha', Raudi, und ich bin hungrig, wie Dein todter Wolf."

Raudibusch saß schon und packte wieder den Inhalt der Tasche aus, und sie speisten vergnüglich zur Nacht. Ueber den Kniebis her begann's zu flimmern und leuchten, dann schob sich eine weiße Zinke vom schwarzen Bergrand auf, und mit jeder Secunde wachsend, stieg halbe Mondscheibe empor und warf Dämmerlicht und tiefdunkle Schatten über Gebirg und Thäler. Doch Raudibusch meinte nach einer Weile: „Es wird Zeit und der Mond ist für uns beide zum Tanzen nicht hell genug, wir wollen ihm etwas nachhelfen."

Er zog Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm aus dem Wamms, blies auf den springenden Funken, und nach einigen Minuten knisterte und flackerte das dürre Reisig neben ihnen auf. „O das wird prächtig!" jubelte das Mädchen, „nun werden sie drunten in Waldkirch denken, der Teufel selbst verbrennt seine Hexen auf dem Kandel. Wie ist's nur möglich, Raudi, daß vernünftige und gelehrte und sogar sonst gute Menschen darunter dran glauben können?"

Raudibusch hatte sich lang hingestreckt, sah zur sternflimmernden Kuppel über sich auf und antwortete:

„Die Menschen denken gar Vieles, was doch nicht ist, Regi. Auch daß droben im Himmel eine Spinnerin sitzt und für jeden Menschen einen Lebensfaden webt, der in einen Stern ausendet. Wenn dann der Tod an den Menschen kommt, da reißt der Faden und der Stern fällt herunter."

„Das ist aber nicht garstig, sondern hübsch zu denken. — Sieh, da fällt Einer — oh, ob wohl irgendwo ein Faden grad' abgerissen ist?" Das Mädchen blickte halb ängstlich, halb träumerisch der erloschenen Sternschnuppe nach. „Ich wollt', wir beiden hätten nun einen Faden mit zwei Sternchen daran, Raudi, und wenn Deiner zerrisse — woher hast Du's?"

„Von Wuniprecht."

„Natürlich, wie all' Deine Geschichten. Weißt Du noch mehr? — vom Sterben — es klingt gar nicht unheimlich hier oben, süß beinah', wenn man so lebendig hier liegt."

Raudibusch schloß die Augen. „Bei dem Buch heut' Morgen fiel's mir ein; drüben sagen sie auch, wenn Einem eine Nachtigall an's Fenster pickt, da sei Einer, den man lieb gehabt, in der Ferne gestorben, und das traf ja zu bei Dir, Regi. Wo der Tod an's Fenster klopfen will, da ruft der Kauz über'm Sims: „Komm mit, komm mit!" und wenn Einer Jemandem eine weiße Rose auf seinen Stuhl legt, da muß er nach dreien Tagen sterben, ob's auch Keiner in der Absicht gethan, denn er konnt' nicht anders, er mußte sie hinlegen, ohn' es zu wissen und zu wollen. Aber am sonderlichsten ist's wie Einer aus fremdem Land müd' in die Heimath zurückkommt und im dunklen

Wald sich ein Wandersmann mit einer Botentasche an der Seite zu ihm gesellt. Gar freundlich ernsthaft, doch still geht er ohne ein Wort neben dem Andern her. Da fragt dieser zuletzt: Kommen wir bald in's Dorf? und nun weist sein Begleiter auf ein Haus mit hellen Fenstern, das plötzlich am Waldesausgang vor ihnen liegt. Schneller gehen sie drauf zu, dem Heimkehrenden ist's so wohl und doch so weh zugleich um's Herz, wie noch niemals, und wie er mit klopfender Brust auf die gastliche Schwelle tritt, da strauchelt sein Fuß und er fällt zu Boden. Und da auch spricht der Bote zum ersten Mal: „Jetzt sind wir zu Haus; ich bin der Tod."

„Du, das ist schaurig, so freundlich es auch klingt," sagte Regine, „ich möcht' noch nicht so nach Haus kommen. Es ist, als fasse er Einen mit seiner kalten Hand an —"

Und sie griff hastig nach der warmen Hand ihres Gefährten und rückte dichter an das Feuer, das jetzt zu hoher Flammengarbe aufloderte. „Wie's mit seiner rothen Zunge in den Himmel hineinleckt!" meinte sie. „Warum macht man's eigentlich auf den Bergen in der Johannisnacht? Früher, als ich noch ein kleines Kind und der Krieg nicht allumher war. Seitdem hab' ich's nie mehr gesehn."

„Unsere Vorväter thaten's schon vor Tausenden von Jahren, als sie noch Heiden waren und die Sonne anbeteten," gab Raudibusch zur Antwort, grad' so wie Wuniprecht noch heut'. Da stiegen sie in dieser Nacht auf einen hohen Berg und zündeten ein Feuer drauf an zum Dank für die Sonne, daß sie am höchsten heut' über ihnen am Himmel gestanden und ihnen am längsten geleuchtet. Süßen Meth, Früchte und Korn schütteten sie in die Flammen, tanzten drumher, und wenn Zwei sich am liebsten hatten, ein junger Mann und ein Mädchen, und immer durch's Leben lang beisammen bleiben wollten, da sprangen sie Hand in Hand miteinander durch die Lohe über den Holzstoß fort. Wenn sie dann gut und hoch und ohne Gefahr hinüberkamen, da bedeutete es ihnen Glück für's ganze Leben." — Aber Dir ist's kühl, Regi; komm, nun woll'n wir's machen wie unsere Vorväter und uns warm tanzen."

Sie sprang freudig bereit auf, und er nahm sie und tanzte mit ihr rund um den lodernden Wachholderstoß. Schneller und schneller, das lange Goldhaar des Mädchens flog, glänzende Lichter um sich werfend, im Wind, und ihre langen Schatten flogen bald über das gelbe Riedgras des Gipfels den Berg hinab, bald in die Luft der schwimmenden Mondnacht hinaus. Regine jauchzte ausgelassen — dann plötzlich faßte Raudibusch ihre Hand fester, er sagte nichts dazu, aber ohne Wort, als sei's nicht anders und müsse sein, liefen sie beide gradaus auf den Gluthhaufen zu, setzten gleichzeitig dicht vor ihm an und schwangen sich in hohem Sprung durch die ausweichende und mächtig hinter ihnen zurückschweifende Flamme unversehrt hinüber; nur am Rücken des Mädchens lief es blitzschnell wie eine kleine feurige Schlange von einem einzelnen Haar, das die Lohe gefaßt, in die Höh'. Und dann legten sie sich schweigend in das hohe Gras, der Wind strich wie mit weichen Händen über sie, vor ihren von der Runddrehung beirrten Augen tanzten die Sterne noch eine Zeit lang leise hin und her, und der Mond zog im Glanz und in Ruhe zwischen den zitternden Fünkchen hindurch und Regine sagte:

„Nun woll'n wir ein Weilchen schlafen, bis es im Osten wieder hell wird, daß wir bis zur Frühmette nach Thennenbach kommen. Den Kandel hinunter geht's schneller. Gute Nacht, Raudi! Hab' Dank für den schönen Tag!"

„Nein, der Dank gehört Dir, ohne Dich wär' ich nicht hier herauf gekommen. Ich wollte, die Nacht nach dem schönen Tage wäre so lang wie mein ganzes Leben."

„Damit Du Dein ganzes Leben verschlafen könntest!" lachte sie. O Raudi, was für eine Schlafmütze mußt Du sein! Gute Nacht noch einmal!"

„Gute Nacht, Regi."

Es ward still über der eigenthümlichen Schlafkammer mit ihrem großen Bett-

gestell und dem sich leis' im Nachtwind auf und nieder wiegenden Kissen darin. Randibusch lag lautlos ausgestreckt und Regine ebenso neben ihm auf dem Rücken, doch sie blinzelte mit den Lidern noch zu den Sternen auf, richtete sich nach einer Weile nochmals halb wieder empor und sah voll in die Nacht hinaus. Und nach einer andern Weile fragte sie:

„Schläfst Du schon, Randi?"

„Nein."

„Mir ist's grad' eingefallen, willst Du auch ein Ordensbruder werden, Randi, und ist's nicht im andern Monat, daß Du in's Noviziat treten sollst?"

„Wenn der Stern an meinem Faden nicht abreißt bis dahin", murmelte der junge Bursche halb verständlich. „Aber es ist hier auf dem Kandel kein Ort, daß man dran denken mag."

„Weil Du schlafen willst und verdrossen bist, daß ich Dich gestört habe. Ich will's nicht wieder thun. Gute Nacht, Randi."

„Gute Nacht, Regi."

Es klang wie aus halb vom Schlaf schon befallener Brust mit dem Seufzen des Windes im langen Grase zusammen, Regine sah wieder schweigsam thalabwärts vor sich hinaus in die Richtung, wo drunten in der Tiefe Waldkirch und links drüber fort Thennenbach liegen mußte. Eine ganze Zeit lang, dann drehte sie plötzlich die Stirn:

„Schläfst Du schon, Randi?"

„Nein."

„Wenn es nun drunten am Thennenbach nur Wald und gar kein Kloster gäbe, in dem Du ein Mönch werden könntest, suchtest Du Dir da ein andres, oder was würdest Du dann thun?"

„Wie kommst Du drauf, Regi? ich dacht's auch grad'". Randibusch stützte hastig den Kopf auf — „und auch früher wohl schon, und ich hab' mir in der Kapelle —". Er verschluckte das Weitere und setzte hinzu: „Ich könnt' ja vielleicht auch sonst in der Welt etwas Gutes — möchtest Du's gern, daß ich ein Mönch würde, Regi?"

Sie lachte. „Ich glaube, Du würdest nur Einer, wie die Schwester Xaveria eine Nonne."

Regine brach das letzte Wort kurz ab. „Du, da zünden sie doch noch ein Sonnenwendfeuer an, wie wir."

Sie deutete mit dem Finger nordwestwärts vor sich nieder, wo in weiter Ferne ein rother Strahl in die Nacht aufschoß, der sich gedankenschnell vergrößerte und zu einer Feuergarbe anwuchs.

„Auf einem Berg ist's auch, aber wo mag es sein?" fragte das Mädchen. Ihr Begleiter war aufgesprungen und sah mit weitgeöffneten Augen stumm hinüber; es ward Regine plötzlich wieder unheimlich, daß sie hinter ihm dreinfolgend nach seiner Hand griff. Ein breiter Funkenregen hob sich drüben aufsprühend empor und riesige Flammensäule brach, nur von schwarzem Rauchmantel überwogt, nun wie ein blendendglühender Kegel in die Luft. Zugleich dröhnte durch den Erdboden ein dumpfschütterndes Krachen herüber.

„Was hast Du, Randi?" frug sie ängstlich ihren noch immer verstummten Genossen. Er drehte jetzt die Stirn:

„Das ist kein Johannisfeuer, Regi — komm, wir müssen — zum Schlafen ist's nicht Zeit mehr — das ist die Hochburg, die in Flammen steht."

Zweites Kapitel.

Es war in der That ein Sonnenwendfeuer eigner Art, das die alte Veste des märchenhaften Ritters vom Hacho in die Johannisnacht ausstrahlte.

Grad' um die Stunde, als Raudibusch und Regine am Gebirgsabfall in's Elzthal ober Waldkirch Mittagsrast gemacht, war's gewesen, daß auf dem „weißen Thurm" neben dem „scharfen Eck" der Burg eine weiße Fahne langsam bis zur Stangenspitze in die Höhe gezogen worden. Sie wollte nicht flattern in der stillen Luft, sondern hing schlaff und trübselig am Holzträger herab, aber ihr schweigsamer Einspruch vermochte nichts mehr zu ändern, denn nordwärts hinüber draußen vor dem „rothen Gatterthor" hielt fest zu Roß, von zahlreicher Eskorte umgeben, der kaiserliche Obristwachtmeister und Befehlshaber in der Stadt Emmendingen, Herr Georg Feuchter, und zu ihm hinaus durch das innere „Thor bei'm Gießhübel" zwischen den unversehrten Ringmauern hindurch, über die breite niedergelassene Zugbrücke schritt mit den Hauptleuten Friedrich von Steinkallenfels und Wolfgang Teufel von Birkensee hinter sich, der Schloßhauptmann Josephus Wagner. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel, er salutirte vor dem feindlichem Obristwachtmeister, und sein Gruß ward ebenso schweigsam-höflich erwiedert; dann tauschten beide zwei gleichlautende, unterzeichnete Urkunden aus, nach deren Verlaut der markgräfliche Kommandant die Veste Hochburg in die Hand der Erzherzogin Claudia Felicitas, Wittwe des Erzherzogs Leopold des Fünften, Herrin in Tirol, dem Sundgau, Elsaß und den österreichischen Vorlanden übergab, der Besatzung jedoch, da sie nicht mit stürmender Hand noch Geschoß bewältigt worden, sondern „weil ihre letzte Krume aufgezehrt sei", ehrenvoller Abzug „mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr" verstattet wurde.

Stumm begrüßten die beiden Gegner nach dem Austausch sich abermals, und Josephus Wagner schritt mit seinen Begleitern in die Burg zurück. Dann, als der Spätnachmittag gekommen, erschien er wieder unter dem rothen Gatterthor an der Spitze der aus etwa vierhundert Köpfen bestehenden Besatzung, die hohlgesichtig, vom Hunger ausgemergelt, doch in festgeschlossenen Reihen und mit sicher Haltung an dem Befehlshaber der Belagerer, von ihm achtungsvoll begrüßt und cum salva guardia des Oberkommandanten zu Breisach, Feldzeugmeisters von Reinach, versehen, auf dem Weg gegen Emmendingen vorüberzog. Ein dichtgedrängter Nachtrab von Unbewaffneten, Greisen, mit Habseligkeiten aller Art beladenen Weibern und Kindern heftete sich furchtsam hart an die Fersen der abziehenden kleinen Soldatenschaar, und nach einigen Minuten war keiner der früheren Bewohner in den weiten, öden Räumen der Hochburg zurückgeblieben, in welche nun die Belagerer mit Gesang und Gelärm in hellen Haufen hineindrangen. Draußen aber löste sich bald die anfänglich noch aus einem Rest von Ehrgefühl behauptete Disciplin der bisherigen Burgbesatzung auf. Unordnung und Unbotmäßigkeit riß in den Gliedern ein, die Weiber mischten sich schreiend und klagend in die Reihen, die Soldaten fluchten und forderten trotzig lang rückständigen Sold. Auf dem halben Wege bis Emmendingen hatte ihre Zahl sich auch bereits fast um die Hälfte vermindert. Hierhin und dorthin schlugen kleine Trupps Nebenwege nach halb oder ganz zerstörten Dörfern ein; andre äußerten gradezu, sie wollten nicht in einer zweiten Festung des „Hungerherzogs" umkommen, bei den Kaiserlichen gäb's wenigstens für sie selbst, Weib und Kind etwas Andres zu beißen als Sohlenleder und Knochen, welche die Hunde übrig gelassen, um den Glauben und die Sache aber scheerten sie sich soviel, wie Kaiser und Fürsten des Reichs selber, wie Schweden und Spanier, keinen rothgescheuerten Rappenpfennig. Zustimmend und kreischend verstärkten die Weiber den Aufruhr; Joseph Wagner sah von seinem knochig mageren Hengst verächtlich darein und entgegnete ruhig:

„Ihr habt bis zum letzten Tage Brod und Wein gehabt, jeder soviel wie ich.

Doch thut, was Alle thun; ich habe keine Hände, Euch zu halten, hätt' ich sie, würd' ich sie nicht gebrauchen. Werdet Strolche, Räuber, Mordgesindel, Ihr findet überall im Busch und Feld Gesellen im deutschen Land. Wer bei mir bleiben will, den führe ich zum Herzog Bernhard, aber kein Weib und keine Dirne noch Buben gehen mit. Trefft Eure Wahl!"

Ein lautes, lärmendes Durcheinander erhob sich, ungefähr an fünfzig aus der noch vorhandenen Zahl sonderten sich ab und traten auf den Wegrand um ihren Führer zusammen, von den Uebrigen angeschrieen, verhöhnt und beschimpft.

Noch mehr Verachtung als zuvor blitzte das Auge Joseph Wagner's auf sie nieder: „Wenn wir etwas Anderes als unser Leder auf dem Leibe trügen, würdet Ihr wohl Euer neues Handwerk bei uns anfangen. Lauft den Steckenknechten und dem Halseisen in den Fang! — Ihr ehrlichen Soldaten kommt!"

Tobend, doch feig, sich an Diejenigen, welchen die letztere Anrede galt, zu wagen, verlief der buntscheckige Troß sich in der beginnenden Dämmerung, und die drei gewesenen Hauptleute der Burg setzten mit ihrer kleinen Schaar den Weg abwärts in die Rheinebene fort.

Auch auf der verlassenen Burg ereignete sich, ob in etwas anderer Art, Aehnliches. Im Glück, wie im Unglück, nach dem Sieg wie nach der Niederlage, vermochte kein Heerführer mehr dem Gelüst und der nächsten zügellosen Selbstwilligkeit seiner Truppenhaufen zu steuern. Auch die Zeltdörfer der Belagerer waren von einem ungeheuren Troß von Weibern, Buben und Dirnen umschwärmt gewesen, und dieser ergoß sich nun, dicht mit Soldaten aller Waffengattungen untermischt, gieriger Heuschreckenmasse ähnelnd, in die Räume und Wohnungen der Hofburg, Alles durchwühlend, zerschlagend, beschmutzend. Vergeblich bemühten die Offiziere sich, der rohesten Verwüstung zu wehren. Ihre Stimmen und Gebote verklangen ungehört, mit der einbrechenden Nacht stieg das wilde Aufschäumen der Begier, der Trunkenheit des Kopfes und der Sinne. Wein und Branntwein floß aus den heraufgeschafften Fässern der Marketender, und

„verpraßt in schnell geschaffner Liebe Arm"

tobte das Heut' durch das alte Gemäuer dem „kaum gedachten Morgen" entgegen. Fackeln und Pechkränze loderten ringshin zwischen dem Felsgestein, in den Sälen, deren zerschmetterte Thonfliesen zerwühlt umherflogen. Die nackten Arme auf die Löwenkopflehnen der vergoldeten Sessel aufstützend, saßen in kostbarsten Stoff gekleidete Dirnen mit entblößten Brüsten, funkelndem Geschmeide um den Nacken, redeten sich spöttisch mit hochfürstlichen Titeln an und lachten gemein hinterdrein: „Sie sind alle wie wir, haben auch nur einen Mund, um ihn vollzustopfen, — — — aber wir sind lustiger und ehrlicher, wenn auch unsre Schätze für uns stehlen, denn wir sagen's gradaus, daß unser Magen und Leib auf nichts Andres steht!"

Ob durch Zufall oder Unvorsichtigkeit entstanden, hatte eine der Fackeln im Hochbau des Schlosses das Gebälk angeleckt, und das letztere schlug mit leicht züngelnden Flammen auf. Einige Besonnene sprangen zu, um zu löschen, doch von dem Knistern, dem beizenden Rauch, dem Gefunkel noch sinnloser aufgestachelt, wehrten ihnen in spaßhaft-lüsternem Gerauf die Weiber und Dirnen. Laut schrie Eine hindurch: „Macht's besser! Es ist Johannisnacht heut!" riß eine andere Fackel vom Wandgestell und warf sie in lockeren Zündstoff hinein. Der Troß klatschte und brüllte Beifall; wie gleißende Schlangen wand und krümmte es sich an den Wänden, leckte aufwärts, bis es die Hautelisse-Gewebe faßte und mit gierigem Schnauben an ihnen in die Höhe schoß. Die junge Brandstifterin, in deren gluthausströmenden Zügen und irrlichternden Augen die Trunkenheit fast wie Geisteswahnsinn flammte, schrie wieder: „Heut' Nacht tanzen die Hexen auf dem Kandel —"

Es mußte jemand grad' durch ein Fenster nach Osten hinüberblicken, denn eine

Stimme antwortete: „Bei des Junker Volands Hörnern und Schwanz, sie sind dabei und haben auch auf dem Kandel ein Johannisfeuer — seht her!"

„Hört Ihr's!" Die Dirne lachte, daß ihr der Schaum vor die glühenden Lippen trat — „so gut wie ihr Klappergebein können wir uns auch noch sehen lassen! Husch, husch — Hex' aus dem Busch!" und sie riß sich mit achtlosen Fingern die kostbaren Gewänder vom Leibe: „Kommt und tanzt!" that das Nämliche an andern Weibern, die ihr unter die Hände geriethen: „Tanzt, Ihr Teufelsliebchen! Morgen kommt das Gerippe und holt Euch und läßt Euch nur noch Knochen, nach denen Keiner mehr greift!" Da und dort stürzte es lodernd vom Gebälk, klirrend sprangen die buntbemalten Scheiben, der Wind stieß herein und wirbelte schwarze Rauchballen umher, doch zwischen ihnen wirbelten, wie vom Veitstanz gepackt, rasend und keuchend noch die nackten Dirnen mit ihren stolpernden Tänzern, deren versengte Hahnenfedern die Krämpenhüte umflogen, unter welchen sinnberaubte Gesichter stier in die kreisenden Feuerwände und feuerzuckenden Augen der nächtigen Hochburgherren dreinblickten.

Das war das andre Sonnenwendfeuer, das Raudibusch und Regine aus der hohen Nachtstille des Kandel in weiter Ferne gewahrten. Ueberall in den Höfen, Gängen, Gemächern und festen Gewölben der unteren Theile der Veste bot sich ein verwandtes Schauspiel; unwillig, aber machtlos war der Obristwachtmeister Georg Feuchter mit seinen Hauptleuten in's Zeltlager des Brettenthals zurückgekehrt und überließ die aus massivem Gestein erbaute Burg für heut' ihrem Schicksal. Nur an der Nordwestseite derselben, wo, ein Stück die Berglehne hinab, der mit in die äußere Befestigung gezogene „Meierhof" lag, ging es schon seit geraumer Weile stiller zu. Ein wunderliches Sprachgemisch von Kroaten, Czechen und Spaniern hatte sich dorthin gewandt, Schränke und Wände erbrochen, den Estrich durchwühlt und jeden Winkel ausgestöbert, ohne nennenswerthen Erfolg für ihre Beutesucht einzuheimsen. Jetzt saßen sie, ungefähr an die hundertfünfzig in auffälliger Lärmlosigkeit um Einen aus ihrer Mitte, der sich zum Sprecher aufgeworfen und den die Uebrigen bald „rother Jacob", bald „Daumschraube" anredeten. Er drückte sich in einer Sprache aus, die von jeder derjenigen der Hörer einen Theil enthielt, und seine Zunge redete eifrig dem eifrig aufhorchenden, manchmal mit Fluchen und wieherndem Lachen zustimmenden Auditorium. „Laß uns hin, rother Jacob! — 'Ne Stunde Weg's, sagst Du? Beim Barrabas, die Mannsfallen, die Weiber, wenn sie erst sternhagelvoll sind, kratzen uns mit den Nägeln die Augen ärger als Busch und Tann und beißen grimmiger im Finstern als die Dornen. — Wer zur richtigen Mauskopfgilde gehört, geht mit! — Wir wollen den Kutten die Speckbäuche ausräuchern! — Aber redlich getheilt, Geiernase, nicht nach der Länge des Rüssels!" — „Blutsapperlot, stopf' Dir Kaldaunen in den Bauch, Pippo, bis er platzt, und scheer' Dich nicht um meinen Giebel! — Stettinger wird's auch in den Brevierdeckeln geben. — Die Daumschraube soll unser Führer sein, ihr gehorchen wir! — Sie soll uns führen wir gehorchen ihr!"

„So kommt!" gebot der rothe Jacob aufstehend, „aber auf Hühnerfüßen, daß die Nasen der Weibelfüchse nichts wittern; Weiber und Dirnen bleiben zurück."

Es waren verhältnißmäßig wenige von den letzteren auf dem Meierhof anwesend, doch diese erhuben über ihre Ausschließung ein solches Gezeter, Schimpf und Mordio, daß der Führer grimmig dreinschnob: „Potz Pommeranze, Ihr Quittenfratzen, stopft Eure verdammten Kehllöcher! Ihr heult uns die Steckenknechte auf den Hintern! Wenn das Geschmeiß mit muß — Gabriel, Erzengel, halt's beisammen hinterdrein und daß es seine Pfeiforgeln in Ruh' hält! Wenn eine von den Stuten aufwiehert, tritt ihr den Blasebalg mit dem Fuß in den Bauch! — Ordnung jetzt! Rechts abmarschirt! Immer durch Wald und Busch geht's, dann in's Thal hinunter, an den Zelten vorbei dürfen wir nicht. Mir auf den Fersen nach!"

Der Zug setzte sich für seinen Umfang ziemlich geräuschlos in Bewegung und hielt sich auf der Höhe des Berggrates, der von der Hochburg an dem verödeten lichtlosen Dorf Maleck vorüber grad' nordwärts sich zum Thal des Thennenbaches hinaufstreckte. Erst als sie außer Hörweite des Lagers an den Waldrand gelangten, begann ein unablässiges Krachen, Rauschen und Dröhnen, von dumpf erstickten Flüchen begleitet, wie das Gesause eines durch's Dickicht mit seinen Hauern sich Luft brechenden Wildschweinrudels. Doch allmählich verklang das Getöse gen Norden, die dunklen Wipfel standen wieder ruhig und wie mit leiser Hand glättete der Nachtwind die weiße Durchbruchsfährte ineinander.

Drüben aber, über dem Kloster Thennenbach auf dem kahlen Haidekrautrücken, von dem Randibusch und Regine am Morgen zu ihrer Wandrung aufgebrochen, stand eine einzelne weiße Gestalt, Schildwacht-ähnlich, unbeweglich in die Nacht hinaushorchend. Der Mond erhellte halb deutlich unter der Kapuze ihr Gesicht und ließ den Klosterpförtner Gervasius erkennen, der manchmal abgerissene Sätze vor sich in den Bart brummte.

„Der Böse vom Kandel hol' sie alle mit einander! — Ich hätt' im Grunde nichts dawider, wenn sie kämen und das Nest ausräncherten. — Was hat man davon? Ein Taubennest ohne Tauben drin, nichts als weiße Täuberiche! — Pick, pick — ein Korn um's andre. Ist das das Einzige, wofür Einem der Schnabel gewachsen, wenn man noch Mark in den Knochen hat? Wie lang' dauert's noch? — Der Bartholome roch das Wetter mit der richtigen Spürnase, als er seinen Magister ausbläute und durchbrannte. — Haha, das helfenbeinerne Kopftuch, siebzehn Jahre sind's. Spürst sie im Gebein, Gervasie? Ne minimum! — Was treiben sie da auf dem Herenkopf? Mehercle, der alte Pferdefüßler hat seinen Bocksschwanz in Brand gesetzt und streckt ihn wie eine Kometenruthe auf die Welt herunter. Das bedeutet etwas wie eine neue Gesetztafel aus dem brennenden Busch. — Aber der Andreas hat das Gras wachsen gehört, wie immer. Es kommt nichts; nichts als der Wind. Kein Strolch denkt an uns; hol's der Henker! Pick, pick, morgen wie heut', bis sich's ausgepickt hat, wie ein Klopfwurm im faulen Holz, und sie Einen mit Geplärr zu den andern Würmern hinunterscharren. Zu aller knochenklappernden Hochwürdigkeit — vielleicht wird man nach ein paar hundert Jahren auch noch ein heiliger Schädel, den die rothen Kopftücher dann andächtig küssen. Eine vergnügliche Aussicht für die Kinnbacken — ho, was giebt's da?"

Der Bruder Gervasius horchte gespannten vorgebückten Ohres auf. Gradher aus der Richtung der Hochburg klang's in der Stille plötzlich, noch fern hinüber wie das Gekrach eines den Wald durchbrechenden Wildschweinrudels, doch offenbar nicht mit Thierlauten, sondern mit einzeln aufkreischenden menschlichen Stimmen untermischt. Dann ward's wieder lautlos, aber bald drauf begann's auf's Neue und hatte sich schon näher herangewälzt.

Der Lauscher stieß aus: „Er hatte doch Recht, sie würden kommen, sobald die Burg ausgehungert und übergeben sei. Nur auf dem Thalweg hatte er sie vermuthet — einerlei, sie haben das Nest in der Spürschnauze —"

Und mit riesigen Sätzen wie ein ungeheures weißes Kaninchen sprang Gervasius den Hügel hinab und stand nach einigen Minuten athemlos im Refectorium des Klosters vor der dichtgedrängten Schaar seiner Mitbrüder, die bei seinem hastigen Eintritt erwartungsvoll von ihren Sitzen aufflogen. „Sie kommen!" stotterte er, doch mit einem Gesicht, das weniger Bestürzung, als ein Bemühen, halb freudigen Ausdruck zu verbergen, kundthat, und ein unruhvolles Durcheinander, Fragen, Laufen, Umhersuchen und Rufen erfüllte den Raum. Man sah, die Anwesenden waren auf die eingetroffene Botschaft nicht unvorbereitet, doch die wirkliche Verkündigung derselben drohte trotzdem

all' ihre vorbedachten Pläne und Anordnungen rathlos über den Haufen zu werfen. Mit lautem Jammergeschrei irrte der Abt Adam Egetter hin und her. „Sie kommen, und Alles wird unter ihren Händen gehen, rinnen, lodern. Meine Arbeit von zehn Jahren — die Fische, die Vögel, das Vieh. Rauch und Schutt und Asche! Wofür hab' ich gelebt? Mein Kopf — mein Kopf!“

Er preßte die Schläfen, wie mit Schraubstöcken zwischen die Handflächen; unter den Mönchen stand auch die Schwester Xaveria; bleich, doch furchtlos, nur wandte sie unruhig jetzt den Kopf und fragte: „Wo ist das Kind — Regine? Ich habe sie seit heut' Morgen nicht gesehn.“

Einer der Brüder gab flüchtig Antwort: „Mit dem Raudibusch war sie heut' früh, wird's vermuthlich noch sein. Der läßt ihr nichts geschehn, so lang' er einen Finger rühren kann. Gäb's keine andre Sorge —“

Der Bruder Andreas Rothenflüg allein hatte volle Ruhe bewahrt, mit dem Pförtner einige Worte gewechselt und übertönte jetzt die Unschlüssigkeit mit fester Stimme:

„Es ist gekommen, wie ich gedacht, worauf ich Euch bereitet, und keine Zeit zu verlieren. Wenn wir den ersten Ansturm vielleicht abschlagen könnten, so kämen Andre nach und der Ausweg würde uns versperrt. Nachdem die Hochburg gefallen ist, hat in den nächsten Tagen kein Hauptmann mehr Herrschaft über seine Soldaten, die droben nichts gefunden, was sie gesucht. Ihr seid gerüstet fortzuziehn und habt den Beschluß gefaßt, in Freiburg Schutz zu suchen. Wer dabei beharrt, wird unter den Schirm der Nacht noch bis zum Morgengrau hingelangen. Gervasius berichtet, daß sie von Maleck her durch den Wald brechen, so müssen wir uns erst gegen Norden halten und über Landeck in's Rheinthal hinunter. Vorwärts und nicht gesäumt! Gott schützt uns, aber nur wenn wir uns selbst helfen. Vor hundert Jahren sind unsere Brüder auch so vor den Bauern davongezogen, wiedergekehrt und haben neue Teiche, Gehege und Ställe angelegt und gefüllt, hochwürdigster Bruder. Wofür wir leben, fragst Du? Ich denke, Gottes Finger deutet mehr denn je in unsre Zeit — nicht um zu essen und zu trinken, sondern um ihm zu dienen, wie's Einer am besten zu vermögen glaubt. Kommt!“

Trotz dem ernsten Moment ging aus den Augen des Sprechers der alte Zug in Mitleid eingemischter Geringschätzung auf den Abt nieder, der sich sinnlos vor die Stirn hämmernd, fortjammerte: „Mein Kopf — mein Kopf! Er bricht auseinander, und sie werden alle meine Gedanken lesen, denn sie fallen heraus — heraus. Alle geheimen Schriftstücke — die Schatzdocumente — da — seht Ihr's — da liegt wieder Ein's —“

Er bückte sich und griff mit den Händen auf den leeren Boden, doch es antwortete, achtete Keiner mehr auf ihn, und er folgte taumelnd dem Gedränge der Ordensbrüder nach, die sich wie eine lautlose Heerde, von Andreas Rothenflüg geführt, durch Hof und Garten dem Nordrand der äußeren Klostermauer zuwandten. Der Pater Lucianus hatte offenbar Alles bis in's Kleinste vorher für den Eintrittsfall des Befürchteten sorglichst bestimmt; an dem nördlichen Thor erwarteten die Laienangehörigen von Thennenbach, Knechte, Greise, Weiber und Kinder geräuschlos die abziehenden Mönche und schlossen sich ihnen in vollkommener Ruhe und Ordnung an. Andreas Rothenflüg führte mit fast weltmännisch-ritterlichem Anstand die Schwester Xaveria und sprach ihr Beruhigung zu, deren ihr fester Gang neben ihm jedoch nicht bedurfte. Nur wandte sie sich noch bei jedem Schritt und befragte auf's Neue die hinter ihr Dreinfolgenden nach Regine, ohne anderes Ergebniß, als daß niemand sie den Tag hindurch gewahrt. Vielleicht hatte sie sich mit Raudibusch, in dessen Begleitung auch noch ein halberwachsenes Mädchen sie ostwärts im Wald zuletzt gesehn, erst den Nachzüglern angeschlossen; jedenfalls konnte sie nicht ohne Kunde allein im Kloster zurückgeblieben sein. Andreas Rothenflüg suchte umsonst auch die sorgenvolle Bangniß der Schwester Xaveria hinsichtlich der Vermißten zu stillen und sagte: „Wenn der Himmel heut' noch in deutschen Landen

seine Vaterhand über etwas hält, so ist's über solch' unschuldigem, holdseligem Kinde. Aber möcht's sein, wie immer, wir haben keine Bedenkzeit, könnten nicht rückkehren, um zu suchen, Fräulein. Hört!"

Er hatte mit dem vorletzten Wort eine verwunderliche Anrede gebraucht, die derzeit allein noch fürstlichen und hochadligsten Jungfrauen zukam, und der Arm der Schwester Xaveria zuckte leis' aus dem seinigen, aber zugleich drehte sie auf seine letzte Mahnung den Kopf und horchte durch die rinnende Mondnacht zurück. Da kam's, als Bestätigung seines Nachsatzes, daß sie nicht mehr nach dem Kloster umkehren könnten; drüben am südlichen Waldabhang brach es deutlich vernehmbar gleich wildem Gethier krachend, heulend und brüllend aus Busch und Tannicht, kollerte am jähen Gelände mit Fluch und Aufschrei rascher abwärts, und die Stimme des rothen Jacob klang verständlichen Rufgebot's: „Rechts hinüber, Geiernase! Laß die Dirnen frei, Gabriel und halt' Dich links! Ich nehme die Mitte, drauf! Bist Du zuerst drüben, Erzengel, so sprich den Segen! Die Weinschläuche schnarchen schon an ihren Spundlöchern. Hurrah, hier herauf! Mir nach!"

Eiliger und lautlos zog die Klosterkarawane am Thennenbach gen Norden aufwärts, und eine Felswand des sich schmal verengenden Thal's schloß ihr jetzt den Rückblick und die Hörfähigkeit für das wüste Stimmengetöse um die jenseitige Klostermauer ab. Von den erschreckt nachdrängenden Weibern und Kindern unbeachtet, blieb nur eine am Wegrand hin und her schwankende weiße Gestalt zurück, die halblaut wimmerte: „Mein Kopf — die Querbalken wollen aus den Fugen und die Thür springt auf." Und dann schrie Adam Egetter verzweifelt: „Ich muß sie zuschließen, und der Schlüssel steckt drunten auf dem Eisenspind unter meinem Bett!" und plötzlich abwärts fliegend stürzte er wieder auf das verlassene Kloster zu. Die Andern setzten, ohne ihn zu vermissen, eilig ihren Weg fort; sie erreichten mehr und mehr die Höhe und wandten sich wie ein gescheuchtes Dammwildrudel, dem Andreas Rothenflüg ruhig als Leithirsch voranschritt, linksab in tiefen Wald. Nach einer Stunde etwa stiegen geisterhaft die hohen, üppigübersponnenen Trümmer der im Bauernkrieg zerstörten Burg Landeck vor ihnen auf, und sie bogen durchs Gallenbachthal in die weite, Mondlicht-beglänzte Rheinebene hinunter. Von der Laienschaar, die sich um sie befand, hatte sich bereits ein Theil verloren, und die Mehrzahl der Verbliebenen zerstreute sich jetzt, um für Weib und Kinder in den nahbelegenen Ortschaften Köndringen und Mundingen bei Verwandten oder Befreundeten ein nächtliches Unterkommen zu finden. Die Mönche aber gelangten auf breitere Straße und schritten an dem Dorf Theningen vorüber dem wie ein endloser schwarzer Strich sich von Nord nach Süd vor ihnen ausdehnenden „Mooswald" zu. Am Rande desselben gabelte sich der Weg, westwärts schnitt einer in's Dickicht gegen den Kaiserstuhl ein, ein andrer ebenso nach Süden zur niedrigen Rückenschwellung des „Marghügels" hinan, und an diesem entlang gen Freiburg. Die nächtlichen Wandrer machten eine Minute überlegend Halt, da miaute es im Ton der Wildkatze neben ihnen im finstern, undurchdringlichen Sumpfdickicht, der nämliche Laut antwortete gegenüber und wiederholte sich blitzschnell rundum. Dann rief eine Stimme: „Was sind das für weiße Mäuse? Drauf, ihr Kater, der Fang lohnt das Mausen!" und eine schwarze Mannsgestalt setzte aus dem Busch auf die Straße. Im Nu folgten ihr an zwanzig andre und stürzten mit gehobenen Piken, Beilen, Hacken und Knitteln auf die Ordensbrüder zu. Diese drängten sich auf einen Haufen zusammen, Andreas Rothenflüg rief beherzt: „Wehrt Euch gegen das Rottgesindel, die Buschklepper!" sicherte die Schwester Xaveria hinter sich in der Mitte des kleinen Kreises und riß unter seinem Ordensgewand ein Schwert hervor. Auch der Bruder Gervasius that dasselbe und hieb mit seiner Schneide dem ersten in ein Zottelfell gekleideten Angreifer so wuchtig über den Kopf, daß der Getroffene heulend zu Boden brach. Doch nun brüllten seine Spießgesellen

wuthschnaubend auf: „Die Mäuse wollen beißen — sie haben dem räudigen Wolf die Gurgel abgeschnappt! Reißt sie in Fetzen! Drauf! Es sind Mönchskutten mit goldnem Räucherwerk unter'm Rock!" und die Ueberzahl stürmte von allen Seiten heran. Das Getümmel sprengte den Haufen der Cisterzienser auseinander; Andreas Rothenflüg kämpfte mit unerschrockenem Todesmuth, er hielt den linken Arm schützend um die Schwester Xaveria geschlungen und focht geschickt mit seiner im Mondlicht blitzenden Waffe. Doch das Verhältniß war zu ungleich, Einer der Schnapphähne schrie: „Hier ist auch eine Küchenmaus, die besseres Räucherwerk unter der Kutte trägt! Sie gehört mir, nehmt ihr das andre!" und er streckte die Faust nach dem Kopf Xaveria's, von dem das weiße Tuch herabgerissen war und deren braunes Haar glänzend im Mondenstrahl und Nachthauch die Schläfen umflatterte. In den Augen Andreas Rothenflüg's zuckte es einen Moment fast wie irrsinnig auf, sein Mund stöhnte: „Lieber todt!" und sein Schwert hob sich, von dem bisherigen Gegner abgewendet, als wolle es auf die Brust der Ordensschwester herabfunkeln — da scholl auf der Straße von Süden her hinter ihrem Rücken ein Hufgeklapper und eine kraftvolle Stimme: „Was giebt's hier? Blutsauger und Marder aus dem Busch, die Kumpane Eurer Fahnenläufer! Auf die Schnapphähne, Ihr Ehrlichen!" Und Josephus Wagner stürzte mit dem Rest der unter seiner Führung verbliebenen Hochburgbesatzung den auf's Aeußerste Bedrängten zu Hülfe. Ein noch wilderes, blutiges Gemenge erhob sich, doch nur kurz, denn die von dem Tagesvorgang ingrimmig schon gereizten Soldaten machten mit schonungslosem Eifer ungefähr die Hälfte der Räuber nieder, daß dieselben todt und verwundet zu Boden taumelten, die kleinere Hälfte flog hier und dort, sich salvirend, in den Mooswald zurück und verschwand, wie vom Sturm fortgefegte Blätter, unverfolgbar im lichtlosen Gestrüpp.

„Die Todten laßt als Aas für die Raben, die Verwundeten an den Ast!" gebot Joseph Wagner. „Es ist immer auch etwas für's Reich, wenn man das Viperngezücht drin zertritt." Er wandte sich zu den Geretteten, von denen niemand getödtet, doch einige leicht verwundet worden. „Es war Zeit, Herr Nachbar, Gott führte Euch des Weg's, sagte Andreas Rothenflüg, dem Schloßhauptmann in fieberhafter Erregung die Hand drückend.

„Ihr seid doch unverletzt, Fräulein?"

„Dank Eurem tapfern Arm, Hochwürdiger," antwortete die Schwester Xaveria. „Ihr könntet so gut an der Spitze eines Regiment's ziehen, wie zur Mette."

„Ich denk', ich könnt's auch," murmelte der Bruder Gervasius, seitwärts an den Grabenrand tretend über den Einer der Buschklepper, offenbar ein verlaufener Landsknecht, mit Lederkoller und Pluderhosen hinuntergerollt war. Die Soldaten hatten eifrig Strick- und Riemenwerk zusammengesucht und führten mit freudiger Geschäftigkeit den Befehl ihres Hauptmann's aus, jeden, dessen Kehle noch nach Luft schnappte, am Geäst der nächsten Bäume heraufziehn. Einige nur leichter Verletzte rangen noch um's Leben und schrien: „Nur noch einen Luftzug — gebt uns Gebetzeit!" Doch die Hochburger lachten mit knirschenden Zähnen: „Da ist der „himmlische Wegweiser", lauft ihm nur nach! Ihr habt Zeit genug gehabt, jetzt giebt's Hochzeit mit der Jungfer Hänfin! Da fidelt Hans Klapperbein und geht's mit den vier Winden zu Tanz! Ho, den da hängt vorn an der Herberge zu den drei Säulen als Bierzeichen aus, daß des Henkers Tauben den Schlag ausfinden!"

„Nun, und wohin, Ihr Söhne des heiligen Bernhard?" fragte Joseph Wagner. — „Sie wollen in Freiburg Schutz suchen", erwiederte Andreas Rothenflüg, „doch ich —"

Er zauderte einen Moment. „Doch Ihr, Pater?" wiederholte der Schloßhauptmann.

Der Gefragte warf raschen Blick auf seine schutzbefohlene Ordensschwester hinunter. „Ich bleibe dem Namen meines Schutzheiligen treu."

„Was heißt das?“

„Ich gehe zum lebendigen Bernhard.“

„So ziehn wir eines Weg's, und das Beste ist's, was Ihr mit Eurer —“

Doch ein Ausruf der Schwester Xaveria unterbrach den Hauptmann: „Zum Herzog Bernhard von Weimar wollt' Ihr? Nein —!“

„Nein? Beim Petrus und seinem abgehackten Ohr, ja, sag' ich! Ich gehe auch zu ihm!“ Vom Graben her war eine dunkle Gestalt mit breitkrämpigem Hut und Lederwamms aufgetaucht und trat mit den hereinprasselnden Worten an die Redenden hinan. Staunend hielt der Pater Lucianus inne: „Das ist Gervasius, unser Pförtner, nach der Stimme!“

„Sag', ein Bernhardiner vom neuesten Schlag, Bruder Andreas! Der alte Taubenschlag ist ausgepickt und der Adam in die Brüche gegangen. Weiß Einer von Euch, wo unser Hirt geblieben? Ich kann's tragen und hab' mir einen neuen Adam angezogen; wer todt ist, hat keinen Rock und Hut mehr nöthig und im Uebrigen haben meine eigenen Knochen ihm zur ewigen Höllenruh verholfen. 'S geht nach der Zeit, und es giebt solche, in denen's besser ist ein Bernhardiner Hund mit ordentlichen Zähnen zu sein, als 'ne weiße Taube vom heiligen Geist. — Da haben sie all' ihren hänfenen Kragen an. Abmarschirt in's Leib-Pikenierregiment des Junker Voland! Pik — pik!“

„Weshalb wolltet Ihr nicht mit uns, Fräulein? Wohin sonst, ohne Schutz, dem uns hier der Himmel in die Hand geführt?“

Andreas Rothenflüg frug es und redete leise mit der Schwester Xaveria weiter, deren erste, unwillkürlich-heftige Verneinung allmählich ruhigerem Erwägen zu weichen schien. „Ihr habt wohl Recht“, versetzte sie langsam, „wohin? Noch einmal solcher Gefahr —“ sie blickte um sich und ihr Körper schauderte zum erstenmal zusammen. „Ich war noch zu heftig erregt und sprach's, ohne zu denken. Weshalb denn nicht? Als barmherzige Schwester — aber laßt uns von diesem häßlichen Ort, Hochwürdiger!“

Ein blühendes Roth hatte ihr unverhülltes Antlitz überzogen; Rothenflüg entgegnete rasch: „Heißt mich nicht so, auch ich bin kein Mönch mehr seit heute!“ und zugleich fiel Josephus Wagner herantretend ein:

„Es ist Zeit zum Aufbruch, damit wir noch vor'm Morgenlicht über den Rhein kommen. Drüben werfen wir uns in die Vogesen und gelangen in Sicherheit weiter. Wer mit uns will, schließe sich an, die Andern führt der Weg linksab nach Freiburg Die Ordensschwester besteigt mein Pferd und wird in die Mitte genommen, so lange wir den „Mooswald“ passiren. In vier Tagen stoßen wir zum Heer des Herzogs Bernhard. Vorwärts!“

Der Führer erörterte und gebot es in knapper, soldatischer Art, hob die Schwester Xaveria, die keinen Widerstand mehr leistete, auf den Sattel und ergriff selbst die Zügel des Pferdes. Die Mönche nahmen Abschied und schlugen den Weg nach Süden ein, nur Andreas Rothenflüg und Gervasius schlossen sich der kleinen Hochburger Schaar an. Dann lag die Straßenkreuzung leer im Mondschimmer, an den Aesten nur schwankten mit weißverzerrten Gesichtern „im Tanz der Winde“ die hängenden Raubgesellen aus Busch und Feld, und hinter dem abfallenden Schritt des Lebens kamen in schwarzem Geflatter „die Tauben des Henkers“ aus dem Innern des Mooswaldes und wiegten sich flügelschlagend und krächzend auf dem murrenden Wipfelzweig der Bäume, an deren grauen Stämmen die lockenden Früchte herabhingen. Mit dem Strahlennetz des Mondes kämpfend, fiel vom dunklen Gebirgsrand drüben im Osten ein blutiges Licht der brennenden Hochburg auch bis hieher — in weiter Ferne, dem Himmel nah, schien's, als ob ein glimmender Stern auf dem Gipfel des Kandel niedergefallen, und als dritter irdischer Aufglanz der Nacht hatte sich nordwärts von der

verlassenen Veste hinüber eine rothe Feuersäule hinzugesellt, die das Sonnenwendfest des Jahres 1636 verherrlichte.

Die letztere schlug aus dem Dachstuhl einer Seite des großen inneren Häuser-geviert's des Klosters Thennenbach, durch dessen Gemächer, Höfe und Gärten seit Stunden fluchend, brüllend und kreischend das Sprachgemisch der Kroaten, Czechen, Spanier und der Weiber und Dirnen, welche sie begleitet, getobt. Ringshin bot sich, von Flammen beleuchtet, ein Anblick, wie innerhalb der Mauern der Hochburg, nur hatten die neuen Besitzer hier reichen Vorrath der Beute, nach der ihnen das Blut in den Adern geraucht, aufgefunden, in ihr Geschrei und das Prasseln der Feuersbrunst gellte der Todesjammer der halblebendigen Leibes zerstückelten und an der Gluth gebratenen Rinder und Schweine; Vögel mit flugunfähigen Schwingen, Hühner, Enten, Gänse, dazwischen in tropisch schillerndem Gefieder Pfauen und Fasane flatterten scheu und wild umher, und tosende Jagd stürzte mit heulendem Halloh hinter ihnen drein. Aus Gewölben und Kellern schleppten Andre verschlossene Truhen, kostbares Geräth, Metallgefäße, der Wein rann aus dickbäuchigen Fässern, und die steigende Nacht steigerte hier ebenfalls den gierigen Genuß aller Sinne allmählich zu thierischem Wahnwitz. Der rothe Jacob schritt seiner Rotte auch darin als Führer voran; stier hervorquellenden Auges blickte er auf einige Kroaten, die ein neues Faß herankollerten und stieß mit schäumendem Mund aus:

„Kreuz Huf und Bocksfuß! Dutzendweis her mit den Fässern! Zwei unersättliche Schlunde giebts, ich habe nur einen davon, aber er hält die Probe für zwei! Schlagt die Thür in Stücke, Kerle, wenn's Faß nicht durch will! Endlich — wird's, Ihr Rülpse? Herum — und ihm den Wanst aufgeplatzt!"

Er stieß mit dem Fuß nach der Weintonne, glitt aus und fiel. „Vermaledeit! Hier kriecht mit Euren Saugern ein!" In die Höh' taumelnd griff er nach einer Axt und hieb auf das Faß, daß der Boden zerplatzend herausfuhr. Der „Erzengel" Gabriel packte ihn: „Bist Du toll, Saufbold? Der Wein ist pfutsch!" Doch der rothe Jacob riß sich los: „Ho, Sündfluth! In die Arche!" sprang mit einem Satz in die Tonne hinein, daß der rothe Wein ihm bis an's struppige Haar hinaufschlug und brüllte: „Bei seinen Töchtern Noah —" allein er kam nicht weiter, denn das Faß brach mit ihm herum und seine Stirn taumelte gegen eine spitze Gemäuerkante, daß er bewußtlos liegen blieb. „Schleppt ihn in den Keller und schmeißt ihn auf Stroh!" befahl Gabriel; einige Weiber rannten johlend und fragend herbei, was für Spaß es gegeben? Der Erzengel zuckte gleichgültig die Achsel: „Der Kerl hat sich Maul und Nase zerschlagen, und der Wein trieft ihm wie Blut aus den Schweinsaugen. Stellt das Faß wieder auf! Die Daumschraube war nicht dumm, man schöpft so aus dem Brunnenloch bequemer. Potz pieu, hat Keiner Schelmbeine im Sack? 's wär an der Tageszeit!"

Pippo, der Kroat lachte: „Davvero, ich habe gestern drei gefunden. Da sind sie!"

„Gieb. Stoßt das Faß wieder um als Wurfbock und ein anderes her! Wer soll Scholderer sein?"

„Sei Du's, Erzengel!" Die Umdrängenden stimmten ein: „Du weißt, was ehrliche Ordnung ist."

„Bei'm Satan, ich glaub's. Seit dreißig Jahren kenn' ich das schuftige Gebein und es hat mich manchmal splitternackt bis auf's eigne Gebein ausgebeutelt. Wer fängt an?"

Das Spiel begann, immer mehr kamen herzu, von Oben fiel erhellend das blutigrothe Licht eines brennenden Giebels. Manchmal schrie der Scholderer den trinkenden, lärmenden und keifenden Dirnen zu: „Ich werf' Euch den Tiegel an den Schädel, Ihr Mannsfallen, wenn Ihr Eure Pfeifen nicht im Rock haltet! Hier geht's um den Himmel und seine Heiligen!" Dann ward's eine Minute lang ruhiger und

hub mit der sinnlosen wachsenden Trunkenheit wieder an. Durcheinander in frohlockendem, fluchendem, wirrem Wortgemenge ging's in die Nacht hinaus:

„Hier, einen Thaler!“

„Gieb! Zwei Daus! Den Thaler hast Du sicherlich gestohlen gehabt, böhmische Ratte. Her damit!“

Pippo, der an der Wurfbank saß, steckte den Gewinnst ein. „Noch einmal: Einen Joachimsthaler diesmal!“ schrie der Czeche.

„Dreimal sechs bringt die Hex'! Veramente —“

„Hand weg! Auf den Goldfuchs gepaßt! Wer setzt?“

„Iddio! Wart', ich glaube, hier steckt noch eine Füchsin. Wir wollen sie verkuppeln. Fang' an!“

„Verflucht! Der Fuchs ist durchgebrannt! Es geht nicht mit rechten Dingen zu, das Gold läuft Dir geschmolzen in die Tasche hinein, wie der Wein in die Gurgel!“

„Accidente! „Versuch's noch einmal! Fortuna ist eine Dirne und will bezahlt sein.“

Die „Geiernase“, die bisher stets verloren, hieb sich auf die Brust: „Komm her, Du Fettwannst! Wenn's mit dem Hinkenden zugeht, habe ich hier zwei Teufelsbanner,“ und riß zwei Goldplatten unter'm Wamm's hervor.

„Kirchengold?“ Pippo wog's in der Hand und besah's.

„'S ist ächt.“

„Was setz'st Du?“

„Zwanzig Gulden das Stück.“

„Topp! Für alle Hexen los!“

Doch gleich nach dem Wurf sprang die Geiernase wuthschnaubend auf die Faßbank zu. „Deine Schelmbeine sind falsch, rothängiger Hundsfott! Ich hab' siebzehn Mal verloren!“

Er griff nach einem Beil und hieb auf die Würfel nieder, die hohl auseinandersprangen und aus denen es in glänzenden Kugeltropfen herausspritzte.

„Halt! Gebt Frieden!“ rief Gabriel.

„Was, halt? Niederländer sind's, da habt Ihr's! Flüssiges Silber steckt drin! Her mit den Platten, großmäuliger Schuft! Vier Nobel und dreizehn Gulden hab' ich vorher verspielt!“

Der Kroat war vom Sitz aufgeflogen. „Brigante! Seid Ihr Buschklepper? Tormento! Du hättest vorher zusehen können. Ich habe die Schelmbeine gefunden, weiß nichts davon.“

Die Geiernase hob das Beil wieder. „Alles heraus, kroatischer Hund —!“

„Haltet's Maul, Du und Du! Ich bin hier Scholderer“, fiel der Erzengel Gabriel ein. „Nach Landsknechtsrecht kriegt der Gefoppte das, was Du mit dem falschen Schelmbein gewonnen hast, wieder, und halb so viel fällt aus Deinem eignen Sack an die Scholderei. Bezahl'!“

„Sonst reißt ihm den Koller vom Leib!“

„Gaglioffi! Goffi! Arcifanfani!“ schrie Pippo zurückspringend und sein Schwert von der Hüfte reißend. „Wollt Ihr sirb'schen Köter die Kroaten schimpfen? Camerate, al soccorso!“

Ein Stoßen, Drängen, Schreien, Fluchen und Drohen wogte auf, wie im plötzlichen Wettersturm hin und her sausendes Tannengezweig. Waffen blitzten, Gestein und brennende Scheite flogen. Alle Zungen lallten, aus allen Augen starrte entgeisterte Bewußtlosigkeit; das Blut rieselte von Schläfen und Händen der sinnlos durcheinander Dreinschlagenden, einige der Weiber kreischten und zerrten an den Kämpfenden, andre klatschten und hetzten. Da stürzte aus einer Kellerthür die weiße, doch von Rauch und

Brandschwärze scheckig gefärbte Gestalt eines Mönches herauf, schwang einen riesigen Schlüssel über sich, bohrte sich denselben gegen die Stirn und schrie: „Ich hab' ihn — er schließt — die Thür ist wieder zu!" Einige noch halb Besonnene unter den Landsknechten nutzten den überraschend seltsamen Anblick, um den Streit zum Stillstand zu bringen und riefen: „Heidihoh! Seht das springende Frettchen! Ein Hermelinfell trägt's, als käm's von König Nobels Hof! Setzt ihn auf den Thron und laßt ihn Recht sprechen!"

Die Ablenkung schlug ein, heulende Jagd begann, und sie fingen den Abt Adam Egetter ein, denn er ließ sich bereitwillig fangen, und setzten ihn auf ein Faß, von dem er lachend auf die umherdrängende Meute heruntersah. „Krönt ihn! Krönt ihn!" schrie's. „Womit? — Der Erzengel muß ihn fragen!"

Gabriel trat heran: „Bist Du ein König?"

Adam Egetter streckte mit kindischem Stolz den Schlüssel wie ein Scepter aus und antwortete:

„Du sagst es."

„Er ist aus Galiläa! — Salbt ihn mit heiligem Oel! — Krönt ihn mit Dornen, wie seinen königlichen Vetter."

Dirnen rannten umher, suchten das Eine und das Andre, schütteten dem in unbeweglich steifer Haltung sitzenden Abt den ranzigen Inhalt einer als werthlos zur Seite geschleuderten Flasche auf die Scheiteltonsur und hefteten ihm eine riesige, aus Dorngezweig geflochtene Krone auf. „Nun macht Eure Reverenz vor dem Herrn der Heerschaaren!" Und sie defilirten knixend und sich verbeugend an ihm vorüber. „Gebt ihm den Backenstreich!" und jeder schlug ihm schallend in's Gesicht, doch er verzog keine Miene, regte sich nicht, sondern blickte mit stolz-vergnügtem Lächeln drein, bis ein Gejauchz ausbrach: „Hier kommt Magdalena, ihm die Füße zu waschen!"

Eine Dirne hatte ihr langes Haar aufgelöst, ihr Kleid von der Brust gerissen und kam wie eine Büßerin, gesenkten Blicks mit einem hölzernen Trog, kniete vor dem Abt nieder, zog ihm Strümpfe und Schuhe von den Füßen, fuhr mit einem Pferdestriegel über diese hin und schüttelte ihr Haar, als wolle sie dieselben damit trocknen. Doch die Frist, in der das blasphemische Possenspiel die trunkne Menge belustigt hatte, war verronnen, matte Schläfrigkeit starrte bleistumpf unter allen Lidern, Gabriel riß die Magdalena vom Boden auf und lallte: „Der Erzengel kommt vor dem Judenkönig und will sich wärmer in Deine Strähne einwickeln. Komm, in's Mausloch! Morgen ist der Durst wieder frisch!"

Er taumelte seitwärts gegen eine Wand, über der sich ein hoher ausgebrannter Giebel mit noch glimmend gespenstisch leeren Augenhöhlen in die Luft hob, und warf sich auf einen großen, darunter zusammengeschleppten Heuhaufen. Alle folgten seinem Beispiele, streckten sich, soweit der Platz ausreichte, daneben, oder hier und dort zur Erde. Kurz noch ging Lachen, Kreischen und Fluchen rund, klang auf und erlosch im Lallen, Stammeln und Schnarchen; senkrecht vom Zenith sah die halbe Mondscheibe hernieder, der Wind surrte draußen in den Wäldern und es war manchmal, als bewege sich in seinem Anhauch der ausgebrannte Giebel leise hin und her, und nur der Abt Adam Egetter saß noch mit der Dornenkrone um die irrsinnige Stirn unbeweglich weitoffnen Auges auf seinem Throne und blickte stumm und stolz auf seine wie im Todesschlaf daliegenden Unterthanen hinunter.

Nach Stunden kam leise ein Fuß über die Trümmer an den Rand der Schläfer heran, und Raudibusch sah eine Weile auf dieselben nieder und in die geisterhafte Runde. Seine Lippen murmelten: „Johannisfeuer", und er schritt vorsichtig zurück, nordwärts, wo in den Schatten der vereinzelten Kapelle gedrückt, Regine Lindinger mit zitterndem Körper auf ihn harrte. „Komm", sagte er, ihre Hand nehmend, „es ist, wie

ich gedacht und kein Kloster Thennenbach mehr auf der Welt. Aber sie schlafen alle sicher bis zum Morgen, wir haben Zeit."

Regine schluchzte laut: „Meine Herrin — wo ist sie geblieben? O wären wir nicht auf den Kandel gegangen! Wohin willst Du mit mir?"

Der junge Bursche hatte sie in die dunkle Kapelle gezogen, in die nur so viel Lichtschimmer fiel, daß er auch hier die Zerstörung an allen Wänden erkennen ließ, und tastete in einem Winkel. „Die Brüder und Deine Herrin werden zeitig genug entkommen sein, der Pater Lucianus hat Ohren und Augen wie ein Thurmfalk und wird den Rabenschwarm gewittert haben, daß keine Taube im Nest geblieben. Nur Einer — komm, ich halte Dich, Regi."

Im Klang seiner Worte lag keine Furcht und auch kaum eine Trauer, unter seiner Hand hatte es geklirrt und er trug das Mädchen mehr, als daß es ging, finstre Stufen hinab. „Wer ist geblieben? Wohin gehen wir?" frug sie halb betäubt.

„Zu den Todten, bei ihnen ist's heut' besser, als unter den Lebendigen, und da wird auch Er sein."

Sie durschritten jetzt ein vollkommen lichtloses unter dem Steinboden der Kapelle sich in die Erde dehnendes Gewölbe, manchmal wie an den Kanten einer kalten Steintruhe vorüberstreifend. „Da schlafen sie auch, seit vielen hundert Jahren, Hochfürstliche und Hochwürdigste", flüsterte Raudibusch, „aber wir sind mehr als sie, Du und ich, denn wir leben und athmen". Regine hing wie bebendes Laub wortlos, angstvoll-fest an seinem ruhig kraftvollen Arm, und er fügte, an einer Wand der unterirdischen Gruft innehaltend, hinzu: „Da ist er und seine Grubenlampe schimmert, ich wußt's."

Durch einen Mauerspalt fiel, kaum sichtbar, schmaler Schein, Raudibusch öffnete, sich bückend, ganz schmale Thür und trat mit seiner Begleiterin in engen, aus nackten Felsboden gehauenen Raum. Von der tropfenden Steindecke hing an einem Strick eine kleine Lampe uraltester, einfacher Form, aus deren Schnabel mit schweifender Flamme ein rothqualmender Docht flackerte, darunter saß, ein aufgeschlagenes Buch auf der Steinbank neben sich, ein ganz weißköpfiger Alter mit ebensolchem bis weit auf die Brust fallendem Bart, von riesiger Gestalt, und hämmerte ausbessernd an einem zerrissenen Schuh, als ob Zeit und Welt keine ernsthaft-wichtigere Beschäftigung für Menschen enthalte.

„Wunnipracht!" stieß Regine verwundert aus — „hier war ich noch niemals!"

Der Alte sah gleichmüthig auf. „Seid auf dem Kandel gewesen? Kommt, wißt nicht woher, werdet gehn, wißt nicht wohin."

„Woher weißt Du's?" frug Raudibusch.

„Hab' das Feuer droben gesehn, über das Ihr gesprungen. Wer thät's, als zwei wie Ihr."

„Und wohin soll'n wir gehen?"

„Fragst mich? Hast die Antwort selber." Wunnipracht streckte die knochige Hand nach einer Ecke. „Liegt nicht Deine Wünschelruthe da und klopft sie Dir nicht ebenso unter'm Latz?"

Es ging mit feurigem Roth über die Schläfen des jungen Burschen. „Ich soll's, sagst Du?" und er trat in die gedeutete Richtung, bückte sich und zog aus einer wurmzerfressenen Lade ein Schwert, eine alte Faustbüchse und einen breiten Krämphut hervor.

„Du willst", versetzte Wunnipracht. „Der Mensch will, was er soll. Der Marder saugt Blut und die Tauben fliegen in die Nacht."

„Und zum Bernhard — zum Herzog, ist Dein Rath?"

Der Alte reckte den Arm nach dem aufgeschlagenen Buch. „Du willst's, was fragst Du? Mein Mund ist hier, Deine Füße dort. Ueber dem Bären ist die Schlange

und in ihrem Zahn das Gift. Er zertritt und sie krümmt sich. Da steht's, weil's droben steht. Wenn sie seinen Faden packt, fällt der Stern. Du gehst zu ihm, hab' Acht."

„Was — wohin sollten wir sonst?" stotterte Raudibusch halb unschlüssig-verwirrt. „Wenn es überall auf der Welt so bleibt wie heut', wie seit siebzehn Jahren —"

Wuniprecht hob den in tausend Falten verrunzelten Kopf. „Es ist so seitdem der Sturm heult, die Wolke schüttet, der Blitz schmilzt. Es wird bleiben, so lang' das Feuer brennt, das Wasser rinnt, der Wind pfeift. Tausend Augen haben den Stein da gesehen und er ist geblieben wie vor dem ersten; er hat die tausend Augen gesehen, und sie sind nirgendwo mehr. Siebzehn Jahre? Thu' die Finger an Deinen Händen dazu, und es reicht nicht bis die Saat wieder weht, der Pflug gräbt, die Scheuer rauscht. Weiße Rose wird roth blüh'n, der Kauz ruft, der Bote geht durch den Wald. Im Buch steht's, weil's droben steht. Was Ihr sollt? Ihr werdet's nicht fragen, wenn Ihr wollt. Jetzt ist's Nacht, morgen Tag. Habt Ihr gehört, daß ein Hahn gebellt und ein Hund gekräht? Ihr thut, was Ihr wüßt, weil's vor Euch ist. Geht, eh's lichtet! Seid klug, sprecht den Boten nicht an, wenn er Euch begegnet. Sagt der Kauz: Kommt mit! gebt Antwort: Noch nit! — und hütet Euch vor dem Dorn, der die weiße Rose roth macht. Nach Johannistag wird die Nachtigall still und der Kukuk ein Falk. Fliegt in den Wind!"

Der Alte stand auf. „Und Du — bleibst Du hier?" fragte Raudibusch.

„Der Schuh muß fertig, die Schaufel ist gebrochen, das Unkraut schießt." Wuniprecht deutete auf die beredeten Gegenstände. „Das Leben gräbt den Tod in die Erde. Es war von je, der Stein hat's nicht anders gesehn, wird's nicht anders."

Gleichmüthig trat der Alte durch die niedrige Pforte in das Gruftgewölbe vorauf; Raudibusch hatte gedankenlos den Krämphut aufgesetzt und gürtete sich jetzt das Schwert um. Regine sah ihm noch stumm zu, dann entflog's ihr halb frohgemuth mitten aus ihrer Bangniß: „Der breite Rand steht Dir gut zu Gesicht."

„Die Kapuze hätt' anders draufgesessen", entgegnete er; „doch mit ihr ist's vorüber, und nun werd' ich kein Mönch."

„Nein, nun wirst Du kein Mönch", wiederholte sie, und ein Schimmer leuchtete zum ersten Mal dabei in ihren trüben Augen auf, als glimme aus den Worten auch in das Dunkel ihrer Rathlosigkeit der Schimmer eines kleinen Fünkchens hinein, etwa wie am Ende unendlich langen Bergschachtes ein matter Taglichtschein tröstet, daß nicht Himmelblau und Sonne auf immerdar mit von der finstren Erdtiefe verschlungen worden.

„Ich hab's schon lange hier aufbewahrt", antwortete Raudibusch, mit geheimem Stolz die Waffen und den Hut betrachtend — „wenn's einmal nöthig sein könnte, daß ich Dich — aber wohin bring' ich Dich in Schutz, Regi?"

Er blickte sie sorgenvoll-nachdenklich an. „Nun bist Du kein Mönch, sondern ein Soldat", versetzte sie, „und willst zum Herzog Bernhard, nicht wahr?"

„Ja, Regi, wenn ich Dich erst —"

„Nein, denk' nicht an mich, ich gehe mit Dir dorthin; wohin sollt' ich sonst, daß ich nicht vor Angst um Dich umkäme?"

„Du? O wie herrlich wär's, Regi", und seine Augen leuchteten — „aber unmöglich ist's —"

„Bin ich nicht mit Dir über's Feuer gesprungen und so hoch und gut hinüber gekommen? Und bedeutet das nicht Glück durch's ganze Leben, hast Du selber gesagt? Und gehört die Schwester nicht zum Bruder? Ich find' schon ein Unterkommen, mir soll's in keinem Nest zu trübselig sein. O Du sollst mich nie klagen hören, Raudi, sondern nur mich freuen, wenn ich stolz auf Dich sein kann! Aber läßt Du mich irgendwo unterwegs, und wenn's in lauter Goldfedern wär', da lauf' ich doch hinter Dir

drein, bis ich nicht mehr kann und liegen bleibe, — denn ich will mit Dir, wohin Du willst, durch die ganze Welt, Randi, und fürcht' mich nit."

Nun hatten sie die Oberwelt wieder erreicht und standen droben an der Kapelle neben Wunipracht unter dem schweigsamen Sterngefunkel. Gen Westen sank der Mond ab, es schauerte wie erster Morgenwindsgruß über die Wälder. „Geht!" sagte der Alte kurz, „geht Hand in Hand. Drunten treffen wir wieder zusammen, aber droben führen Euch noch die Sterne."

Dann nahmen Schatten und Wald die beiden Fortschreitenden auf, welche die nämliche Richtung in die Berge einschlugen, wie die Klosterinsassen es zuvor gethan, und Wunipracht schritt den beraubten und zerstörten Abteigebäuden zu. Furchtlos, ohne den Anstoß seines Fußes am Gestein zu vermeiden, trat er in die schnarchende Runde der Schläfer hinein, blickte mit dem schneeüberronnenen Gesicht auf sie nieder, dann zum Himmel hinauf, und sein Kopf schüttelte sich langsam verneinend hin und her. Aber gleich darauf hob derselbe sich nochmals und seine Augen richteten sich eine Weile scharf in die Höh'. Er verließ den Platz, schritt schneller in einen Gehöftsraum und kehrte über noch glimmenden und qualmenden Schutt mit einer langen Holzstange zurück, an deren Ende ein klirrendes Eisen über die Trümmer nachschleifte. Damit tauchte er in's Dunkel eines Thor's, kletterte in einem ausgebrannten Mauerviereck empor und hob kraftvoll den fast haushohen, schweren Feuerhaken, den er mit sich geschleppt, steil in die Luft.

Der erste halbe Frühlichtsschimmer kam über den Kandel her vom Osten, und in ihm sah man, daß der hochragende Steingiebel mit den leeren Augenhöhlen jetzt plötzlich in Wirklichkeit leise hin und wieder zu schwanken anhub. Nun lief ein Knistern durch ihn hin, er bewegte sich stärker, als ob unhörbarer Sturm ihn gepackt, neigte sich, und nun schoß er mit donnerartigem Krachen vorüber auf den Heuhaufen unter sich hinunter und begrub in rollendem Gestein, Gebälk, aufwirbelndem Rauch und Staub wie mit einer stürzenden Felsgeröll-Lawine vielstimmig gellenden Aufschrei, Gewinsel, erstickten Verröcheln. Hie und da schlug sich aus dem Kreis der weiter abwärts gelagerten Schläfer ein zuckendes Auge auf, starrte einen Moment gläsern vor sich hinaus, und das bleierne Lid fiel wieder zu. Nur auf dem umgestürzten Faß saß geisterhaft im Morgengrau noch der dorngekrönte König von Thennenbach, hielt die großen, irren Augen weitoffen auf die Stelle geheftet, wo der Erzengel Gabriel, die Geiernase und ein Dutzend ihrer Genossen und Genossinnen mit zerschmettertem Gehirn verstummt unter dem Schutt lagen, und sagte laut und stolz in den kühlschauernden Bergwind hinaus:

„Wieder eine Thür abgeschlossen! Ich allein habe die Schlüssel der Welt — ich bin der Papst!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gymnasialreform.

Von

Karl Gutzkow.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe —“! So sang einst Ferdinand Freiligrath in einem Gedichte, das der Treffliche zuerst in meiner Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ erscheinen lassen wollte und das ich entweder selbst oder der anwesende Dichter — ich weiß es nicht mehr genau — im abendlichen Kreise meiner Familie und vor einigen Frankfurter Freunden durch Vorlesung zuerst in's Publikum einführte.

Aber dies schöne einheitliche Ineinandergreifen von Blüthe an Blüthe, von Frucht an Frucht, diese Vereinfachung aller Erscheinungen des Lebens im Wechselspiel der Kräfte, diese Kontinuität im Laufe der Begebenheiten — wo ist sie im geistigen Leben unseres Volkes anzutreffen! Immer breiter, immer scheinbar uferloser wird der Strom der aufgeregten Interessen, der Strom der entfesselten Ichheit! Immer seltener erblickt man die Zusammengehörigkeit alles Gleichartigen. Jeder leitet das Weltganze über seinen Acker hinweg, nur daß dieser berieselt werde; eine allgemeine Debatte, wenn diese nicht der Rinderpest oder Kanalisation gilt, giebt es in den wenigsten Fragen, die Sache der Partei ausgenommen. Außerhalb des Parteiwesens knüpft kaum Einer noch am Andern an.

Meist müssen wir warten, bis in einem unserer Land- oder Reichstage ein Gegenstand, der Vielen schon lange auf dem Herzen brennt und um den man doch nicht immer die Feder ergreifen kann, zur Erörterung, zur Beleuchtung von verschiedenen Seiten gelangt. Die Zeitungen thun in der That wenig für die Klärung des öffentlichen Urtheils! Sie bieten ein Chaos von gegenseitiger Anziehung (durch den Rothstift) und Abstoßung. Wenige Zeitungen scheinen mir in Deutschland vorhanden zu sein, wo ein genialer Kopf an maßgebender Stelle, ein unabhängiger Mann von Gesinnung, frei von allen Buchhändlerrücksichten, von aller Absatzdiplomatie, nur erfüllt von Vaterlandsliebe und Gesinnung für die Sache, sein Schiff wie ein Admiral führt! Steuerleute genug! Alle Mann an Bord! Das kann man alle Tage hören im Werben von Mitarbeitern da und dort! Aber die besten Köpfe, die gewonnen werden, verkümmern allmählich, ob als Genossen oder als Führer, an dem Zwiespalt zwischen Eigenthümer und Redakteur. Heute soll diese, morgen jene Schonung geübt werden. Mein alter Freund, Professor Wuttke in Leipzig, ist todt. Das Fach, das der Heißblütige vorzugsweise zu behandeln liebte, war der deutsche Journalismus. Der Selige hat dasselbe mit seiner Verfolgung des Reptilienfonds noch lange nicht erschöpft.*)

Was mich zu diesen Bemerkungen veranlaßt? In der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht einer unserer berühmtesten Naturforscher, Akademiker, Professor an der Berliner Universität, eine von solcher Seite, wie sie da gekommen, zur lebhaftesten Aufnahme der Debatte Anlaß gebende spezielle Meinung über das Gymnasialwesen Preußens. Wenn aus solchem Munde eine sonst so viel gepriesene Verfassung als veraltet, hinter der Zeit zurückgeblieben bezeichnet wird, so sollte ein solches Votum vielseitig erörtert werden. Hat der Tadler Recht, wenn er von nahezu 200 gelehrten deutschen Schulen mehr Mathematik, weniger Religionsunterricht und so gut wie gar

*) Wuttke hat nach unserer Ansicht auch viele unberechtigte Angriffe gegen die Presse gerichtet. D. R.

kein Griechisch verlangt? Er redet in dieser Verbindung einem „Amerikanismus“ das Wort, der ihm diesmal der unausgesetzte genial strebsame Forschergeist ist. Ueberhaupt will er durch das Gymnasium ein anderes Geschlecht herangebildet sehen, als das gegenwärtige, das ihm bei der Ausübung gewisser ihm übertragener Amtirungen als ein durchaus zurückgebliebenes, beschränkt, unwissend, schwunglos gewordenes erschienen ist.

Die Anklage ist so stark, daß sie allseitig aufgenommen zu werden verdient.

Das Griechische anlangend, so trat mir recht beim Lesen obiger Verwerfung die Erinnerung an einen in Berlin erlebten glänzenden Abend entgegen, wo die Primaner des Grauen Klosters, unter Leitung ihres jetzt in's Ministerium gerückten Direktors und in Gegenwart des Unterrichtsministers Falk, den „Rasenden Ajax“ des Sophokles aufführten und das im Urtext. Es geschah in malerischen, vom königlichen Theater entlehnten Kostümen mit rein und kräftig vorgetragenen Chören, welche ein musikkundiger Professor der Anstalt eigens zu diesem Zweck komponirt hatte. Allerdings hörte man nur den Tonfall der Mendelssohn'schen Chöre — jene elegische Reflexion, die ständig bestrebt ist, wo es nur irgend geht, sich zum Tone der Aktivität aufzuschwingen, eine Sisyphusanstrengung, die den Hörer zuletzt recht ermüden kann. Aber unwahr wäre es, wenn man nicht einräumen wollte, daß in dem Ganzen, das geboten wurde, etwas Rührendes, durchaus Wohlthuendes geboten wurde. Es war ein Ergebniß langer Mühen, im Erlernen der Verse sowohl, wie im Einstudieren der Rollen und der Chöre, im Halten der Proben, wie im geistigen Beherrschen der ganzen Aufgabe. Der Schmerz des Telamoniers (ein Schmerz, der darüber empfunden wurde, daß sich der tapfere Kriegsheld nach unsern modernen Begriffen, die alles in's Parodistische übersetzen, eine höchst lächerliche Blamage zugezogen, indem er Nachts aus dem Bett gesprungen war und eine Heerde Ochsen als Trojaner niedergemetzelt hatte!) kam in voller tragischer, vom Dichter angestrebter Würde zur Anschauung. Ajax, aus einem Traume erwacht, hatte sein Schwert ergriffen, geblendet von Here, der den Griechen so feindseligen Göttin. Verschlafen glaubte er die Troer in Schaaren heranrücken zu sehen und säbelte nur eine Heerde Rinder nieder, wie der Morgen ihn zu seiner Beschämung erkennen ließ. Moralisch, nicht mythologisch ausgedrückt: Gefehlt haben, und vollends mit dem Schein des Lächerlichen gefehlt haben, es ist einer edlen Natur ein Leid bis zum Selbstmord —! Erschütternd sind die Klagen des Helden, aus dessen Blut die Hyacinthe sproß! Der junge Darsteller der Tekmessa, der Geliebten des Ajax, seiner Zeltgenossin, sprach im milden, rührenden Bitteton. Aber der stolze Sohn des Telamon glaubt nicht mehr unter die Augen der übrigen Griechenfürsten treten zu dürfen.

Mein Heimweg von dem ehrwürdigen alten Gebäude der Klosterschule war weit genug, um über die Frage nachzudenken: Wem wurde nun hier eigentlich der wahre Genuß geboten? Ich meinte denn doch, nur einem kleinen Bruchtheil der Versammlung, zunächst den Verwandten der Spieler und Sänger, die aber meistentheils wohl nichts vom Vorgang selbst verstanden. Wohlthuend war seltsamerweise das griechische Wort dem Ohr keineswegs. Ein Ueberreichthum an weichlichen Vokalen, das ewige ει und οι und αι hatte keine kräftigen Konsonanten als Stütze oder die jungen Leute sprachen insofern falsch, als sie den Konsonanten nicht genug Kraft gaben, diese zu sehr verschluckten, auf Berliner Art, „Vatta“, „Mutta“, statt mit einem kräftigen R zu sprechen. Aber ich dachte an die vielen, vielen Stunden, die diese Dressur gekostet hatte! Wochenlang nichts im Kopf, als das Hervorbringen einer an zwei Abenden buntglänzenden Seifenblase! Was warf der philologische Einfall, der befriedigte Ehrgeiz, die Jugend zur Darstellung eines philologischen Hautgout-Genusses verwendet zu haben, an pädagogischen Resultaten für die jungen griechischen Schauspieler ab? Die Besorgniß lag nahe, daß alles wie ein schöner Traum im Leben derselben verschwinden würde. Der Genuß war wie bei gewissen Weihnachtstischbüchern. Nur für die Alten sind diese

geschrieben. Die Jugend versteht selbst die Voraussetzungen des Struwwelpeter nicht. Sie kennt die Fehler nicht, die ihr in dem Buche imputirt werden.

Wenn man von einem Residuum der Verehrung vor hohen und edlen Dingen, sinnvollen Sprüchen, ergreifenden Dichtungen sprechen könnte, dann möchte ein solcher Abend, der in Berlin oft heraufgequält wird, den Pädagogen hingehen. Aber wo bieten unsere Gymnasien die feste Grundlage für ein Haften solcher Mitgift im Leben! Die Philologen täuschen sich über die Wirkung ihrer Anstrengungen. An sich wäre es ja herrlich, wenn dieser ideale gehobene Sinn, der an jenem Abend alles mit Antheil aufhorchen und das Spiel um ein einfaches Zelt wie mit einer an den „vielgekrümmten“ Skamander versetzenden Phantasie anschauen ließ, sich erhielte und mit den reichsten Erwerbungen an sittlicher Kraft, schwungvoller Gesinnung, stets reger Erinnerung nur an das Große und Schöne in der Welt, im Leben sich geltend machte. Aber da ist doch eben alles gefehlt. Trotz unserer humanistischen Schulpläne für Gymnasien stehen wir in diesem Punkte sogar hinter Frankreich und England zurück, wo sich die Ergebnisse der Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum weit mehr im öffentlichen Leben, im Bereich der gelehrten Bildung, selbst im Parlamente, vor allem in der Literatur geltend machen, als bei uns. Ich verkenne dabei nicht für Frankreich den Zusammenhang mit dem alten Schulplan der Jesuiten und für England die oberflächliche Bildung, die das Auswendiglernen nur aus einem klassischen „Citatenschatz“ geben kann.

Seit Jahren kämpfe ich vergebens für die Idee, daß der Schulplan für Sekunda und Prima wöchentlich einige Stunden der kursorischen Lektüre anerkannt guter Uebersetzungen der Klassiker bestimme. An ein Aufgenommenwerden und Besprechen einer solchen Ansicht ist in Deutschland aus den oben angeführten Gründen nicht zu denken. Aber selbst der vorzüglichste Primaner versteht und behält nichts vom Geiste, ja vom eigentlichen Inhalte des Sophokles, der platonischen Dialoge, der demosthenischen, selbst ciceronischen Reden; er übersieht den Zusammenhang nicht, kommt von den Kleinigkeiten nicht los, die in der Interpretation des Textes bei den meisten Lehrern wesentlich sind und in Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die Grammatik zu verstehen und zu handhaben, in der Regel auch unerläßlich sind. Da giebt es verwickelte Sätze, Anakoluthe, ungewohnte Verletzungen sonst üblicher Regeln, rhetorische Eigenheiten, die grade diesem Schriftsteller, einem Sallust, einem Xenophon zukommen und Citate bedingen, dazu die ewige Sorge des Schülers um das vereinzelte Wort, alles das läßt das Totalbild der Lektüre nicht aufkommen. Als ich in Prima saß, erklärte ein Professor, der mit Gustav Pinzger den Aeschylus herausgegeben hat, die Antigone des Sophokles. Wir beschäftigten uns nur mit dem dochmischen oder anapästischen Versbau, mit dem Bau der Chöre! Später hörte ich Antigone bei Boeckh und hörte wieder nur in einer endlosen Einleitung über die Panathenäen und Liturgieen, dann vom Aufbau der Chöre mit etwas mythologischer und archäologischer Zuthat. Erst die Donner'sche Uebersetzung, die ich kurz vor einer Aufführung der Antigone im Neuen Palais zu Potsdam gelesen hatte, gab mir die volle klare Einsicht in die Wahrheit dieser herrlichen Dichtung, die keine andere ist, als: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Friedrich Wilhelm IV., der im Kreon, den Moritz Rott spielte, den Trotz des Herrscherwortes hätte erkennen können, saß dicht vor mir. Die Crelinger war als Antigone bewunderungswürdig.

Homer nach Voß, die Tragiker nach verschiedenen Meistern, Plato in Einzelübertragungen nach dem wahrscheinlich bei den Philologen längst überwundenen Schleiermacher, Demosthenes, Cicero in seinen so anregenden, überall historische Aufklärungen gebenden Briefen, Tacitus, selbst Horaz und Tibull (Virgil und Ovid würden sich in deutscher Sprache durch ihre Langweiligkeit unmöglich machen) — alles das klar und sicher aufgenommen, interpretirt, in Auszügen als schriftliche „deutsche Arbeit“, „Aufsatz“ behandelt, dann käme wenigstens ein Schatten, ein Rest jener humanistischen Bildung

über uns, die im sechzehnten Jahrhundert überall bei den Gelehrten und Gebildeten herrschte. Die damalige feinere Kultur entbehrte unser ausgedehnteres geographisches Wissen, unsere naturhistorischen Kenntnisse, aber der Gelehrte wenigstens, ja selbst der hervorragende Staatsmann waren andere Menschen, als wir sie jetzt gezeitigt sehen. Nicht nur, daß Alles Latein und selbst Griechisch so sprach, wie wir jetzt die neuern Sprachen reden, auch der ganze Lebensschritt, die Welt- und Zeitauffassung waren bedingt durch die Muster alles Edeln und Vollkommnen! Man lese doch die Briefe eines Erasmus, Melanchthon, Camerarius und Anderer! Eine solche Virtuosität in der Behandlung der todten Sprachen, wie damals herrschte, eine solche Vergegenwärtigung weisheitsvoller Sprüche, lehrreicher Situationen, wieder zu erwecken, ist jetzt rein unmöglich. Man sagt, die formale Bildung des Geistes werde durch die Grammatik gefördert. Man muß dies zugestehen, aber doch daran festhalten, daß auf diesen Gewinn zu viel Zeit verschwendet wird.

Daß aber auch der Religionsunterricht „mit dem Acte der Einsegnung abgeschlossen sein sollte", wie unser Gewährsmann sagt, möchte ich doch nicht behaupten. Was ist ein „Konfirmande" für ein wüst unreifer Christ! Ein junger Mensch im frischen Hemdkragen, der zum ersten Male einen Frack angezogen hat! Bibel und Katechismus sind ihm vielleicht wie das Einmaleins gegenwärtig; aber er ist keinen Augenblick sicher, mit aller Leichtigkeit aus einem Detroit ein Mehemet Pascha zu werden. Der Religionsunterricht muß (nicht um der Kirche, sondern um der allgemeinen moralischen Bildung willen) doch wol fortgesetzt, nur in philosophische Propädeutik und Kirchengeschichte übergeleitet werden. Ein geschickter Lehrer wird das Talent besitzen, ein Semester lang in populärer Form wöchentlich einmal z. B. über die Geschichte der verschiedenen ethischen Systeme, über die so zahlreich aufgestellten Moralprinzipien sprechen und anregen zu können.

Die Klage des Tadlers über die geringe mathematische Einsicht seiner Examinanden ist insofern nicht vollkommen gerecht, als es selten gute Lehrer der Mathematik giebt. Es ist merkwürdig, wie grade die exakteste aller Wissenschaften, deren Ruhm schon am Frontispice des Tempels von Delphi verkündet wurde, die Eigenheit hat, grade die verworrnen Köpfe anzuziehen und zu klären! Ohne Zweifel liegt die Lösung des Räthsels in dem ordnenden Einfluß der Mathematik. Bei alledem bleibt es wahr, daß das mathematische Wissen eben eine Spezialität ist und deshalb im extremsten Grade die Subjektivität wachruft. Aber ein Lehrer der Mathematik kann nicht objektiv und plastisch genug vortragen, er muß langsam entwickeln können, sich nicht überhasten, wie in der Fülle des Materials meist geschieht. Lehrer der Mathematik sind oft Originale, deren Flügen der Schüler selten folgen kann. Manchmal liegt der Schaden am äußern Material. Der fünfte, sechste Knabe auf der Schulbank hat heutigen Tages ein kurzes Gesicht.*) Selbst wenn ihn der Lehrer in die vorderste Reihe setzt, blendet ihn die schwarzlackirte glänzende Tafel, zumal bei Lampenlicht. Wenn dort Gleichungen und Formeln in Masse mit Kreide verzeichnet werden, kann der Kurzsichtige nicht folgen. Er wird auf Gerathewohl oder auf Einflüsterung Antwort geben. Hier müßte eine ganz andere Methode der Demonstration erfunden werden.

Die Verbindung des Gymnasiums mit der Universität anlangend, so ist diese zu locker. Geistreich hat Kuno Fischer jüngst in einer Rektoratsrede die akademische Freiheit dahin definirt, daß sie nichts Anderes bedeute, als die Freiheit, daß der Student von nun an auf der Universität seine Studien selbst bestimmen könne. Aber man weiß, wie der deutsche Student die akademische Freiheit auffäßt! Die „klassische

*) Zwanzig Prozent, sagte ein Abgeordneter in den Landtags-Sitzungen, vor denen mein Aufsatz geschrieben wurde.

Walpurgisnacht" zuckt schon dem Primaner, vorzüglich in den kleinen Städten, in allen Gliedern. Da trägt er schon farbige Mützen, bunte Bänder, raucht, hält Kommerse, grade wie ein schon beginnender junger Fuchs, dem die Kneipe die Welt ist, wo er Leben und Sitte lernen soll. Die Lehrer in den kleinen Städten sehen und dulden das auch! Die Kneipe muß später den Verbindungsstudenten die Welt schon deshalb werden, weil der Wirth (ein Mysterium des Universitätslebens!), der das aparte Zimmer für die Konvivalen hergiebt, unwillig wird, wenn nicht tüchtig Bier ausgeschenkt wird! Der Korps-Senior setzt gradezu auf die abendliche Verabsäumung der Kneipe (das eventuelle Verspielen beim Wirth) eine Strafe, die den Korpsstudenten zwingt, z. B. die abendliche Lektüre eines Buches, den Besuch eines feinern Hauses, an das er empfohlen ist, um seiner Seidel willen aufzugeben!

Nach dieser Richtung hin hat der Anwalt des „Amerikanismus", d. h. des Nützlichkeitsprinzips, des Prinzips: „Nutze Deine Zeit, lerne, worauf es im Leben ankommt, und laß alle Allotrien!" recht, wenn er, wie Hippokrates vom Arzte gesagt hat, *τὰ δεινὰ* sieht, nur das Grauenhafte. Der Geist der sogenannten Unverfrorenheit, einer dickfälligen Trägheit und Gleichgültigkeit für ideale Dinge, die Unbekanntschaft mit den einfachsten und geläufigsten Thatsachen des Schulwissens (die auf eine große Indolenz schließen lassen muß, welche schon beim Abiturientenexamen stattgefunden), das sei zumeist, sagt der Tadler des preußischen Schulplans, die gewöhnliche Erfahrung im Verkehr des ernsten Forschergeistes mit dem von der Schule jetzt gestellten Nachwuchs. Die Verkümmerung des Geschlechts nehme immer mehr zu. Der Ursprung dieser Verkümmerung, die Lehrmethode, der Geist der Lehrer selbst sei hier (also nicht allein der leidige Bierstoff) mit verantwortlich für das Sinken der akademischen Jugend zum Niveau der Gewöhnlichkeit.

Die Frage wird akut. Was soll dem Abiturienten, der in eine Fachwissenschaft tritt, vom Gymnasium übrig bleiben? Was sichert ihm seine geistige Vornehmheit vor einem Autodidakten, einem Realschüler oder Polytechniker? Was nimmt man als ein gerettetes Gut, als die heiligen Penaten mit sich, wenn auch der Fuß mit Freuden den Kahn zurückstößt, in dem man zuletzt mit dem 17., 18. Jahre den qualvoll gewordenen Ruderdienst in Prima verrichten mußte? Denn wenn man sich nicht als Philologe vorzugsweise auf der schon empfangenen Grundlage weiterbildet, jede andre Fakultät — und nun vollends der gesammte auf das Primaner-Zeugniß angewiesene Ballast der Gymnasien, dessen realistischer künftiger Bestimmung, mit Recht das Gymnasium trotzt und derselben um nichts in der Welt nachgiebt — bläst rasch die Lichter am schönen Weihnachtsbaum der Gymnasiumswelt aus. Etwas Griechisch könnte gewiß auch noch der Mediziner brauchen! Denn gewisse Lehrbücher, z. B. die „Pathologie" vom Tübinger von Niemeyer, entfalten eine derartige Fülle von Gräcität, daß selbst ein Philologe kaum durchkommen kann, geschweige ein Mediziner, der am Secirtisch und in der Klinik die Fähigkeit einbüßt, diese schwierigen Wortbildungen in ihrem Ursprung zu erklären. Liest man diesen Niemeyer, so glaubt man, Hippokrates müßte noch leben und bei Hirschwald Unter den Linden in Berlin verlegen lassen! Aber die Doktorpromotion zeigt — oft mit Schaudern — wie Hippokrates und sogar Galenus vergessen, Griechisch und Latein schon lange in den Hintergrund getreten sind und das Stethoskop zwar angewendet wird, aber in der Ableitung des Wortes schon unübersteigliche Schwierigkeiten bietet —! Von dem Vorschlage unseres Akademikers, das Griechische vollständig aus dem Gymnasium zu verbannen, möchte also doch etwas abzuhandeln sein.

Es giebt einige Spezialrichtungen der modernen Gymnasiallehrerbildung, die mir für die Schulpraxis im hohen Grade unfruchtbar erscheinen. Dahin rechne ich die neuere altdeutsche Philologie und eine Literaturgeschichte, die sich bei Rollenhagens Froschmäusler, Fischarts Geschichtsklitterung Stunden lang aufhält. Das Semester geht

zu Ende und die Herren stehen noch bei diesen trivialen, geschmacklosen, künstlich aufgeputzten Dingen! Der Professor ist noch nicht an Hagedorn und Rabener gekommen, geschweige an Lessing! Die Umständlichkeiten jetzt über Walther von der Vogelweide, den Minnegesang, den Wartburgkrieg, über die Nibelungen überlasse man doch getrost dem Lehrbuch und einem beliebigen spätern Selbststudium! Man dränge der Gegenwart zu und suche deren Verständniß zu fördern! Wenn man auf der Universität sieht, wie Vorlesungen über Schiller und Goethe wie über etwas bisher Unerhörtes und gleichsam Unausgesprochenes aufgesucht werden, so kann man an einen solchen Trieb, im Zusammenhang mit unserm besten Besitz zu bleiben, bei Lehrern sowohl wie bei Schülern nur mit Wehmuth denken. Dergleichen z. B. der Faust sollte in Prima längst abgethan sein. Als ich studirte, lief ich in Hotho's Vorlesungen über Jean Paul und Tieck. Da erweiterte ich Anschauungen, die längst auf dem Gymnasium, freilich durch Selbststudium, gewonnen waren, auch gewonnen durch den genialen Einfall eines mittelmäßigen Professors, der seine Lektionen über deutsche Literatur und Sprache in eine regelmäßige Ablesung von Franz Horn's verschiedenen kritischen Schriften verwandelte.

Ebenso ist es mit den detaillirten Einzelheiten der Geschichte. Jetzt verbreitert sich deren Feld. Egypten, Asien haben neue Chroniken bekommen, Rom gewann eine Urgeschichte, die deutsche Kaiserzeit, die meist so unplastisch vorgetragen wird, ist gründlicher durchforscht worden, aber unerquicklich bleibt sie immer. Von Roms Urgeschichte kann sich nicht die Lehrerwelt, soll sich aber die Gymnasialbildung in bescheidener Ferne halten. Bei den großen Epochen, bei den großen Männern, da halte sich der Vortragende auf und überspringe die Perioden der Langweiligkeit, z. B. in der Geschichte Spaniens und Englands. Luther, Gustav Adolf, Wallenstein, Richelieu, Mazarin, Cromwell — solche Gestalten in Lebensgröße erfaßt, in charakteristischen Zügen und in ihrem Zusammenhang mit ihrem Zeitalter wiedergegeben, da bleibt mehr zurück, als bei der Methode der Kontinuität, der Jahreszahlen, die man im Lehrbuch nachschlagen möge. Leitfäden und Handbücher giebt es ja genug. Und um ein Handbuch der eben vorgeschlagenen Methode in's Leben zu rufen, da wäre bei der deutschen Manie des Schriftstellerns keine Noth, vollends, wenn von oben der Anstoß, der Befehl dazu käme.

Zu jener rüpelhaften Gesinnung (wir folgen immer unserm berühmten Gewährsmann), die namentlich von Gymnasien kleinerer Städte auf die Universität mitgebracht wird, trägt auch das vielgepriesene — „deutsche Lied" mit bei. Diese zarte edle Pflanze, die wir oft haben unter Gläserklang leben lassen, die uns nur von Himmelsthau getränkt erschien, ach, sie wird doch im lieben deutschen Vaterlande mit zu viel Wein und Bier begossen! Und das durchweg! Von Nord nach Süd! Von Ost nach West! Die „Liederkränze" sind ja schon bis in jedes Dorf gedrungen! Der „Herr Lehrer" macht den Kantor, den Anordner, den Werber. Ich behaupte, durch diese Liedsingerei auf dem Lande verdirbt unser Lehrerstand. Denn was ist die Folge? Der junge Seminarist, der seine Noten gelernt haben mag und ein wenig die Geige streicht, bringt zehn bis zwanzig bessere Bauerbursche zusammen und leitet abends im Wirthshause ihre Uebungen. Da ist denn auch drüben ein Liederkranz in Flachsenfingen und dort wieder einer in Vaduz! Das tritt nun in Konkurrenz! Ein Dorf will das andere übersingen! Was ist die Folge? Ueberanstrengung! Der Herr Lehrer „kneipt" mit seinen Sanggenossen jeden Samstag oder Sonntag oder Montag bis um Mitternacht! Die Bursche ziehen ihn herunter, er sie nicht hinauf! Mein Modell (Ausnahmen verstehen sich von selbst) fängt zu bummeln an, verwendet seine Zeit an Allotrien, an Gedenktage, Sänger-, Sedantage, er denkt nicht an's Lesen guter Bücher, an weitere Selbstausbildung daheim in seinen vier Wänden. Wenn ich Unterrichtsminister wäre, würde ich allen Schullehrern verbieten, sich an Liederkränzen zu betheiligen. Und dazu kommt, daß das „deutsche Lied" schon seit lange nicht mehr eine wilde Taube ist, die freudig, mit flatternden

saubern Fittigen aus dem grünen Holze aufschießt, oder ein Adler, der auf hohem Felsen horstet und gegen die Angreifer seines Nestes ein „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein!" in's Treffen führt, sondern leider schon lange durch die Schäffer, Otto, Zöllner u. s. w. in's Jocose, Läppische hineingerathen ist. Und in der akademischen und, wie die Scheffelfeier zeigte, in der polytechnischen Sphäre ist das „deutsche Lied" so im „Engern", wie im „Weitern" (sagen wir es offen heraus) geradezu zum grunzenden Schwein geworden, ob auch Universitäten und Großherzogthümer ihm huldigen! Die Verbindung hausbackener Stubengelehrsamkeit mit der Poesie der Flasche kann nur verderblich auf unsere akademische und Gymnasialjugend wirken. Die „Poesie des Saufens" erzeugt eine rüde Verachtung des zum Effekte mit herangezogenen Wissenschaftsstoffes, eine Rückwirkung auf die künftige gesellschaftliche und amtliche Haltung unserer akademischen Jugend und unser ganzes Leben.

Daß der Rektor jedes Gymnasiums in seiner Person die Bürgschaft für den Geist der ihm anvertrauten Anstalt ist, scheint ein unbestrittener Erfahrungssatz zu sein. Er darf nicht schroffen Gelehrtenhochmuth als pädagogische Autorität herauskehren, das Wissen sich als gutes Lehrenkönnen deuten! Nach der Individualität des Vorstandes eines Gymnasiums richtet sich die Anstalt. Denn von seinen Hülfskräften wird sich in seltenen Fällen ein Lehrer so hervorwagen, daß er der Jugend seine Weise ausschließlich zu imprägniren suchte. Das Ideal der Schule drückte schon in seiner nüchternen Weise der alte Seneca aus: „Lehrer und Schüler müssen sich so verhalten, daß jener immer zeigt, er wolle Nutzen stiften, und dieser, er wolle weiterkommen." Nero freilich als Schüler ist eine grausame Ironie auf — Theorie und Praxis in der Pädagogik und vielleicht selbst — auf verbesserte Schulpläne! Doch Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden und an ausgezeichneten, geistvollen Schulmännern, ja wie staatsmännisch gebildeten Rektoren haben wir ja keinen Mangel.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: **Otto v. Leixner.**

Druck von E. Bernstein in Berlin.

Jedes Heft der Deutschen Revue giebt eine **Uebersicht über das Culturleben der Gegenwart** und ist in nachstehende Abtheilungen, in welchen die Herausgeber der einzelnen **allgemein verständlichen** Berichte genannt sind, eingetheilt:

A. Oeffentliches Leben.

1. **Politik (Bluntschli u. v. Schulte).**
2. **Nationalökonomie u. Statistik (E. Laspeyres).**
3. **Handel, Gewerbe u. Industrie (Josef Landgraf).**
4. **Landwirthschaft (K. Birnbaum).**

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

1. **Staats- u. Rechtswissenschaft (C. Gareis).**
2. **Geschichte (Harry Breßlau).**
3. **Germanische Urgeschichte (Felix Dahn).**
4. **Geographie (A. Kirchhoff).**
5. **Philosophie u. Aesthetik (M. Carriere u, Huber).**
6. **Medicin u. Gesundheitspflege (F. Seitz).**
7. **Naturwissenschaft (Jäger, Reitlinger, Wiesner, Zittel).**
8. **Bildende Kunst (Max Schasler).**
9. **Musik (E. Naumann).**
10. **Literatur (Ad. Strodtmann).**

Jedes einzelne Gebiet wird in **jeder Nummer** von obengenannten **Autoritäten** in **allgemein interessirender** Weise behandelt, und alle **wichtigen Fragen, Fortschritte** 2c. besprochen, so daß die ganze Zeitschrift eine nationale Revue bildet, wie sie in Deutschland noch nicht bestanden hat und in welcher Form sie ein allgemeines Bedürfniß ist.

C. Feuilleton.

In demselben werden nachstehende drei Novellen in diesem Quartal veröffentlicht werden:

Lady Mischoël.
Geschichte einer abenteuerlichen Liebe
von
C. von Vincenti.

Die feindlichen Schwestern.
Novelle
von
Berthold Auerbach.

Kormos Muki.
Eine Zigeunergeschichte aus Ungarn
von
Ludwig Hevesi.

Folgende Beiträge werden u. A. im Feuilleton erscheinen:

Emanuel Geibel, Zwei Episteln von Horaz.
Rob. Zimmermann, Der „Jude" Kant's.
Eduard v. Hartmann, Die Pietät.

F. Wöhler, Aus Briefen von Justus v. Liebig an F. Wöhler.

Daniel Schenkel, „Glauben und Wissen“ und „Ueber die Kämpfe um die Person Christi in der Kirche der Gegenwart“.

Rob. Hamerling, Ueber irrationale Bestandtheile in der deutschen Sprache.

Oskar Schmidt, Erinnerungen an Ehrenberg.

Prof. Brenner in Leipzig, Die Bedeutung der Elektrotherapie in ihren Leistungen bei Muskel- und Nervenkrankheiten.

G. Rosen, Die Südslaven.

A. Gräfe, Ueber das Auge und das Sehen.

Prof. Hennig in Leipzig, Wie pflegt und wie schützt man das Kind in seinen ersten Lebensjahren?

H. Brugsch-Bey, Ueber die altägyptischen Mysterien.

Th. Hoßbach, Ueber die Entstehung und den Werth des Apostolikums als Glaubensbekenntniß.

Pettenkofer, Über Trinkwasser und Wasserversorgung.

Ferner sind **neue Novellen** und **Erzählungen** von Edmund Hoefer, Hermann Lingg, Julius von der Traun, Levin Schücking, C. von Vincenti, Karl Emil Franzos, Ferdinand von Saar, Josef Rank, Wilhelm Jensen ꝛc. ꝛc. zugesagt und wird in der Revue **in jedem Hefte eine abgeschlossene Novelle von jetzt ab** erscheinen.

Mitarbeiter des Feuilleton:

L. Anzengruber (Wien), **Berthold Auerbach** (Berlin), **v. Bauernfeld** (Wien), **J. van Bebber** (Hamburg), **H. Brugsch** (Cairo), **Clausius** (Bonn), **Dochow** (Halle a. S.), **Droysen** (Halle a. S.), **Jacob Falke** (Wien), **Karl Emil Franzos** (Wien), **Emanuel Geibel** (Lübeck), **Wilhelm Goldbaum** (Wien), **A. Gräfe** (Halle a. S), **K. Gutzkow** (Heidelberg), **R. Hamerling** (Graz), **J. Hanstein** (Bonn), **Fr. Harms** (Berlin), **Ed. v. Hartmann** (Berlin), **Max Haushofer** (München), **A. Held** (Bonn), **E. Hering** (Prag), **H. Hettner** (Dresden), **Ludwig Hevesi** (Wien), **Paul Heyse** (München), **Ferd. Hiller** (Köln), **Edmund Hoefer** (Stuttgart), **W. Jensen** (Freiburg i. Br.), **F. Krones** (Graz), **R. Leuckart** (Leipzig), **Ottokar Lorenz** (Wien), **H. Lotze** (Göttingen), **Wilh. Maurenbrecher** (Bonn), **K. Möbius** (Kiel), **H. B. Oppenheim** (Berlin), **O. Pfleiderer** (Berlin), **F. Reber** (München), **Riehl** (München), **O. Roquette** (Darmstadt), **Ferdinand von Saar** (Wien), **Daniel Sanders** (Altstrelitz), **Daniel Schenkel** (Heidelberg), **Hermann von Schmid** (München), **Oskar Schmidt** (Straßburg), **Schönfeld** (Bonn), **Levin Schücking** (Münster), **Carus Sterne** (Berlin), **K. von Thaler** (Wien), **Julius v. d. Traun** (Salzburg), **Ulrici** (Halle a. S.), **Vambéry** (Pest), **Heinrich Viehoff** (Trier), **C. von Vincenti** (Wien), **H. Vogel** (Berlin), **Wahlberg** (Wien), **E. Wichert** (Königsberg i. Pr.), **A. Wilbrandt** (Wien), **Adam Wolf** (Graz), **F. Wöhler** (Göttingen), **Rob. Zimmermann** (Wien), u. u. A.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Mar 1

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 5.

(Februar 1878.)

Berlin SW.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelmstraße 33.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 5.

(Februar 1878.)

Berlin SW.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Neutralität und dauernd neutrale Staaten.

Die Rechte und die Pflichten der neutralen Staaten sind erst den modernen Völkern allmählich klar geworden. Die antiken und die mittelalterlichen Sprachen kennen das Wort Neutralität und neutral noch nicht. Erst in unserm Jahrhundert ist die Sicherheit des neutralen Handels zur See dem Uebermuth der englischen Seemacht mühsam abgerungen worden. Heute noch streitet man sich über den Umfang und die Grenzen des neutralen Rechts- und Pflichtbereiches.

Neutralsein heißt zunächst: keiner der beiden Kriegsparteien angehören, sich nicht am Kriege betheiligen. Wie der Krieg selbst vorerst ein thatsächliches Verhalten ist, der Kampf der Staaten oder staatenähnlichen Parteien mit bewaffneter Macht, so ist auch die Neutralität zunächst eine Thatsache, die Nichttheilnahme an diesem Kampfe.

Dann aber haben die civilisirten Völker die rohe Thatsache durch die veredelte Idee des Rechtes beleuchtet und aus dem brutalen Waffenkampf ist ein Streit um das Recht geworden, der durch das Kriegsrecht an menschliche Gesetze gebunden wird. Die Thatsache der Neutralität aber ist zu der Heiligachtung der Friedensordnung geworden, die der Wuth des Kriegssturmes Schranken zieht und den Neutralen den Genuß ihres Friedensrechtes sichert. Neutralität bedeutet daher normales Friedensrecht im Gegensatz zu dem außergewöhnlichen wilderen Kriegsrecht.

Wenn zwischen zwei Staaten der Kampf um's Recht im Kriege geführt wird, so haben die andern Staaten die Wahl, ob sie sich zu Gunsten einer Kriegspartei oder wider die andere Kriegspartei an dem Kriege betheiligen, oder ob sie neutral bleiben wollen. Der Entschluß allein, einer Kriegspartei beizustehen, hebt die Neutralität noch nicht auf, sondern erst die Bethätigung dieses Entschlusses durch Kriegserklärung oder feindselige Handlungen. Wenn der bisher neutrale Staat einer Kriegspartei Hilfstruppen zusendet, oder seine Kriegsschiffe zur Verfügung stellt, oder Subsidien bezahlt, so ist das Betheiligung am Kriege auf Seite einer Kriegspartei und die gegnerische Kriegspartei wird dadurch veranlaßt und berechtigt, den bisher neutralen Staat als nicht mehr neutral anzusehen, sondern ihn für ihren Feind zu halten. Wenn ferner der bisher neutrale Staat sein Gebiet einer der Kriegsparteien zum Durchmarsch ihrer Truppen, oder zum Zweck militärischer Operationen hergiebt; wenn er eine Kriegspartei in seinem Lande Truppen werben,

sammeln, einüben und zuziehen läßt; wenn er gestattet, daß in seinem Seehafen Kriegsschiffe für eine Kriegspartei ausgerüstet werden: so ist das zwar nicht eine aktive kriegerische Handlung, aber eine passive Unterstützung der kriegführenden Partei zur Kriegsführung, die unverträglich mit ehrlich neutraler Haltung ist.

Der neutrale Staat bleibt in Frieden und Freundschaft mit beiden Kriegsparteien. Indem er die Kriegsführung der einen Partei durch kriegerische Mittel unterstützt, verletzt er seine Freundespflicht gegen die Gegenpartei.

Der neutrale Staat muß folglich auf jede Theilnahme am Kriege verzichten, aber er ist keineswegs verpflichtet, gleichgültig dem Kriege zuzusehen. Er ist nicht ein Richter über den Kriegsparteien, aber er hat nicht verzichtet und braucht nicht zu verzichten auf sein freies unverbindliches Urtheil über den Krieg. Er verletzt keine Pflicht, wenn er die Sache der einen Kriegspartei für gerecht, die andere für zweifelhaft oder ungerecht hält und seine Meinung rückhaltlos äußert. Selbst der laute Ausdruck der Sympathie mit einer Partei, der Freude über ihre Siege, der Trauer über ihre Niederlagen, ist noch kein Bruch der Neutralität, denn sie bedeutet nur eine Gesinnung, sie ist nicht eine kriegerische That, nicht Betheiligung am Kriege. Nur diese ist unverträglich mit wahrer Neutralität.

Indem der neutrale Staat gegenüber den Kriegsparteien die Pflichten der Menschlichkeit übt, verletzt er seine Neutralitätspflicht nicht. Er kann unbedenklich auch den kriegführenden Staaten, seinen Freunden Lebensmittel verkaufen oder schenken. Er würde nur dann sich einer Feindseligkeit schuldig machen, wenn er einer belagerten Festung oder einem blokirten Häfen einer Kriegspartei dadurch Beistand gewährte, daß er die Verproviantirung derselben übernimmt. Es ist kein Neutralitätsbruch, wenn der neutrale Staat den nothleidenden fremden Kriegsschiffen eine vorübergehende Ruhe und Sicherheit in seinen Gewässern gestattet; aber es ist Neutralitätsbruch, wenn er die fremde Kriegsflotte in seinen Hafen Munition und Kohlen fassen läßt, um von da aus, besser gerüstet, einen Kriegszug zu unternehmen. Der neutrale Staat darf die flüchtigen Truppen, die nach einer verlorenen Schlacht ein Asyl in seinem Gebiete aufsuchen, aufnehmen und vor der Verfolgung schützen. Aber er darf nicht zugestehen, daß die Truppen sich da wieder sammeln und von neutralem Boden aus den Kampf erneuern. Deshalb wird er gewöhnlich die fremden Truppen entwaffnen, interniren und beaufsichtigen.

Am schwierigsten werden und am bestrittensten sind die Fälle, in denen nicht der Staat selber, aber seine Unterthanen und Bürger eine der Kriegsparteien unterstützen oder schädigen. Der Staat ist für die Handlungen seiner Angehörigen nicht absolut verantwortlich, denn deren Verschuldung ist nicht seine Verschuldung, aber relativ insofern, als der Staat die öffentlichen Pflichten vernachlässigt hat, die ihm obliegen, um Vergehen zu bestrafen oder Gefahren, so weit es möglich ist, vorzubeugen. Der Verkehr der neutralen Handelsleute mit den Kriegsstaaten und ihren Angehörigen ist an sich erlaubt; sie sind keine Feinde, sondern Freunde zu einander. Weshalb sollte es ein Unrecht sein, wenn eine neutrale Waffenfabrik ihr Fabrikat, das sie im Frieden überall hin liefert, auch in Kriegszeiten an die Kriegsparteien abgiebt, weshalb eine Rechtsverletzung, wenn Handelsleute diesen Verkehr vermitteln? Sie handeln ja nicht als Kriegshelfer, sondern als Kaufleute um des Geldgewinnes willen. Sie betreiben ihr friedliches Geschäft, sie nehmen nicht Theil an der Kriegsführung. Dennoch ist die Wirkung der industriellen Waffenlieferung

für den Krieg ganz dieselbe, wie der Waffenlieferung aus beabsichtigter Kriegshilfe. Es kommt für die Kriegsparteien weniger auf die Absicht als auf die Leistung an. Jene mag friedlich sein, diese wirkt kriegerisch.

Deshalb sind die Völker zu dem Verbot der Kriegscontrebande gekommen, welche die Kriegsparteien nicht dulden, wenn sie ihrem Gegner zukommen soll. Eine weitere Folge dieses Verbots ist denn die bestrittene, daß auch der neutrale Staat seinen Handelsleuten untersage, Kriegscontrebande zu versenden und zu verführen, und wenn er wahrnimmt, daß größere Waffensendungen gemacht werden, dagegen einschreite.

Die neuere Zeit ist sogar zu der seltsamen Unterscheidung gelangt, zwischen einer strengen und einer wohlwollenden Neutralität. Die wohlwollende Neutralität kann eben so gut übelwollende Neutralität genannt werden; denn der neutrale Staat, welcher der einen Kriegspartei zu Gefallen seine Neutralitätspflichten nur unvollständig ausübt, fügt, indem er die eine Kriegspartei thatsächlich begünstigt, der andern Kriegspartei Schaden zu. Die ganze Vorstellung hinkt daher. Wohlwollende Neutralität ist halbe Neutralität.

Bei allen diesen Neutralitätsfragen muß man aber immer sich vergegenwärtigen, daß Neutralitätspflicht nicht eine allgemeine Rechtspflicht ist, deren Erfüllung von jedem Staate gefordert werden kann. Neutralitätspflicht ist immer nur Staatenpflicht unter der Voraussetzung, daß der Staat neutral sein will, sie ist nur eine Bedingung der Neutralität als eines Rechtszustandes und eines Rechtsgenusses. Ein Staat, der auf seine Neutralität keinen Werth legt und je nach Umständen bereit ist, die Neutralität aufzugeben, braucht sich auch nicht ängstlich an seine Neutralitätspflicht zu halten. Aber wenn er diese vernachlässigt und verletzt, dann kann er von der betheiligten Kriegspartei zur Rechenschaft gezogen und nöthigenfalls mit Krieg bedroht werden. Ob der betheiligte Staat zu der Neutralitätsverletzung die Augen zudrücke oder sie als Grund zur Beschwerde und zum Krieg ansehe, das hängt von seinen politischen Erwägungen und Entschlüssen ab.

Es ist in den letzten Jahren sehr viel sittliche Entrüstung ganz unnöthig in den Zeitungen verpufft worden über Neutralitätsbruch, der ungeahndet geblieben sei. Wenn solche vermeintliche oder wirkliche Begünstigungen einer kriegführenden Partei von der Gegenpartei nicht beachtet oder geduldet worden sind, nun, so wird diese gute Gründe dafür gehabt und ihr Stillschweigen der Gefahr vorgezogen haben, daß der bisher neutrale Staat entschieden seine Neutralität aufgebe und als Kriegspartei auftrete.

Nicht in dem Grade zweifelhaft und unsicher ist die Lage der dauernd neutralen Staaten, welche auf ewige Neutralität einen völkerrechtlichen Anspruch haben. Diese von den europäischen Mächten garantirte ewige Neutralität ist ein ganz modernes Institut, das zuerst in unserm Jahrhundert anerkannt wurde. Es bildet nunmehr einen wichtigen Bestandtheil der europäischen Rechtsordnung und dient dazu, die Gefahren europäischer Kriege zu vermindern und, wenn solche ausbrechen, das Kriegsfeld einzugrenzen.

Bis heute giebt es keine europäische Großmacht, welche sich zu ewiger Neutralität verpflichtet hat und die damit verbundenen Rechte in Anspruch nimmt. Es ist das begreiflich, denn die Großmächte können nicht verzichten auf eine aktive europäische Politik und auf volle, nöthigen Falles kriegerische Mitwirkung bei dem

Entscheide über europäische Fragen. Die immerwährende Neutralität schließt aber diesen Verzicht in sich.

Es sind daher bisher nur Staaten von zweitem, wenngleich auch solche wie die Schweiz und Belgien von königlichem Rang oder kleine Staaten von noch minderer Bedeutung für dauernd neutral erklärt worden. Gewiß leidet diese Neutralität auch an einem Mangel. Für energische Naturen und für thatendurstige Gemüther hat es etwas Drückendes, beinahe Beschämendes, von einer aktiven Theilnahme an den großen Kämpfen der Völker grundsätzlich ausgeschlossen zu sein. Es wird ein Theil der männlichen Kraftäußerung durch die Neutralität gebunden. Wenn die großen Völker mit Einsetzung aller ihrer Kräfte für große Ziele einstehen, für die Befreiung von der Fremdherrschaft, für eine nationale Staatenbildung, für Bändigung und Demüthigung einer gefährlichen Uebermacht, so sind die ewig neutralen Politiker genöthigt, diesen Kämpfen ohne bewaffnete Antheilnahme ruhig zuzuschauen. Sie müssen es ertragen, wenn europäische Lebensfragen ohne sie entschieden werden, und sogar dann es sich gefallen lassen, wenn das Resultat dieser Kämpfe ihren Interessen schädlich ist.

Allerdings sind auch diese ewig neutralen Staaten veranlaßt, sich in den Waffen zu üben. Sie sind nicht in dem Sinne ewig friedlich, daß sie sich nicht wehren dürften. Ihre Unabhängigkeit, ihre Freiheit, ihre Neutralität vertheidigen sie auch mit den Waffen wider feindliche Angriffe. Werden sie selber angegriffen, so werden sie auch Kriegspartei. Dann hören sie auf neutral zu bleiben. Niemand und Nichts hindert sie, zu diesem Zweck sich mit andern Kriegsparteien zu verbünden. Ewige Neutralität heißt also nicht absolute Neutralität, sondern nur *selbstverständliche* und *normale* Neutralität.

Jener Mangel hindert auch diese neutralen Staaten nicht, mit friedlichen Mitteln eine aktive Politik zu treiben. Sowohl die Schweiz als Belgien haben durch ihre innere Politik oft einen bedeutenden Einfluß auch nach außen geübt, und manche Vorbilder geschaffen, die anderseits von größeren Staaten nachgeahmt wurden. Die ewig neutralen Staaten genießen überdem eine größere Friedenszuversicht, als andere der Kriegsparteiung und den Kriegsleiden mehr ausgesetzte Staaten. Dieser Vorzug wiegt für die Bevölkerung jenen Mangel vollständig und in dem Maße auf, daß noch ein erheblicher Ueberschuß von Wohlfahrt den Neutralen zufällt.

Gewöhnlich wirken sowohl innere als äußere Gründe zusammen, um die ewige Neutralität eines Staates herzustellen und zu erhalten. Die Schweiz hatte schon während Jahrhunderten sich für eine dauernde Neutralität entschieden, bevor sie in Wien 1815 die Neutralitätszusicherung Europa's erhielt. Sie war hauptsächlich durch ihre Erfahrungen in den italienischen Kriegen schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts darüber aufgeklärt worden, daß sie nicht für eine aktive Kriegspolitik befähigt sei und von der Theilnahme an den europäischen Händeln eher Schaden als Nutzen zu erwarten habe. Belgien hatte lange genug die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß sein Boden vorzugsweise als Schauplatz für die Kriege zwischen Franzosen und Deutschen diene, um zu wünschen, daß es durch eine europäische Neutralität gegen solche Kriegsleiden besser gesichert werde. Ueberdem sind beide Staaten aus Bruchtheilen größerer Nationen zusammengefügt, die Schweiz aus deutschen, französischen und italienischen Elementen, Belgien aus flämischen und

wälschen. Daher besteht für beide Staaten die Gefahr, daß diese Bruchtheile von größeren Nationen angezogen würden, sobald sie sich an den Kämpfen dieser Nationen betheiligten. Würden die deutschen Schweizer an den Kriegen des deutschen Volkes Theil nehmen, die französischen Schweizer auf Seite Frankreichs, die Tessiner als Verbündete des italienischen Heeres streiten, so würde die Schweiz zerrissen werden und untergehen. Ebenso würde Belgien getheilt, wenn die Flämen sich an die Niederlande und die Wallonen an Frankreich hielten.

Nöthigt so die innere Politik diese Staaten, die Neutralität als ein höchst werthvolles und für sie unentbehrliches Gut zu betrachten, so bewirken ebenso europäische Rücksichten, daß diese Neutralität auch im Interesse Europa's gewahrt werde. Indem die Schweiz zwischen Oesterreich und Frankreich, Deutschland und Italien liegt, sichert sie durch ihre Neutralität alle diese Staaten an verwundbaren Stellen vor Gefährdung, befreit sie Mitteleuropa in dem Quellengebiete der großen Ströme vor stetem Streit, dient sie zum Zufluchtsorte für Verfolgte aller Nationen und als Ventil für gefährliche Gährungen. Indem Belgien zwischen Preußen und Frankreich hinein geschoben ist, verhindert der neutrale Staat mancherlei entzündliche Reibungen und sichert er weite Provinzen besser vor feindlichen Angriffen.

Ganz ähnliche Gründe sprechen dafür, daß dasselbe System von mittleren und kleineren ewig-neutralen Staaten auch im Oriente zu dem Zwecke benutzt werden könne, sowohl die friedliche Entwicklung der neuen Donaustaaten, Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien für die Zukunft besser zu schützen, als die Gefahr neuer Kriege zwischen Rußland, der Türkei und Oesterreich-Ungarn erheblich zu vermindern und die großen Reiche vor unmittelbaren Reibungen und Angriffen zu bewahren. Ein Anfang dazu ist schon von dem Pariser Congreß 1856 gemacht worden. Bei den definitiven Friedensverhandlungen wird der Gedanke einer ewigen Neutralität vielleicht allseitig als eine gute Lösung des schwierigen Problems anerkannt werden.

Bluntschli.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Neubildung von Korporationen im Gewerbewesen.

Da wir im Verlaufe dieses Jahres in der Deutschen Revue öfter sozialpolitische Fragen, namentlich die Arbeiter betreffend, besprechen wollen, so dürfte es sich empfehlen, mit Demjenigen zu beginnen, was wir für das wichtigste Mittel halten, Arbeitgeber und Arbeiter aus dem Kriegszustande, in welchem sie leben, mehr und mehr in einen sozialen Frieden überzuführen. Wir sagen ausdrücklich mehr und mehr, denn ein vollständiger sozialer Frieden gehört auf Jahrhunderte hinaus, unser Anschauung nach, ebenso zu den Utopieen, wie ein vollständiger Frieden zwischen den Staaten, resp. Völkern.

Den meisten Arbeitern und Unternehmern ist das Verständniß dafür noch niemals aufgegangen oder wieder abhanden gekommen, daß bei allem Gegensatze der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern dennoch auf die Dauer die Interessen Beider am Besten gewahrt werden, wenn sie, so weit möglich, ihre In-

teressen zu versöhnen, statt einseitig gegen die widerstrebenden Interessen der Gegenpartei durchzukämpfen trachten.

Arbeiter und Unternehmer sind, besonders im Handwerk und der sogenannten Großindustrie, einander entfremdet. Es ist nicht unsere Aufgabe, all den Gründen dieser Entfremdung nachzuspüren, dieselben sind so mannigfaltiger Natur, daß wir zu weitschweifig werden müßten. Der Hauptgrund liegt in dem Ueberhandnehmen der Großindustrie.

Die Arbeitgeber kennen ihre Leute nicht mehr, es sind in großen Etablissements ihrer zu viele und wechseln dieselben zu häufig. Das Erstere ist als eine nothwendig gewordene und darum nur wenig abänderbare Erscheinung unseres modernen Industriebetriebes als Faktum hinzunehmen, das Letztere ist nicht nothwendig, darum haben wir wenigstens die Möglichkeit, das Arbeitsverhältniß wieder zu einem länger dauernden zu machen. Ja selbst die unabänderbare Thatsache, daß der, welcher Hunderte und Tausende von Arbeitern beschäftigt, diese nicht alle einzeln kennt, kann bis auf einen gewissen Grad dadurch in ihrer üblen Wirkung abgeschwächt werden, daß die in ihren Mitgliedern zwar wechselnde, aber in einer „Korporation" immer bleibende gesammte „Arbeiterschaft" dem Unternehmer mehr und mehr bekannt wird und damit menschlich näher tritt.

Außerdem sind die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer einander fremder als früher und finden sich die Arbeitnehmer mehr als früher zurückgesetzt, weil in dem Maße, als die Großindustrie das Handwerk zurückdrängt, die Anzahl der Gehilfen immer mehr wächst, welche, mit ganz seltenen Ausnahmen, keine Aussicht haben, aus einem Arbeiter Unternehmer zu werden, während beim reinen Handwerk wenigstens für eine sehr große Anzahl nicht nur die Möglichkeit, sondern ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit existirte, nach einer bestimmten Anzahl von Jahren aus dem Gesellen zum Meister zu werden. Das Abhängigkeitsverhältniß mit der Aussicht, immer Arbeiter zu bleiben, ist jetzt weit ausgebreiteter als früher. Auch dieses läßt sich meiner Meinung nach wenig ändern, die Bestrebungen sind demnach darauf zu richten, diese ewige Unselbständigkeit wenigstens so erträglich, als irgend angeht, zu machen. Fast täglich mehren sich die Stimmen, welche eine Vereinigung der Arbeiter und des Arbeitgebers in Korporationen fordern. Vielfach freilich ist das nur ein unbestimmtes Gefühl, die Meisten würden auf die Frage, wie sie sich denn solche Korporationen denken, eine prägnante Antwort zu geben nicht im Stande sein. Wir nehmen uns selbst von Diesen nicht ganz aus, denn die Schwierigkeit liegt eben darin, den richtigen Weg zu dem vorschwebenden Ziele zu finden. Noch viele Jahre und Jahrzehnte werden vielleicht vergehen, ehe von allen möglichen eingeschlagenen Wegen einer zum Ziele führt.

Das Schlimmste ist, daß die Betheiligten, die Arbeiter und die Unternehmer, das Bedürfniß nach solcher korporativen Vereinigung vielfach nicht fühlen, ja geradezu vor dem Gedanken zurückschrecken. Zwangsweise auf dem Wege der Gesetzgebung korporative Verbände zu schaffen, also Widerwillige zusammenzufesseln, verwerfen wir durchaus, nur Freiwilligkeit hat hier Aussicht auf Dauer. Ja, wie aber zur freiwilligen Vereinigung Leute bewegen, welche davon vorläufig Nichts wissen wollen? Belehren, Ueberreden wird nur sehr langsam den erwünschten Erfolg haben, bleibt also nur ein Mittelweg, wenn weder Befehlen noch Rathen hilft, und dieser ist Anreizen durch Vortheile, welche beiden

Theilen aus der Vereinigung erwachsen. Diese Vortheile werden in erster Linie wirthschaftliche Vortheile sein müssen, denn das sind diejenigen, welche in Erwerbsfragen den Ausschlag geben; nicht materielle, namentlich politische Vortheile sind darum aber nicht zu verwerfen, zumal sie ungleich weniger Kosten verursachen als materielle.

Die Korporationen, welche uns vorschweben, können und müssen sehr verschiedener Art sein, eine Uniformität ist nicht nöthig, nicht einmal wünschenswerth. Die Hauptaufgabe derselben hat zu sein, möglichst viele Bestimmungen über das Arbeitsverhältniß auf dem Wege gleichberechtigter Vereinbarung zwischen dem einen oder den mehreren Arbeitgebern und den vielen Arbeitern festzustellen. Bisher diktirte bald der Arbeitgeber den Arbeitern die Bedingungen, bald der einzelne Arbeiter oder eine Vereinigung von solchen dem Arbeitgeber, da bald die Verhältnisse für den Arbeitgeber, bald für die Arbeiter günstiger waren. So entstanden die bunten Wechsel von Periode hohen und niedrigen Lohnes, kurzer und langer Arbeitszeit u. s. w., es fehlte alle gleichmäßige Entwicklung, welche allein beiden Theilen auf die Dauer Gewinn bringen kann. Der Regel nach zog bisher der Arbeiter in diesem Kampfe den Kürzeren, soweit er in der Isolirung der Schwächere ist, das braucht aber auf die Dauer nicht so zu bleiben, wenn der Arbeiter seine Isolirung und damit den Grund seiner Schwäche aufgiebt und sich mit Anderen verbündet.

Die Arten solcher Verbindungen sind sehr mannigfach: so lange Koalitionsverbote existirten als geheime Gesellschaften, seit die Koalitionsverbote gefallen sind, meist als offene. Die Arbeiter aus ihrer wirthschaftlich nachtheiligen Isolirung herauszuziehen, ist der Zweck aller Gewerkvereine. Das Ideal der Gewerkvereine, soweit sie auf dem Boden der heutigen sogenannten kapitalistischen Produktionsweise stehen, also den Arbeiter Arbeiter bleiben lassen und nur seine Lage als Arbeiter verbessern wollen, ist, kurz gesagt, an Stelle der Millionen Arbeiter der Erde nur einen einzigen Weltgewerkverein zu setzen, welcher dann als eine Kollektivperson mit den Arbeitgebern die Arbeitsbedingungen zu vereinbaren resp. dieselben zu diktiren hätte. Es ist für uns Deutsche ganz charakteristisch, daß diese Ausbildung der verschiedenen Gewerkvereine zu einem Weltgewerkverein, wenigstens der Idee nach, in den sogenannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereinen vorgesehen ist. Die Organisation ist jedenfalls konsequent und großartig durchdacht. Aus jedem Orte Deutschlands treten die Arbeiter gleicher oder verwandter Gewerbe zu einem „Ortsverein", z. B. der Tischler oder der Schneider u. s. w., zusammen. Alle Ortsvereine desselben Gewerbes bilden den „Gewerkverein", z. B. der Tischler, der Schneider u. s. w. Alle Gewerkvereine bilden zusammen den „Verband der deutschen Gewerkvereine", umfassen also im Prinzip alle Arbeiter Deutschlands. Zu den Aufgaben dieses Verbandes der deutschen Gewerkvereine gehört als letzte „die Anstrebung und Aufrechterhaltung eines internationalen Bundes der sämmtlichen Gewerkvereine", also eines Weltbundes. Diese Organisation, vollständig durchgeführt, würde die Arbeiter so sehr stärken, daß dem entgegen auch alle Unternehmer, welche dann gegenüber dem einen Arbeitnehmer die „Vielen" und die Isolirten würden, sich zu einer ähnlichen Organisation zu Antigewerkvereinen mit der Spitze in einem Weltantigewerkverein verbinden müßten, um nicht aus dem Stärkeren die Schwächeren zu werden. Dann stände sich ein Weltarbeitnehmer und ein Weltarbeitgeber gegenüber und diese beiden hätten die Arbeitsbedingungen zu

vereinbaren, welche von diesem Moment ab nur noch dadurch mehr zu Gunsten des Kapitals ausfallen würden, als das Kapital in einer Hand stärker wäre als die Arbeit in einer Hand. Zu solcher Monopolisirung der Arbeitsnachfrage und des Arbeitsangebots je in einer Hand, kann es natürlich im praktischen Leben nicht kommen, aber diese letzte Konsequenz muß man sich theoretisch wenigstens klar machen, wenn es sich auch praktisch nur darum handeln kann, wie weit man sich diesem Ideal von einer oder von beiden Seiten nähert.

Natürlich ist die Möglichkeit gegeben, noch weit von diesem Ideal entfernt, auf einer unvollkommenen Stufe Vereinbarungen zwischen den mehr oder minder verbundenen Arbeitgebern auf der einen Seite und den gleichfalls mehr oder minder verbundenen Arbeitnehmern auf der anderen Seite anzustreben. Das ist die Idee der Einigungsämter, unter welcher Form vielfach die Frage der Interessenausgleichung zwischen Arbeit und Kapital auftritt. Es ist der geschichtlich gewordene Name, welcher den Streit voraussetzt, während wir die Korporation mehr als den theoretisch gebildeten Namen bezeichnen möchten, da die Korporation wenigstens denkbar ist ohne Streit. Warum sollen wir uns nicht denken können, daß z. B. in einer öden Gegend ein Bergwerksunternehmer und eine Anzahl Leute, welche seine Arbeiter werden wollen, zu einer Korporation sich zusammenthun, und die Arbeitsbedingungen in der geplanten Bergwergsunternehmung feststellen. Hier läge die Bildung der Korporation vor jeder Uneinigkeit, der Name Einigungsamt wäre also theoretisch ein unrichtiger, während der der Korporation auch hier paßte. Im wirklichen Leben ist freilich fast ausnahmslos die Bildung einer derartigen Korporation der Versuch einer Einigung, da die Parteien schon gegeben sind. Wir haben uns ausführlicher bei Vorstehendem aufgehalten, weil wir der Meinung sind, daß Versuche, Korporationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammen zu errichten, passend sich an Arbeitervereinigungen, also an Gewerkvereine im weitesten Sinne anknüpfen. Existiren diesen Gewerkvereinen gegenüber dauernde Organisationen entgegengesetzter Art unter den Arbeitgebern, so ist an diese dadurch eo ipso mit angeknüpft, solche dauernde Organisationen sind aber bis jetzt noch bedeutend seltener als die der Arbeitnehmer, die Arbeitgeber hatten noch nicht so nöthig, sich dauernd zu verbinden, weil sie der Regel nach, auch Jeder für sich, noch die Stärkeren waren.

Für die Bildung von Korporationen ist der gegenwärtige Zeitpunkt ein nicht ungünstiger.

Die Gewerkvereine sehnen sich seit lange darnach, ähnlich den Wirthschaftsgenossenschaften, den Hilfskassen u. s. w. Korporationsrechte zu erlangen. An diese Sehnsucht kann der Staat anknüpfen, indem er wie bei den genannten Wirthschaftsgenossenschaften die Verleihung der Korporationsrechte von Erfüllung im einzelnen Fall festzusetzender Bedingungen, oder besser, allgemein von Erfüllung ein für alle Mal bestimmter Bedingungen, sog. Normativbedingungen, abhängig macht. Die eine Bedingung unter vielen wäre dann, daß die Korporation des Gewerkvereins nur ein Theil der von uns gewünschten Korporation von Arbeitgebern und Arbeitnehmern wäre. Um die Arbeitgeber auch zur Bildung dieser gemeinsamen Korporation geneigt zu machen, wird dasselbe Mittel leider nur selten verfangen, weil dauernde Arbeitgeberverbindungen, welche sich auch etwa nach Korporationsrechten sehnen, noch sehr selten sind, die Arbeitgeber wären also durch andere Mittel zu gewinnen, wie ja

auch den Arbeitern vielfach die Gewährung von Korporationsrechten allein nicht genügen wird, um sie zur Bildung der gemeinsamen Korporation geneigt zu machen, womit dieselben auf gewisse Rechte werden verzichten, ja sogar manche Pflichten werden auf sich nehmen müssen.

Selbstverständlich ist uns, daß in solchen Korporationen beide Theile völlig gleichberechtigt sind. Auf diesem Grundsatz der Gleichberechtigung hätten die beiden Theile mit einander sich zu einigen über alle Arbeitsbedingungen, als Höhe des Lohnes, Länge der Arbeitszeit, Fabrik- resp. Werkstattordnung, Lehrlingswesen, Kinderarbeit u. s. w., ebenso über die leidige Frage des Kontraktbruches, welchem wir nicht durch kriminelle Bestrafung, sondern durch solidarische Haft der Arbeitergruppe, resp. der Arbeitnehmergruppe innerhalb der Korporation vorbeugen möchten.

In welchen Formen diese Verständigung zwischen Arbeitern und Unternehmern stattfinden soll, geht uns als eine zu spezielle Formfrage hier des Genaueren nicht an.

Kann eine Einigung über eine oder mehrere Bedingungen nicht erzielt werden, dann hätte ein Schiedsspruch irgend welcher Art zu entscheiden, dessen Befolgung auf beiden Seiten man sich nur entziehen könnte durch Austritt aus der Korporation. Dieser Austritt aus der Korporation müßte nun aber der Art unvortheilhaft sein, daß nicht leicht Jemand aus der Korporation scheidet. Wie ist dieses zu ermöglichen? Das ist die schwierige Frage, denn was auf der einen Seite den Arbeiter reizt in der Korporation zu sein, wird vielfach den Arbeitgeber abschrecken und umgekehrt. In vielen Beziehungen werden nur die Gesammtheiten, Staat und Gemeinde, resp. Mittelglieder zwischen beiden im Stande sein, für beide Theile die Mitgliederschaft in der Korporation wünschenswerth zu machen. Staat und Gemeinde haben die Korporationen pekuniär zu unterstützen, indem sie dem Arbeitgeber manche pekuniäre Lasten ganz oder theilweise abnehmen, welche auf allen Arbeitgebern haften bleiben, die nicht in die korporativen Verbände eintreten. Hierher wären besonders zu rechnen die Zwangsbeiträge der Arbeitgeber zu den Unterstützungskassen, die Entschädigung, welche sie nach dem Gesetz vom 7. Juni 1871 an verunglückte Arbeiter zu zahlen haben, und dergleichen.

Den Arbeitern könnte dann die Erweiterung dieses Gesetzes auf mehr Erwerbszweige und die Abnahme der die Durchführung ihrer Ansprüche so oft illusorisch machenden Beweislast, oder eine reichlichere Dotirung der verschiedenen Gewerkvereinsunterstützungskassen gewährt werden. Das sind alles Einzelheiten, auf welche wir ein anderes Mal näher eingehen wollen.

Hier zum Schluß noch der heikle Punkt, ob nicht für das Reich, oder die Einzelstaaten, oder die Gemeinden die Lasten, welche aus einer derartigen Unterstützung erwüchsen, unerschwinglich würden. Dafür fragt es sich, bei welcher Höhe der Vortheile Korporationen sich wirklich bilden werden? Im Voraus läßt sich darüber Nichts sagen, fast aber fürchten wir, daß die Lasten nicht sehr groß ausfallen werden, denn die Bildung von neuen Gewerbekorporationen wird selbst bei günstigen Bedingungen nur langsam vor sich gehen. Sollte aber wider Erwarten die Bildung schnelle Fortschritte machen, wir würden selbst sehr große daraus folgende Lasten mit Freuden begrüßen, da sie nicht nur in moralischer Beziehung sich reichlich ersetzen werden, sondern auch, rein materiell betrachtet, Früchte tragen werden in Stetigkeit und Güte der Produktion.

Daß der Löwenantheil hierbei den Arbeitern, nicht den Kapitalisten zufallen wird, ist für uns kein Grund gegen eine solche Vermehrung der Steuerlast, im Gegentheil, wir schulden dem besseren Theil der Arbeiter noch viel Unterstützung. Unserer Meinung nach ist die Aufgabe des Staates nicht, die Ungleichheiten in der wirthschaftlichen Lage, namentlich der Arbeiter gegenüber den Kapitalisten, dadurch auszugleichen, daß mit einer progressiven Einkommensteuer oder auf anderem Wege den Reichen mehr genommen wird, sondern daß bei proportionalen Steuern für die unterdrückteren Klassen mehr geschieht, namentlich in Bildung der unteren Klassen. Als solches Bildungsmittel fassen wir aber die Errichtung von neuen Gewerbekorporationen auf, und für solche Bildungszwecke ist uns keine Vermehrung der Steuerlast zu hoch.

Wie weit solche Korporationen lokal sich ausdehnen dürfen oder müssen, wie im Innern die Verfassung beschaffen sein soll, ob prinzipiell Handwerkskorporationen und Großindustriekorporationen auseinandergehalten werden sollen, das Alles können wir diesmal hier noch nicht erörtern, uns lag für heute nur daran, die Leser der Revue für diese Frage zu interessiren.

Laspeyres.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Kämpfe und Ziele in der Waarenfälschung.

Der Schutzvogt für die nachhaltigere und umfassendere Berücksichtigung der Kunst im Gewerbe und der Eiferer gegen die Waarenfälschung haben heute in der Tages- und in der Fachpresse — wenn der triviale Ausdruck verziehen wird — nebeneinander feil. Sollte das bloßer Zufall sein? Wir glauben das keineswegs, wir sehen vielmehr in diesen beiden Strömungen, welche glücklicherweise bereits tiefer in die breiteren Schichten der Masse sich Bahn zu brechen beginnen, einen sehr natürlichen inneren Kausalzusammenhang; wir finden hier zwei verschiedene Wege von demselben Grundgedanken aus hergeleitet. Was — wie in dem letzten Hefte des Näheren ausgeführt worden — in positiver Weise und gleichsam nach Oben die kunstgewerblichen Bestrebungen als Ziel sich gesteckt haben, die gegebene deutsche Gütererzeugung um eine namhafte Stufe in ihrem ökonomischen, weil ästhetischen Werthe höher zu stellen, das wird gleichzeitig in negativer Weise und nach Unten einer rationellen Volkswirthschaft zur Pflicht, indem sie energisch Verwahrung einlegt gegen alle Erzeugnisse, die auf dem Markt andere Ansprüche erheben, als sie nach ihrer Zusammensetzung und dem Grade ihrer Bedürfnißbefriedigung zu erheben berechtigt sind. Der Umstand, daß die Kunst sich dem Gewerbe im Laufe der Zeit entfremdet hat, wie auch das Umsichgreifen jener Epidemie, welche wir kurz mit dem Namen „Waarenfälschung“ bezeichnen können, weisen unbedingt auf dieselbe Quelle hin. Im Alterthum, früher in Deutschland im Mittelalter, im Zeitalter der Renaissance und des Rokoko, ja selbst zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs war jeder bessere Handwerker bestrebt, die Erzeugnisse seines Gewerbes künstlerisch auszubilden, theils weil er selbst mehr Freude daran hatte, theils um sie leichter und besser verkaufen zu können. Erst seitdem ging das Bestreben der Veredlung, auch der gewöhnlichen

Dinge, durch die Kunst gänzlich verloren. Und warum? Deutschland übersah die Gefahr, welche nothwendigerweise das Zeitalter der Erfindungen von Maschinen auf Grund der in mächtigem Umfange zum Durchbruche gekommenen Naturwissenschaften, bringen mußte: die Gefahr der Massenhaftigkeit und Billigkeit der Gütererzeugung auf Grund getheilter und mechanischer Arbeit. Auch Frankreich war einmal der todten Nachahmung der Antike verfallen, entbehrte der Grazie, war arm in der Konzeption, roh in den Formen, trocken in der Ornamentik. Aber es sorgte schon zu Pompadour's Zeiten dafür, die Werke der Kunst, der französischen Malerei der Allgemeinheit zugänglich zu machen und das Verständniß der gewerbsamen Kreise für das Schöne zu erwecken. Die Schule, die Urheberrechtsgesetzgebung, die Ausstellung wurden von da ab in fernsichtiger Weise in diesen gleichen Dienst gestellt. Deutschland aber fuhr auch in dem laufenden Jahrhundert fort, immer nur ausschließlich der Technik Opfer zu bringen. Die von einem Hermann und einem Nebenius Anfangs der dreißiger Jahre in's Leben gerufenen polytechnischen Schulen, die heute an der Schwelle des ersten Halbsaekulums ihrer Wirksamkeit stehen, haben gewiß Großes geleistet und die Aufgabe, die sie sich gesteckt, die deutsche Industrie jener des Auslandes ebenbürtig zu machen, im Großen und Ganzen erreicht. Aber es war nur immer die eine Frage, das ewig stereotype Problem, um die sich unsere Industrie wie im Drehtanze bewegte, wie kann ich die Erzeugnisse der ausländischen industriell höher stehenden Mitbewerber technisch und ökonomisch auf dritten Märkten aus dem Felde schlagen; bald verlor sich dieses Bestreben in die einseitige Anschauung, als ob sich die Industrie in der bloßen Billigkeit, noch mehr in der Geldbilligkeit allein erschöpfe. Daß neben den Gestehungskosten der Gütererzeugung auf Seite des Produzenten auch der Gebrauchswerth des Gutes auf Seite des Konsumenten gleich entscheidend für die Preisbildung sei, blieb mehr und mehr außer Betracht. Dazu fehlte aber — ein hochwichtiges Moment — jeder legislative Stützpunkt, der in entgegengesetzter Richtung eine Reaktion begünstigt hätte. Was half es unserm Nachbar Sattler, die besten und bewährtesten Reitsättel auf den Markt zu bringen; der Gesetzgeber versagte ihm eben die Mittel, auf dritten Märkten, wo er persönlich keine Kontrole mehr üben konnte, sich der geringeren Nachprodukte unreeller Mitbewerber zu erwehren. Was hatte es für einen Reiz für unseren Kattundrucker, Dessinateure zu beschäftigen und neue stilgerechte Muster einzuführen, da er morgen schon besorgen mußte, seine Arbeiten auf's trefflichste und natürlich billiger kopirt zu sehen? Warum sollte man technische Neuerungen bei uns ausbeuten, wo sich ein Dutzend Staaten um die zweifelhafte Ehre stritten, welcher den weniger sicheren Patentschutz zu bieten hatte? Aber freilich, wer hätte auch unter jener politischen Zerklüftung den Mangel eines Marken-, Muster- und Patentschutzes wirksamer heilen sollen, da gerade alle diese drei Urheberrechte in ihrem Erfolge in gerader Proportion zum Umfange ihres Herrschaftsgebietes stehen? Unter solchen Umständen war es nur begreiflich, daß die deutsche Industrie des Gefühls der Selbständigkeit, der vollen Verantwortlichkeit baar werden mußte. Was nicht verboten gewesen, war erlaubt. Ungestraft konnte man fremde Waarenbezeichnungen annektiren, fremde Muster abklatschen, fremde Erfindungen in seinem eigenen Garten anbauen. Der mißverstandene Begriff der Gewerbefreiheit und des freien Wettbewerbs stolperte ruhig und nur zu lange über diese natürlichen Eigenthumsgrenzen. Wurde doch noch vor zwei Jahren ein deutscher Nähfadenfabrikant, der in kluger

Weise, eine kurze Spanne Zeit vor der Einführung des deutschen Markenschutzgesetzes, sich ungescheut die drei bekanntesten englischen Nähfaden-Marken beigelegt hatte, vom deutschen Reichsoberhandelsgerichte selbst — allerdings zum großen Erstaunen Aller, die sich von diesem Gesetze eine radikale Umkehr versprechen zu dürfen vermaßen — in diesem fremden Besitze geschützt, während die beiden Vorinstanzen die Verurtheilung dieser Annexion als selbstverständlich betrachtet hatten.

Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß die deutsche Gewerbsamkeit unter den Auspizien des mangelnden Verständnisses für die Bedeutung der originalen geistigen Arbeit einer- und einer ausschließlich auf die Geldbilligkeit andererseits gerichteten Strömung auf jene schiefe Ebene gelangen mußte, deren ganze Längenausdehnung, wenn auch in intensiv verschiedenen Stadien, nur das eine Motto trägt: billiger, wenn auch schlechter. Nicht blos die vollständige Beseitigung jeder künstlerischen Beeinflussung oder doch eine recht ärmliche Erinnerung an die Vermählung von Kunst und Gewerbe resultirte aus dieser Entwicklung, mußte aus ihr resultiren, wie sich beispielsweise an der Edelmetallindustrie ganz unzweifelhaft nachweisen läßt, da die verschlechterten Metalle mehr und mehr spröde und für ästhetische Formen unempfindlich werden mußten; auch die Waarenfälschung war nur ein naheliegendes Produkt der gleichen Entwicklung. Der erste Schritt dieses Betruges war noch in der Hauptsache mit einem Selbstbetruge des Produzenten verbunden: er vergaß die Eigenschaften des Rohstoffes, die Zwecke des Fabrikates über der Billigkeit des zu Erzeugenden; der zweite Schritt war aber schon der selbstbewußte offene Betrug, das sorglose Herstellen von Waaren, die keinen Anspruch auf die Eigenschaften zu machen haben, in deren Mantel sie sich auf dem Markte zur Schau stellen. Und hier ist es denn nun, wo der volkswirthschaftliche und der privatwirthschaftliche Standpunkt nach zwei ganz entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen: die Mißachtung der Kunst im Gewerbe, der Reellität in der Technik vermindert allerdings die Produktionskosten und damit die Preise und erhöht eben daher den Unternehmergewinn des Einzelnen, aber es diskreditirt die gesammte Volkswirthschaft, in der solche Motive leitend sind, mehr und mehr auf dem Weltmarkte und diese Gefahr ist um so drohender, weil, um unser so treffendes Bild beizubehalten, auf jener schiefen Ebene kein Halt- und Stützpunkt mehr zu finden ist. Ist nur einmal der erste Schritt zum Billigen und Schlechteren geschehen und die Schüchternheit überwunden, so ist leider keine fest bestimmbare Grenze nach Unten mehr festzuhalten.

Es ist jedenfalls keine gerade undankbare Aufgabe in einer Zeit, die sich so sehr von der Sucht nach Heilmitteln aller Art beherrschen läßt, auch gelegentlich den Entstehungsursachen solch' ökonomischer Erkrankungen nachzuspüren. Täuschen wir uns nun in der Gemeinsamkeit der Quelle der hier vorliegenden Krankheitserscheinungen nicht, dann haben wir damit zugleich auch einen wichtigen und wesentlichen Punkt in der Erkenntniß der Mittel zu deren Besserung gemacht. Wissen wir doch damit schon das Eine, daß alle Anstrengungen im Dienste der Kunst im Gewerbe indirekt auch dem Kampfe gegen die Waarenfälschung zu Gute kommen müssen, wie umgekehrt alle Bemühungen, das letztere Uebel einzudämmen, den Weg zur höheren Vervollkommnung der Gewerbe durch die Kunst ebnen. Ferner sind die drei Urheberrechte für Marken-, Patent- und Musterschutz, mit denen uns das deutsche Reich beschenkt hat, bereits als thatkräftige Medikamente erkannt, deren Einfluß wir

in Zukunft wohl vertrauen dürfen. Wir betonen: in der Zukunft; denn eine so lange in dieser eben gezeichneten Richtung in der That recht- und schutzlose Zeitperiode will überwunden sein. Das Gesetz ist für den Augenblick ohnmächtig gegen so andauernd und so tief eingewurzelte gegentheilige Anschauungen, die zugleich so mächtig von dem Naturgesetz der Trägheit gestützt wurden. Die Zeit verlangt hier ihr Recht. Diese Gesetze werden erst dann zum vollen Genusse ihrer Früchte kommen, wenn das von ihnen Gewollte auch zur Sitte wieder geworden, zwei Momente, die sich bekanntlich nicht immer im Leben zu decken pflegen. Des Weiteren ersehen wir aber aus unserer Darlegung, daß wir es keineswegs dabei blos vornehmlich mit der Nahrungsmittelfälschung, sondern mit einer Krankheit zu thun haben, mit der mehr oder minder alle Produktionsprozesse behaftet sind, oder doch prinzipiell sein könnten. Es ist nur natürlich, daß das besondere Augenmerk auf die Befriedigungsmittel unserer Existenzbedürfnisse ersten Grades, um mit Ad. Wagner zu sprechen, gerichtet ist, wie auch andererseits der Unternehmergewinn an Fälschungen in dieser Güterbranche, weil im umfänglichsten Maße beansprucht, die höchste Speisung zu erwarten hat. Trotzdem ist aller Grund gegeben, das auch fernerhin zu thun und doch das Andere nicht aus dem Auge zu lassen. — Daß auch der Mangel einer durchgreifenden volkswirthschaftlichen Bildung ein gewichtiges Wort bei dieser Epidemie mitspreche, dürfte gleichfalls aus unserer Unterstützung unzweifelhaft hervorgehen. Also Alles, was im Dienste dieser Bemühungen geschieht, dürfen wir gleichfalls als ein bedeutendes kooperatives Moment im Kampfe gegen die Waarenfälschung nicht unterschätzen. Daneben spielt endlich auch die gegenseitige Isolirung der Einzelnen an der Erzeugung derselben Güterkategorie betheiligten Einzelwirthschaften, — jene rücksichtslose Spekulation des einzelnen Gewerbetreibenden auf die Besiegung seines Mitbewerbers als das extreme Gebilde der gewerblichen Freiheit — dieser Kampf ohne jede Rücksicht auf die territoriale Gemeinschaft, — jenes völlige Ausscheiden des korporativen Begriffes aus unserem Gewerbeleben — jenes Kämpfen in aufgelösten Reihen eine große Rolle. Zur rechten Zeit hat Dr. Loebner in Chemnitz, dem wir schon das treffliche Schriftchen „Maßregeln gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel", Chemnitz 1877, verdanken, in welchem vor Allem erstmals erschöpfend über die kommunale Thätigkeit auf diesem Gebiete berichtet worden, in einer Schrift: „Die Gesetzgebung des alten und des neuen deutschen Reiches wider Verfälschung der Nahrungsmittel (Karl Heimann, Berlin 1878)" gelegentlich daran erinnert, warum man in den alten Reichstagsabschieden und kaiserlichen Erlassen des 15. und 16. Jahrhunderts nur immer dem einen Thema der Weinverfälschungen begegne. „Denkt man, bemerkt er mit Recht, an das Zunftwesen und seine Organisation, so hat man die einfache Lösung des Räthsels. In ihrer Entwicklungs- und Blüthezeit war ja das Augenmerk der Zünfte ganz besonders auch auf die Güte der von den Zunftgenossen gelieferten Waaren gerichtet. Unter den nicht zünftigen Erwerbszweigen nahm schon damals der Weinhandel eine bevorzugte Stellung ein." — Gerade aber von dieser Seite her, meinen auch wir, von der vernünftigen Assoziation der Gewerbegenossen auf moderner Grundlage, die ihre Kräfte aus sich herausschöpft, nicht außer sich im Krückenschreine der Gesetzgebung andere äußere Hilfskräfte sucht, kann heute auf dem Gebiete der kunstgewerblichen Bestrebungen so gut wie auf dem Gebiete der Waarenfälschung, die hauptsächliche Förderung gesucht und gefunden werden. Diesen vorgeschilderten Momenten gegenüber, will uns alle Aufbietung dia-

lektischer Schärfe an der Fassung unseres Grafkodex, wollen uns alle polizeilichen Mittel, die da empfohlen werden, nicht Viel mehr denn eitel Flickwerk dünken. Im Einzelnen läßt sich ja dabei noch darüber streiten, wie weit die Ortsgemeinde, die Distrikts- und Kreisgemeinde, die Provinz oder Landschaft, der Staat und das Reich, neben dem Vereinswesen im Allgemeinen und den Interessenkorporationen insbesondere mitzuwirken haben. Auch die Mittel werden heute andere sein, als zur Zeit der Blüthe der Zunft; wir werden vielmehr all' jene modernen Waffen in Bereitschaft halten müssen, welche unsere Altvordern in geschlossener Zunft angewendet hätten, wenn sie ihnen damals zu Gebote gestanden wären. Hat nur erst eine Volkswirthschaft den richtigen Inhalt, da werden auch mangelhafte Gesetze einer gesunden Entwicklung nicht hindernd im Wege stehen. Wer hätte uns das drastischer bewiesen, als das praktisch eminent begabteste Volk der Römer selbst in der Geschichte seiner prätorischen Rechtsentwicklung?

Erfreulicherweise ist auch dieser Gedankengang schon heute in Deutschland kein durchaus theoretischer mehr. Unter dem Titel: „Moderne Schauanstalten" (Jahrg. II, Oktoberheft), sind wir bereits solchen glücklichen Bewegungen begegnet. Wir wollen nicht unterlassen heute noch auf einen besonderen, so recht unseren obigen Ausführungen angepaßten Vorgang hinzuweisen, welcher der entschiedensten Nachahmung werth und, wie wir hoffen, auch sicher ist. Der Verband der deutschen Chokoladefabrikanten, dem, von einem einzigen größeren Etablissement abgesehen, fast alle anderen irgendwie bedeutenden Fabriken in Deutschland angehören, hat die Einrichtung getroffen, daß die ausschließlich aus Kakao und Zucker hergestellten Tafel-Chokoladen und die blos aus Kakao fabrizirten Kakaopulver und Kakaomasse das Recht haben sollen, eine bestimmte Marke zu tragen, des Inhaltes, daß für ihre absolute Reinheit in gedachter Richtung der Verband die Garantie übernehme. Der Bezug dieser Marke geschieht nur durch den Geschäftsführer des Verbandes und unterwirft sich jeder Fabrikant der Bestimmung, daß Kontraventionen gegen besagte Mischung mit einer hohen Geldstrafe und eventuellem Verluste des Markenrechtes bestraft werde. Um den zur Entscheidung über solche Vorkommnisse zuständigen Ausschuß von allem Odium solchen Schiedsrichteramts zu entlasten, sollen die etwa anfallenden Strafgelder ausschließlich für jeweilige Untersuchungen von Chokoladenfabrikaten und zu analogen Zwecken bestimmt sein. Diese Einrichtung dient dadurch auch zugleich weiteren Zwecken, die Herstellung von Chokoladen mit anderen, den Geschmack dieses Nahrungs- und Genußmittels oft eher förderlichen als benachtheiligenden Zuthaten — man denke an die verschiedenen Pflanzenmehle u. s. w. — freien Spielraum zu gewähren; für sie ist außerhalb der Verbandsmarke fortan freie Bahn. Das geschilderte Vorgehen gerade dieses Geschäftszweiges ist um so verdienstlicher, als besonders dieses Gewerbe mit den zähsten Vorurtheilen der Konsumenten zu Gunsten des Auslandes zu kämpfen hat, hier eine rationellere Verzollung des deutschen Tarifs längst vergeblich erbeten und unabweislich ist, — und endlich die nachgewiesene Exportprämie Frankreichs noch den falschen Heiligenschein einer auf der Douane festgestellten Lauterkeit französischer Kakaoprodukte als eine unvergoltene Beigabe auf dem Markte mit sich führt.

Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von K. Birnbaum in Leipzig.)

Ueber Handel und Verbrauch von künstlichen Dungmitteln.

Seit J. v. Liebig die Nothwendigkeit der Ergänzung des Stalldüngers durch Mineralstoffe nachgewiesen hatte, sind noch nicht vierzig Jahre verflossen und in dieser Zeit hat die volle Würdigung der Gesetze über den Ersatz entzogener Nährstoffe der Pflanzen keineswegs bei allen Landwirthen und selbst noch nicht einmal bei der Mehrheit der Großgrundbesitzer Platz greifen können. Trotzdem aber haben in dieser Zeit, und besonders in den beiden letzten Jahrzehnten, die Fabrikation von Handelsdünger und deren Versendung — der Handel mit Dungstoffen — Dimensionen angenommen, welche ihnen eine sehr bedeutende Stelle im Gebiete der werbenden Thätigkeiten zuweisen. Diese nach Gebühr hervorzuheben, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

Von vornherein kann behauptet werden, daß die Handelswelt nicht viele Gegenstände kennen dürfte, durch welche mehr an Werth in Umsatz gebracht wird. Hat man doch berechnet, daß in England allein pro Jahr weit über 300 Mill. Mark für Ankauf von Dungmitteln seitens der Landwirthe verausgabt werden, zu welcher Zahl zu bemerken ist, daß sie nur die eigentlichen Fabrikate und Handelsdünger repräsentirt, nicht aber auch das, was an Abfallstoffen aller Art aus den Städten und an anderweitigem, selbst zu gewinnendem Material noch außerdem zur Steigerung der Erträgnisse der Felder und Wiesen verwendet wird. Für Frankreich giebt man die Zahl von etwa 400 Mill. Francs an; einen sehr bedeutenden Theil davon bildet die Ausgabe für Poudrette und analoge Fabrikate, d. h. also für die Kunstprodukte, welche man aus Menschenexkrementen behufs ihrer Verwendung als Dungmittel zu fertigen versteht. Für die übrigen Staaten des Kontinents fehlen uns zuverlässige Zahlen. Es giebt in Deutschland z. B. Gegenden, in welchen alle Landwirthe in nicht minderem Grade wie ihre englischen Kollegen Geld auf den Ankauf von Dünger verwenden, z. B. in den Rheinlanden, soweit der Bau der lohnenden Handelspflanzen aller Art geht, im Rayon der Zuckerrübenkultur, an vielen Orten in Braunschweig, Sachsen u. s. w. Anderwärts sind es zum mindesten stets einzelne Landwirthe, welche in großen Quantitäten Dünger kaufen; wie hoch aber die ganzen Summen sind, welche dafür in Deutschland, Oesterreich u. s. w. jährlich in Umlauf gesetzt werden, läßt sich zur Zeit noch nicht angeben; von Jahr zu Jahr nähern sie sich mehr dem Verhältniß in den zuerst genannten Ländern und mit der Zeit werden sie diese weit übertreffen müssen. Schon jetzt kann man jedenfalls für den Düngerhandel der ganzen Welt die Milliardenzahl anwenden und mit der Zeit wird man dahin kommen, diese im Plural zu gebrauchen.

Die hohe wirthschaftliche Bedeutung dieses Zweiges der Handelsthätigkeit liegt aber weit weniger in der Höhe der Werthe, welche damit in Umlauf gesetzt werden, als vielmehr darin, daß mit deren Hülfe der Natur jährlich eine weit größere Menge von Lebensmitteln und Rohstoffen abgewonnen werden kann, und darin, daß viele Naturprodukte und Abfallstoffe, welche noch bis vor wenigen Jahren unbenutzt, weil für werthlos erachtet, blieben, nun das Material zu gewerblicher

Thätigkeit geben und Tausenden von Menschen lohnende Beschäftigung gewähren. Die Düngerfabrikation hat selbst unter Umständen schon andere Industrien fördern helfen. Es giebt z. B. phosphatreiche Eisenerze, welche man noch vor wenigen Jahren nicht auszubeuten vermochte, weil die Gewinnung des Eisens nicht lohnte; nachdem man überall nach Phosphaten behufs Verarbeitung zu Dünger suchen lernte, mußte man auch darauf kommen, diese Erze wieder in Angriff zu nehmen, und jetzt bildet die Darstellung des Eisens aus denselben beinahe das Nebenprodukt oder ist doch diese dadurch ermöglicht worden, daß man auch die Phosphorsäure verwerthen kann. Das einzige Beispiel für einen an amerikanische Zustände erinnernden Aufschwung eines Ortes bildet in Deutschland Staßfurt; es dankt sein wunderbares Aufblühen den Kalisalzen, welche dort und in dem benachbarten anhaltinischen Orte Leopoldshall gewonnen werden und über denen Steinsalz in Schichten von einigen Hundert Metern Mächtigkeit gelagert sind. Freilich haben diese Salze auch in der chemischen Industrie eine großartige Verwendung gefunden, allein ohne die Verarbeitung zu Dungmitteln würden doch jene Orte niemals den hohen Aufschwung genommen haben und diese war es zudem, womit dort die Industrie überhaupt ihren Anfang nahm. Früher wurden diese Salze, weil für das Steinsalz nicht brauchbar, als „Abraumsalze" bei Seite geworfen und als ein Hinderniß für die bergmännische Ausbeutung betrachtet. Jetzt schon ist die Gewinnung der Kalisalze bedeutender wie die des Steinsalzes geworden und für das Herzogthum Anhalt die Salinenverwaltung in Bezug auf die Staatsfinanzen von analoger Bedeutung, wie die Guano- und Salpeterlager für Chili und Peru. In Oesterreich aber ist in dem unverständigen Suchen nach Kalisalzen das berühmte Salzwerk in Wielicka zum Theil geopfert worden, während man fast gleichzeitig die wirklichen Schätze in Kalucz in Privathände übergehen ließ.

In den bis zu 1850 etwa erschienenen Lehrbüchern der Mineralogie und Geognosie wurde der phosphathaltigen Gesteine höchstens bei Aufzählung einiger Halb- und Ganzedelsteine gedacht; jetzt hat man überall auf das Eifrigste nach Phosphaten gesucht und verarbeitet in zahlreichen Fabriken die Koprolithen, die fossilen Knochenreste und die phosphorsäurereichen Erden und Gesteine. Das in Spanien (Estremadura) vorkommende Gestein der Art hatte bis vor Kurzem nur als Baumaterial oder im Straßenbau eine wenig lohnende Verwendung gefunden; jetzt verbindet eine besondere Eisenbahn die Werke mit den nächsten Hafenorten und hat englisches Geld das Material den Landwirthen zugänglich gemacht. In welcher Weise große Schlachtfelder ausgebeutet werden, ist bekannt.

Hoch im Norden sind Etablissements errichtet worden, um die Abfälle von Walfischen und anderen Seethieren zu „Fischguano" zu verarbeiten, und während die Küstenbewohner früher nur etwa den Seetang zu Düngerzwecken verwendeten, verarbeitet man jetzt Millionen von kleinen Krebsen, Muscheln und anderen Bewohnern der Meere zu Dünger, so dem Festlande einigermaßen das zuführend, was das Wasser ihm entzieht und entzogen hat.

In zahlreichen Fabriken giebt es Nebenprodukte und Abfallstoffe, welche jetzt schätzbare Dungmittel liefern, und selbst das ammoniakhaltige Wasser aus den Gasfabriken wird noch der Landwirthschaft dienstbar gemacht.

Der Guano muß, trotzdem man auf der ganzen Erde alles Vorhandene aufgesucht hat, bei dem gewaltigen Verbrauch bald aufgezehrt sein; da der Fisch-

guano, welchen man als Ersatz einbürgern wollte, nicht recht Anklang finden will, so wird nur noch die Stadt mit ihren enormen Anhäufungen von Düngmaterial hierfür in Betracht kommen können.

Von dem Momente an gewinnt die Düngerfabrikation eine weitere hochwichtige Bedeutung. Lord Palmerston soll gesagt haben: „Unrath ist ein Ding am unrechten Orte": die Aufgabe des Düngerfabrikanten ist es, diesem Ding eine solche Form und Beschaffenheit zu geben, daß es durch den Händler oder den Landwirth selbst an den rechten Ort, d. h. auf das Feld, gebracht werden kann. Auch in der ursprünglichen Form ist es für den Landwirth, wenn auf das Feld gebracht, also am richtigen Orte, einfach nicht mehr Unrath, sondern ein wesentliches Arbeitswerkzeug. Die sogen. Kloakenfrage, welcher bis dahin so viele Millionen nutzlos geopfert worden sind, über welche schon so viel geschrieben worden ist und für welche eine allseitig befriedigende Lösung nur erst an sehr wenigen Orten gefunden wurde, trotzdem davon die Gesundheit von Millionen von Menschen abhängt — sie kann nie und nirgends anders als unter Mitwirkung der Landwirthe gelöst werden. Wenn aber diese die Städte von Unrath befreien sollen, dann muß man ihnen entweder billige Transportmittel, wie z. B. in den Niederlanden die Boote auf den Kanälen, zur Verfügung stellen oder schon im Stadtbezirke die Massen für den Wagentransport mit Zugthieren werthvoll genug zu machen verstehen. Die direkte Berieselung wird stets nur in beschränktem Maßstabe zur Anwendung kommen können, das Abholen aus der Stadt mittelst Fuhrwerk nur ein für beide Theile unbefriedigendes Auskunftsmittel bleiben. Nur der Düngerfabrikant kann die Frage auf die Dauer und überall befriedigend lösen.

Wie hoch sich der Verlust für die Landwirthschaft beziffert, welche diese dadurch erleidet, daß alljährlich noch so viel Dinge am unrechten Orte bleiben, kann auch nicht annähernd berechnet werden; man hat nur die Gewißheit, daß es sich hierbei in einem Lande wie Deutschland z. B. um hunderte von Millionen Mark handelt und daß die Sorgsamkeit, mit welcher die Chinesen und Japanesen alle solche Dinge in die rechte Form und an den rechten Ort zu bringen verstehen, die Erträgnisse der Felder in einer Weise, für welche die Mehrzahl unserer Landwirthe keine rechte Vorstellung hat, zu steigern vermochte.

Für uns kann darum gesagt werden, daß die Düngerfabrikation und der Düngerhandel, trotzdem sie schon so Großes leisten, doch erst nur am Anfange ihrer Entwicklung stehen, wobei ausdrücklich betont werden soll, daß, wenigstens in unseren Klimaten, der Stalldünger immer das Hauptmaterial für die Instandsetzung der Felder bieten wird.

Drei Ursachen sind es hauptsächlich, welche bisher der weiteren Anwendung von Handelsdünger und Dungfabrikaten entgegengewirkt haben.

Abgesehen von direktem Abmahnen, wie es sich manche Landwirthschaftslehrer und Andere haben zu Schulden kommen lassen, hat vor Allem der verkehrte Gebrauch, welchen man da und dort gemacht hat, abschreckend gewirkt. Wenn einer der heftigsten Gegner v. Liebig's, G. Fr. Schulze in Jena, seiner Zeit auf reicher Alluon im Gebiete der Muschelkalkformation Versuche mit Dungmitteln, welche reich an Phosphat und Kalk waren, anstellte und natürlich keine auffälligen Resultate damit erzielte, oder wenn später auf Stöckhardt's Empfehlung im überaus kalireichen Gebirgsboden des sächsischen Voigtlandes Versuche mit Kalisalzen gemacht

wurden und man dann aus derartigen resultatlos gebliebenen Versuchen folgerte, daß derartiger Dünger nichts tauge, so darf man sich darüber nicht wundern, daß zeitweise auch andere Landwirthe, für deren Felder sie sehr wirksam gewesen wären, vom Ankauf sich abschrecken ließen.

Zum zweiten suchte man früher, so lange man von den Absorptionserscheinungen im Boden keine klaren Vorstellungen hatte, die Fabrikate geflissentlich schwer löslich zu machen, weil man fürchtete, sie könnten sonst zu rasch mit dem Regenwasser in die Tiefe gespült werden. Die Schwerlöslichkeit machte sie, zumal in trocknen Jahrgängen und Lagen, gänzlich oder doch zur Zeit unwirksam, und da der Landwirth möglichst rasch Erfolge haben will und sein Kapital schneller umsetzen muß, so war es natürlich, daß die Erfolglosigkeit zur Nachahmung nicht reizen konnte. Jetzt sucht man alle Präparate „aufzuschließen", d. h. möglichst rasch wirksam zu machen (Superphosphat, feines Knochenpulver, gemahlener aufgeschlossener Guano 2c.) und seit dieser Zeit klagt man nicht mehr — bei halbwegs verständiger Anwendung — über Erfolglosigkeit und der Fabrikant nicht mehr über den Mangel an Absatz.

Noch eine weitere Erfahrung mußte gewonnen werden, ehe man zur richtigen Erkenntniß kam. Begeistert von J. v. Liebig's Lehren und gestützt auf oft fast wunderbare Erfolge mit einzelnen Dungmitteln des Handels, entschlossen sich manche Landwirthe zur Abschaffung des Viehes und zur ausschließlichen Anwendung von Dungfabrikaten und Handelsdünger; sie mußten Alle bald zum Stalldünger zurückkehren; man nannte in landwirthschaftlichen Kreisen Wirthschaften, in welchen so verfahren worden war, „Strohwirthschaften", besonders dann, wenn ausschließlich oder überwiegend der außerordentlich wirksame, aber deshalb erschöpfende Guano verwendet worden war. Wieder andere Landwirthe glaubten durch nur einseitige Anwendung von Dungmitteln sich helfen zu können und wieder Andere wurden das Opfer grober Fälschungen, welche namentlich englische Firmen sich zu Schulden kommen ließen (nachgemachter Guano, Universalpulver u. dgl.). Jetzt weiß man, daß, mit Ausnahme von solchen Feldern, welche des Moders, Mergels oder Kalkes zur Korrektur in größeren Mengen bedürfen, oder der Kleefelder, für welche das Gypsen nothwendig ist, außer Stalldünger (Jauche u. s. w.) das Hauptaugenmerk auf Phosphorsäure, Kali und Stickstoff (welcher durch Regenwasser ausgelaugt werden kann) zu richten ist. Die Düngerfabrikation wird sich mehr und mehr nur mit Präparaten, durch welche diese Stoffe den Feldern in geeigneter Form zugeführt werden können, beschäftigen.

Auch hinsichtlich der Quantität sind viele Fehler gemacht worden; man verwendete viele Centner da, wo man mit ½ bis 1 Centner auskommen konnte, und vertheuerte sich dadurch die Düngung so sehr, daß ein Gewinn nicht mehr möglich war. Man hat gelernt, Maß zu halten, und legt auch um deswillen so hohen Werth darauf, die Präparate rasch und sicher wirksam zu machen.

Man kann jetzt so ziemlich sicher in diesen Dingen verfahren, und das wird und muß dazu führen, daß immer allgemeinerer Gebrauch von Handelsdüngern gemacht werden wird. Ein Zukauf geeigneter Substanzen bis zur Höhe von 10 Mk. pro Hektar und Jahr wird als völlig ausreichend im Durchschnitt gehalten, so daß sich danach leicht die Größe des gesammten Verbrauchs für ein Land berechnen läßt. Da, wo der Dampfpflug geht oder man überhaupt tiefer als bisher den

Boden bearbeitet, mag mit der Zeit das Bedürfniß etwas größer werden, und da, wo man mit Ernten nach heutigen Vorstellungen nicht mehr ausreichen kann, in noch höherem Grade der Handelsdünger verbraucht werden. Obige Zahl wird aber genügen, um zu zeigen, um welche Summen es sich in Sachen der Beidüngung handelt. Daß nur dann, wenn eine solche allerwärts in rationellster Weise durchgeführt wird, eine ausgiebige Produktion zu ermöglichen ist, wird glücklicherweise von Niemandem mehr bestritten.

Reichliche und gute Fütterung der Nutzthiere und angemessene Düngung der Grundstücke bilden die Grundlage für den gedeihlichen Betrieb der Landwirthschaft und damit für die ausgiebige Erzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen.

Nicht leichter aber wird der Triumph der Wissenschaft glänzender bewiesen werden können, als durch den Hinblick darauf, welche Wirkungen J. v. Liebig's „Naturgesetze des Feldbaues" hervorgebracht haben. Die Landwirthe danken ihm die Sicherheit ihrer Ernten, Handel und Industrie aber den Wegweiser zu unerschöpflichen Fundgruben, durch welche sie mit der Förderung ihrer Interessen auch dem Ganzen zu nützen vermögen. Ihre Aufgabe ist die Regelung des Kreislaufs der Stoffe durch den Menschen zum Zwecke der Erhaltung und Steigerung der Fruchtbarkeit des Kulturbodens. **Birnbaum.**

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

„Regierungs-Sozialismus."

Es muß die Aufgabe eines Rundschau-Berichtes sein, sich über alle diejenigen Erscheinungen des zu besprechenden Gebietes zu verbreiten, welche als neu auftauchen und zur Orientirung ebendaselbst nothwendig durchschaut werden müssen; der Berichterstatter des staats- und rechtswissenschaftlichen Referates würde seiner Pflicht nicht nachkommen, wenn er ignoriren würde, was in der Welt, es sei die praktische oder die theoretische, in Bezug auf den Staatszweck zu Tage gefördert wird, und eben darum darf er das neue Schlagwort: „Regierungs-Sozialismus" nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist nicht der „Katheder-Sozialismus", der mit jenem Worte bezeichnet wird, sondern ein nach Subjekt und Objekt davon verschiedenes System, das System der Anerkennung der wirthschaftlichen Sozialistik unter gleichzeitiger Leugnung der sozialen Sozialistik. Diese Ausdrucksweise wird mehr prägnant als deutlich erscheinen; sie bezeichnet mit anderen Worten: es soll eine Partei sein, welche auf wirthschaftlichem Gebiete, d. i. also auf dem der Produktion, der Gütervertheilung und der Konsumtion, gegen das „laisser faire, laisser aller" ankämpft und die Staatsindustrie überall, wo es nur möglich ist, an die Stelle der Privatindustrie setzen, die dadurch bewirkte Aenderung jedoch auf das rein ökonomische Gebiet beschränken, folglich die sogenannten sozialen Forderungen der Sozialdemokratie ablehnen will; wird die Tendenz dieser Partei realisirt, so soll weder eine politische, noch eine gesellschaftliche Veränderung oder Machtverschiebung eintreten, sondern nur eine wirthschaftliche Verbesserung der Gesammtlage bewirkt werden.

Die sehr beachtenswerthe dogmatische Zeitschrift der deutschen Socialdemokratie (betitelt: „Die Zukunft, sozialistische Revue", erscheint im Verlag der Allgemeinen Deutschen Assoziations-Buchdruckerei in Berlin seit 1. Oktober 1877) nimmt an, es deuten alle Anzeichen darauf hin, daß die Partei des „Regierungs-Sozialismus" an Macht und Ausdehnung zunehme und daß man suche, das Gebiet der Staatsindustrie überall da, wo sich Gelegenheit dazu bietet, zu erweitern; das sozialdemokratische Blatt knüpft daran die Warnung: die Politik seiner Partei werde hier sehr vorsichtig sein müssen; denn bei jeder derartigen Maßregel sei zu fragen, „ob das Gute, welches sie in wirthschaftlicher Beziehung bringe, nicht aufgewogen werde durch die Nachtheile, welche der Sozialdemokratie aus der gleichzeitigen Vergrößerung der Macht der Herrschenden erwachsen."

Der Name „Regierungs-Sozialismus“ ist auf keinen Fall glücklich gewählt, man könnte ebenso gut oder ebenso schlecht sagen: Kammer-Sozialismus oder Reichstags-Sozialismus; dem „Sozialismus“ nämlich, welchen jenes Schlagwort bezeichnen soll, huldigt in der That in gewissem Sinne bereits unser heutiger Staat, die Gesetzgebung im Deutschen Reiche insbesondere.

Der Berichterstatter hat an einer andern Stelle Gelegenheit genommen, sich über die stete Variation des „Staatszwecks“ eingehend auszusprechen (s. Hartmann's Zeitschrift f. Gesetzgebung u. s. w. Bd. III. S. 137 ff.); allgemein einverstanden ist man darüber, daß überall da, wo Bedürfnisse vorliegen, welche befriedigt werden müssen, sofern nicht das Gemeinwesen als solches Noth leiden soll, welche aber durch die Kraft der vereinzelten Individuen, durch Privatthätigkeit oder Selbsthülfe gar nicht befriedigt werden können, daß überall da — sage ich — die Thätigkeit des souveränen Gemeinwesens, welches wir Staat nennen, einzustehen habe; wo Hemmnisse der Fortentwicklung vorliegen, welche allgemeiner Natur sind und durch die Thätigkeit der Einzelnen gar nicht beseitigt werden können, da muß der Staat eintreten mit seiner weiter reichenden Kraft; ebenso allgemein ist man aber auch darin einig, daß solche Bedürfnisse, welche nur Bedürfnisse der Einzelnen sind und durch die isolirte Thätigkeit dieser Einzelnen ganz gut oder wenigstens hinreichend gut befriedigt werden können, nicht durch eine Staatsoperation aufzugreifen, sondern der Selbstthätigkeit zu überlassen sind; zwischen diesen beiden dem Streit entrückten Extremen aber liegen die zahlreichen und buntgearteten Fälle, in denen zwar die Kraft der Einzelnen, der Egoismus der Individuen mit den diesen zu Gebote stehenden Mitteln an sich ausreicht, um das Bedürfniß zu erfüllen, in denen aber die Staatsthätigkeit das Bedürfniß ungleich besser befriedigen würde und zugleich ein über die einzelnen Individuen hinausgehendes Interesse, ein Gemeininteresse, in Frage steht: wo solche Hemmnisse der Fortentwicklung der Menschheit vorliegen, daß die Kraft der Einzelnen zwar ausreichen würde, sie überhaupt zu besiegen, die Kraft des Gemeinwesens aber sie rascher, leichter, gründlicher oder gefahrloser überwinden könnte, als dies der Selbsthülfe möglich wäre, auch da muß nach der heutigen und nun im Deutschen Reiche geltend werdenden Auffassung des Staatszwecks die Thätigkeit des Gemeinwesens eintreten zur Befriedigung des Bedürfnisses der Individuen, zur Beseitigung der Hemmnisse des Fortschrittes der Menschheit; gerade diese letztere Zweckangabe enthält aber ein einschränkendes Moment: es ist möglich, daß die in den Vordergrund tretende Staatsthätigkeit zwar das konkrete Interesse besser vertritt, als die Selbsthülfe dies könnte, und daß die zuletzt erwähnte Voraussetzung der Staatsaktion vorliegt, dieselbe aber doch nicht eintreten darf: dann nämlich, wenn die in den Vordergrund tretende Staatshülfe selbst ein Hemmniß der Fortentwicklung der Menschheit im Staate in Bezug auf andere und wichtigere Verhältnisse des menschlichen Lebens werden würde.

Diese letztere Möglichkeit wird von der Sozialdemokratie übersehen; daß die ausschließliche, in den Vordergrund tretende Staatsthätigkeit auch ihre Schattenseiten habe, die Beseitigung des Egoismus als Triebfeder der menschlichen Handlungen vor Allem den Hauptnachtheil hat, den Menschen zur interesselosen Arbeitsmaschine zu machen und daß dieser Nachtheil so groß ist, daß wir ihm gegenüber lieber auf die möglichst vollkommene Befriedigung zahlreicher Bedürfnisse verzichten, — die Erwägungen kennt der radikale Sozialismus nicht und durch sie gerade unterscheidet sich von ihm Alles, was Regierungs-Sozialismus genannt wurde

Es ist übrigens garnicht richtig, daß der in den heutigen Staaten herrschende „Sozialismus“ nur auf das wirthschaftliche Gebiet und nicht auch auf das (übrige) soziale sich erstrecke. Der soziale Umschwung zeigt sich am deutlichsten, wenn man die Forderungen der Sozialdemokratie auf die eine Seite, die Zustände vergangener Zeiten auf die andere und das heutige Recht in die Mitte stellt. Ich knüpfe dabei abermals an eine Aeußerung des obengenannten sozialdemokratischen Blattes „Die Zukunft“ (S. 19); in dem „Der 16. Mai und die französischen Sozialisten“ betitelten Aufsatze daselbst wird der republikanischen Majorität Frankreichs der Vorwurf gemacht: „Mit Einem Worte, Alle beugten sich mit der nämlichen religiösen Ehrfurcht, indem sie es für das letzte Wort des Fortschrittes erklärten, vor dem bürgerlichen Gesetzbuch, dem sogenannten Code Napoléon, welches das individuelle Eigenthum heiligt, das Erben organisirt, die Frau dem Manne unterordnet und das Kind der Willkür der Familie ausliefert und so für irgend eine Gleichheit und Gerechtigkeit keinen Platz übrig läßt.“

Hierin sehen wir die Forderungen der Sozialdemokratie wiederholt: es soll das individuelle Eigenthum entheiligt, abgeschafft, das Erben nicht organisirt, beseitigt, die Frau dem Manne gleichgestellt und auch das Kind ein in jeder Hinsicht selbständiges, gleichberechtigtes Mitglied der Familie werden.

Die Verwirklichung dieser Forderungen wird nie eintreten; denn sie widersprechen der auf unabänderlichen, natürlichen Voraussetzungen beruhenden Bedürfnißlage; der Mensch bedarf zu allen Zeiten eines individuellen Eigenthums, mindestens die beweglichen Gegenstände des unmittelbaren Gebrauchs müssen dem Menschen vollständig gehören; sein Egoismus, der Handlungstrieb, der ebenso wenig beseitigt werden darf als kann, fordert Erhaltung und Ausdehnung dessen, was das Individuum für sich besitzt: Entdeckungen und Erfindungen, diese Förderungen der Kultur, setzen Sondereigenthum und Sonderinteresse des Forschers voraus; das Gleiche spricht für die Beibehaltung des Erbrechts; die Unterordnung der Ehefrau unter den Mann ist nöthig, weil zwischen zwei einander vollkommen gleichberechtigten Menschen keine auf Dauer berechnete Lebensgemeinschaft auf dem gleichen Raume möglich ist; das Kind muß der Familie untergeordnet sein, weil es sich thatsächlich noch nicht im Besitze einer eigenen ausreichenden Denk- und Willenskraft befindet — ein ausführlicheres Eingehen auf die Gründe der Unhaltbarkeit der sozialistischen Forderungen erscheint hier nicht am Platze.

Allein wenn auch diese Ziele nicht erreicht werden können, noch auch sollen, wenn auch einzusehen ist, daß ein Moment eintritt, in dem die äußere Natur der Sache, die Menschennatur und die Verhältnisse der Menschen und Sachen untereinander dem in fortwährender Entwicklung begriffenen Leben im Staate ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zuruft, so zeigt die Vergleichung zwischen dem „Früher“ und dem „Jetzt“ doch genug merkwürdige Veränderungen, — gerade auch in Bezug auf die von der Sozialdemokratie angefochtenen Rechtsinstitute.

Der Grundsatz der Unverletzlichkeit des individuellen Eigenthums ist durchbrochen. Vor hundert Jahren bildete das Privatrecht nahezu ausnahmslos eine unübersteigbare Schranke der Forderungen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Interesses: heutzutage ist die Unverletzbarkeit der wohlerworbenen Rechte durchbrochen durch das in zahlreichen Gesetzen zum rücksichtslosen Ausdruck gelangte Prinzip: salus publica suprema lex est; die Expropriationen, welche auf Grund der seit der französischen Revolution in den verschiedenen Staaten Europa's er-

schienenen Enteignungsgesetze vorgenommen werden, der Ablösungszwang, der Arrondirungszwang u. dgl. sind Anwendungen jenes Prinzips, welches als sozialistisch bezeichnet, aber von keinem Staatsmanne der Neuzeit vermißt werden kann; der Umschwung in der Auffassung des Verhältnisses der Privat- und der öffentlichen Interessen tritt hierin offen zu Tage.

Ein Aehnliches ist wahrnehmbar in Bezug auf das Erbrecht; es soll nicht davon gesprochen werden, daß die mittelalterlich-germanische Auffassung, wonach durch das Erbrecht (Recht der Familie, der Anerben) nahezu das Sachenrecht negirt wurde, größtentheils verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist; die in den modernen Rechten in stets größerer Ausdehnung vorkommenden Beschränkungen des Intestat-Erbrechts sind bezeichnend für den Gang der Rechtsentwicklung. Ganz besonders bedeutungsvoll für unsere Frage aber sind die Erbschaftssteuern, welche, in fiskalischem Interesse seit Langem erhoben, durch ihr zunehmende Höhe ein entschieden sozialistisches Wesen anzunehmen scheinen; eine Erbschaftssteuer von 50 Prozent wäre mehr als halbe Aufhebung des Erbrechts.

Auch auf dem Gebiete des Familienrechts sind nicht unbedeutende Veränderungen wahrnehmbar: der moderne Staat erleichtert im Allgemeinen die Eheschließung, die Ehescheidung und Wiederverehelichung — verglichen mit dem Rechtszustande vergangener Jahrhunderte. Das seit dem 1. Januar 1876 in der Schweiz geltende Ehegesetz z. B. läßt eine gerichtliche Ehescheidung auf Verlangen beider Ehegatten zu, einfach „soferne sich aus den Verhältnissen ergibt, daß ein ferneres Zusammenleben der Ehegatten mit dem Wesen der Ehe unverträglich ist“ — eine Bestimmung, welche der Einschränkungen entbehrt, mit denen ein ähnlich weitgehender Scheidungsgrund im preußischen Landrechte umgeben ist; ja das schweizerische Eherecht gestattet dem Richter, eine Ehe auch auf einseitiges Verlangen eines Ehegatten zu scheiden, „wenn keiner der im Gesetze vorher genannten Scheidungsgründe vorliegt, aber gleichwohl das eheliche Verhältniß als tief zerrüttet erscheint“ (s. Gareis und Zorn, „Staat und Kirche in der Schweiz“, Bd. I. 1877. S. 152). — Auf familienrechtlichem Gebiete haben sich außerdem noch Aenderungen dadurch vollzogen, daß die Geschlechtsvormundschaft, welcher die Frauen nach den mittelalterlichen Rechten unterworfen waren, in gänzlichem Hinschwinden begriffen ist, ferner die väterliche Gewalt in ihren Wirkungen, sowie in ihrer Dauer immer mehr eingeschränkt wurde und wird, namentlich insoferne sie an die Minderjährigkeit der Gewaltunterworfenen geknüpft wird und die Großjährigkeit früher denn in verflossenen Jahrhunderten erlangt werden kann.

Wenn diese Beispiele ergeben, daß ein gutes Stück „Sozialismus“ in unserem heutigen Rechte schon steckt, so dürfen doch zwei Schlüsse, welche manchem unserer Leser vielleicht naheliegend erscheinen, hieraus nicht gezogen werden: einmal der Schluß, als ob etwa die heutige Sozialdemokratie irgendwelche Veranlassung zu diesem wirklich herrschenden „Regierungs-Sozialismus“ gegeben habe; der Schluß wäre falsch, denn die Entwicklung, welche wir mit obigen Beispielen angedeutet haben, beginnt lange ehe es eine Sozialdemokratie gab, und seit es eine solche gibt, steht diese auf dem gespanntesten Fuße zum „Regierungs-Sozialismus“, zum Sozialismus der wirklichen Gesetzgebung; der Sozialdemokrat hält diesen letzteren vielmehr für seinen gefährlichsten Feind und wahrscheinlich mit Recht: denn je mehr der herrschende Staat, die heutige Staatsform, selbst bestrebt ist, soziale Schäden zu heben und das Gemeininteresse selbst auf Kosten der Sonder- oder wohl gar Klassen-

interessen zu fördern, desto mehr entzieht er der sozialistischen und kommunistischen Partei willkommenes Agitationsmaterial und desto mehr erstarkt er. Das sieht insbesondere die deutsche Sozialdemokratie sehr gut ein; sie handelt auch danach; so beschloß ihr Gothaer Kongreß im Jahre 1876, sich dem Reichseisenbahn-Projekt gegenüber, obwohl man den Gedanken, sämmtliche Bahnen in Besitz und Verwaltung des Staats zu bringen, mit Recht als sozialistisch erkannte, ablehnend zu verhalten, und er motivirte diesen Beschluß damit, daß die Sozialdemokratie keinen Grund habe, die Macht der Regierung des Deutschen Reiches zu verstärken. (Freilich ist man in dieser Hinsicht, wie es scheint, doch nicht ganz einig im Lager der Sozialdemokratie; ein Artikel im Novemberheft der oben angeführten „Zukunft" hält den Gothaer Beschluß für einseitigem Doktrinarismus entsprungen und glaubt: „Die Stärkung des Reiches oder Preußens durch die Erwerbung der Eisenbahnen übt ihre Rückwirkung nur auf die Kleinstaaten aus, nicht aber auf die Sozialdemokratie.") Ebenso verhält sich dieselbe gegenüber dem von einem Sozialdemokraten geäußerten Gedanken, das ganze Feuerversicherungswesen zur Reichssache zu machen, nur aus dem eben ausgesprochenen Grunde ablehnend.

Der andere Schluß, welcher aus der Thatsache des durch die obigen Beispiele angedeuteten Entwicklungsganges nicht gezogen werden darf, ist der: es befände sich der heutige Staat auf einer durchaus abschüssigen Bahn, auf welcher es kein Halt mehr gäbe, bis zum vollendeten Kommunismus hinab. Auch dieser Schluß wäre falsch; denn keine der zwei Rechtsquellen, welche es überhaupt gibt, weder Gesetzgebung noch Gewohnheit, wird die Norm schaffen, welche die Grundlage der Sozialdemokratie oder des kommunistischen Staates bilden würde; das natürliche Hinderniß, auf welches die Realisirung dieser ideologischen Staatsgebilde stoßen würde und auf welches auch der dritte Weg, der hierzu eingeschlagen werden könnte, der der Gewalt, ganz unzweifelhaft stoßen würde und welches nicht zu beseitigen wäre oder vielmehr ist, das ist der Egoismus, die Selbstsucht der Individuen. Die ganze menschliche Natur ist selbstsüchtig und — naturam expellas furca, tamen usque recurret! Vielgeschmäht und gründlich verachtet ist diese Selbstsucht, die wir eben als den Grundzug des menschlichen Wesens bezeichnet haben, — dennoch ist sie die Trägerin, die Retterin der Gesellschaft, der ganzen menschlichen Kultur und Fortentwickelung; der Rechtsphilosoph kann allein mit ihr als dem Ausgangspunkte alles Rechts operiren. — „Der Verkehr ist das auf dem Egoismus beruhende System der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse", sagt Rudolph von Ihering in dem eben erschienenen ersten Bande seines Buches: „Der Zweck im Recht", und er fährt richtig fort: „Der Egoismus ist die alleinige Triebfeder des ganzen Verkehrs, er allein ist im Stande, die Aufgabe zu lösen. Der Gedanke, ihn durch Zwang ersetzen zu wollen, schließt eine solche Unmöglichkeit in sich, daß man nur etwa, um sich um so besser bewußt zu werden, wie untrennbar das Gedeihen der Arbeit mit der Freiheit verknüpft ist, einmal versuchen mag, sich ihn auszudenken. Die Arbeit durch Zwang statt durch Lohn reguliren, hieße: die Gesellschaft in ein Arbeitshaus verwandeln und die nationale Arbeit auf die der Hände einschränken, denn nur die Hände, nicht der Geist, lassen sich zwingen. Aber selbst bei der Handarbeit kann der Zwang den Lohn nicht vertreten. Der Zwang macht den Egoismus zum Gegner der Arbeit, der Lohn zum Bundesgenossen derselben" (S. 147). Freilich Jeder hat seinen Egoismus und soll ihn haben! Aus der gleichen Bedürfnißlage Aller folgt die Nothwendigkeit der Einschränkung eines Jeden,

und die Aufgabe des Rechts ist, diese Schranke wirklich zu ziehen. Rudolph von Ihering drückt (a. a. O. S. 145 ff.) die Nothwendigkeit der Schranken des Egoismus im Verkehr in seiner drastischen Redeweise folgendergestalt aus: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß manche derselben (nämlich der den Ueberschreitungen des Egoismus im Verkehrsleben vorbeugenden Gesetze) ihren Zweck nur höchst unvollkommen erreicht haben und die Freihandelsstimmung unserer Zeit betrachtet sie überhaupt mit ungünstigen Augen und möchte sie am liebsten als Schranken des Verkehrs völlig beseitigen, wie man es mit manchen derselben in der That gethan hat. Es wird erst neuer, bitterer Erfahrungen bedürfen, bis man wieder inne wird, welche Gefahren der von allen Fesseln entbundene individuelle Egoismus für die Gesellschaft in seinem Schoße trägt und warum die Vergangenheit es für nöthig gehalten hat, ihm einen Zaum anzulegen. Unbeschränkte Verkehrsfreiheit ist ein Freibrief zur Erpressung, ein Jagdpaß für Räuber und Piraten, mit dem Rechte der freien Pürsch auf Alle, die in ihre Hände fallen — wehe dem Schlachtopfer! Daß die Wölfe nach Freiheit schreien, ist begreiflich; wenn die Schafe in ihr Geschrei einstimmen, so beweisen sie damit nur, daß sie Schafe sind“ (S. 146).

Da ich nun aus Ihering's neuem Werke zwei Stellen angeführt habe, fühle ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, dem Irrthum vorzubeugen, als ob ich mich mit der Grundauffassung Ihering's in genanntem Werke oder überhaupt mit vielen neuen und wesentlichen Behauptungen desselben in Uebereinstimmung befände. Ich habe jene beiden Abschnitte deshalb angeführt, weil sie gerade den hier in Rede stehenden Gedanken in dem Lapidarstyle aussprechen, über welchen Ihering zu verfügen versteht; ich bedauere aber, meine Uebereinstimmung nicht in Bezug auf Weiteres als auf Detail aussprechen zu können: denn diese umfangreiche Schrift Ihering's, die er als seine eigentliche Lebensaufgabe zu betrachten scheint, versucht eine metaphysische Teleologie in die Jurisprudenz hineinzutragen, welche dieser Wissenschaft gewiß nicht vortheilhaft ist; dem positiven Rechte wendet der Verfasser beinahe ganz den Rücken; hier und da kommt ein Stückchen des römischen Rechts, behandelt wie eine ratio scripta, daneben der objektive Gerechtigkeitsbegriff vor und die Anerkennung der absoluten Macht des menschlichen Willens, welchem als dem Beherrscher der „Natur“ Ihering in fast dithyrambischen Worten huldigt (z. B. S. 23, 24), kurz eine Anzahl von Dingen, in welchen man den klassischen Autor „des Geistes des römischen Rechts“ schwerlich als Verfasser wiedererkennen dürfte.

Kehren wir zurück zu unserm Thema, der Stellung, welche der moderne Staat zwischen Individualismus und der Gemeinwirthschaft, der Gemeinthätigkeit überhaupt, einnimmt: was durch das Gemeinwesen besser besorgt werden kann, als durch die Einzelnen, ist Sache des Gemeinwesens (und zwar in verschiedenen Abstufungen je nach dem Gegenstande und dem gleichen Prinzipe: Sache der Gemeinde, des Kreises, des Einzelstaats, des Bundesstaates), allein vorbehalten jene oben (S. 161) angedeutete Schranke; die Schranke wird durch die Natur des Menschen derart festgestellt, daß sie nirgends länger als auf Augenblicke überfluthet werden kann; derartige Augenblicke gehören aber zu den entsetzlichsten der Menschengeschichte; vor dem Irrthum zu warnen, als ob eine Staatseinrichtung mit völliger Interesselosigkeit aller Individuen als solcher möglich wäre, dient zur Verhütung jener Schreckensaugenblicke; zu gleichem Zwecke aber dient es, wenn Theorie und Praxis des Staatsrechts den Staatszweck so weit und so elastisch faßt, wie das Bedürfnißleben der Einzelnen und des Gemeinwesens es jeweilig fordert. **Carl Gareis.**

Germanische Urgeschichte.

(Bericht: Herausgegeben von Felix Dahn in Königsberg i. Pr.)

Die Kenntniß der Alten von Land und Leuten der Germanen.

Die Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Urgeschichte haben eine wichtige Aufgabe hart am Eingang an der Schwelle zu lösen. Es gilt, die Berichte der alten Kulturvölker, der Hellenen und Römer, über die Germanen nach dem Grad ihrer Glaubhaftigkeit zu prüfen, dabei vor Allem festzustellen, wie weit überhaupt die Kenntniß der Alten von den Ländern reichte, in welchen seit der Einwanderung in Europa die Germanen zuerst auftauchen. Denn über die Geschichte der asiatischen Präexistenz der Germanen, sowohl während ihres Zusammenseins mit den übrigen Völkern der arischen Race, als nach ihrer Trennung von denselben, werden wir aus Berichten niemals etwas, das nur entfernt wissenschaftliche Sicherheit böte, erfahren. Weder die Budinen des Herodot noch die persischen Germanii lassen sich heranziehen; was man von germanischen Völkernamen in chinesischen Quellen gefunden haben wollte (K. Ritter), hat schon Lassen als unhaltbar dargethan, und Pictet*) würde weise gethan haben, in seinen eigenen späteren Ausführungen der Warnung eingedenk zu bleiben, welche er im Eingang**) Andern ertheilt hat. Wir werden uns mit den so reichen Dankes würdigen Aufhellungen begnügen müssen, welche die vergleichende Sprachforschung über Sprachbau, Wortschatz, Mythologie, Recht, Wirthschaft und allgemeinen Kulturgrad der Germanen, wie der übrigen Arier, schimmervoll verbreitet hat. Freilich hat das neu und überraschend ausstrahlende Licht manches Auge geblendet oder mit allzu bunten Gesichten berückt: mit Recht hat man von Heinrich Leo's Folgerungen***) beklagt, daß sie „mehr als einmal" allen sichern Boden unter den Füßen verlieren, während die maßvolle Weise, in welcher Kuhn†) und Zacher††) die Ergebnisse jener Sprachvergleichungen verwerthen, das Gefühl des Dankes für die Aufklärung niemals durch die Besorgniß vor Willkür gestört werden läßt.

Ein folgender Bericht soll die Errungenschaften der Philologie in Feststellung des gemeinsamen Kulturgrades der Arier und des besonderen der Germanen skizziren: diesmal wollen wir den Blick auf die Forschungen richten, welche die zunehmende Kunde der Hellenen und Römer von Germanien und den Germanen zum Gegenstande haben.

Vor sieben Jahren veröffentlichte Müllenhoff†††) den ersten Band einer „deutschen Alterthumskunde", dessen jüngerer Bruder seither mit Sehnsucht erwartet wird. Bei der musterhaften Sauberkeit und erschöpfenden Gründlichkeit Müllenhoff'scher Arbeit kann die Forschung auf einem in diesem Werke erledigten Er-

*) Les origines indo-européennes. I. Paris 1859. II. 1863.

**) I. S. 77 f.

***) In den „Vorlesungen zur Geschichte des deutschen Volks und Reichs" I. 1859.

†) Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. Berlin 1845. — In Weber's indischen Studien I. — Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker. Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft IV.

††) „Germanien", Encyklopädie von Ersch und Gruber. Sekt. I., Band LXI. S. 337 f.

†††) Berlin 1870.

gebniß meist sicher fortbauen, hat nicht nöthig, die in den steilen Fels gehauenen Stufen nach ihrer Verlässigkeit und Tragkraft von Neuem zu prüfen; aber selbstverständlich will „gut Ding lange Weile haben" und der erste Band gelangt auf seinen fünfhundert Seiten erst bis zu Pytheas von Massilia, dem Zeitgenossen Alexanders des Großen.

„Schwanengesang" eröffnet poesievoll die germanische Urgeschichte: das heißt die Hellenen — Hesiod und Andere — berichten, daß der Singschwan, der in ihrem Lande nur als Zugvogel erschien und bei Frühlingsanfang wieder nordwärts flog — bei den „Hyperboreern", den Nordvölkern, auf dem Okeanos oder dem Eridanos, heimisch sei und in der ältesten Poesie der Germanen klingt er bereits an, dieser „wunderbar melancholische Klang, ähnlich fernem Geläute": angelsächsische Lieder schildern, wie „der Schiffer, der einsam über das winterliche Meer dahin fährt, über dem Brausen der Wogen der „Schwanin Gesang vernimmt"; der Meeresgott Niörd vermißt alsbald, wenn er vom Gestade hinweg in die Berge emporsteigt, sehnsüchtig der Schwäne Gesang; in Schwanengestalt schwebt die Walküre über ihrem geliebten Helden, und der gefangenen Gudrun, welche am Meeresstrande waschen soll, verkündet der singende Wildschwan die befreienden Segel der Freunde.

Das Nächste, was bei den Hellenen aus den Nordlanden verlautet, ist der Bericht von den „hellen Nächten", von der Mitternachtssonne bei den Hyperboreern, welcher, in der Odyssee bekannt, von dem Norden des Pontus oder aus Brittannien durch die Phönikier nach Griechenland getragen war. Nicht ganz überzeugend wird der Kern der Odyssee-Sage in Orendel, Ongels Sohn, dem nordischen Aurvandil, nachgewiesen. Die sorgfältigste Erörterung von Avienus' ora maritima und dem alten Periplus schließt das erste Buch, während das zweite ausschließlich Pytheas von Massilia gewidmet ist. Die geographische Kenntniß der Griechen bis auf diesen kühnen Seefahrer wird abgewogen und die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes durch die Erweiterung des Wissens, welche seine Reise brachte, festgestellt. Diese Reise berührt Iberien, die Brettagne, Brittannien, Thule, das in (Norwegen oder) Shetland, nicht in Island, zu suchen ist. Zu den wichtigsten Ergebnissen ist zu zählen die richtige Fixirung der Bernstein-Insel: nicht in der Ostsee, in der Nordsee ist diese zu suchen, aus dem Samland wurde der Bernstein unmittelbar erst seit Nero bezogen. Auch die nicht auf reiner Erfindung, auf Uebertreibung und mißverstehender Auffassung von Berichten, beruhenden Angaben über das „geronnene", „todte", „kronische" Meer, über die fabelhaften Pferde-Füßler, Eier-Esser und Ganz-Ohren werden auf ihre wahrscheinlichen Grundlagen zurückgeführt. Möchte der zweite Band des Werkes bald folgen.

Einstweilen hat eine ausgezeichnete kleine Untersuchung an diesem Stoffe fort- und vorgearbeitet, eine Münchener Inauguraldissertation von Dr. Oskar Brenner,*) einem Schüler Konrad Maurer's. Der Herr Verfasser bietet darin den Anfang zu einer chronologisch angeordneten Behandlung der Quellen zur Kunde des alten Germaniens: er wollte ursprünglich die Quellenstellen sämmtlich im Original chronologisch und sachlich geordnet geben, ein Vorhaben, dessen sehr dankenswerthe Ausführung hoffentlich nur aufgeschoben ist.

*) München 1877.

Von Hekataeus von Milet ab (500 v. Chr.) bis zu dem Auftreten der Kimbern und Teutonen (113 v. Chr.) wird die zunehmende Kenntniß der Alten von Nord- und Mittel-Europa verfolgt. Hekataeus nennt östlich von Keltike den Ister, ohne ihn als identisch mit dem ihm noch unbekannten Namen Danuvius zu wissen, und jenseit desselben die Skythen, welche bereits Hesiod und Anakreon nennen. Herodor (vor Herodot) bezeichnet den „Kaukasus als ein skythisches“ Gebirge. Herodot (480—430 v. Chr.), dessen viel bezweifelte Angaben durch die neueren Forschungen immer mehr Bestätigung gefunden, läßt den Ister bei der Stadt Pyrene (eine Verwechslung mit dem Gebirge der Pyrenäen: und dieser mit „ripaeischen“ Bergen, d. h. den mitteldeutschen Waldhügeln?) entspringen und in den Pontus münden; er fließt durch bewohntes Land; unter den angeführten Nebenflüssen erkennt man die Kulpa, die Marosch, den Pruth. Unter den Skythen unterscheidet er „ackerbauende“ und „königliche“, d. h. unter Königen lebende: diese Skythen, nach Einer Sage einheimisch, sind nach einer andern Ueberlieferung, von den Massageten gegen Südwesten gedrängt, in Europa über den Araxes (die Wolga) eingewandert und zwar zur Zeit des lydischen Königs Ardys (c. 650—620 v. Chr.). Unter dem Gesammtnamen Skythen darf man auch Germanen einbegriffen verstehen: und so würden jene Angaben zusammen stimmen mit Muthmaßungen — ein minder bescheidenes Wort wäre nicht statthaft — zu welchen wir auf andern Wegen über Veranlassung, Richtung und Zeit der Einwanderung der Germanen in Europa gelangen. Davon im nächsten Berichte. — Nach Hippokrates (c. 470 bis 370 v. Chr.) reicht das Land der Skythen bis an die ripäischem Berge, worunter hier der Ural verstanden ist: sie sind baumlos, aber wiesen- und wasserreich. Die Skythen, zu welchen auch die Sarmaten an der Westküste der Maeotis zählen, sind Nomaden („auf Wagen lebend“) und gelbfarbig von Antlitz; auch Mongolen waren wohl unter jenem vagen Skythen-Namen einbegriffen. Thukydides (470—400 v. Chr.) kennt die Skythen als Reitervolk nördlich vom Ister. Ephoros (—340 v. Chr.) berichtet zuerst von Kelten an der Nordsee, welche „mehr durch Wasser als durch Krieg zu leiden haben“: gemeint sind die Ueberfluthungen der flachen Küsten und wohl eher der Rhein- als der Elbe-Mündung; denn diese liegen Spanien, von woher ausgegangen wird, wohl allzufern. Pytheas von Massilia (der um das Jahr 600 von Phokäern gegründeten hellenischen Kolonie) besucht c. 330 v. Chr. zur See den Norden und erreicht jedenfalles die Nordsee, schwerlich aber die Ostsee, und berichtet: im Nordwesten Europa's grenzen Iberier (in Spanien und Westfrankreich) und Kelten; dort läuft eine Halbinsel (die Brettagne) aus in das Vorgebirge Kabaion (heute Gobestan); vor diesem liegt das Eiland Uxisame (heute Quessaut): die Bewohner heißen Ostiaeer: es sind die Osismier Cäsars. — Oestlich von diesen Punkten fließt der Rhein: östlich von diesem, aber nicht hart an seinem rechten Ufer (wo nämlich die Kelten hausen), beginnt das Gebiet der Skythen, welche sich dann weit nach Osten über das Innere des Erdtheils erstrecken: diese von den Kelten genau unterschiednen „Skythen“ sind offenbar die Germanen, welche also c. 336 den Rhein noch nicht erreicht hatten; das Land zwischen Rhein und Elbe dürfen wir uns damals von Kelten ausgefüllt denken, die ja „Böhmen“ ihren Namen aufgedrückt haben.

Von der Brettagne aus segelte Pytheas „nach den Brettanniden“, d. h. den brittannischen Inseln: England hat er umschifft und für ein Dreieck erklärt,

dessen längste Seite die nordwestliche sei. Die äußerste dieser Brettanniden, kaum noch zu ihnen gehörig, von der großen Insel (England) sechs Tagreisen entfernt, ist nun die Insel Thule: entschieden nicht Island,*) sondern entweder Norwegen**) oder, was wahrscheinlicher, Shetland.***) Eine Tagreise über Thule hinaus liegt das „geronnene Meer“, wo Wasser, Luft und Alles ineinander fließt in eine lungen-artige Masse.

Thule war bewohnt, aber die „Thuliten“ lebten nur von Wurzeln, Früchten und Gemüse, nicht von Herdenthieren. Von Thule aus gegen Südosten steuernd gelangte der Reisende in das Bernsteinland zu den Teutonen (diese aber wohnen nach allen Quellen an der Nordsee, nicht an der Ostsee, an deren Küste vielmehr die Gutones, d. h. Gothen, zu finden sind, weshalb in der einschlägigen Stelle gewiß†) Teutones zu lesen ist); an einem 6000 Stadien großen „Aestuarium“, Mentonomon genannt, dessen Küstengestade Raunonia (oder Baunonia) heißt; dort liegt auch die Bernsteininsel „Abalus“, deren Bewohner das in großer Menge vom Meer ausgespülte „Elektron“ an die eine Tagereise von ihnen entfernten Teutonen an der Küste verkaufen. In diese wohl niemals völlig zu erklärenden Berichte hat Müllenhoff wenigstens so viel Licht gebracht, daß das ostpreußische Samland nie mehr für die Bernsteinküste des Pytheas gehalten werden darf.

Bei Aristoteles (384—322 v. Chr.) finden wir in manchen Fragen fortgeschrittne Erkenntniß. Er weiß wenigstens, daß Pyrene, wo der Ister entspringt, nicht eine Stadt, sondern ein Gebirge ist.††) Ein Arm dieses Stromes mündet in das adriatische Meer — eine Verwechslung des Po (Eridanus, Padus) mit der Donau, welche öfter begegnet — im Keltenland; der untere Lauf des Po durchmaß also damals keltisches Gebiet: die Kelten nördlich von den Iberern in Spanien und Südfrankreich sind ein muthiges Volk, welches sogar gegen die Ueberschwemmungen der See (hier sind wohl die in Nordfrankreich am Ocean gemeint?) mit den Waffen kämpfen will. Zwischen dem Kaukasus und dem Ister, (im heutigen Süd-Ost-Donau Gebiet: Oesterreich-Ungarn, Deutschland) wohnen, verschieden von den Thrakern, Sarmaten und Budinern (welche auch Tacitus noch nennt), die Skythen; unter diesem Namen sind auch die Germanen geborgen. Nördlich vom Ister aus den „arkynischen Bergen“, den deutschen Mittelgebirgen (Cäsar's „hercynischem Wald“), die hier zuerst genannt werden, strömen viele Flüsse von Süden nach Norden, d. h. in die Nordsee (und Ostsee).

Ungefähr 40 Jahre später (c. 280) nennt Strato an der Mündung des Ister die „Wüste der Skythen“, was auf Räumung jener Landstriche durch die Skythen im Wege des Abzugs gedeutet wird — doch wohl nach Westen, nicht zurück nach Asien; vielleicht eine germanische Bewegung gegen Westen. Timäus, etwa gleichzeitig, erwähnt, wohl ganz nach Pytheas, den Bernsteinhandel der Insel

*) Wie neuerdings noch Bessel (Pytheas v. Massilia, Göttingen 1858).

**) So (nach dem Vorgang von Fuler) Keyser (Norge's Historie I. — „Om Normändenes Herkomst,“ in: samlade Afhandlinger.) Nilson (Skandinaviska Nordens Ur-invånarne, II. Uplag. Stockholm 1862—64). Brenner S. 32, 98.

***) So Müllenhoff a. a. O. v. Gutschmid in der Kritik des Müllenhoff'schen Buches. Literarisches Centralblatt 1871.

†) Mit Müllenhoff, so auch v. Gutschmid, a. a. O. Brenner S. 100. Usinger, die Anfänge der deutschen Geschichte, Hannover 1875, S. 222.

††) Freilich lag dort auch eine gleichnamige Stadt.

Basilia (Abalus?) und den Zinnhandel von Brittannien und der Insel Iktis, Hekatäus von Abdera (c. 250—200), auf der Insel Elixoia im nördlichen Ocean die Hyperboreer mit einem Apollo-Kultus; man will darin England und Baal-Dienst phönikischer Kolonisten finden; doch war England damals von Kelten bewohnt, deren Belenus füglich mit Apollo verwechselt werden mochte. Der Bericht des ungefähr gleichzeitigen Timagetus über den Ister scheint mir in schlagender Weise erklärt werden zu können, wenn man Verwechslung der Donau mit dem Rhein annimmt: beider Flüsse Quellen liegen ja nahe nebeneinander; der Ister entspringt in den „Keltischen Bergen“ — endlich das Richtige statt der Pyrenäen — (das gilt vom St. Gotthard wie vom Schwarzwald, vom Rhein wie von der Donau), stürzt dann in einen See (das gilt nur vom Rhein) und eilt von da in zwei Armen dem schwarzen und dem „Keltischen Meere“ zu; hier werden also Donau und Rhein als zwei Arme eines ursprünglich einheitlichen Stromes gedacht: das „Keltische Meer“ kann die Nordsee so gut wie das adriatische Meer heißen. Der etwas jüngere Eratosthenes (275—194) weiß, daß die Skythen vom Kaukasus nicht nur nach Westen, nach Europa, sondern auch gen Osten tief nach Asien reichen; sie sind aber nicht mehr das friedlich sanfte Hirtenvolk Herodot's, sondern wild und räuberisch. Er zuerst nennt die Terisker, d. h. vielleicht die Taurisker, in den südöstlichen Alpen und kennt auch den hercynischen Wald. Für die Kenntniß des Nordostens bezeichnet einen Rückfall Polybius (204—122), welcher alle Berichte des Pytheas, Eratosthenes u. A. über Brittannien und Thule als Fabeleien verwirft: alles Land zwischen Narbo und dem Tanais ist unbekannt. Dagegen fällt nun helleres Licht auf die Gegenden und Völker der (West- und Süd-) Alpen, welches Gebirge hier zuerst zweifellos bei Namen genannt wird; die Völker westlich von Narbo gegen die Pyrenäen sind bekannt: nach Osten hin nur die bis an die Alpen; hier wohnen Salassier, Rhätier, Taurisker und bei Aquileja Veneter; plötzlich stehen wir im hellsten Licht unzweifelhafter Geschichte, fünf Alpenstraßen werden genau unterschieden, am Meere hin durch das Ligurer-Land (Massilia—Nizza—Genua), durch die Tauriner Pässe (später clusurae Taurinorum), durch Salassia (von der Mündung der Durance bis zur Küste und auf den westlichen Hängen der See-Alpen), durch das Land der Rhätier (Brenner?) und zu den Tauriskern, nicht über den Jochkamm des Gebirges, wo Goldhandel getrieben wird. Hier bricht die verdienstreiche Arbeit Herrn Brenner's ab, deren recht baldige Fortführung wir wünschen.

Ein Irrthum oder doch eine durch nichts gestützte und durch zahlreiche Gegengründe widerlegte Annahme ist es, schon ungefähr 100 Jahre vor dem Zug der Kimbern und Teutonen „Germanen“ im späteren Sinn genannt zu glauben. Die kapitolinischen Fasten nennen unter den im Jahre 222 v. Chr. von Marcellus besiegten insubrischen Galliern und deren Verbündeten auch „Germani“. Will man auch dies Wort stehen lassen und nicht durch die von Polybius an der Germanen Stelle genannten Gaesaten ersetzen, so sind doch die hier genannten Germani gewiß keine Deutschen. „Germani“ ist ein keltisches, nicht ein deutsches Wort, was immer es bedeuten mag — „Rufer im Streit“ hat immer noch am meisten für sich —; auch andere Völker als die Deutschen konnten von den Kelten „Germani“ genannt werden und wurden so genannt: z. B. die Oretani. Tacitus aber sagt uns im Jahre 99 nach Christus, die Bezeichnung „Germani“ für die Deutschen sei

erst „vor Kurzem“, „neuerlich“, aufgekommen, als nämlich die deutschen Tungern über den Rhein drangen und die Gallier aus den Ardennen verdrängten. Dort also, bei Tongern, und nicht an den Quellen der Rhone „vor Kurzem“ und nicht 222 Jahre vor Christus, geschah es, daß Deutsche von Kelten zuerst „Germani“ genannt wurden. Die „Germani“ von 222 an den Rhonequellen sind nicht Deutsche, sondern Kelten. Keltisch, nicht germanisch, sind auch alle bei ihnen begegnenden Namen: Virdomar, Konkolitanus, Aneroestus.

Selbstverständlich haben Griechen und Römer erst sehr allmählich gelernt, Germanen von Kelten zu unterscheiden: und da sie zuerst die Kelten, Gallier, Galater kennen lernten, hielten sie auch die hinter diesen andrängenden noch nördlicheren Barbaren, welche ihnen, wie die Kelten, durch erstaunlich hohen Wuchs, weiße Hautfarbe, blaue Augen und gelbe oder rothe Haare, sowie durch kriegerischen Ungestüm Eindruck machten, für Kelten.

In einem späteren Berichte wollen wir den Zug der Kimbern und Teutonen darauf hin prüfen; wie viel er zur Verbreitung genauerer Kenntniß der Länder und Völker der Germanen, zumal zu richtiger Unterscheidung von den Kelten, beitrug.

Felix Dahn.

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von **Alfred Kirchhoff** in Halle a. S.).

Das Kaiserreich Indien.

Inniger als jemals ist in unseren Tagen das alte Wunderland der frommen Inder mit unserem Europa verknüpft worden. Die erste Sonne des Jahres 1877 bestrahlte zu Delhi eine Feier von echt morgenländischem Gepränge, als wären die glänzendsten Tage des Groß-Mogul wieder zurückgekehrt; doch es galt vielmehr das großartige Fest jener neuen Macht, die seit mehr als dritthalb Jahrhunderten ihren Einzug auf diesem Boden gehalten: das „Indiae imperatrix“ rief man der englischen Königin zu.

Wir dürfen es nicht ein Heimweh nach der Wiegenstätte unserer Gesittung oder gar unseres Geschlechts nennen, was seit Jahrtausenden die Europäer an den Ganges zog. Nichts als haltlose Vermuthungen sind es gewesen, welche im herrlichen Hochthal von Kaschmir das Paradies der heiligen Schrift sahen oder den verfänglichen Apfelbaum am Fuß des Himâlaja gewachsen wähnten. Der vergleichenden Sprachforschung gelang es zwar in unserem Jahrhundert, den großen Verwandtschaftszusammenhang des Völkergürtels vom vorderindischen Strand des Bengalen-Busens bis zum atlantischen Saum Europas zu enthüllen, in der Sprache des litauischen Bauern die deutlichsten Anklänge an jene hehre Rede zu erlauschen, in welcher einst im Fünfstromland die Veden, die indischen Psalmen, gedichtet wurden. Doch nur ein volksthümlicher Irrthum gefiel sich darin, den Wohnsitz der Urindogermanen deshalb nach Indien zu verlegen; so unsicher man gerade durch das weitere Ausreifen wissenschaftlicher Methodik über die Oertlichkeit geworden ist, in welcher einstmals die Stammväter aller indogermanischen Nationen vor deren allmählich erfolgter Aus- und Absonderung eine einzige Familie bildeten,

eins ist gerade das zweifelloseste: daß nämlich in Indien dieselbe nicht zu suchen, denn das Sanskrit-Volk kam nach seiner eignen uralten Ueberlieferung aus Nordwesten in dies vorher nichtarische Land, aus einer Vermischung der eingewanderten Arier mit den dunkelhäutigen dravidischen Vorbewohnern gingen die Hindus hervor.

Ein ganz anderer Magnet übte von jeher seine Fernwirkung von Indien aus: die Fülle des natürlichen Reichthums. Freiblickende Geister werden stets als eine der höchsten Großthaten der Menschheit die Begründung der Weltschifffahrt rühmen, welche die urzeitlich auf unser Geschlecht umgeprägte Zweiheit, wie sie in der Zertheilung in Ost- und Westfeste geographisch gegeben war, überwältigte und die Einheit schuf. Und zu dieser Großthat spornte lediglich — der Reichthum Indiens. Columbus starb ohne zu ahnen, daß er eine Neue Welt entdeckt habe; er triumphirte allein in dem Gedanken, den Osten durch den Westen, d. h. auf kürzerem Westweg das reiche „indische“ Morgenland erreicht zu haben. Verschwamm auch in jenen unvergeßlichen Zeiten des glücklichsten weltgeschichtlichen Irrthums dem sehnsüchtig gen Morgen gewandten Auge der Europäer der ganze Südostrand Asiens vom Indus bis nach Japan in nebelhafter Fernsicht zu einem einzigen „Indien“, das aller Schätze voll; es war doch kein Zufall, daß eben dieser Name mit seinem Zauberklang das Ganze dieser prangenden Ferne bedeutete. Die überschwängliche Fülle des immer noch nächsten indischen Vorlandes kannte man eben am genauesten: von dem Eroberungszug des macedonischen Alexander, von den tiefer ins Innere des Landes und tiefer ins Mark seiner Bewohner wirkenden Einbrüchen der mohammedanischen Horden bis zur neuzeitlichen Nebenbuhlerschaft der Portugiesen und Niederländer, Franzosen und Briten sehen wir mit voller Bestimmtheit immer gerade die vorderindische Halbinsel zum Ziel gewählt.

Für eine unabsehbare Zukunft hat nun gerade das westlichste der Germanenvölker das Land der östlichsten Arier sich in diesem heißen Wettkampf fast allein zu eigen gemacht. In demselben 17. und 18. Jahrhundert, als Britanniens muthige Söhne auf amerikanischem Boden den Bereich indogermanischer Volksart am weitesten in der Richtung des täglichen Sonnenwandels ausdehnten, erwarb eine folgerechte und zähe Politik englischer Kaufleute das aus tausend Wunden blutende Indien, dessen elende staatliche Zerrissenheit nur die äußere Form des von fanatischer Fremdherrschaft verursachten Leidens war, der abendländischen Einwirkung, der britischen Energie. Das Erbe der friedlichen und der furchtbar blutigen Eroberungen, welche auf Grund des von der Königin Elisabeth ausgestellten Freibriefs Namens der ostindischen Kompagnie vollführt worden waren, trat, als thörichte Maßnahmen derselben den gefährlichsten Aufstand der Eingeborenen heraufbeschworen hatte, 1858 die englische Krone an, welche vorher nur Ceilon unmittelbar beherrschte. Das „indische Amt“ in London hat seitdem die oberste Leitung der indischen Angelegenheiten in der Hand; und wenn nunmehr aus dem Vicekönigreich das britische Kaiserreich Indien gemacht ist, aus einer auswärtigen Provinz mit einem dem altrömischen Proconsul vergleichbaren Statthalter also ein eignes Reich mit einem das Mutterland überbietenden Rang, so mag man wohl zwiefach dabei an den großen Alexander, den ersten Erdenker abendländischer Verjüngung orientalischer Völker denken: an seine Klugheit, das kindliche Gemüth der Morgenländer durch die prunkende Symbolik, die ihm Macht dünkt, zu ergötzen, aber auch an seine Weisheit, welche den Millionen der Regierten und freilich Regierungsbedürftigen

den Gehorsam gegenüber der Handvoll Europäer durch Antheilschaft am Regiment erleichtert, soweit das ungefährlich geschehen kann.

Man begreift die Sonderstellung Britisch-Indiens im Kreis aller englischen Kolonialgebiete sofort, wenn man erwägt, daß allein hier eine an Zahl ungeheuer überlegene fremde Nation dem englischen Interesse dienstbar geworden ist. Der außereuropäische Landbesitz der Engländer ist zwar gerade in Asien nächst Afrika am kleinsten; während jedoch in den weitläufigen Steppen und Wüsten Australiens die letzten kümmerlichen Reste der Schwarzen sicherem Aussterben rasch entgegeneilen, in den noch umfänglicheren Räumen des britischen Nordamerika der rothe Mann demselben Schicksal erliegen muß und schon heute wirthschaftlich fast so wenig bedeutet wie hinsichtlich der geringen Anzahl, staunt man über diese durch die große Zählung von 1867—72 zum ersten Mal gründlich ermittelte Menschenmenge Indiens: sie ist, selbst abgesehen von den Gebieten der Vasallenstaaten, also auf dem Boden des eigentlichen britischen Besitzes so groß, daß von je 20 außerhalb Großbritannien-Irlands wohnenden britischen Unterthanen 19 auf Indien kommen.

Nächst der chinesischen ist die indische Nation weitaus die zahlreichste von allen; man achtet die beiläufig 240 Millionen Bewohner Vorderindiens, die eben wesentlich Hindus sind, erst recht, wenn man sie mit der Gesammtzahl der auf Erden lebenden Menschen vergleicht: dann erfährt man, daß jeder 6. Mensch zur Zeit in dieser einzigen Halbinsel wohnt. Das erklärt sich zwar theilweise durch die Geräumigkeit derselben, denn es erstreckt sich ihr mächtiges Trapez, halbirt durch den Wendekreis in ein (gleich Oberitalien) an sich kontinentales und ein päninsulares Dreieck, in einem solchen Umfang dem eigenartigen Ceilon, diesem Ueberrest einer größtentheils in's Weltmeer versunkenen Landmasse, entgegen, daß es, auf das Areal des europäischen Rußland verlegt, dessen Ränder mit seinen Ecken überragen müßte. In der That beträgt die auf die gleiche Landgröße bezogene (relative) Volksmenge in Vorderindien viel weniger als im Deutschen Reich, weniger sogar als in Frankreich: gleichmäßig vertheilt würden nämlich auf der deutschen Geviertmeile dort nicht mehr als 3473 Menschen hausen. Hört man indessen, daß es Theile des Gangesgebiets giebt, wo auf der Quadratmeile im Durchschnitt 16,000 wohnen, so steht man vor einem nur durch eine außerordentliche geographische Begünstigung erklärbaren Räthsel.

Immer gründlicher lernen wir begreifen, wie werthvoll es für ein Land ist, wenn es der von dem Meere her mild und feucht heranwehenden Luft sich erschließt, hingegen vor den gegentheiligen Einflüssen der kontinentalen Luftströmungen sich bewahrt. Mehr als man noch vor wenigen Jahren wußte, ist der Himâlaja in letzterer Bedeutung eine unvergleichliche Schutzmauer für Indien. Wir haben dabei nicht unser Augenmerk auf die höher als irgendwo in den Aether reichenden Riesengipfel dieses Gebirges zu richten, wohl aber auf die Kammhöhe, die im Durchschnitt gerade so hoch liegt, daß der Montblanc, wenn man ihn unter Belassung seiner Seehöhe von 4810^m in diese indische Alpenwelt versetzen könnte, mit seinem (dann schneefreien) Scheitel in dieser gewaltigen Randmasse der höchsten der innerasiatischen Hochstufen versinken würde, eben nur heranreichend an die mittlere Kammlinie. Hinter diesem Schutzwall mit den ewig beschneiten Zinnen (wo sich daher der Inder in seinem schneefreien Heimatlande den Schnee „wohnen“ denkt, wie der Gebirgsname besagt) fließt die schwere, weil eisig kalte Winterluft Innerasiens wohl west- und ostwärts ab, ihr bleiernes Gefieder trägt sie aber

keineswegs, wie man gemeint hat, in den abgesperrten indischen Süden. Neben einander gelegen bilden Hindustan und Südchina thermische Gegensätze: jenes ist der wärmste Theil des gemäßigten Erdgürtels, dieses das kühlste Land des heißen, weil es zur Winterzeit von dem eisigen Luftzug aus dem festländischen Inneren heimgesucht wird. Wohl erkaltet zumal der breite Norden Vorderindiens unter schrägerer Besonnung recht fühlbar; der Hindu kennt den Winter als „kühle Jahreszeit“. Dann strömt langsam die Luft vom indischen Festland nach dem indischen Meere, wo gleichzeitig die starke Luftauflockerung durch die südhemisphärische Sommersonne in äquatorialen Breiten erzeugt wird; das aber ist keine tibetanische Luft, so trocken und kühl sie über Indien hinweht; alle Beobachtungsstationen am Himâlaja beweisen vielmehr schon von 2000^{m} Seehöhe ab einen winterlichen Ersatzstrom in der oberen Luft aus Süden. Wenn dann im Frühjahr die Sonnenstrahlen steiler und steiler auftreffen, erhitzen sie im Gegentheil das Land mehr als das umgebende Meer; es entsteht in dem seefernsten Nordwesten Indiens ein Raum größter Erhitzung, folglich auch heftigster Luftauflockerung, in ganzer Höhe (soweit die Beobachtungen reichen) drängt darum die dichtere Seeluft mit sich mehrender Gewalt aus dem südöstlichen und südwestlichen Horizontviertel ins Landesinnere und bringt zuerst den überheißen Frühling ohne deutsche Lenzeswonne, da die Verdichtung der mitgebrachten Feuchtigkeit noch gehemmt ist, endlich den indischen Sommer, d. h. die Regenzeit der vier Monate Juni bis September, wo gerade bei ganz oder nahezu scheitelrechter Mittagssonne die Uebersättigung der Luft mit Wassergas den schirmenden Wolkenschleier über die lechzenden Fluren breitet, wo die erstickenden Staubwolken der „heißen Zeit“ d. h. des Frühlings vernichtet werden durch kräftig abkühlende Regenschauer.

Das ist das ewige Wechselspiel jahreszeitlicher Winde oder Monsune, einigermaßen vergleichbar dem Luftaustausch der Athmung: in dem einen Halbjahr athmet das Land wie mit Riesenlungen Seeluft ein, in dem anderen athmet es in entgegengesetzter Richtung aus. Nur dürfen wir in der seewärts ausgeathmeten Luft des Winterhalbjahrs nicht die im tiefen sommerlichen Athemzug eingesogene Luft wiedererkennen; denn der Weg, welchen die letztere einschlägt, ist sicherlich ein weiterer, so gewiß die kräftigste Aufsaugung der Südost-Asien umfangenden Seeluft nicht im Pandschab, sondern tief im Herzen von Asien erfolgt, und so gewiß die leichtbeschwingte Sommerluft die Himâlaya-Höhen zu erklimmen, zu überwehen vermag. Die vorderindische Halbinsel aber erscheint uns aus dem Grunde hochbegnadet, weil sie aus erster Hand die Luft von einem dauernd warmen Ocean empfängt, in dessen halbkreisförmigen Küstenabschluß sie gerade in der Mitte eingefügt ist, und weil sie ihr Hochgebirge allein an der Nordgrenze besitzt; der Himâlaja, im Winter gen Norden den Schild kehrend, um dem Ansturm innerasiatischer Schneestürme zu wehren, wendet sich in der Sorge für sein Schutzland in der anderen Hälfte des Jahres gleichsam gen Süden, um zu leisten, was die Anden für Südamerika's weite Ostebene thun, nämlich sparsam die letzten Reste der feuchten Luftspende des Weltmeers aufzufangen, daß Tausende von Quellen dem Gebirge entspringen und aus Schnee und Gletschereis die Ströme sich reichlich nähren. Nur der Westtheil der Hindustanischen Niederung leidet zur Sommerzeit an Dürre; hier wölben keine Banjanen-Feigen mit senkrecht aus den Aesten niederwachsenden Luftwurzeln ihre vegetabilischen Dome, hier ziehen keine Elephantenheerden durch Waldesdickicht zur Tränke, — in der gluthheißen Luft am Indus wiegt wie in

der Sahara die Dattelpalme ihr schwankes Haupt und das Kameel trägt die Lasten durch schattenarme Flur. Wenigstens theilweise trägt hieran Schuld die Entlegenheit in der nordwestlichen Nische, so daß der sommerliche Südwest-Monsun seine Gaben wegen der vorgelagerten iranischen Hochfläche nicht mehr voll darbieten kann; und von dem aus dem bengalischen Meerbusen so wirkungsvoll angezogenen Südost-Monsun empfängt naturgemäß der Indus-Westen nur einen sehr mäßigen Rest, weil das glückliche Gangesland zuvor durch dessen massenhafte Niederschläge befruchtet wird: kein Wunder also, wenn das, noch obendrein aus dem fruchtbarsten Erdreich, dem von den Gewässern herbeigeführten Schwemmland bestehende Bengalen am vereinten Ganges wie das Gebiet der noch unvereinten Zwillingsströme Ganges und Dschamna (Audh und die sogenannten Nordwestprovinzen) unter so chinesischer Bevorzugung, auch die beiden unentbehrlichen Hebel zur ausgiebigsten Nutzung der Bodenfruchtbarkeit, Hitze und Regen, vollauf zu besitzen, die volkreichsten Räume von ganz Südasien darstellen. Das Dekhan, wenn wir so nach Schulgebrauch das ganze, von einer ostwärts geneigten Hochebene größtentheils erfüllte Südindien bezeichnen wollen, ist freilich die minder begünstigte Hälfte, weil dicht an seiner Westküste die Westghats obschon nur zu mäßigen Höhen aufsteigen, was immerhin genügt, den aus Südwesten wehenden Hauptregenbringer vorzeitig zu theilweisem Absatz seiner Feuchtigkeit zu zwingen. Trotzdem verrathen die gerade an der Ostküste des Dekhan stärkeren Verdichtungen der Bevölkerung (gegen und über 8000 auf die Quadratmeile), daß ebenfalls hier, wo zahlreiche und große Flüsse fetten Deltaboden abgelagert haben, der Schlüssel zur Hebung der Bodenschätze nicht ganz fehlen kann. Und in Wahrheit steht Madras in der Regenmenge wenig hinter dem dem Südwest-Monsun so frei ausgesetzten Bombay zurück: während des Umsatzes des Sommer- in den Wintermonsun, den veränderliche Winde zu begleiten pflegen, und sodann während des bereits vom Oktober ab ständig aus Nordost blasenden Winterwindes, der jedoch noch bis in den December warm genug ist, um vom Bengalischen Meere hinlänglich Feuchtigkeit von dannen zu führen, empfängt auch die Koromandel-Küste ihre Regen in einem Maße, welches sie für die geringeren sommerlichen Spenden entschädigt.

In der rationellen Ausbeutung dieser fördersamen, bis in den außertropischen Antheil verfolgbaren durchaus tropischen Witterungsverhältnisse liegt nun die wesentliche Bedeutung des Vortheils, welchen die Engländer aus Indien ziehen. In keiner einzigen ihrer Kolonie erheben sie bekanntlich irgend welche Abgaben für den Mutterstaat; Indiens Verwaltung vollends verursacht ihnen fast Jahr für Jahr einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß, 1874 z. B. einen solchen von mehr denn 107 Millionen Mark. Aber es gilt hier wie überall den Reichthum der englischen Nation mittelbar zu heben durch die Fürsorge für dessen zwei allbekannte Hauptquellen, den Handel und die Industrie. Selbst dem heimischen Staat, den man ja mit nur geringer Uebertreibung das bloße Logirhaus des thatsächlich kosmopolitischen Engländers genannt hat, bekommt eine Ausgabe wie die eben erwähnte sehr gut; sie lohnt sich wie dem Landmann die Düngung.

Seit der höchst günstigen Verkürzung des alten von Vasco da Gama gefundenen Seewegs nach Ostindien in Folge der Eröffnung des Suez-Kanals ist die indische Schatzkammer, die vordem durch die so viel näher liegende amerikanische an realem Werth für uns mehr und mehr zu sinken drohte, plötzlich und auf die Dauer wieder sehr viel bedeutsamer geworden. Die Perlen des Golfs von Manaar,

die Edelsteine Ceilons und des Dekhan könnten verschwinden, wie die Diamanten aus den Augenhöhlen der vielköpfigen Göttergestalten in den indischen Grottentempeln der Raublust der Ungläubigen zur Beute gefallen sind, — das prosaischere Inventar seiner Pflanzenerzeugnisse erhebt Indien zum werthvollsten Lieferanten der Rohprodukte für den europäischen Verbrauch auf der ganzen östlichen Erdfeste. Nicht als ob das Land absonderliche, nur ihm eigene Nutzpflanzungen in größerer Zahl hervorgebracht hätte, ist es vielmehr der vorzüglich erträgnißreiche Pflanzgarten für die gerade gewinnreichsten Vegetabilien verschiedenartiger Zonen geworden. Charakteristisch ist unter den Ausfuhrgegenständen zwar die duftige Rinde des Zimmtlorbeers auf Ceilon und die nach Indien benannte und noch jetzt ganz überwiegend auch nur von dort in Handel kommende blaue Farbmasse der Indigopflanze; doch schon die Beere des rankenden Pfeffers kommt viel massenhafter aus Sumatra und scheint an der Malabarküste und auf Ceilon nicht allein heimisch gewesen zu sein. Das so trefflich zum Schiffsbau geeignete Tek- oder Teak-Holz schlägt man nach der unvernünftigen Verheerung der vorderindischen Tekwälder gegenwärtig mehr an den hinterindischen Küsten. Die herrlichen Cinchonen, die unschätzbaren Fieberrindenbäume Peru's, gelang es dafür neuester Zeit in Sikkim am Himâlaja einzubürgern; und seit dem vorigen Jahrzehent spielen in den indischen Ausfuhrlisten zwei ursprünglich ebenso wenig indische Erzeugnisse eine zunehmend wichtige Rolle: der Kaffee, der als Tropengewächs auf den Höhen von Ceilon, sowie in den Gebirgen des westlichen Dekhan gut anschlug, und der Thee, dessen Verpflanzung aus Assam an die Gehänge des Himâlaja bis nach dem Pandschab hin von dem glänzendsten Erfolg gekrönt wurde.

Doch wir wollen uns darauf beschränken, nur noch zwei Bekannte unserer Heimath und zwei indische Faserpflanzen aus diesem unerschöpflichen Füllhorn herauszulesen. Neben dem unter den Nahrungsmitteln der indischen Ausfuhr natürlich stets den Hauptposten ausmachenden Reis, dem eigentlichen Brodkorn der Hindus, erwirbt sich seit der verständigen Aufhebung des indischen Getreideausfuhrverbots von 1873 der Weizen eine hochwichtige Stellung, dieses Brodkorn der Engländer, mit welchem alle Erdtheile gegenwärtig die übervölkerte englische Heimat zu versehen bestrebt sind. Ziehen wir aber von den Weizenfeldern Lahores und des Herzens von Hindustan nach Bengalen, so erblicken wir unabsehbare Flächen mit unserem weißlila blühenden Mohn bestanden: aus den Einschnitten in die reifende Mohnkapsel gewinnt der britische Pflanzer unter der indischen Sonne jenes Opium der kräftigsten Nervenbetäubung, und die britische Regierung treibt damit den bewußten entsetzlichen Handel nach China, wo die Nation der Ameisenfleißigen, weit mehr als der vierte Theil der Menschheit, dem furchtbaren Dämon des Opiumgenusses die Ihrigen in grauenhaft anwachsender Menge zum Opfer fallen sieht. Zum Einkauf von Thee und Seide geht das Opium als beinahe einziger ostwärts gelenkter Ausfuhrartikel von Indien auf die chinesischen Märkte; seit 1830 hat sich diese Ausfuhr beinahe aufs Neunfache gesteigert und beläuft sich durchschnittlich jetzt auf einen jährlichen Werth von mehr als 220 Millionen Mark, d. h. sie vertritt nächst der Baumwolle den höchsten Geldwerth des indischen Exports. Der nordamerikanische Secessionskrieg schien den Thron des „king cotton“ nicht nur vorübergehend nach Vorderindien verrückt zu haben; dann wäre der ungeheure Schlag, den England durch den Abfall der Kolonien vor hundert Jahren erlitt, in einer seiner drückendsten Folgen gemildert worden. Die Hoffnung täuschte; auch ohne Sklavenarbeit

erntet die Union nun wieder die meiste und beste Baumwolle, indessen in zweiter Stelle behauptet sich Indien Dank der gewaltigen, auf möglichste Förderung dieses alten indischen Anbaus in den sechziger Jahren gerichteten Anstrengung der Briten zweifellos für lange Dauer, seine Baumollausfuhr ist (im Werthe von 260 bis 300 Millionen Mark) demgemäß auch die beträchtlichste nächst derjenigen der Union. Nicht unähnlich hat der Krimkrieg mit seiner plötzlichen Stockung im russischen Hanfvertrieb nach außen die Engländer auf eine schätzbare Faserpflanze Bengalens erst nach Gebühr aufmerksam gemacht, nämlich auf die Dschute (Jute), deren bis 4ᵐ lange seidenglänzende Bastfaser für Herstellung der Waarenballen ausgezeichnet brauchbar befunden wurde und darum schon heute bis zu uns nach Deutschland zahlreiche Fabriken beschäftigt.

Gewiß ist gerade dem Hindu gegenüber der Engländer dem Phönicier vergleichbar: zunächst will er nur dessen Land ausbeuten und gute Geschäfte mit seinen heimischen Fabrikaten in dieser nach Hunderten von Millionen zählenden Kundschaft machen; aber dabei kann er nicht anders als diesen Fremdlingen aufhelfen aus ihrer Verkommenheit, ihnen Schulen gründen und Eisenbahnen bauen, durch moderne Verkehrsmittel, Hebung der Landbestellung, Besserung der uralten Bewässerungsanlagen den grausamen immer wiederkehrenden Würgengel der indischen Hungersnoth bändigen und — indem er Indiens Gaben vermannigfaltigt und mehrt, erhöht er mit dem eigenen Reichthum zugleich den der Menschheit.

Alfred Kirchhoff.

Philosophie und Aesthetik.

(Bericht: Herausgegeben von **M. Carriere** und **J. Huber** in München.)

Der englische Realismus; H. Spencer.

Plato vergleicht in einem seiner schönsten Dialoge, im Phädrus, die menschliche Seele mit einem Gespann, das von zwei Rossen gezogen wird, deren Eines stets aufwärts zum Himmel strebt, während das Andere den Seelenwagen zur Erde hinabziehen will. Diesen treffenden Vergleich können wir nicht unpassend auf die Philosophie und die in ihrer Bahn wirksamen Triebkräfte übertragen: auch der Triumphwagen der Philosophie wird von zwei Rossen gezogen, deren Eines denselben auf die erhabenen Gipfel des Idealismus, deren Anderes ihn auf die graue Erde des Realismus zu führen strebt. In der Geschichte der neueren Philosophie ist der Deutsche Genius der siegreiche Vertreter eines schwungvollen Idealismus, während die Rolle des nüchternen und oft ideenlosen Empirismus dem Englisch-Französischen Geiste zugefallen ist. Beide Richtungen sind trotz unleugbarer Ausschreitungen berechtigt und theilen sich auch heute in die Gunst und Theilnahme des weiteren Publikums. Da aber eine gewisse Vorliebe für den Empirismus ohne idealistische Grundlage und Spitze bei Vielen in der Gegenwart sich findet, so wollen wir dieses Mal einen Vertreter dieser Richtung vorführen, um an seinem System die Vorzüge und Mängel derselben zu veranschaulichen. Es ist der Engländer H e r b e r t S p e n c e r, von dessen „System of synthetic Philosophy“ wir eine kurze Charakteristik geben wollen. Die von diesem Manne erregte Geistesbewegung hat die Manche und den Atlantischen Ocean überschritten und bis Frankreich und Amerika ihren Wellenschlag verbreitet. Auch in Deutschland ist

der Name des auch in der Sociologie arbeitenden Autors nicht unbekannt, dessen Hauptwerk aber sein (übrigens noch nicht vollendetes) zehnbändiges System der Philosophie ist, in welchem er die Grundlagen der allgemeinen Philosophie, die Biologie, Psychologie, Sociologie und Ethik behandelt. Es sind die „Grundlagen der Philosophie", welche uns specieller interessiren, weil in ihnen die eigentliche und allgemeine Philosophie im engeren Sinne niedergelegt ist, während die übrigen Abtheilungen die Einzelgebiete zum Gegenstand haben, so daß das Ganze eine Art Encyklopädie der Philosophie bildet, die sich freilich in Umfang, Methode und Resultat sehr von der Hegel'schen Encyklopädie unterscheidet.

Die erste Frage, welche bei jedem System wiederkehrt und deren Beantwortung trotz der propädeutischen Natur des Gegenstandes doch für die ganze Auffassung bedeutsam und entscheidend ist, ist die Frage nach dem Wesen und der Aufgabe der Philosophie. Für Spencer ist die Welt in ihrem eigentlichen Wesen und ihren letzten Wurzeln absolut unerkennbar. Die wirkliche, uns bekannte Welt ist zwar die Manifestation eines absoluten, überwirklichen Weltgrundes, allein — sonderbarerweise — sollen wir von dieser Offenbarung auf das sich Offenbarende nicht schließen dürfen: der sich in der Welt offenbarende Weltgrund ist doch in seinem „An-sich" für Spencer verborgen. Wenn auf diese Weise die Spekulation zu einem ärmlichen Reste zusammengeschrumpft ist, was bleibt dann in aller Welt noch für die Philosophie übrig, da doch alle einzelnen Gebiete der Wirklichkeit an die Specialwissenschaften vergeben sind? Offenbar kann nur die Verallgemeinerung der mit der relativen Wirklichkeit sich beschäftigenden Einzelwissenschaften für den Philosophen reservirt bleiben, da ja die absolute Wirklichkeit demselben ein- für allemal ewig verschlossen ist. Sonach ist für Spencer Philosophie identisch mit „Erkenntniß von allerhöchster Allgemeinheit." Philosophie ist organisirtes, systematisirtes, unificirtes Wissen: in ihr werden die Detailerkenntnisse nicht blos mechanisch gesammelt und gedächnißmäßig aufgestapelt, sondern zu einem universalen, generellen Wissen organisch verschmolzen. Wenn das „Metempirische", d. h. das unerfahrbare, absolute Sein dem Wissen für immer entrückt ist, und nur Objekt des Glaubens und der Dichtung, nie aber des begreifenden und erschließenden Denkens sein kann, so bleibt für die Philosophie schlechterdings nichts als die Möglichkeit übrig, als allgemeine Wissenschaft des Empirischen die Specialwissenschaften, welche die empirischen Objekte bearbeiten, zu vereinheitlichen und ihre Einzelbeiträge zu verschmelzen. Ihr Objekt ist also das Ganze, nicht das Einzelne, aber nur das empirische, relative Weltganze, — das absolute bleibt hinter dem Schleier verborgen. Die Wahrheiten der Philosophie verhalten sich also zu den höchsten einzelwissenschaftlichen Wahrheiten genau so, wie diese zu den sporadischen, individuellen Kenntnissen niederer Stufen; m. a. W.: sie sind nur graduell, nicht qualitativ von den specialwissenschaftlichen Wahrheiten verschieden.

Der Hauptpunkt, auf welchen es bei dieser Ansicht ankommt, ist die Unterscheidung der relativen und der absoluten Wirklichkeit: diese Unterscheidung ist für Spencer ein wichtiges Postulat, welches als Drittes zu zwei anderen hinzutritt, die wir als das Formal- und das Materialprincip seiner Philosophie bezeichnen können; jenes besagt: daß im Gebiet des Empirischen ein Wissen durch Vergleichen und Unterscheiden gewonnen werden kann; dieses stellt fest, daß die von uns erfahrbare und erfaßbare Wirklichkeit zerfällt in die Welt der durch die Empfindungen gegebenen objektiven Außendinge und in die Welt des durch die

freie Gedankenbewegung constituirten Subjectiven. Die Eindrücke und Empfindungen geben das Nicht-Ich, die freien Vorstellungen das Ich; diese beiden Ströme unseres Bewußtseins umfassen Alles, wovon wir wissen. Dazu tritt nun jenes dritte Postulat, welches fordert, daß hinter der Welt des Ich und Nicht-Ich noch eine absolute Wirklichkeit liegt, welche als eigentlich reale dieser relativen Realität zu Grunde liege, in welch' letzterer die absolute Wirklichkeit sich zwar kundgiebt, aber nur durch Wirkungen, die von ihrem eigentlichen An-sich verschieden sind. Wenn wir auch die empirische Wirklichkeit praktisch an Stelle des Allein-Wirklichen und All-Ein-Seienden setzen können (indem wir die Wirkungen für die Ursache nehmen und absolut setzen), so können wir doch theoretisch die empirische Wirklichkeit nur als eine relative, bedingte, sekundäre anerkennen. Die Wirkungen des Absoluten in Zeit und Raum sind Wirklichkeiten für uns; das in Zeit und Raum Gegebene ist mindestens so wirklich und real als wir selbst: allein sowohl wir selbst, als die Objekte sind Wirkungen einer absoluten Weltmacht, welche niemals in den Kreis der Erfahrung, des Begreifens und Wissens eintreten kann; sie liegt ja hinter den beiden Bedingungen der Erfahrung, dem Objekt und Subjekt, als gemeinsame Quelle, als konstanter Weltgrund; sie ist zwar die letzte Ursache der Erfahrung im objektiven und im subjektiven Sinn, d. h. dessen, was wir erfahren, und davon, daß wir dies so und nicht anders erfahren; allein sie selbst, die absolute Bedingung und Ursache liegt außerhalb des Gesichtskreises des menschlichen Intellects und nur der Glaube macht sich im Spiele der Phantasie trügliche, wenn auch oft erhabene Bilder von dieser Weltkraft.

Somit sind Begriff und Aufgabe, Wesen und Gegenstand der Philosophie, wie Spencer darüber denkt, charakterisirt. Gehen wir nun zu den inhaltlichen Resultaten seiner Philosophie über, d. h. also der verallgemeinernden Thätigkeit der special-wissenschaftlichen Untersuchungen, so scheiden sich dieselben in die letzten Grundbegriffe und in die höchsten Grundgesetze der empirischen Welt. Jene sind fünf: Zeit und Raum, Stoff und Bewegung, sowie die Kraft; diese ist der letzte und dunkelste Begriff; Raum und Zeit sind die formalen Bedingungen, Stoff und Bewegung die materiellen Bethätigungen dieses allgemeinsten Elementes, der Kraft.

Raum und Zeit sind also keine absoluten Wirklichkeiten im Spencer'schen System; sie sind nur die Formen, unter denen das Absolute sich uns kundgiebt. Das Seiende im Ganzen zerfällt ja in zwei Seiten für Spencer: in eine uns zugewandte, und in eine uns abgewandte. Ueber die uns abgekehrte Seite, die absolute Wirklichkeit, giebt keine Forschung Aufschluß. Darum begnügt sich der Weise mit dem Relativen, unbesorgt, was den Formen des Diesseits, also speciell dem Raum und der Zeit in dem absoluten Jenseits, im jenseitigen Absoluten korrespondire. Für die Wirklichkeit des Empirischen brauchen wir ja darum nicht besorgt zu sein, weil die objektive Welt mindestens so real ist wie wir selbst. Das Primäre ist unerkennbar; das Unerkennbare hat wohl die Einzelobjekte und den Spiegel, in welchem sie sich reflektiren, geschaffen, nicht aber ist es möglich, daß es sich selbst spiegele oder von uns aufgefaßt werde. Der dunkle Hintergrund der Welt, das Ueberräumliche und Ueberzeitliche, giebt sich uns nur in seinen Wirkungen, nicht an sich selbst kund. Auch Stoff und Bewegung sind nur Symbole des Absoluten, der Weltkraft.

An diese fünf Grundbegriffe schließen sich die höchsten Grundgesetze an,

welche alle Specialphänomene der Welt umfassen: Gesetze und Begriffe sind Einschlag und Zettel des reichen, unerschöpflichen Welt- und Wissensgewebes. Diese höchsten Grundgesetze sind die allgemeinsten empirischen Wahrheiten, auf welche die Analyse führt. Zunächst die Unzerstörbarkeit des Stoffes, ein Satz, der, früher selbstverständlicher Irrthum, nun selbstverständliche Wahrheit, zum A B C des Naturwissens geworden ist. „Verschwinden aus der Wahrnehmung" ist nicht identisch mit „Verschwinden überhaupt": die Stoffmenge ist konstant, oder — da „Stoff" nach der dynamischen Theorie Spencer's eine Kraftäußerung ist, die wir ja auch nur durch solche Kraftäußerungen messen können — die dem Stoff zu Grunde liegende Weltkraft ist konstant. Das zweite Grundgesetz der Welt nach Spencer ist die Fortdauer, d. h. die Konstanz der Bewegungskräfte. Auch die Bewegungen können weder aus dem Nichts entstehen, noch, was das Wichtigere ist, in das Nichts verlaufen. Die scheinbar verlorene Bewegungskraft versteckt sich unter hundert Formen, und wirkt in anderer Gestalt fort, um oft, scheinbar unvermittelt, nachdem die verhüllende Tarnkappe gesunken, in die Sichtbarkeit zurückzutreten. Die Wissenschaft hat diesen Proteus, der sich in chamäleonartiger Weise zu verwandeln weiß, zu fassen gewußt und zum Stehen gebracht: keine Bewegung verschwindet in's Bodenlose; keine vergeht, ohne in einem entsprechenden Kraftquantum in anderer Form wieder aufzuleben. Die Zusammenfassung dieser beiden ersten Grundgesetze giebt das dritte, sie zusammenbindende, das Grundgesetz von der Konstanz der Kraft, sowohl der innerlichen, passiven Kraft der Raumerfüllung oder des Stoffes, als der äußerlichen, activen Kraft der Raumveränderung oder der Bewegung. Was diese Kraft ist, diese bedingungslose, absolute Kraft, das ist uns verschlossen: Spencer identificirt sie mit der absoluten Weltkraft, wozu er eigentlich kein Recht hat; denn diese Kraft, von welcher er hier spricht, ist ja ein Empirisches, und sollte von ihm nur als Wirkung des Absoluten, nicht selbst als Absolutes angesetzt werden. So ist sein Standpunkt ein unklares Schwanken zwischen Naturalismus und Pantheismus, das uns zu keinem befriedigenden Abschlusse mit Spencer kommen läßt. Und wenn er uns zumuthet, dieses absolute Sein als Gott zu betrachten, d. h. als den Gegenstand der religiösen Verehrung, so kommt dieser unklare Zwiespalt zwischen naturalistischem und pantheistischem Denken noch mehr zum Vorschein, wovon noch unten die Rede sein soll.

Aus jenem Grundgesetz der Konstanz der Weltkraft, das noch mit dem Kausalitätsgesetz identificirt wird, ergeben sich nun einige wichtige Konsequenzen. Das Kraftkapital der Welt nimmt nicht zu noch ab: alle Weltbewegung und Veränderung ist nur ein Umsatz und Umtausch, keine Bereicherung und keine Verarmung. Ein und derselbe Kraftfond stellt sich in den verschiedensten Formen dar, in den kosmischen, geologischen, organischen, psychischen und in den socialen Phänomenen. Es ist dieselbe Kraft, welche den Tanz der Sonnensysteme und den Kreislauf der Blutkörperchen beherrscht. Auch die psychischen Phänomene, d. h. alle geistigen und gemüthlichen Vorgänge sind für Spencer nur Transformationen derselben Urkraft, welche sich in der Wärme, im Licht u. s. w. manifestirt. Da diese Urkraft weder zu- noch abnimmt, so wird auch nichts eigentlich Neues durch die Entwicklung und das Werden hervorgebracht: neu sind nur die Formen, in welche sich die Kraft hüllt, die Welt selbst aber als Ganzes wächst nicht und altert nicht, der Stoff und die Kraft bleiben konstant. Das Kraftmeer schlägt immer

neue Wellen, aber es bleibt sich inhaltlich gleich. Die Wärme und das Licht der Sonne sterben, um als Pflanzen und Thiere wiederaufzuerstehen: diese nehmen Kraft in sich auf in Form von Licht, Wärme u. s. w. und verwandeln sie in Bewegung und Bewußtsein. Also auch unsere Gefühle und Empfindungen sind nach Spencer nur umgewandelte Sonnenkraft, und stehen in bestimmten Aequivalenzverhältnissen zu den übrigen Naturkräften. Die Natur sammelt Jahrhunderte lang Kapitalien, um das Bewußtsein zu schaffen; und dann giebt sie's gleichsam verschwenderisch im Moment aus, um das rasch verglühende Selbstbewußtsein darum zu erkaufen. Was folgt aus dieser Spencer'schen Theorie für die Unsterblichkeit? wir sind unsterblich, aber eben nur der Kraft und dem Stoffe nach, nicht nach unsrer Form; d. h. das eigentlichste am Menschen, sein Ich, ist nur eine sich verflüchtigende Form, konstant ist nur die Kraft. Wenn der Termin verfallen ist, fordert die Natur das geliehene Kraftkapital zurück, um es anderweitig anzulegen; wir heißen sie grausam: die Götterstatuen zermalt sie zu Gips, um das Feld damit zu düngen. Darum gilt es zu wuchern mit dem anvertrauten Pfunde, so lange es Tag ist. Das Bewußtsein erlischt einmal, um als Bewegung, Licht, Wärme fortzudauern. So stellt die Natur an sich selbst Wechsel aus, um sie unfehlbar einzulösen. Sie ist ihr eigener Gläubiger, ihr eigener Schuldner. Welch genaue Rechnung weiß sie zu führen: Soll und Haben deckt sich auf Heller und Pfennig; denn die Natur hat scharfe Wagen. Keine Kraft geht verloren: darin besteht nach dem Naturalismus Spencer's unsere Unsterblichkeit.

Noch einige andere Grundgesetze knüpfen sich an die Bewegung: sie erfolgt stets nach der Linie des geringsten Widerstandes, ein Gesetz, das nach Spencer in allen mechanischen, physiologischen, psychischen und geschichtlich-socialen Bewegungen herrscht. Außerdem ist der Rythmus, d. h. die hin- und herschwingende Pendelbewegung eine allgemeine Form aller und jeder Bewegung, was Spencer von der Bewegung der Gestirne an bis zu den physiologischen Bewegungen von Wachen und Schlafen, Leben und Tod, und bis zu den socialen von Krieg und Frieden, Angebot und Nachfrage u. s. w. verfolgt, wobei er in phantasiereicher Darstellung das Größte mit dem Kleinsten, das Geistigste mit dem Materiellsten zu verbinden und zu vergleichen weiß. Makrokosmos und Mikrokosmos verknüpfen dieselben Bewegungsgesetze, und in rythmischen Schwingungen vollenden die Gestirne ihre Bahn, ihr Leben die Individuen. Der großartigste Rythmus aber herrscht in der Welt als Ganzem: im periodischen Rythmus schwebt sie hin und her zwischen dem Zustand des vollendetsten Gleichgewichts, des allgemeinen Nebelzustandes, und dem Zustand gestörten Gleichgewichts, d. h. dem Zustand, wo die Entwicklung nach ewigen Gesetzen aus dem chaotischen Nebel eine geordnete Welt geschaffen hat. Auch dieser Zustand der Ordnung findet seinen Maximalpunkt, wo die Bewegung der Entwicklung und Entfaltung umschlägt in die entgegengesetzte allgemeiner Dissolution und Desintegration. Dieses allgemeine Entwicklungsgesetz, welches Spencer durch alle Gebiete der Natur und des Geistes hindurchführt, bildet die synthetische Ergänzung zu der Analyse, indem in ihm aus den gefundenen Komponenten, den Grundbegriffen und Grundgesetzen, die wirkliche Welt in ihrer allmählichen Entstehung und Entfaltung aus dem Einfacheren und Niedrigeren zum Höheren und Komplicirteren erklärt und abgeleitet werden soll·

Damit haben wir die Grundirung und gleichsam die Richtlinien des großen Weltbildes gegeben, wie es Spencer mit gewandtem, aber auch oft sehr flüchtigem Pinsel entwirft. Allein wir haben zu diesem Entwurf doch einige Bedenken hinzu-

zufügen, die erstens seine allgemeine Theorie der Welt, dann seine Theorie der Natur betreffen. In Bezug auf die erstere lehrt er, daß hinter den Grundprincipien Zeit, Raum, Kraft, Stoff und Bewegung noch eine absolute Weltkraft anzunehmen sei, welche sich zwar in ihnen manifestire, uns aber ewig verschlossen sei; allein einmal vermissen wir unter jenen fünf Grundbegriffen geradezu den wichtigsten, nämlich das Bewußtsein, die Empfindung, welche schlechterdings nicht auf die Genannten zu reduciren sind, womit denn auch der zweite gleich nachher zu rügende Grundfehler zusammenhängt. Allein auch wenn Spencer diesen Grundbegriff zu den Seinigen noch hinzugefügt hätte, so schien es uns doch noch seltsam, eine absolute Weltkraft anzunehmen, die verborgen sein soll, da sie sich doch manifestirt. Ist dies der Fall, d. h. nimmt man überhaupt an, daß die ganze empirische Welt Wirkung einer absoluten Kraft sei, so ist nicht einzusehen, warum nicht auf das Wesen derselben von ihren Wirkungen geschlossen werden soll. Auch die Stellung dieses Absoluten zur Welt hat Spencer keineswegs klar bestimmt. Bald fällt es ihm zusammen mit der allgemeinen Naturkraft, dann ist es aber kein Absolutes mehr, mit dem die Religion etwas anfangen könnte, oder es ist noch etwas außer und hinter ihr, dann lägen doch in der physischen und moralischen Weltordnung Prämissen genug vor, um einen, wenn auch nur annähernden Schluß auf dasselbe, seine Natur und Wirksamkeit zu gestatten. Noch weniger befriedigend aber ist die Stellung, welche Spencer dem Psychischen neben dem Physischen anweist. Es ist, als hätte er niemals die Schwierigkeiten oder vielmehr die baare Unmöglichkeit eingesehen, das Psychische in gleiche Linie mit dem Physischen zu stellen. Daß objektive Atombewegungen sich in subjektive Zustände umwandeln sollen, ist ja doch eine allgemein zugestandene Unmöglichkeit: die äußeren objektiven Bewegungen transformiren sich wohl in die bezüglichen Zustände der Nervenmasse, aber diese — wahrscheinlich — rein elektrischen Bewegungen der Nervenmoleküle bleiben in aller Ewigkeit mechanische, räumliche Bewegungen, von denen zum Psychischen, Moralischen keine Brücke führt. In diesen zwei Punkten erblicken wir die Grundfehler in dieser Hypothese Spencer's über den Weltzusammenhang, aus der auch die anderen Fehler fließen, auf welche specieller einzugehen hier nicht der Ort ist. So sehr sich daher — und damit fassen wir unser Urtheil über Spencer's Philosophie zusammen — derselbe bemüht, die Ergebnisse der Naturwissenschaften für die Gesammterkenntniß der Welt zu verwerthen und mit den Anschauungen früherer philosophischer Systeme auszugleichen, so kann sich doch diese matter-of-fact-Philosophie nocht nicht rühmen, den Deutschen Idealismus überwunden und eine Welttheorie geschaffen zu haben, welche Thatsachen und Ideale gleichmäßig berücksichtigen.

H. Vaihinger.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Die Städtereinigung durch Kanalisation und Abfuhr.

Schon seit den ältesten Zeiten der medizinischen Wissenschaft hat man die Bodenbeschaffenheit mit der Entstehung von Krankheiten in Zusammenhang gebracht. Hippokrates hat in seiner Schrift: „Ueber Luft, Wasser und Oertlichkeit" die Aerzte aufgefordert, derselben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das in seinen tiefern Theilen häufig den Ueberschwemmungen des Tiberflusses ausgesetzte Rom war im

frühen Alterthum bereits von Kanälen durchzogen, welche mit dem sumpfigen Bodenwasser zugleich die Unreinigkeit aus der Stadt durch die noch sichtbare Cloaca maxima in den Fluß leiteten. Die Aufsicht über dieselben wie über Gebäude und Nahrungsmittel führten eigne, mit großer Machtvollkommenheit vom römischen Volke ausgerüstete Beamte, die Aedilen genannt wurden.

Seit die Cholera Europa in unserm Jahrhundert verheerend in kurzen Zwischenräumen durchzogen hat, fing man an, zur Erklärung ihres zeitweisen räthselhaften Auftretens, für das sich weder im Verkehr, noch in der Witterungsbeschaffenheit, noch auch in socialen Verhältnissen genügende Anhaltspunkte finden ließen, die Blicke auf die Bodenbeschaffenheit der von ihr vor andern heimgesuchten Orte zu richten. Wenn auch schon vor zweihundert Jahren der berühmte englische Arzt Sydenham die Entstehung der in manchen Jahren auftretenden eigenthümlichen Krankheiten von einer Verunreinigung der Luft durch Effluvien, die von einer nicht erkannten, noch verborgenen Veränderung im Boden stammen, bedingt sich dachte, so war es doch erst Pettenkofer, der seit der Cholera-Epidemie des Jahres 1854, gestützt auf seine Beobachtungen derselben in Bayern, die physikalische Beschaffenheit des Bodens, seine Durchgängigkeit für Luft und Wasser, seine Verunreinigung mit Abfallstoffen als örtliche Bedingung der Verbreitung dieser Krankheit erkannte. Die wechselnde Durchfeuchtung des Bodens, wie sie sich in dem Steigen und Fallen des Wassers in demselben, dem sogenannten Grundwasser, kundgibt, hat er zuerst als die zeitliche Bedingung der Verbreitung der Cholera und des Typhus in München aufgestellt, und die Beobachtung der letzten zwei Decennien hat seine Annahme bestätigt. Untersuchungen an vielen Orten weisen auf den ursächlichen Zusammenhang der Entstehung und Verbreitung von Krankheiten, und zwar besonders des Typhus und der Cholera, mit Verunreinigung des Bodens hin. Als vorzüglichste Quelle derselben sind die Abfallstoffe in unsren Häusern zu betrachten, wie sie in Abtrittsgruben monatelang aufgespeichert werden und bald in faulige Zersetzung übergehen. Muß die Reinhaltung des Bodens demnach als eine prophylaktische Maßregel gegen die genannten Krankheiten erscheinen, so ist die Fernhaltung der Abfälle von unsren Wohnstätten und die Beseitigung der Stauungen des in der Haushaltung gebrauchten Wassers auf und unter der Oberfläche derselben mit allen geeigneten Mitteln anzustreben. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat aber technische Schwierigkeiten und erheischt beträchtliche finanzielle Opfer, denn die Summe der Abfallstoffe ist größer, als man sie sich bei oberflächlicher Schätzung derselben denkt. Pettenkofer („Vorträge über Kanalisation und Abfuhr", Bayerisches ärztliches Intelligenzblatt, 1876, Nr. 2) berechnet durchschnittlich für eine Person im Jahre 34 Kilo Koth, 428 Kilo Harn, 90 Kilo Küchenabfälle und Kehricht und 15 Kilo Asche bei Holzfeuerung. Zu diesen 567 Kilo für den Kopf, welche das durchschnittliche Gewicht des Menschen um das Zwölffache übertreffen, kommen noch die an zersetzungsfähigen Bestandtheilen reichen, flüssigen Abfälle, das Hauswasser, das aus der Küche und Waschküche und von der Reinigung aller Räume des Hauses und seiner Bewohner stammt. Nach verschiedenen übereinstimmenden Untersuchungen treffen per Tag und Kopf 30 Liter solchen Wassers, und wenn man annimmt, daß ein Drittel davon verdunstet, immer noch 20 Liter, was für das Jahr 7300 Kilo Abwasser und mit den obengenannten 567 Kilo Abfallstoffen 7867 Kilo im Durchschnitt per Kopf und Jahr sohin mehrere zweispännige Fuhren ergibt. Dabei sind die Abfälle und Abwässer von Gewerben und die Exkremente von Thieren garnicht

mitgerechnet. Wo geeignete Kanäle nicht vorhanden sind und ungenügendes Gefälle und unzureichender Wasservorrath die Ableitung der Hauswässer in Flüsse nicht gestattet, werden letztere in den Boden oder in Versitzgruben, ähnlich denen, in die die Abtritte münden, gegossen, aus welchen ihre flüssigen und löslichen Bestandtheile in den benachbarten Untergrund versickern. Untersuchungen des Erdreichs in der Umgebung solcher Gruben weisen den Boden bis zum Grundwasser und seitwärts weithin von dem flüssigen, jauchigen Inhalt derselben durchsetzt nach. Solch ein verunreinigter Boden wird nicht durch das von oben eindringende meteorische Regen- und Schneewasser, noch durch das von unten ansteigende Grundwasser gründlich ausgewaschen und gereinigt. Dr. Feichtinger und Dr. Wolfhügel fanden in dem feinen Sand zwischen dem gröbern Kies des Münchener Untergrundes beträchtliche Mengen in Wasser unlöslicher organischer Substanz (Pettenkofer, „Das Kanal- oder Sielsystem in München." München 1869).

Die Aufbewahrung der Abfälle in Versitz- oder Senkgruben in der Nähe der menschlichen Wohnräume oder unterhalb derselben ist eine beständige Quelle der Verunreinigung der Luft des Hauses und seines Untergrundes. Untersuchungen von Dr. Erismann ergaben, daß ein Kubikmeter Grubeninhalt in 24 Stunden 619 Gramm Kohlensäure, 113 Gramm Ammoniak, 2 Gramm Schwefelwasserstoff und 415 Gramm andere kohlenstoffhaltige Verbindungen, wie Grubengas, fette Säuren 2c., zusammen 1 Kilo 149 Gramm, an die Luft abgibt. Diese Ausströmungen gehen zum größten Theil erst in unsere Häuser, ehe sie in die freie Luft entweichen. Vielfach kann man von der Belästigung durch den übeln Geruch derselben nachtheilige Folgen für das Befinden der Bewohner derselben, besonders gastrische Störungen, entstehen sehen. Die Gruben für Abfallstoffe an der Bodenoberfläche beschränken ihre Wirkung aber nicht auf die Verpestung der Luft im Hause. Selbst wenn sie wasserdicht gemauert sind, dringt ihr Inhalt in das sie umgebende Erdreich und kann, da nach dem Ergebniß der Untersuchungen Dr. Forster's (Zeitschrift für Biologie, Bd. XI., S. 392) die Luft in unsern Wohnungen im beständigen Verkehr mit der Luft im Boden unter denselben steht, auch unsere Hausluft verunreinigen. Da nun unsere Abtritt- und Versitzgruben die Luft im Hause und den Boden unter demselben verunreinigen, so ist ihre Entfernung zur Reinhaltung von Haus und Boden aus dem Bereich derselben unbedingt nothwendig.

Zur Reinigung der Städte von organischen Abfällen hat man an Statt der Gruben zwei Wege versucht: die Abfuhr und die Kanalisation. Bei ersterer tritt an die Stelle der festgemauerten Gruben zur Aufnahme der Exkremente eine bewegliche Tonne, daher der Name Tonnen- oder Faßsystem. Sie haben vor den Gruben den Vorzug, daß man sie aus undurchlässigem Material, am besten aus Metall, herstellen kann, daß ihr Inhalt nach kurzer Frist vollständig entfernt werden kann, und daß sich überhaupt in den Tonnen nur eine kleine Quantität sich zersetzender Stoffe in der Nähe des Hauses findet, deren übelriechende Ausströmungen von letzterem durch passende Vorrichtungen im Abort abgehalten werden können. Sie werden in jedem einzelnen Hause im unteren Stockwerk aufgestellt, so daß in dieselben alle darüberliegende Abtritte durch ein gemeinschaftliches Abfallrohr einmünden. Die im Verhältniß der Bevölkerung des Hauses in längerer oder kürzerer Zeit angefüllten Tonnen werden außerhalb der Stadt gefahren und dort wird ihr Inhalt zur Düngung verwendet oder in irgend einer

Weise zu landwirthschaftlichen Zwecken verarbeitet. Das Tonnensystem ist in einer Anzahl deutscher und englischer Städte in größerem Umfang zur Einführung gekommen. Unter den deutschen Städten ist es am ausgedehntesten und schon seit längerer Zeit in Graz, theilweise in jüngster Zeit in Heidelberg und Augsburg durchgeführt worden. In England ist es die Stadt Rochdale mit 64,000 Einwohnern, welche schon in zwei Dritteln der Häuser Einrichtungen für die Abfuhr hat. Auch in einigen größeren englischen Fabrikstädten, in Birmingham, Manchester, Leeds, Salford finden sich solche in einem beträchtlichen Theile ihrer Häuser. In Rochdale, wie in einigen anderen englischen Städten werden die Tonnen mit einer Desinfectionsmasse aus Chlor- oder Carbolkalk versehen, nachdem sie wie die zum Transport gebrauchten verschlossenen Wagen gründlich gereinigt sind. Auch in der holländischen Stadt Delft hat man seit einigen Jahren die Abfuhr mit Tonnen. Dieselbe hat sich bereits über mehr als die Hälfte der 2500 Häuser der Stadt ausgedehnt. Die Kosten für die Einrichtung des Abfuhrsystems berechnen sich je nach der landwirthschaftlichen Verwerthung der Abfallstoffe an den einzelnen Orten verschieden. In Graz kostet die Wegschaffung der Fässer ungefähr 1 Mark im Jahre für jeden einzelnen Einwohner. In Delft deckt der Erlös bei dem Verkauf des Kompostes die Betriebskosten des ganzen Unternehmens, das die Gemeindeverwaltung überwacht. Für die Einrichtung auf zwei Tonnen zahlt der Hausbesitzer 8 fl. = $13^1/_2$ Mark an die Gemeindekasse, für den Betrieb nichts. Für kleinere Städte, in deren Nähe sich keine größeren Wasserläufe finden, hat das Tonnensystem, besonders auch in Hinsicht auf die Interessen der Landwirthschaft, welche jedoch immer erst nach denen der Gesundheit zu berücksichtigen sind, Werth. In Großstädten steht seiner allgemeinen Durchführung die Schwierigkeit, ausreichende Transportmittel für die gewaltigen Abfallmassen zu schaffen, entgegen. Doch ist es auch in solchen, so in Berlin von Virchow, in München von Pettenkofer, als ein Uebergang zum Spülsystem, so lange es an dem zu letzterem nöthigen Wasser noch fehlt, empfohlen worden.

Das Abfuhrsystem hat durch Liernur und Dr. Petri Modifikationen erfahren. Nach dem pneumatischen System des erstern werden die Exkremente mittelst der Luftpumpe in einen eisernen Behälter, in welchen die Abtrittsröhren einer größeren Anzahl von Häusern münden, hineingetrieben und dann abgefahren. Dasselbe ist bis jetzt in einigen holländischen Städten: Leiden, Amsterdam und Dortrecht, aber nur auf kleine Stadttheile, zur Anwendung gekommen. Dr. Petri läßt die festen Fäkalstoffe in Tonnen möglichst schleunig abfahren und desinficirt zu Fäkalsteinen oder trockenem Dung verarbeiten. Alle flüssigen Abfälle, auch die Hauswässer, werden mit dem Petri'schen Desinfektionsmaterial erst gereinigt, ehe sie in die öffentlichen Wasserläufe gelangen, damit eine Gährung in denselben nicht entstehen kann. Das Petri'sche Verfahren wurde jüngst von Dr. A. Ochwadt („Die Kanalisation mit Berieselung und das Dr. Petri'sche Verfahren, betreffend die Desinfektion und Verwerthung der Fäkalstoffe." Berlin 1877) beschrieben und empfohlen.

Neben dem Abfuhrsystem sind für die Hauswässer immer noch Abzugskanäle nothwendig. Es entsteht darum die Frage, ob es nicht am vortheilhaftesten, das System der Kanäle gleich so herzustellen, daß in demselben der ganze schwemmbare Unrath aus dem Bereich der Städte entfernt werden kann.

Die Kanalisation hat in den Städten, um ihre Bodenoberfläche und

ihren Untergrund rein und trocken zu erhalten, mehrere Aufgaben zu erfüllen. Sie hat das Regenwasser möglichst rasch, außerdem auch das Schmutzwasser, das vom Kochen und Waschen aus den Häusern kommt, abzuführen. Ob den Kanälen auch die Abfallstoffe, Urin und Koth ohne Gefahr überantwortet werden dürfen, hängt von ihrer Konstruktion, ihrem Gefäll und ihrem Wasserreichthum ab. Zur Austrocknung des Untergrundes ist die Tieflegung der Kanäle nothwendig. Sie wirkt in Bezug auf die Drainage gerade so, als ob das betreffende Haus oder die Straße um so viel in die Höhe gehoben würden, als der Kanal unter der Oberfläche liegt. Es darf ihnen nur übergeben werden, was schwemmbar, entweder im Wasser löslich oder von demselben mit einer gewissen Geschwindigkeit tragbar ist. Die Fortführung der unlöslichen Stoffe setzt eine gewisse Geschwindigkeit des Wassers voraus. Die in England angestellten Versuche ergaben, daß dasselbe in den Schwemmkanälen mindestens 2—2½ Fuß oder 0,6—0,8 Meter in der Sekunde zurücklegen muß, wenn sich kein Bodensatz bilden soll. Außer der Geschwindigkeit hat auch die Masse desselben auf das Abschwemmen Einfluß. Je größer die Wassermenge, desto größer ist ihre Schwemmkraft. Je höher die sich bewegende Wassersäule wird, um so größern Druck übt sie auf das, was auf dem Grunde liegt. Eine genügende Wasserspülung ist darum Bedingung für die Verhütung von Ablagerungen, die durch Fäulnißvorgänge nachtheilig wirken können. Außer der Wassermenge ist auch noch das Gefäll der Sohle und das Profil des Kanals von Einfluß auf die Bewegung des Wassers in demselben.

Bei der Anlage einer Kanalisirung muß man das von der Natur gegebene Gefälle ausnützen. Für größere Kanäle mit 1 Meter Durchmesser und 0,5 Meter Wassertiefe, die eine kleinste Geschwindigkeit von 0,8 Meter in der Sekunde haben, reicht ein Gefälle von 0,75 pro mille, d. i. auf 1 Kilometer Kanalstrecke 75 Centimeter Gefälle aus; bei mittleren Kanälen mit 0,5—1 Meter Durchmesser und 1 Meter kleinster Geschwindigkeit ist ein Gefälle von 2,4 pro mille, für kleine Kanäle von 0,17—0,53 Meter Durchmesser und 1,17 Meter geringster Geschwindigkeit ein solches von 10 pro mille als Minimum erforderlich. Es hängt von der örtlichen Verschiedenheit der vorhandenen Wassermenge ab, ob für zeitweise Ausschwemmungen Stau- und Spülschleußen einzurichten sind. Wo das nöthige Gefälle nicht zu gewinnen ist, müssen Dampfmaschinen aufgestellt werden, welche das Wasser in den höher gelegenen Kanal heben. Die Ansammlung von Unrath in den Kanälen zu verhüten, trägt das Profil derselben wesentlich bei. Diesem Uebelstand vorzubeugen, giebt man den Kanälen einen eiförmigen Querschnitt mit der Spitze nach unten. Dieser Eiform paßt sich die wechselnde Menge des Inhalts am besten an, indem das Wasser, wenn es in größerer Menge zuströmt, eine breitere Spiegelfläche erhält, in dem Maße, als es sinkt, ein schmäleres Rinnsal ausfüllt. Die größeren Siele, welche eine Höhe und Breite haben, daß man sie durchgehen oder durchschliefen kann, werden jetzt gewöhnlich aus gut gebrannten Ziegelsteinen, die mit Cement verbunden und auch bis auf eine gewisse Höhe im Innern mit Cement verkleidet werden, hergestellt. Für die engern Röhren gebraucht man hart gebrannte und glasirte Thonwaare oder Gußeisen. Erstere verdient den Vorzug, weil sie nicht dem Roste ausgesetzt ist.

Es entsteht nun die Frage, ob die Leitung der menschlichen Auswurfstoffe in die Kanäle nicht die Luft in den Straßen und Häusern verunreinigen und ob nicht durch inficirte Exkremente von Cholera- oder Typhuskranken

ein Kanalnetz gesunde Stadttheile inficiren könne. Die Erfahrung hat bewiesen, daß bei genügendem Wasservorrath und geeigneter Verbindung der Wasserklosets mit den Kanälen die Aufnahme der Exkremente in diese letztern keine Verunreinigung der Luft und überhaupt keine sanitären Gefahren mit sich bringt. Man hat in mehreren in letzter Zeit kanalisirten Städten, z. B. in Hamburg, Danzig und Frankfurt im Gegentheil seit der Durchführung der Kanalisirung eine Abnahme der Typhussterblichkeit beobachtet. Eine weitere Frage betrifft die Verunreinigung unserer Flüsse durch die Aufnahme des Kanalinhalts. Nicht alle offenen, natürlichen Wasserläufe, Flüsse und Bäche ertragen das Schwemmsystem ohne jede weitere Vorsichtsmaßregel. Uebelstände, wie man sie in England und Frankreich und zwar besonders in den ihre beiden Hauptstädte durchströmenden Flüssen erfahren hat, erheischen vor der Einleitung des Kanalinhalts eine sorgfältige Erwägung des Verhältnisses zwischen der Wassermasse des Flusses und der Unrathsmenge des in ihn mündenden Kanalsystems. Eine Stadt von mittlerer Bevölkerung wird einen kleinen Fluß mehr verunreinigen, wie eine bevölkerte Stadt einen Fluß wie den Rhein. Außer der Wassermasse ist vorzüglich noch die Geschwindigkeit des Laufes der Flüsse zu berücksichtigen. Pettenkofer hat für die rasch fließende Isar berechnet, daß, wenn in München alle Exkremente durch den Fluß abgeschwemmt würden, der Gehalt des Flußwassers an festen, aus den Exkrementen herrührenden Bestandtheilen nur 661 Milligramm (etwas mehr als $\frac{1}{2}$ Gramm) im Liter betragen würde. Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege sprach darum bei seiner jüngsten Versammlung im September vorigen Jahres in Nürnberg einstimmig die Ueberzeugung aus, daß nach den Ergebnissen der bisher angestellten Untersuchungen zur Zeit ein absolutes Verbot des Einlassens von Kanalwasser und Klosetinhalt in die Flüsse nicht gerechtfertigt erscheint.

Zur Desinfektion und Unschädlichmachung des Kanalwassers wurden viele Mittel: Kalk, Alaun, Thon in verschiedenen englischen Städten in großem Maßstabe angewendet. Die Pariser Kommission, welche für Reinigung der Seine Vorschläge zu machen hatte, erklärte die Reinigung auf chemischem Wege für ein kostspieliges und völlig unzureichendes Mittel. Wirksamer als jedes chemische Mittel erweist sich die Filtrirung des Kanalwassers durch den Erdboden auf seine Reinigung. Das hygienische Interesse der Städte, wie die Ansprüche der Landwirthschaft an den Dünger derselben gleichzeitig zu befriedigen, ward die Berieselung von Aeckern und bisher unbebautem Lande mit Kanalwasser in jüngster Zeit in England, Frankreich und Deutschland versucht. Ein parlamentarischer Bericht vom Jahre 1873 führt 44 englische Städte auf, welche Rieselfarmen gegründet haben. Paris, Danzig und Berlin folgten den Versuchen der Engländer mit der Anlage von Rieselfeldern. Bei diesem Verfahren ist der landwirthschaftliche Vortheil, wie wir oben bei dem Tonnensystem schon bemerkt haben, das weniger Wichtige. Der Hauptzweck der Ueberrieselung ist die Reinigung des Kanalwassers, so daß die überschüssige, von dem Boden und den Pflanzen nicht aufgenommene Flüssigkeit unbedenklich wieder den Flüssen zugeführt werden kann. Aus England, wo die Ueberrieselung am längsten und ausgedehntesten eingeführt ist, liegt nicht eine Beobachtung eines gesundheitsnachtheiligen Einflusses der Rieselfelder oder ihrer Erzeugnisse der Rieselmilch auf den Menschen und des Rieselfutters auf das Vieh vor. Man betrachtet dort Wasserklosets, Kanäle und Berieselung als hygienische Errungenschaften von höchstem Werth für die Reinhaltung der Städte. F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von G. Jäger in Stuttgart, Edm. Reitlinger in Wien, J. Wiesner in Wien und K. Zittel in München.)

Oken und Darwin.

Ueber das Semisäkularfest, welches die von Oken gegründete „Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte" im September vorigen Jahres in München gefeiert hat, ist zwar schon im Dezemberheft des vorigen Jahrgangs Seite 319 kurz referirt worden, allein der dramatische Verlauf dieser Versammlung, die weitgehende Erregung der Geister, die von ihr ausging, rechtfertigt es wohl, wenn außer obigem objektiven Referate noch einige allgemeine Betrachtungen in dieser Zeitschrift niedergelegt werden.

Das hohe Interesse, welches diese Versammlung erregte, entspringt dem Umstande, daß hier gewissermaßen 3 Entwicklungsepochen der naturwissenschaftlichen Forschung aufeinandertrafen, nämlich die beiden, welche sich an die zwei in der Ueberschrift genannten Namen knüpfen und die wir als philosophische oder als die Epochen der Synthese bezeichnen können, und die zwischen beiden liegende, in welcher die analytisch-kritische Methode fast allein die herrschende war.

Das Dramatische lag darin, daß an dem Grabe Oken's, des todten Synthetikers und Naturphilosophen, die lebenden Repräsentanten der zwei divergenten Richtungen, die modernen philosophischen Synthetiker und die Vertreter der kritisch sondernden und analysirenden Skepsis standen und sich im Geisteskampfe maßen. Letzteres geschah auch schon auf anderen Versammlungen, aber diesmal schwebte über den Streitenden der Geist eines großen Todten, welcher der einen Partei Muth einflößte und der andern verwehrte — wie soll ich sagen — ungerecht zu werden.

Die Skeptiker und Analytiker sandten nur einen, aber ihren besten Kämpfer, Virchow, in's Gefecht, aber er hatte diesmal nicht seinen guten Tag, er kämpfte nicht blos gegen Lebende, sondern der Geist eines Todten streckte ihm den Schild entgegen. Die zahlreiche Versammlung, welche die Rednertribüne umgab und heute zum 50. Male beisammen war, diese Versammlung, die, was man auch sagen mag, mit dem naturwissenschaftlichen Leben der deutschen Nation auf's innigste verwachsen ist und nicht zu seinem Nachtheil, wer hatte sie gegründet und in's Leben gerufen? Der Synthetiker Oken. Der Versammlung, die selbst ein Werk der Synthese war, konnte man unmöglich die Synthese als etwas Nichtswürdiges schildern, wollte man nicht seine Zuhörerschaft in's Gesicht schlagen.

Dazu kommt als weiteres dramatisches Element, daß der Skeptiker Virchow von beiden in der Versammlung vertretenen Seiten, von den Naturforschern und den Aerzten, sich angegriffen sah. Dem Angriff der Naturforscher Haeckel und Nägeli auf das skeptische, trennende Prinzip, folgte der Angriff des Pathologen Klebs, der in der Medizin ein ebenso revolutionäres, synthetisches Prinzip, die Lehre von der einheitlichen Natur der Krankheitsursachen, vertritt, wie die Darwinianer auf ihrem Boden. So befand sich Virchow von Anfang an in der unvortheilhaften Situation der Defensive und der anhaltende Beifall, mit dem die Anhänger seiner Richtung seinen Vortrag unterstützten, war nicht im Stande, eine Wendung in der Situation herbeizuführen, die kurz dahin gekennzeichnet werden kann:

Es geht ein höherer, nach einheitlicher Anschauung aller natürlichen Vor-

gänge trachtender Zug durch unsere Zeit, der in alle die zersplitterten Zweige der Wissenschaft mit Macht eindringt und sich durch die Skepsis nicht mehr in seinem Laufe aufhalten, sondern nur verzögern läßt und es findet eine Verschiebung der Machtverhältnisse der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen zu Gunsten der biologischen statt, die nicht mehr rückgängig werden wird. Besehen wir uns näher, warum das so ist.

Das vollendetste und komplizirteste, was uns in der Natur entgegentritt, ist das Lebendige. Zu diesem objektiven Grunde kommt der subjektive Umstand, daß wir Menschen gleichfalls lebendig, ja unter allem Lebendigen wieder das komplizirteste und höchste sind. Vergleichen wir das Lebendige und das Todte, so können wir das erstere das Ergebniß der synthetischen Thätigkeit der Natur, das Todte das Produkt der Analyse, der Auflösung, nennen. Die Zweige der Naturwissenschaften, welche sich mit der todten Natur befaßten, mußten demgemäß in der möglichst vollständigen Analyse das letzte Ziel ihrer Thätigkeit finden und da die Analyse leichter ist als die Synthese, so mußten auch sie zuerst bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gelangen.

Der Wissenschaft von der organischen Natur war aber von Anfang an ein schwierigeres und höheres Ziel gesetzt. Zwar mußte auch sie zunächst den analytischen Weg betreten, denn die Zerlegung des Ganzen in seine Theile ist der Anfang jeder Forschung, aber da bei diesem Beginnen das Leben sofort verschwindet, also gerade das, was man sucht, zerstört wird, so mußten diese Disziplinen sich schon in der frühesten Zeit ein synthetisches Ziel setzen, denn nur wenn die Synthese zum Lebendigen gelingt, ist das Problem des Lebens gelöst. Wir können die Sache am besten an der Chemie deutlich machen.

So lange die Chemie nur analytisch vorging, eroberte sie zwar das anorganische Gebiet in einer allen billigen Wünschen entsprechenden Weise, aber der organischen Welt stand sie fast völlig rathlos gegenüber. Dieser Sachverhalt änderte sich sofort, als die Analyse aufhörte Endzweck der wissenschaftlichen Chemie zu sein und mit der synthetischen Methode höhere Ziele sich eröffneten, denen gegenüber die Analyse nur Mittel zum Zweck ist. Vergleichen wir das jetzige wundervolle, wenn freilich noch viel zu wünschen übriglassende Gebäude der organischen Chemie mit dem, was noch vor einem Vierteljahrhundert als solche gelehrt wurde, so werden wir nicht mehr zweifeln, daß erst die synthetische Thätigkeit der Forschung der Zauberstab ist, mit dem wir uns den Zugang zu dem höchsten Geheimniß der Natur, dem Leben, allmählich bahnen werden. Und darüber wird kein Zweifel unter den Chemikern mehr sein, daß der Brennpunkt ihrer ganzen Forscherthätigkeit heute nicht mehr auf dem Boden der todten Naturobjekte, sondern in der organischen Chemie liegt. Damit allein schon hat sich das Interesse zu Gunsten der biologischen Disziplinen verschoben.

Die Physik zeigt uns Aehnliches: So lange sie zwischen Ponderabilien und Imponderabilien unterschied und die Imponderabilien Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus als ebenso viel ganz verschiedene Dinge betrachtete, war sie durchaus außer Standes, dem Räthsel des Lebens auf den Leib zu gehen. In dem Augenblicke aber als die Synthese der Imponderabilien gelang, als man in ihnen nur verschiedene Bewegungsarten der ponderabilen Stoffe und vielleicht noch eines einzigen Imponderabile des Aethers erkannte, hatte das Stündchen der mystischen Lebenskraft geschlagen und die Physik hielt ihren Einzug in's organische Gebiet.

Und bezeichnend ist: die erlösende synthetische That ging von einem Biologen, dem Arzte Mayer, aus und ein Biologe, Helmholtz, war der erste, der sich mit Glück und Energie der neuen Errungenschaft bemächtigte.

Gegenüber der Qual der in immer unabsehbarer werdenden Einzelnheiten und Kasuistik sich verlierenden Analyse hat die Synthese den Werth einer erlösenden, rettenden That und ist stets der Ausgangspunkt eines neuen Aufschwungs der Forschung geworden. Ich will als weiteres Beispiel von der Wirkung der synthetischen Thätigkeit die Spektralanalyse anführen. Die Physiker hatten die Fraunhofer'schen Linien des Sonnenspektrums längst gesehen, aber sie wußten nichts damit anzufangen. Auch der Chemiker wußte längst, daß die Flammen verschiedene Farben zeigen, je nach der Natur der Stoffe, die darin verbrennen, und benützte die Farbe als ein Hilfsmittel bei der chemischen Analyse. Endlich der Astronom sah längst, daß die verschiedenen Gestirne sich durch verschiedene Farben unterscheiden, konnte aber auch nichts damit anfangen. Erst ein synthetischer Kontakt von Physik und Chemie brachte die Erlösung von dem Bann, den weder der Physiker, noch der Chemiker, noch der Astronom für sich allein zu brechen vermochten.

Im Allgemeinen stehen den analysirenden Naturforschern stets die synthetischen Philosophen gegenüber, man möchte sagen, wie Feuer und Wasser, aber gewaltigere Fortschritte der einen wie der andern Forschung kamen immer zu Stande, wenn beide Richtungen in Einem Kopfe in Kontakt kamen. In Aristoteles verehren die Naturforscher den Vater der Naturgeschichte und die Philosophen haben auf ihrem Gebiete keinen größeren Namen im klassischen Alterthum zu nennen als den seinigen und unter den modernen Weltweisen steht keiner so hoch wie Kant, weil in ihm wieder Naturforschung und Philosophie eine legitime Ehe schlossen. Während aber Aristoteles fast 2000 Jahre lang eine beinahe unumschränkte Herrschaft auf beiden Gebieten der Philosophie und Naturforschung inne hatte, konnte Kant sich nur in der Philosophie als Stern erster Größe behaupten, und warum? Aristoteles war Biologe und Zoologe, er stand mit seinem Naturwissen auf dem Boden des Lebendigen, Kant mit den Seinen auf dem des Unorganischen, Todten.

Wenden wir uns jetzt zu Oken. Er war Zoologe und Biologe wie Aristoteles, allein in welcher Situation in Vergleich zu letzterem! Hinter Aristoteles standen die Hilfsmittel eines Alexander des Großen und hinter Oken nichts! Keine Wissenschaft hängt so sehr von dem Reichthum der gebotenen Hilfsmittel ab, wie die Lehre vom Leben, und wo sie versagt sind, verkümmert selbst der genialste Kopf wie die Pflanze in der Wüste. Wenn es Oken trotz der äußersten Ungunst der äußeren Verhältnisse gelang, einen solchen Einfluß auf die Aristokratie des Geistes und bis tief hinab in's Volk zu gewinnen, so kann das nur unsere Achtung vor dem Manne und dem Prinzipe, das er vertrat, steigern. Die Gunst der äußeren Verhältnisse war es, die einem Aristoteles, einem Cuvier und später einem Alexander v. Humboldt ermöglichten, ihre Gedanken und ihre Probleme bei Lebzeiten selbst groß zu ziehen und die Thatsachen herbeizuschaffen, die ihre Anschauungen nicht blos stützten, sondern auch rektifizirten und läuterten. Das war Oken versagt und es darf uns gar nicht Wunder nehmen, wenn in seinen naturphilosophischen Anschauungen noch soviel Unvergohrenes, soviel bloßes Ahnen des Richtigen, z. B. in Bezug auf die Zelltheorie, liegt; es fehlte ihm an Hilfsmitteln und Helfern, das, was er ahnte, zu konstatiren und an's Licht zu ziehen. Aber gerade deshalb, weil er so von allen Hilfsmitteln entblößt war, sehen wir an

ihm um so schärfer die Macht des Prinzips und des Bodens, auf dem er stand: des biologischen Bodens. Vergleichen wir doch!

Es ist eine analytische That, wenn der Chemiker ein neues Element, der Astronom einen neuen Kometen oder Asteroiden, der Zoologe und Botaniker eine neue Spezies entdeckt, und wie kalt läßt das die Welt! Ganz anders, sobald ein einigender Gedanke ausgesprochen wird. Er setzt sofort eine Summe von Köpfen, von denen vorher keiner um den andern sich kümmerte, in Kontakt und Friktion und bringt Leben in die Situation, wie wenn Wasser und Feuer sich berühren. Welche Bewegung der Geister entstand, als Kant und Laplace mit der Nebulartheorie das einigende Band für unser Planetensystem aussprachen, als Newton und Keppler in der Schwerkraft die Einheit der mechanischen Bewegung vom fallenden Stein bis zum kreisenden Planeten entdeckten, als Schiaparelli die Identität der Kometen, Meteore und Sternschnuppen lehrte und Mayer, der freilich lange todtgeschwiegen wurde, die Einheit der Bewegungen demonstrirte!

Einen solchen einigenden Gedanken, daß nämlich alle organischen Wesen aus belebten Mikroelementen, denen er den Namen „Mile" gab, bestehen, sprach auch Oken aus und so vage er auch war, so wenig es auch diesem Manne gelang, ihm reale Gestalt zu geben, so verfehlte der synthetische Gedanke auch hier seine Wirkung nicht und ebenso wenig die andern synthetischen Gedanken Oken's, deren spezielle Darlegung uns hier zu weit führen würde. Es war eine großartige analytische That, als Leuwenhoock, Swammerdam und Andere die Welt des Kleinen, die Infusorien, entdeckten, aber sie setzte die Geister lange nicht in die Bewegung, wie der Oken'sche Gedanke, daß der Leib der höheren Thiere und folgerichtig der Menschen aus Infusorien, aus „Milen", zusammengesetzt sei. Und warum ist der Mann, der diesen Gedanken aussprach, nicht der Begründer der Zelltheorie geworden? Meine Antwort ist: aus Mangel an Hilfsmitteln. Ich kenne das Mikroskop genau, das Oken zur Verfügung hatte, es befindet sich im Besitz des Verlegers seiner Naturgeschichte, des Buchhändlers Hoffmann in Stuttgart, und ich behaupte dreist: mit diesem Instrument konnte die thierische Zelle ebensowenig entdeckt werden, als mit dem pappendeckelnen Fernrohr eines Tyroler Gemsjägers der Planet Neptun.

Aber nicht nur das Prinzip ist es, das Oken's Erfolg erklärt, sondern auch der Boden auf dem er steht; er war Zoologe und Biologe. Seine Arbeiten und Gedanken förderten das Verhältniß des höchsten Räthsels der Natur, des Lebens und damit auch die Selbsterkenntniß des Menschen und daher das warme Interesse, das ihm von allen Seiten, nur nicht von Denen entgegengebracht wurde, welche über die Mittel dieser Welt verfügen.

Ich sagte oben, Oken sei es nicht vergönnt gewesen, seinen Ideen den festen Boden der unbestreitbaren Thatsachen zu unterbreiten, wie dies Anderen gelang, sein Erfolg war der des in die Erde gelegten Saatkorns, das erst in kommenden Zeiten Blüthen und Früchte trägt. Er hinterließ drei Dinge: seine Naturgeschichte, die Zeitschrift „Isis" und die Wander-Versammlung der Naturforscher und Aerzte.

Erstere war fast ein halbes Jahrhundert hindurch unbestritten die beste und weitverbreitetste Naturgeschichte, erst die von Brehm kann sich wieder mit ihr messen, aber nicht in allen Stücken, sie wird nie so populär werden, wie die von Oken, es fehlt ihr an dem warmen philosophischen Odem. Der Boden, den die Lehre vom Leben sich erworben, ist von niemand, nicht einmal von Humboldt, wirksamer aus-

gedehnt und tiefer umgeackert worden, als von diesem Buch, das ein wahres Volksbuch war und noch ist. Vergleichen wir damit die Naturgeschichte des Analytikers Cuvier: sie ist niemals Volksbuch geworden, sondern nur Kompendium für Fachleute und wir müssen von Oken bis auf die Naturgeschichte Buffon's, gleichfalls eines philosophischen, synthetischen Kopfes, zurückgehen, um eine Volksnaturgeschichte zu finden.

Auch die Oken'sche Zeitschrift „Isis“ blieb lange Zeit ein mächtiges Gegengewicht gegen die Zersplitterung der Wissenschaften und versammelte um sich als Leser und Mitarbeiter die besten Köpfe der Nation. Daß sie diese Stelle nicht dauernd behauptete, liegt eben in dem Wesen einer Zeitschrift, die in hohem Grade von der Persönlichkeit der Redaktion abhängt und dann in dem separatistischen Zug, der das ganze Geistesleben der Deutschen ebenso durchzieht, wie ihr politisches; den lokalen Akademien gegenüber, die zudem über bedeutende öffentliche Mittel verfügen, konnte sich dieses Privatunternehmen nicht lange auf der Höhe halten, die es eine Zeit lang einnahm.

Das dritte Monument, das sich Oken gesetzt, ist die „Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte“. Man hat schon öfters abfällige Urtheile über die Wanderversammlungen gehört, aber niemand wird zu bestreiten wagen, daß sie ein höchst wichtiges und fruchtbringendes Element im geistigen Leben einer Nation geworden sind, und nicht umsonst hat sich dieser Brauch bei den übrigen Kulturnationen eingebürgert. Das wirksamste Band ist das persönliche, und das hat Oken benutzt, um eine dauernde innige und höchst folgewichtige Vereinigung zwischen den theoretischen Naturwissenschaften und einer praktischen Kunst, der Heilkunst, zu begründen. Der Schwerpunkt liegt hier in der Vereinigung von Theorie und Praxis. Die erstere hält die Theorie in den Schranken des Thatsächlichen und letztere verhindert die Praxis, zum bloßen Gewerbe herabzusinken. Dieser Vereinigung danken wir den naturwissenschaftlichen Geist, der unsere heutige Medizin durchweht und den empirischen Geist, in dem heute die Naturwissenschaften getrieben werden. Aber nicht blos der methodologische Erfolg ist ein äußerst segensreicher, sondern auch der sachliche. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, sondern nur Eines anführen. Das, was das Mikroskop heute ist, verdankt es zwar der vereinigten Thätigkeit der Naturforscher und Mediziner, aber den Naturforschern gebührt unstreitig der Löwenantheil dieses Verdienstes, denn die Medizin wußte noch lange Zeit, nachdem das Mikroskop längst das unentbehrliche Hilfsmittel des Naturforschers geworden, mit diesem Instrument wenig anzufangen; das Reich der Oken'schen Mile war es, das den Naturforschern das Mikroskop in die Hand zwang und von hier aus ging schon die durch Virchow's Cellularpathologie bewirkte Reform und nun die noch viel folgewichtigere Reform der Medizin von der die Klebs'sche Rede in München Kunde gab. Wer denkt nicht bei den „belebten Kontagien“, deren Entdeckung einen wahren Wendepunkt in der Medizin bildet, an Oken's „Mile“! Welch' anderm Umstand hat man diese Entdeckung zu verdanken als dem fortgesetzten Kontakt, welcher zwischen der Medizin und der biologischen Forschung auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik bestand und der durch nichts so sehr gesichert war, als durch die fortgesetzte persönliche Berührung zwischen Aerzten und Naturforschern auf den jährlichen Wanderversammlungen, der natürlich in Bälde auch noch die literarischen Bindemittel folgten, unter denen der von Canstatt begonnene, von Virchow fortgesetzte „Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten Medizin“ gegenwärtig die Hauptstelle einnimmt.

Wenden wir uns jetzt zu der synthetischen That Darwin's. Oken brachte Naturforschung und Medizin in unauflöslichen befruchtenden Kontakt, durch Darwin vollzog sich ein noch viel weitergreifender und deshalb auch sicher noch segensreicherer Kontakt. Er ist insofern ganz derselbe, wie der von Oken bewerkstelligte, als er ein Kontakt zwischen Theorie und Praxis ist. Auf der einen Seite steht wieder wie bei Oken die Biologie und nur die praktischen Zweige haben gewechselt. Es ist, um mit dem Niedersten aber Fundamentalen zu beginnen: die Praxis der Thier- und Pflanzenzüchtung und aufsteigend zum Menschen die Praxis der Erziehung, und zwar nicht blos in dem engen Sinne der Pädagogik, sondern der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, der sozialen, politischen und hygieinischen, der Erziehung des Einzelnen nicht blos, sondern auch der Erziehung der Gesammtheiten, der Gesellschaften, Nationen, Völker und Rassen.

Wie wenig gerade in dem Stück der Darwinismus noch unverstanden ist, und selbst von Männern, bei denen man die Möglichkeit hierzu voraussetzen sollte, dafür möchte ich ein hübsches Beispiel anführen:

Im letzten Hefte meiner „Zoologischen Briefe“ habe ich in dem Kapitel „Anthropogenesis“ zwei meiner Aufsätze wieder zum Abdruck gebracht, die 1868 und 1870 in dem naturwissenschaftlichen Beiblatt der „Neuen freien Presse“ standen und von denen der eine (die Menschwerdung des Säuglings) von der körperlichen Veränderung in der Säuglingsperiode, der zweite (das Laufenlernen der Kinder) die Entstehung des aufrechten Ganges schildert und ganz naturgemäß praktische Winke für die Erziehung der Kinder des betreffenden Alters enthält.

Ein Recensent dieses Buches in der Zeitschrift „Natur“ macht sich nun zuerst über den naturwissenschaftlichen Theil des Buches lustig und kommt dann auf diese Aufsätze mit der einleitenden Bemerkung: „Wir nehmen das Gute, wo wir es finden, und dieses glauben wir in dem letzten Aufsatze über das „Laufenlernen der Kinder“ gefunden zu haben.“ Er beschreibt dann die von mir angegebene Methode der Erlernung des aufrechten Ganges und schließt mit dem Ausruf: „wer hätte wohl gedacht, daß der Darwinismus auch so praktisch werden könnte!“

Also einem Naturforscher und zwar dem Redakteur einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift war es noch im Jahre 1876, 17 Jahre nach dem Erscheinen des Darwin'schen Werkes, ein Geheimniß, daß die Darwin'sche Lehre in hervorragendem Maße eine praktische Seite hat, und daß diese vielleicht sogar die wichtigere, weil konsequent fortwirkende ist! Es blieb ihm verborgen, daß die wichtigste Konsequenz der Darwin'schen Lehre die Veränderlichkeit der Organismen und zwar die ontogenetische und phylogenetische ist, daß die von Darwin in den Vordergrund gestellte Veränderung durch Gebrauchswirkung, durch Uebung, nichts anderes ist, als das Prinzip der Pädagogik und Diätetik und daß das Prinzip der natürlichen künstlichen Auslese das züchtende Prinzip in der phylogenetischen Entwicklung der Völker, der Nationen und des ganzen Menschengeschlechts und damit von eminent praktischer Bedeutung ist.

Gerade die praktische Seite ist es, die dem Darwinismus Thür und Thor aufstieß. Weil er die biologische Wissenschaft mit aller biologischen Praxis in Pflanzen, Thier- und Menschenleben unwiderruflich verband und von hier aus auch siegreich in alle historischen Wissenschaften eindrang, konnte sich kein Zweig des Wissens und Könnens gegen ihn abschließen und überall sehen wir eine fröhliche Saat aufsprießen als Wirkung dieses Kontaktes. Dieselbe heilsame Veränderung,

die sich durch Oken's That auf dem Gebiet der Medizin vollzog, nämlich das Herrschendwerden der strengnaturwissenschaftlichen Methode, wird sich jetzt auf allen Gebieten der Pflanzen-, Thier- und Menschenerziehung einstellen, ihr wird der rohe kasuistische Empirismus so gut weichen, wie der auf dem anthropologischen Gebiet noch so viel Unheil anrichtende weichliche und im Nebel tappende Idealismus. Von beiden, vom Empirismus und Idealismus, wird nur das zurückbleiben, was von beiden gesund und lebenskräftig ist und vor der naturwissenschaftlichen Kritik bestehen kann.

Auf der andern Seite wird der innige Kontakt, in welchen jetzt die biologische Wissenschaft mit aller biologischen Praxis gesetzt worden ist, ersterer den sicheren Halt geben, den die Praxis jeder Theorie verleiht und den sie braucht, um nicht in nebelhafte Phantasien sich zu verlieren. Ohne deswegen zur Magd der Praxis herabzusinken, wird die biologische Forschung sich praktisch erreichbare Ziele stecken und mit Bewußtsein ihre Thätigkeit dahin richten, wo noch Unvermitteltes und Unverbundenes und deshalb Unverwerthbares liegt und wird so überall durch synthetische Thätigkeit der Qual der Vielwisserei ein Ende machen, die überall da entsteht, wo die Forschung nur analytisch thätig ist.

Es ist hier nicht der Ort aufzuzählen, wie und wo der von Darwin ausgehende synthetische Anstoß bereits befruchtend und erlösend gewirkt hat; ich kann nur die unangezweifelte Thatsache konstatiren, daß noch kein synthetischer Kontakt in so weiten Kreisen die Geister aufregte, als dieser, und zum Schluß noch folgende Vergleichung machen:

Ich sagte oben: Oken habe als Saatkörner für die Fortdauer seines Anstoßes drei Dinge hinterlassen: seine Naturgeschichte als Volksbuch, seine Zeitschrift „Isis“ und die „Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte. Wie steht es in dieser Beziehung mit dem Darwinismus?

Die Literatur, die unter seinen Fußtapfen aufsprießte, ist geradezu unabsehbar geworden, ein eigentliches Volksbuch, eine darwinistische Naturgeschichte ist aber noch nicht geschrieben, denn Darwin's Werke sind weder Naturgeschichten noch Volksbücher.

Am nächsten einem Volksbuch kommen Häckel's natürliche Schöpfungsgeschichte und seine Anthropogenie, aber genügend kann man keines von beiden nennnen.

Die Zeitschriften betreffend, so ist es hier ähnlich wie mit der andern Literatur: der Erfolg ist ein ungemein extensiver. Vor Darwin gab es außer den eigentlichen Fachzeitschriften nur wenige Journale, welche von den Resultaten der Naturforschung Notiz nahmen, während jetzt nicht blos die Revuen und Vierteljahrsschriften, sondern fast alle politischen Journale, selbst bis hinunter zu Provinzialblättern den Naturwissenschaften ihre Spalten geöffnet haben. Außerdem sind Zeitschriften entstanden, welche den Kontakt zwischen den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen vertreten, in Deutschland nimmt der „Naturforscher“, in England die Zeitschrift „Nature“ in dem Fach die erste Stelle ein. Da aber das Programm dieser beiden Zeitschriften zu eng ist — denn zu dem Nexus, den der Darwinismus schuf, gehören auch die historischen und philosophischen Disziplinen und die praktischen Zweige der angewandten Biologie — so ist im abgelaufenen Jahre ein besonderes Journal für Darwinismus unter dem Titel „Kosmos“ in's Leben getreten, dessen Programm ist, den gesammten, durch den Darwinismus erzeugten Kontakt zu kultiviren, von allem Einschlägigen Bericht zu erstatten und der Fortbildung der Entwicklungslehre auf allen Gebieten der Forschung zu dienen.

Ob der Darwin'sche Anstoß auch ein Pendant für die Oken'schen Wander-

vereine der Aerzte und Naturforscher in's Leben rufen wird? bis jetzt ist kein Versuch gemacht worden. Die Leichtigkeit des literarischen Verkehrs ist heutzutage so groß, daß das Bedürfniß nach einem persönlichen Band nicht so lebhaft ist, wie zu Oken's Zeiten, und dann bestehen heutzutage so zahlreiche Wandervereine, daß man sehr schwer gegen die große Konkurrenz aufkäme. Zudem widerstrebt es dem universellen und synthetischen Charakter des Darwinismus separatistisch aufzutreten, denn der erste Anfang wäre unzweifelhaft ein Akt der Separation. Uebrigens unterliegt keinem Zweifel, daß ein zeitweiliger persönlicher Verkehr zwischen denen, die sich die Fortbildung der Entwicklungslehre auf den verschiedenen Forschungsgebieten zum Hauptziel ihrer Thätigkeit gesetzt haben, seine großen Vortheile hätte und so ist nicht vorauszusehen, ob nicht doch eines schönen Tages auch dazu geschritten werden wird. G. Jäger.

Bildende Kunst.

(Bericht: Herausgegeben von F. Reber in München und Max Schasler in Rudolstadt.)

Tizian's Bedeutung für die Malerei der Gegenwart.

Die vierhundertjährige Jubiläumsfeier der Geburt des großen venetianischen Koloristen — fast zusammenfallend mit der dreihundertjährigen Erinnerungsfeier seines Todes*) — bietet uns eine um so willkommnere Veranlassung zu einer kurzen Charakterisirung seiner Richtung, als gerade er unter allen Meistern der italienischen Kunstblüthe eine ganz besonders instruktive Bedeutung für die Malerei der Gegenwart besitzt oder doch gewinnen könnte. Zwar ist die früher so beliebte Phrase, nach welcher es als die höchste Aufgabe der modernen Malerei galt, „im Styl der alten Meister" zu malen, einigermaßen in Mißkredit gerathen, seit ein gesunder, dem Kunstbedürfniß der Gegenwart entgegenkommender Realismus nicht nur den pedantischen Schematismus des akademischen Zopfthums, sondern auch den in symbolisirenden Abstraktionen sich verlierenden, durchaus unmalerischen Spiritualismus überwunden und allmählich in jene große Rumpelkammer gedrängt hat, wo neben ihnen und dem sentimentalisirenden Romanticismus so viele „überwundene Standpunkte" nur noch als schätzbares Material für kunsthistorische Forschungen konservirt werden. Indessen möchte jene Phrase doch etwas mehr bedeuten als das einseitige Bestreben, den alten Meistern Das abzulauschen und in möglichster Treue zu reproduziren, was ihre, zum allergrößten Theil durch den damaligen Zeitgeschmack bedingte Eigenartigkeit in der Darstellungsweise dem Studium darbietet; und wir werden sehen, daß gerade Tizian derjenige unter den alten Meistern ist, von welchem unsere heutigen Maler, und besonders die Realisten unter ihnen, noch unendlich viel lernen können, ohne Einbuße an ihrer, durch die höheren Anforderungen der Gegenwart in Betreff der Wahl und Auffassung der Motive bedingten Selbständigkeit zu erleiden.

Daß die alten Meister der italienischen Renaissance für alle Zukunft der Malerei — nach einer bestimmten Seite hin — die unerreichbaren Muster für das malerische Studium bleiben werden, ist ebenso zweifellos, wie daß die hellenische Skulptur als das Ideal für das Studium der plastischen Schönheitsgesetze Gültigkeit behalten wird, da diese beiden Entwicklungsphasen eben die Kulminationsepochen der genannten Künste repräsentiren. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die Ent-

*) Tizian wurde, wie allgemein angenommen wird, im Jahre 1477 zu Cadore geboren und starb in seinem 99. Jahre (1576) zu Venedig an der Pest.

wicklung nicht, nach einer anderen Seite hin, über sie hinauszugehen vermöchte. Die Ansicht, daß die alten Meister in allen Beziehungen als Muster zu gelten hätten, und daß sie selbst in den Punkten, wo sie offenbar, von der beschränkten Auffassungsweise ihrer Zeit abhängig, die Schwächen und Verkehrtheiten, ja — sagen wir es gerade heraus — die Geschmacklosigkeiten dieser ihrer Zeitanschauung in ihren Werken wiederspiegeln, nachzuahmen seien, beruht lediglich auf einem Mißverständniß; und man ist darin sogar soweit gegangen, gerade in diesen Sonderbarkeiten alter Meister den eigentlichen Charakter ihres Styls zu erblicken. Daß Talente zweiten und dritten Ranges in der Reproduktion solcher Aeußerlichkeiten sich gefielen, da sie Das, was die eigentliche Größe der alten Meister ausmacht, nicht zu erkennen vermochten, erklärt sich leicht; daß aber auch Talente ersten Ranges, wie z. B. Leys und v. Gebhardt, welche die altdeutsche und altniederländische Malerei, oder wie Overbeck, welcher Fiesole als absolute Ideale betrachteten, die für die Gegenwart einer künstlichen Wiedererweckung bedürften, in solches Mißverständniß verfallen konnten, ist weniger erklärlich. Fragt man nämlich ganz unbefangen, ob es irgend einen Sinn hat, wenn ein heutiger Maler auf einem Bilde, das den „Einzug Christi in Jerusalem“ zur Anschauung bringen soll, nicht nur das Lokal als den Marktplatz einer mittelalterlichen Stadt mit spitzen Giebeln u. dgl., sondern auch die handelnden Personen in mittelalterlich-altdeutschen Kostümen darstellen würde, wie es v. Gebhardt gethan? — Daß die Alten dergleichen Anachronismen begingen, lag nicht etwa blos in ihrer mangelhaften historischen Kenntniß, sondern vielmehr darin, daß ihnen der dogmatische Inhalt der biblischen Erzählungen nicht, wie uns, ein der fernen Vergangenheit Angehöriges, sondern ein unmittelbar Gegebenes, Gegenwärtiges für die Anschauung war: und darum stellten sie es auch als ein solches dar, d. h. sie faßten es in naiver Weise im Charakter und Kostüm ihrer Zeit auf. Wohnte unseren heutigen Malern dieselbe Unmittelbarkeit der religiösen Anschauung inne, so müßten sie konsequenter Weise denselben Inhalt im Gepräge der heutigen Zeit zur Darstellung bringen, nicht aber in dem des Mittelalters; damit aber würden sie einen zwiefachen Anachronismus begehen.

Was nun Tizian betrifft, so kommen alle jene für die mittelalterliche Malerei bis Raphael herab sehr wesentlichen Momente, nämlich die Wahl der Motive, die durch die Zeit bedingte Auffassungsweise derselben, sowie ihre kompositionelle Behandlung bei ihm erst in zweiter Reihe; ja, sie sind für Das, was seine eigentliche Größe ausmacht, im Grunde nur nebensächlich. Wollte sich daher das Studium seiner Kunstweise hierauf richten, so würde es entschieden fehl gehen. Worin er aber wahrhaft groß ist und was für alle Zeiten in seinen Werken des eingehendsten Studiums werth bleiben wird, das ist — um es von vorn herein kurz zu sagen — das Geheimniß, die Farbe als Ausdrucksmittel der zugleich realsten und seelisch-erfüllten Lebenswahrheit zu verwerthen. Dieser durch keinen Zeitgeschmack zu alterirenden Bedeutung gegenüber, spielen alle übrigen Momente, die Gegenstände seiner Darstellung (ob religiöser oder mythologischer, oder allegorisirender Art), sowie die kompositionelle Behandlung derselben u. s. f., eine durchaus untergeordnete Rolle, und zwar mehr als bei irgend einem andern Meister der Renaissance; und dies ist der Grund, warum wir die Behauptung wagen durften, daß Er vorzugsweise für die Malerei der Gegenwart eine außerordentlich instruktive Bedeutung besitzt.

Es scheint daher nicht unwichtig, diese seine Stellung in der Zeit der großen

italienischen Kunstblüthe näher in's Auge zu fassen und den Versuch zu wagen, sie aus der inneren Entwicklung der Kunst genetisch zu erklären.

Nicht ohne Grund wurde oben die Kunstblüthe der Malerei im 15. und 16. Jahrhundert mit der Kunstblüthe der antiken Plastik in Vergleich gestellt, denn das eigentliche Prinzip des Kulminirens jeder der beiden bildenden Künste ist in beiden Epochen dasselbe: es beruht, mit einem Worte, in der Selbstbefreiung der Kunst nach Inhalt und Form von den Fesseln dogmatischer Tradition. Denn die gesammte mittelalterliche Malerei war ebenso wie die Vorläuferin der hellenischen Plastik, die ägyptische Skulptur, spezifisch religiösen Charakters im typischen Sinne; ja, selbst in der archaistischen Epoche der hellenischen Plastik finden wir gerade, noch wie in der Malerei des 14. und selbst des 15. Jahrhunderts, eine strenge Gebundenheit, dort an das mythische, hier an das kirchliche Dogma. Von weltlichen, dem Kreise des allgemein-menschlichen Lebens entnommenen Motiven wußte man ohnehin in beiden Uebergangsepochen nichts. Erst als die Kunstanschauung — in der Antike wie in der Renaissance — soweit erstarkte, daß sie sich nicht mehr als bloße Dienerin des Kultus dem konventionellen Formalismus der Tradition unterzuordnen, sondern sich als gleichberechtigte Macht der religiösen Anschauung gegenüber zu fühlen, ja vielmehr umgekehrt den gegebenen dogmatischen Inhalt in schöpferischer Selbständigkeit nach den aus ihrem eignen Innern geschöpften Gesetzen idealer Schönheit zu gestalten vermochte: erst da war die Selbstbefreiung der Kunst und damit die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit für sie gegeben, die höchste Stufe schöpferischer Kraft zu erreichen. Dadurch aber hatte sich das Verhältniß zwischen Kunst und Kultus, das allerdings noch immer bestand, umgekehrt: denn nunmehr war es nicht mehr der Kultus, welcher der Kunst die traditionelle Form, wie in der ägyptischen Skulptur und der mittelalterlichen Malerei, diktirte, sondern die Kunst war es, welche als formale Gesetzgeberin nicht nur, sondern auch als geistige Schöpferin dem Kultus ihre Ideale oktroyirte. Wie Phidias, indem er den olympischen Zeus gestaltete, für immer den Griechen ihre erhabenste Zeusidee gab, so befestigte Raphael in seinen Madonnenbildern für alle Zeit den idealen Typus der Madonna für die Malerei.

Wenn man daher in dem Umstande, daß ebenso wie die griechische Plastik in ihrer höchsten Kunstblüthe doch immer noch Göttergestalten darstellte, so auch in der Kulminationsepoche der Malerei immer noch religiöse und speziell kirchliche Motive behandelt wurden, einen Grund gegen die oben ausgesprochene Ansicht finden will, so verkennt man die große Bedeutung jener sich in der hellenischen Blüthezeit, wie in der italienischen Renaissance vollziehenden Emanzipation der Kunstanschauung von den Schranken typischer Tradition. Ueberhaupt darf man bei dem Ausdruck „Renaissance“ nicht zu sehr den Accent blos auf die formale Seite des in ihr sich offenbarenden Fortschrittes legen; vielmehr ist es gerade die substantielle Seite, der geistige Inhalt der religiösen Anschauung, welcher, von den Fesseln geistlicher Typik sich befreiend und sich zu einer allgemein-menschlichen Sphäre idealer Vorstellungen erhebend, auch die Form in eine höhere, nur durch das immanente Schönheitsgesetz bestimmte Gestaltungssphäre emporhob. Man kann den allmählichen Fortgang in diesem Prozeß der Selbstbefreiung der künstlerischen Anschauung vom 14. bis 16. Jahrhundert fast Schritt für Schritt verfolgen: von Giotto bis Fiesole ist in dieser Beziehung ein ebenso großer Abstand, wie von Fiesole bis Raphael und nun vollends von diesem bis Tizian.

Denn in Tizian (und schon vor ihm in Giorgone) und seiner Schule vollendet sich die in jenem Progreß der künstlerischen Selbstbefreiung liegende Tendenz

der Verweltlichung der Kunst — dieser Ausdruck im besten Sinne genommen — in eminenter Weise. Vor ihm — selbst bei Raphael — tragen alle Schöpfungen der Malerei, und zwar nicht blos die religiösen, sondern auch die mythologischen und historischen, geschweige denn die großen allegorischen Kompositionen, das nicht zu verkennende Gepräge eines Idealismus, der uns in abstrakter, außerirdischer oder, wenn man will, überweltlicher Weise anmuthet; mit dem Verfall seiner Schule verflacht sich die weltliche Tendenz in konventionellen Schematismus, außer wo sie, wie in der Landschafts- und Genremalerei, sich ganz neuer, der reinen Weltlichkeit angehöriger Gebiete bemächtigt. Er, Tizian, steht deshalb in der Blüthezeit der italienischen Malerei als der wahrhafte, größte Vorkämpfer eines gesunden Realismus da, sofern er allen, durch den Zeitgeschmack gebotenen Motiven gegenüber eine wahrhaft olympische Indifferenz behauptete und nur den einen Hauptpunkt im Auge behielt, die Wahrheit und zwar die lebensvollste Wahrheit jedes gegebenen Motivs — mochte es nun dem Kreise der dogmatischen Vorstellungen, oder der antiken Mythe, oder der ihm gegenwärtigen Lebenssphäre angehören — als in vollster Realität, d. h. als innerlich beseelte Farbenerscheinung, zur Anschauung zu bringen.

Wenn so in Tizian zum ersten Male die Malerei als objektive Kunstthätigkeit sich gänzlich auf sich selbst stellte, indem sie nur aus ihrem eignen, völlig von jeder Beeinflussung durch fremdartige Elemente oder auch nur von einer Berücksichtigung derselben unabhängigen Gefühlsinhalt die Gesetze ihres Darstellens schöpfte, so legte zu dieser seiner nicht hoch genug anzuschlagenden künstlerischen Verselbständigung wesentlich die schon früh bei ihm erwachte Richtung auf allgemeine und selbst wissenschaftliche Bildung den Grund. Im nahen und innigen Verkehr mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit, wie Aretin zu Venedig, Ariost zu Ferrara u. A., hoch geehrt von Fürsten und Vornehmen nicht nur als ausgezeichneter Portaitmaler, sondern auch als Mann von Geist und feiner Weltbildung, wurde es ihm verhältnißmäßig leicht, sich über die Beschränktheit zeitgenössischer Vorurtheile zu erheben und den Bann konventioneller Tradition, auch in religiöser Beziehung, zu durchbrechen.

Was seine künstlerische Richtung — um diese noch kurz in's Auge zu fassen — betrifft, so bestätigt dieselbe sowohl hinsichtlich des Inhalts seiner Darstellung, wie namentlich in Hinsicht seiner technischen Behandlung (letzteren Ausdruck sowohl im kompositionellen, wie im spezifisch-malerischen Sinne gefaßt) das oben Gesagte in zutreffendster Weise. Wenn ich vorhin von der erhabnen „Indifferenz“ sprach, die er den sämmtlichen Motivkreisen gegenüber einnahm, so wollte ich damit nur andeuten, daß ihm jedes Motiv recht war, vorausgesetzt, daß es ihm Anlaß zur malerischen Verwerthung im Sinne realster Lebenswahrheit gab. Es giebt daher kaum eine Lebenssphäre, woraus er nicht schöpfte; religiöse, wie mythologische Gegenstände, historische, allegorische, genrehafte, landschaftliche ꝛc. Motive fanden in gleicher Weise durch seinen thatkräftigen und feinfühligen Pinsel die vollendetste künstlerische Verwerthung. Gleichwohl giebt es zwei Gebiete, welche gleichsam die beiden Pole seines außerordentlich reichen Schaffens bilden: das eine, worin er sich spezifisch von den großen Meistern der römisch-florentinischen Schule, namentlich von Leonardo da Vinci, Raphael und Michelangelo, unterschied, war jene abstrakte Richtung auf großartige Darstellungen von spiritualistisch-allegorisirender Tendenz, wie sie sich in den großen Wandgemälden der genannten Meister kundgab; eine solche widerstrebte seiner durchaus realistisch veranlagten Anschauungsweise und es ist daher für ihn als Koloristen höchst bezeichnend, daß er sich fast ganz auf Oelmalerei beschränkte. Das andere Extrem ist seine vorzugsweise geniale Behandlung

des **Portraits**. Denn wenn er auch überall, selbst in seinen religiösen und mythologischen Gemälden, wie z. B. in der herrlichen Darstellung des „Zinsgroschens" und in seinen zahlreichen Venusdarstellungen, wesentlich nur die **allgemein-menschliche** Seite des gegebenen Vorwurfs in edelster und geistvollster Weise zur Anschauung brachte, so ist doch nicht zu leugnen, daß für unsere heutige Anschauung zwischen dem schönen Realismus der Form und dem inneren Charakter solcher Motive eine gewisse Inkongruenz fühlbar bleibt, während im Bildniß beide Elemente, der geistige Gehalt und die edle Realistik der Auffassung, sich vollkommen decken. Darum, so groß Tizian in allen seinen Werken erscheint, wenn man nur die eine Seite, die malerische Behandlung, in's Auge faßt, so offenbart er sich in der vollen Reinheit und Größe seiner malerischen Empfindung und Darstellung doch vorzugsweise in seinen Portraits. In ihnen spricht sich eine so wunderbare Ruhe des vollen Daseinsgefühls aus, eine so freudige Sicherheit des inneren Lebensgehaltes, verbunden mit feinster Durchgeistigung der physiognomischen Erscheinung in Ausdruck und Haltung, daß diese Werke seines Pinsels für alle Zeiten von dem künstlerischen Studium als unerreichbare Vorbilder betrachtet werden dürfen.

Es kann selbstverständlich in dieser flüchtigen Charakteristik seiner Stellung innerhalb der Kunstblüthe der italienischen Malerei davon die Rede nicht sein, auch nur einige seiner vornehmsten Hauptwerke einer näheren Betrachtung zu unterziehen, um weitere Bestätigungsmomente für die hier gegebene Auffassung seines künstlerischen Genius beizubringen; nur einige Worte über die Eigenartigkeit seines Kolorits mögen mir hier zum Schlusse noch gestattet sein. In dieser Beziehung ist eine Vergleichung der malerischen Wirkung seiner Werke mit der eines anderen großen Koloristen seiner Zeit, **Correggio's** nämlich, von hohem Interesse. Auch bei Coreggio waltet die Empfindung für die Farbe als Ausdruck seelischer Lebenswahrheit entschieden vor allen anderweitigen Elementen malerischer Darstellung vor; auch ihm war der Inhalt des Motivs hinsichtlich seiner eigenartigen ideellen Bedeutsamkeit ziemlich gleichgültig, wenn es ihm nur Gelegenheit zur Entfaltung jener wunderbaren und reizvollen Tonwirkung gab, durch welche er sich als Meister des Helldunkels berühmt machte. Aber zu Tizian's Auffassung und Behandlung des Inkarnats verhält sich die seinige wie eine zwar zauberische, doch immer nur die subjektive Empfindung gefangen nehmende Mondscheinnacht zur hellen, klaren, freudig die ganze Seele bewegenden Tageshelle. Es liegt in Correggio's Tonbehandlung, bei aller Schönheit und Kraft der Wirkung, doch eine gewisse Absichtlichkeit, eine leicht in Manier ausartende Tendenz auf Empfindungsseligkeit, ein prickelnder, das subjektive Sentiment fesselnder Reiz, der bei nur einiger gradueller Verstärkung unter Umständen etwas krankhaft Nervöses erhält. Wie ganz anders bei Tizian: bei ihm tritt die reine Objektivität der schönen Farbenwirkung mit siegender Kraft der Wahrheit in die Anschauung und wirkt daher, wie die Natur selbst, mit völliger Unbefangenheit und seelenvoller Realität. Darum, wer Tizian studirt, studirt eben die Natur selbst, und wenn sich das Studium wesentlich auf diese seine, ebenso kühne wie feine Behandlung der Farbenwirkung, namentlich des Inkarnats, und hier wieder besonders auf die mit außerordentlicher Feinfühligkeit durchgeführte Nüancirung der Licht- und Schattengegensätze richtet, dann darf der heutige Realismus getrost bei ihm in die Schule gehen, ohne — wie es sicher bei einem zu einseitigen Studium Correggio's zu fürchten wäre — in seiner Selbständigkeit, sei es hinsichtlich der Wahl der Motive, sei es hinsichtlich der Auffassungs- und Behandlungsweise derselben, irgendwie beeinträchtigt zu werden.

Max Schasler.

Musik.

(Bericht: Herausgegeben von **Emil Naumann** in Dresden.)

Ueber den Parteien.

Wem Musik nicht blos eine oberflächliche Liebhaberei geblieben, sondern zur Herzenssache geworden ist, der muß sich in der Gegenwart verwirrt fühlen von einem Chorus einander wiedersprechender Stimmen. Nicht nur der Dilettant, sondern auch der strebende Jünger der Tonkunst wird, da er von verschiedenen Seiten entgegengesetzte und einander völlig ausschließende Ansichten aussprechen hört, endlich nicht mehr wissen, woran er sich zu halten hat und wo der feste untrügliche Boden objektiver künstlerischer Wahrheit für ihn beginnt. Wenn Martin Luther sagt: „Musica ist eine Disciplin und Zuchtmeisterin; so die Leute gelinder und sanftmüthiger macht," so dürfte heute fast das Umgekehrte gelten. Da sehen wir auf der einen Seite eine alt-klassische Partei, der sich die ganze Tonkunst in eine vereinzelte Schule, ja oft selbst nur in einen einzelnen Meister auflöst. Unter den Vertretern dieses Standpunktes (gleichviel ob sie Musiker oder Liebhaber sind) finden wir die bekannten Händelianer nnd Bachianer, denen Mozart und Beethoven schon als Verderber der Kunst gelten, die auf den einen erwählten Meister als auf den allein seligmachenden schwören und doch häufig, wenn sie demselben zufällig einmal unter fremdem Namen begegnen, ihren Liebling so wenig erkennen, daß sie über ihn mit derselben souverainen Verachtung absprechen, die ihnen sonst neueren Meistern gegenüber eigenthümlich ist. — Dieser alt-klassischen Partei, welcher im besten Falle, und bei ihren fortgeschrittensten und tolerantesten Mitgliedern, die Tonkunst mit dem letzten großen Todten, mit Beethoven nämlich, zu Ende ist, steht auf entgegengesetzter Seite eine nicht weniger einseitige und bornirte Partei gegenüber.

Wir begegnen derselben in den Neuromantikern, deren geistige Verwandtschaft mit der altklassischen Partei, bei aller Verschiedenheit des Bekenntnisses, eine so überraschende und erstaunliche ist, daß der alte Erfahrungssatz, daß ein Aeußerstes das andere Aeußerste hervorrufe, sich hier wieder einmal glänzend bewahrheitet. Wird auf der einen Seite die Vergangenheit als allein berechtigt hingestellt, so bleibt auf der andern Seite alles Heil der Zukunft vorbehalten, wie denn dem längst bekannten Ausdruck „Zukunftsmusiker" die Bezeichnung einer ganzen Partei als „Vergangenheitsmusiker" gegenüber gestellt werden darf. Finden wir unter den Letzteren die Händelianer und Bachianer, so begegnen uns auf der andern Seite die nicht weniger ausschließlichen Wagnerianer und Brahmanen, die in gleicher Blindheit wie jene, den einen Meister oder die eine Schule, für das allein noch Lebensfähige und Berechtigte in der Tonkunst halten. Endet für die Altklassiker, wenn sie ein Uebermaß von Toleranz entwickeln, die Tonkunst mit Beethoven, so fängt sie bei den Neuromantikern mit Beethoven überhaupt erst an, ja bei manchem sogar erst mit dem Beethoven der 9. Sinfonie und der letzten Streichquartette. Werfen die Neuromantiker den Bachianern und Händelianern ihre Vorliebe für Alles, was nach musikalischem Zopf klingt, vor, so fragt es sich sehr, ob spätern Zeiten der kümmerliche Behelf und die doctrinäre Sucht: mit Leitmotiven und Programmen zu arbeiten, nicht ebenfalls als ein ungeheurer Zopf erscheinen wird. Jedenfalls sind derartige Nothbrücken und bis zum Ueberdruß sich wiederholende musikalische Gedankenspäne, die unsere Zukünftler an die Stelle wirklich ausgewachsener Themen, einer entwickelten Kunstform und der Charakteristik einer musikalischen

Stimmung durch die **Totalität** eines Musikstückes setzen, ebenso kümmerlich, als die Ideenarmuth und Verschnörkelung der musikalischen Formen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Zwischen den Anhängern der beiden **extremen** musikalischen Glaubensbekenntnisse finden wir, sowohl im Publikum als unter den Musikern, eine Schaar von Meistern, Jüngern und Freunden der Musik, denen wir nicht, wie jenen, den Namen einer Partei geben dürfen, ohne ihnen Unrecht zu thun. Eine Partei vertritt nie das Ganze der Kunst, sondern im besten Falle nur eine besondere Seite derselben.

Dies sagt uns schon die Herkunft des Namens Partei von dem lateinischen Pars. Auch eine Partei stellt uns nur einen **Theil** des Wesens einer Kunst dar, nicht aber deren ganzen Umfang. Damit soll nicht gesagt sein, daß künstlerische Parteien vom Uebel oder überflüssig seien; sie sind im Gegentheil oft nothwendig zur weitern Entwicklung einer Kunst. Sie gleichen mitunter dem Sauerstoffe, der eine mit Stickstoff überfüllte Atmosphäre reinigt und für die darin Wohnenden wieder lebensfähig macht. Gerade aber darum ist, wie die Kunstgeschichte lehrt, ihre **negative** Bedeutung eine viel größere, als ihre **positive**. Wenn dagegen ein Parteistandpunkt an die Stelle des **Kunststandpunktes** tritt, so ist die Kunst im Großen und Ganzen gefährdet und die Partei verliert dann, als solche, ihre Berechtigung, wie dies überall in der Welt der Fall ist, wo sich der Theil für das Ganze hält. Am geeignetesten nun, die Gefahren einer solchen Selbstüberschätzung einer Coterie von einer Kunst abzuwenden, erscheinen jene Neutralen, die, obwohl sie selbst keiner Partei angehören, doch das von beiden Geleistete, soweit ihm eine künstlerische Berechtigung innewohnt, am reinsten und objektivsten zu würdigen wissen. Leider sind diese Neutralen in der Tonkunst gegenwärtig noch weit weniger zahlreich, als in den übrigen Künsten, oder als in den Wissenschaften, in der Politik und im socialen Leben. Dort bilden überall die sogenannten Mittelparteien, die sich aus den Vernünftigen und Gemäßigten zusammensetzen, die Mehrzahl. Unter diesen aber will man keine Sprünge, die doch wieder zurück gethan werden müssen, sondern den organischen Fortschritt; keine Revolution des Bestehenden, sondern dessen Reformation; kein Vorwalten des subjektiven Beliebens und Experimentirens, sondern eine Begrenzung desselben durch das Bewährte, Erprobte und historisch Gewordene. Fragen wir uns, warum jenes vermittelnde Centrum, das die Ausschreitungen des äußersten rechten und linken Flügels ungefährlich macht, in der Tonkunst nur erst bescheidene Dimensionen einnimmt, so finden wir den Grund hierfür in der geschichtlich vorliegenden vieljährigen **Isolirung** der Musik innerhalb des gesammten Kultur- und Geisteslebens. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Musik die Wandlungen des Kulturlebens nicht ebenfalls auf das Reinste durch die verschiedenen Stimmungen und den mannigfaltigen Ausdruck ihrer Style und Meister gespiegelt habe. Es geschah dies gerade am deutlichsten und ergreifendsten, als die Tonkunst noch völlig **naiv** war und jene Spiegelung also noch ganz **unbewußt** erfolgte. Seitdem aber neben dem künstlerischen Schaffen, angeregt durch unser vorwaltend kritisches Zeitalter, urplötzlich Reflexion und ein ganz bewußtes Wollen in die Tonkunst eingetreten sind, zeigen sich die schweren Folgen jener lang andauernden Isolirung der Musik in ihrem ganzen Umfange. Wir sind fast mit einem Salto mortale aus dem Zustande eines unabsichtlichen künstlerischen Schaffens in denjenigen einer bewußten Kunstanschauung und Kunstthätigkeit gerathen und eben darum, weil hier kein Uebergang vorliegt und eine solche Wandlung in keiner Weise vorbereitet war, Irrthümern ausgesetzt, die in den andern

Künsten entweder schon längst überwunden und antiquirt sind, oder als das Zeichen völliger Unreife und gründlicher Verirrung gelten, wo sie sich stellenweise noch zeigen. Besitzen wir doch noch nicht einmal eine wirklich ausreichende Aesthetik der Musik, geschweige denn eine wirklich sichtende und klärende kunstphilosophische und kulturhistorische Erörterung und Betrachtung der Tonkunst, die uns ihre Stellung und Bedeutung zwischen ihren Schwesterkünsten von einem rein objektiven Standpunkte aus verdeutlichte. Was in dieser Beziehung vorliegt, vertritt, mit Ausnahme einzelner vortrefflicher Abhandlungen (die aber immer nur Theile einer solchen Aufgabe behandlen), den unverhülltesten Subjektivismus, der sich immer nur die Dinge nach seinem persönlichen Belieben und Behagen zurechtlegt und die Augen vor aller objektiven Wahrheit absichtlich verschließt; der daher bald auch die Musik für eine höher organisirte Kunst als die übrigen erklärt, bald behauptet, daß die in den andern Künsten geltenden Grundgesetze aller künstlerischen Gestaltung für die Tonkunst keine Geltung hätten, bald endlich leugnet, daß die höchsten Triumphe einer jeden Kunst da zu suchen sind, wo sie, ohne Anlehnung an Schwesterkünste, nur durch sich selbst wirkt. Haben doch viele Musiker noch nicht einmal eine Ahnung davon, daß die Gesetze der Symmetrie, des Kontrastes, der Steigerung, der Modulation, der Proportion und der organischen Einheit eines Kunstwerks, wie sie, geistig genommen, im Gebiete der Poesie, dagegen, geistig und räumlich genommen, in der Baukunst, Skulptur und Malerei wirken und walten, nicht nur an diese oder jene besondere Kunst geknüpft sind, sondern die Grundlagen darstellen, über denen sich eine jede Kunst, daher auch die Musik, erst zu entwickeln vermag. Sie wissen hiervon gerade ebensowenig, wie davon, daß eine Kunst im Unbegrenzten überhaupt nicht möglich ist, sondern in dem Momente erst beginnt, da eine Begrenzung eintritt. Eine solche gänzliche Unbekanntschaft mit den ersten Vorfragen der Aesthetik macht denn die wilden Ausartungen, die starre Einseitigkeit und Verknöcherung, die grenzenlose Selbstüberschätzung, die Glorificirung der Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit oder den umgekehrten Proceß völlig erklärlich und verständlich und wir begreifen nunmehr auch, warum die Zahl derer, die sich vom Parteiwahnsinn, möge er sich nach links oder nach rechts in eine Sackgasse verrennen, fern halten, noch eine so geringe unter den Musikern ist. Vorläufig bleibt daher denen, die auf einer höheren Zinne stehen, als sie die Parteien einzunehmen pflegen, fast nichts Anderes übrig, als sich nach beiden Seiten hin die Stellung einer bewaffneten Neutralität zu wahren. Erst die Zeit und eine, nach langen erbitterten Kämpfen sich allmählich wieder ins Gleichgewicht setzende Kunstanschauung kann ihre Anzahl in der Musik so weit vermehren und ihren Einfluß in dem Grade stärken und erhöhen, daß ihnen endlich auch hier die Stellung zu Theil wird, die sie in allen anderen Gebieten der Geistesentwicklung längst einnehmen. Daß diese Zeit aber keine allzuferne bleibe, dazu können die vielen Kreise wahrhaft Gebildeter, an welchen unser deutsches Vaterland so reich ist, mächtig mit beitragen, indem sie mit demselben Antheil, den sie den bildenden Künsten und unsrer klassischen Literatur seit mehr als einem Jahrhundert entgegenbrachten, nunmehr auch an die Musik herantreten und auch hier bemüht sind, an die Stelle eines träumenden und unterschiedslosen Genießens, ein tieferes Verstehen und Eindringen in den Zusammenhang eines Kunstwerks treten zu lassen. Einer Afterkritik kann nur durch die Kritik begegnet werden, und es ist schon wiederholt in Deutschland dagewesen, daß in Epochen, in denen sich Künstler und Poeten in Extravaganzen verloren, der gesunde Sinn unsres Volkes, der an dem Großen und Ewigen in Kunst und

Literatur unentwegt festhielt, endlich auch die Männer von Fach wieder nöthigte, von ihren Irrwegen auf die Bahn des wahren Fortschrittes zurückzukehren. Möchten wir auch in der Musik Aehnliches erleben und auch hier die, in der Kunstgeschichte sich so wohlthätig erweisende Laienwelt den Gegensatz der Parteien mildern und seiner endlichen Versöhnung mit entgegen führen helfen. Dann dürfte der Tag kommen, da es in den Augen keines Vernünftigen mehr als eine Verkleinerung so großer Talente, wie es Franz Schubert, Karl Maria von Weber, Mendelssohn und Schumann gewesen, gelten wird, wenn zugleich ehrlich eingestanden wird, daß dieselben, ohne die ihnen vorhergegangene Epoche der Genies, wie sie unser deutsches Volk in Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven besitzt, nicht möglich gewesen wären. Dann dürfte auch die Zeit kommen, in welcher die Erhebung an einem Stabat mater Palestrina's oder an einem Crucifixus von Lotti die Freude an Werken wie Richard Wagner's Tannhäuser und Lohengrin nicht mehr beeinträchtigt. Für den Musiker geht der nächste Weg zu diesem Ziele nur durch das Gebiet der gesammten Kunst. Erst dann, wenn ihm die strenge Gesetzlichkeit der Kunst in ihrer Totalität aufgegangen, wird er aufhören, sich und die Seinen für außerhalb des Gesetzes zu erklären.

Emil Naumann.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.)

Die lyrisch-epische Dichtung der Gegenwart.

Viel ist in den letzten Jahrzehnten darüber gestritten worden, ob eine Wiedererweckung des eigentlichen Epos in moderner Zeit möglich sei, oder ob jetzt nicht vielmehr dem Roman ausschließlich die Stelle gebühre, welche in alten Tagen die Domaine der epischen Dichtung war. Man weiß, daß die Anfänge des Romans sich an den Verfall des Epos knüpften; als die Kunstform des letzteren unterging, flüchtete sich sein sagenhafter Kern in das Gewand der prosaischen Erzählung. Dies ursprünglich schmucklose und dürftige Gewand hat sich im Lauf der Jahrhunderte fortwährend erweitert und verschönert; der Roman, welcher anfangs nur dem seichten Unterhaltungsbedürfniß der ungebildeten Menge entsprach, hat sich allmählich aus der Natur seines Wesens sein eigenes Kunstgesetz erschaffen, und er umfaßt in seinen hervorragendsten Leistungen heut zu Tag gerade so wohl die ganze Breite und Fülle des modernen Lebens, wie die homerischen oder mittelalterlichen Epen die gesammte Welt ihres Zeitalters abspiegelten. Diesen Platz, welchen er sich, schrittweise vordringend, erobert hat, wird der Roman hinfort um so unangefochtener behaupten, als er allein im Stande ist, ein relativ vollständiges Bild von dem unendlich komplicirten und raffinirten Kulturzustande der Gegenwart zu geben. Keine andere Kunstgattung vermag darin mit ihm zu rivalisiren; denn keine besitzt gleich ihm die Fähigkeit, zu den kraus verschlungenen Wurzeln des modernen Lebens hinab zu steigen, ihr wirres Geflecht nach allen Richtungen aufzudecken und den angemessenen Ausdruck für Alles zu finden, was in der unruhigen Brust des heutigen Menschengeschlechts gährt und nach Gestaltung ringt.

Damit ist freilich dem alten Epos in geschlossener Versform, wie es aus den einfachen Kulturzuständen früherer Zeiten hervorging, für die Zukunft das Todesurtheil gesprochen. Die Voraussetzungen, unter welchen dasselbe entstand und einzig entstehen konnte, sind in der modernen Zeit nicht vorhanden: es fehlt jenes naive Publikum von gleicher Durchschnittsbildung und gleicher Welt- und Lebensanschauung,

dem der Sänger in schlichten Worten die bekannten Heldengestalten einer in frischer Erinnerung fortlebenden und doch schon halb zur Sage gewordenen nahen Vergangenheit vorführte; an die Stelle des andächtig lauschenden Hörers ist der kritisch prüfende Leser getreten, und jeder Versuch, das alte Rhapsodenthum auf den Boden der Gegenwart zu verpflanzen, bleibt ein künstliches Beginnen, das höchstens für den Augenblick als pikantes Reizmittel die Kreise exclusiver Bildung anlocken und blenden kann. Es fehlt der fromme Glaube an eine vom Vater auf den Sohn und Enkel überkommene Tradition, welche die Stelle der Geschichte vertrat und als Mythus zugleich auf's innigste mit den religiösen Vorstellungen des Volkes verwachsen war; es fehlt das Dämmerlicht der Heroensage, in welchem das bunte Abenteuer und das Wunder gedieh, das vor der grellen Tagesbeleuchtung der Gegenwart entschwunden und der nüchternen wissenschaftlichen Erkenntniß gewichen ist. Uebereinstimmung mit den Thatsachen der letzteren, strenge realistische Wahrheit, heißt das oberste Gesetz des heutigen epischen Kunstschaffens, das, weil es der Freiheit, Alles sagen zu können, bedarf, sich auch der Versfessel entschlagen mußte und in der ihm eigenthümlichsten Form, dem Roman, sich nur noch der ungebundenen Rede bedient.

Wenn aber nun auch die Zeit des eigentlichen Epos, wie es zur Zeit Homer's und im Mittelalter blühte, für immer vorüber ist (Jordan's „Nibelunge“ und Simrock's „Amelungenlied“ sind nur geniale Rekonstruktionen verloren gegangener Originalgedichte auf Grund der erhaltenen Reste), so meinen wir darum durchaus nicht, daß jede erzählende Dichtung in Versen hinfort zu verwerfen sei. Im Gegentheil, so gut sich der Roman auf den Trümmern des alten Epos nach ureigenen Bedingungen allmählich zu einer selbständigen Dichtungsform entwickelt hat, mit demselben Rechte sind die Novelle in Versen und die lyrisch-epische Dichtung der Gegenwart zu vollgültigen Kunstgattungen herangereift, die ihr Gesetz in sich selbst tragen und deren Form in naturgemäßem Einklang mit ihrem Inhalte steht. Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, weshalb der Poet darauf verzichten sollte, eine in sich abgeschlossene novellistische Begebenheit von hervorstechend lyrischem Reize in das Gewand einer metrischen Dichtung zu kleiden. Solcher poetischen Erzählungen gab es zudem von jeher manche, die neben dem eigentlichen Epos vollberechtigt einhergingen, wie die rührend schöne Legende vom „Armen Heinrich“ und die altfranzösischen Liebesaventiuren, — Geschichten, deren Zauber auf dem Reiz einer herzergreifenden Fabel von echt menschlichem Kerne beruht, für welche der rhythmisch bewegte Strom des Verses den einzig angemessenen Ausdruck gewährt.

Es ist bedeutungsvoll, daß nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England, Frankreich und Skandinavien die lyrisch-epische Erzählung seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr als eine selbständige Kunstgattung gepflegt worden ist. Ueberblicken wir die lange Reihe dieser Dichtungen, so tritt uns die reichhaltigste Verschiedenheit an Inhalt und Form vor Augen. Nach Byron's farbenglühenden Schilderungen einer orientalisch heißen, gesetzlosen Leidenschaft die keuschen Idyllen Tennyson's; neben Kinkel's anmuthiger Liebesgeschichte „Otto der Schütz“ und Wilhelm Hertz' „Heinrich von Schwaben“ die düsteren socialistischen Nachtstücke „Janko“ von Karl Beck, Runeberg's „Nadeschda“ und Francois Coppée's „Strike der Schmiede“; dazwischen einerseits die moderne Behandlung mittelalterlicher Sagen, wie Tegnér's „Frithjof“, Geibel's „König Sigurd“, Mevert's „Helgo und Sigrun“, Tennyson's „Königsidyllen „Lanzelot und Ginevra“ und „Hugdietrich's Brautfahrt“ von Wilhelm Hertz, denen sich seine jüngst erschienene stilvolle Bearbeitung von Gottfried's „Tristan und Isolde“ anschließt, andererseits die kecke Ergreifung

episodischer geschichtlicher Stoffe, wie Lenau's „Savonarola" und „Albigenser", Meißner's „Ziska", Adolf Stern's „Johannes Gutenberg" und Hamerling's „König von Sion"; hier die Anlehnung an Goethe's „Hermann und Dorothea", wie in Hartmann's „Adam und Eva" oder Hebbel's „Mutter und Kind," dort die Erweiterung der Volksballade zur lyrisch-romantischen Erzählung, wie in Christian Winther's „Des Hirsches Flucht", in Scheffel's „Trompeter von Säckingen" oder in Julius Wolff's „Rattenfänger von Hameln" und „Wildem Jäger"; endlich das gedankentiefe allegorische Gedicht, wie Mosen's „Ritter Wahn" und „Ahasver", Sallet's „Schön Irla", Paludan-Müller's „Kain" und „Abel's Tod", Hamerling's „Venus im Exil" und „Ahasverus in Rom", und vor Allem das humoristische Epos, wie es, von Heine's „Atta Troll" abgesehen, nach dem Muster von Byron's „Don Juan" der Däne Paludan-Müller in seinem „Adam Homo" zur glänzendsten Entfaltung bringt. Und neben diesem Reichthum des Inhalts, bei welchem Rückert's morgenländische Dichtungen, Platen's „Abbassiden", Anastasius Grün's „Letzter Ritter", Paul Heyse's „Novellen in Versen" und zahlreiche andere beachtenswerthe Erscheinungen auf diesem Gebiete noch unerwähnt geblieben sind, welche Fülle und bunte Abwechselung der metrischen Form! Da ringt der klassische Hexameter um den Preis mit dem Stabreim der altdeutschen oder mit der Nibelungenstrophe und den vierfüßigen Reimpaaren der mittelhochdeutschen Dichtung, mit den Trochäen der spanischen und serbischen Romanzenpoesie, mit den Ottaverime und Terzinen der Italiener, mit dem Blankvers der Engländer, mit dem französischen Alexandriner und mit den melodischen Rhythmen der deutschen Volksballade, die wie Gesang in unser Ohr klingen.

Wenn wir an die eng begrenzte Auswahl der Sagenstoffe und das schlicht gleichmäßige Versgewand des alten Epos denken, so hat diese unabsehbare Fülle der Stoffe und Formen der modernen lyrisch-epischen Dichtung auf den ersten Blick etwas Befremdendes und Verwirrendes. Man fragt sich unwillkürlich, ob diese prunkende Flora nicht eine alexandrinische Spätblüthe ist, ein eklektisches Beginnen, auf das ein gänzlicher Verfall der epischen Poesie folgen wird. Bei näherer Betrachtung schwindet indeß diese Furcht, und der Aesthetiker, welcher mit unbefangenem Sinn das Werdende und schon Gewordene prüft, wird bald erkennen, daß sich hier ein natürliches und unabweisbares Bedürfniß des Dichters unter veränderten Kulturverhältnissen die dem heutigen komplicirten Bildungszustande angemessene künstlerische Form zu erschaffen strebt. Die Poetik des Aristoteles reicht, so ketzerisch die Behauptung klingen mag, als ästhetischer Kanon für die Rubricirung und gerechte Würdigung der modernen dichterischen Produktion nicht mehr aus, — nicht einmal in Betreff des Dramas, seit eine fortgeschrittene Humanität die sittliche Lösung mancher tragischen Konflikte gefunden hat, für welche einer früheren Weltanschauung einzig der Tod des Helden die entsprechende Sühne gab. So berechtigt um deswillen die neue Kunstgattung des bürgerlichen Schauspiels ist, welche das Alterthum nicht kannte, eben so berechtigt ist die moderne Kunstform der lyrisch-epischen Dichtung. Es versteht sich, daß auch sie, wie jede andere Gattung der Poesie, ganz bestimmten, aus ihrem Wesen hervorgehenden ästhetischen Gesetzen unterworfen ist, die sie ungestraft nicht verletzen kann. Was zunächst ihren Stoff betrifft, so mag sie ihn mit unbeschränkter Freiheit aus der Gegenwart, aus der Geschichte oder Sage entnehmen — allein immer wird sie sich hüten müssen, aus ihrem begrenzten Gebiet auf das Feld des ursprünglichen Epos oder seines modernen Nachfolgers, des Romans, hinüber zu schweifen. Die ganze Fülle und Breite des

menschlichen Lebens kann sie naturgemäß nicht umfassen — nur die Episode, die fest abgeschlossene einzelne Begebenheit ist ihr Theil. Andererseits aber ist zu verlangen, daß ihr diese, der interessante novellistische Kern, nicht fehle, daß sie sich nicht in subjektiven Reflexionen, detaillirt ausgemalten kulturhistorischen Schilderungen und lyrischem Beiwerk verliere, sondern den Zeit- und Naturhintergrund, nur mit großen, sicheren Zügen gebe und das allgemeine Stimmungskolorit nicht in eine Mosaik schönseliger Empfindungen zerlege. In Betreff der Form läßt sich kaum eine andere Vorschrift ertheilen, als daß sie sich nach Möglichkeit dem Inhalte anschmiege und den allzu unruhigen, sprunghaften Wechsel des Versmaßes vermeide, der die künstlerische Einheit zerstört und der poetischen Erzählung jeden Charakter epischer Geschlossenheit und planmäßigen Gefüges benimmt.

Der große Erfolg, welchen manche dieser Dichtungen in einer sonst für die Sprache der Poesie wenig empfänglichen Zeit errungen haben, scheint zu beweisen, daß auf dem seit Kurzem so eifrig angebauten Felde noch mancher frische Lorbeer keimt. Wir haben dabei besonders die poetischen Erzählungen Julius Wolff's im Auge, die uns einen interessanten und lehrreichen Einblick in das Wesen der modernen lyrisch-epischen Dichtung gewähren. Das erste dieser so rasch beliebt gewordenen Werke, das Schelmenlied „Till Eulenspiegel redivivus", ist freilich nach seiner ganzen Anlage verfehlt, weil es jeder spannenden Fabel entbehrt und in ein Gewirr lose zusammengeknüpfter Arabesken zerflattert. Zudem ist hier der redselige Humor des Verfassers durchgehends matt und pointelos, weil derselbe seinen Narrenkolben weniger über den tiefgehenden Schäden und Gebrechen des Zeitalters als über dessen harmlosen Thorheiten schwingt und statt derb herabhagelnder Schläge nur zierliche Lufthiebe führt. Um so überraschender wirkt die straffe Komposition und die geschickt erfundene Handlung der nächstfolgenden Aventiure: „Der Rattenfänger von Hameln". Hier ist es dem Verfasser auf's vorzüglichste geglückt, die ganze spießbürgerliche Kleinwelt des mittelalterlichen Städtchens mit kräftigen Farben zu schildern und von diesem fest umrissenen Hintergrunde die Gestalten des fahrenden Spielmanns, der stolzen Bürgermeisterstochter und des bis in den Tod getreuen Fischermädchens so lebensvoll abzuheben, daß wir in athemloser Spannung ihren seltsam verketteten Schicksalen bis zum Ende lauschen. Die zahlreich eingestreuten Lieder, welche den herrlichsten Volksweisen gleichkommen, sind diesmal kein willkürlicher Arabeskenschmuck sondern ihr zaubergewaltiger Reiz erklärt und beglaubigt uns die bethörende Wirkung, welche der Gesang des Rattenfängers auf die Herzen aller Hörer übt. Dabei ist das reimlos trochäische Versmaß, dessen sich der Dichter für seine Erzählung bedient, mit einer feinfühligen Kunst gehandhabt, welche die saloppen, prosaisch dürren Verse des „Trompeters von Säckingen" weit in den Schatten stellt und kaum hinter der mustergültigen Sprache des „Atta Troll" zurückbleibt. Auch die kürzlich veröffentlichte „Waidmannsmär" Julius Wolff's, „Der wilde Jäger", erhält sich auf dieser Höhe poetischer Erzählungskunst, obschon den an sich vortrefflichen Naturschilderungen zuweilen ein allzu breiter Raum gegönnt wird, welcher der Phantasie des Lesers fast gar keine mitschaffende Thätigkeit übrig läßt. Sehr gewandt hat der Verfasser die geschichtlichen Grundzüge des Bauernkrieges episodisch — wie es einzig statthaft war — in seine Erzählung verflochten und dadurch das düstere Kolorit derselben echt künstlerisch gehoben.

Wer wollte nach diesen jüngsten glänzenden Leistungen moderner Poesie bezweifeln, daß der lyrisch-epischen Dichtung noch eine reiche Zukunft in Aussicht steht?

Adolf Strodtmann.

C. Feuilleton.

Die feindlichen Schwestern.*)

Novelle

von

Berthold Auerbach.

Sie lebten heiter und gut mit einander, sie waren jung gewesen und alt geworden; die ältere hieß Agathe, die jüngere Clara, sie wurde aber auch Clärchen genannt und ließ sich noch immer gern als Kind behandeln. Sie waren beide schlank und hager, sie müssen in der Jugend hübsch gewesen sein. Wie alt sie waren, da die Geschichte sich ereignete? Wir werden es schon erfahren.

Sie waren beide jahraus jahrein damit beschäftigt, Schlagfedern und sogenannte Fallbengel zu fertigen für die Wanduhren, wie sie in der Landschaft zusammengesetzt werden. Der Vater war Uhrmacher gewesen, dort steht noch das Kunstwerk, das er — allerdings mit Beihülfe des Wannen-Xaveri — gefertigt hat. Zu jeder Stunde öffnet sich ein Doppelthürchen unten am Zifferblatt an dem reichverzierten braunen Gehäuse; zwei wohlgeschnitzte und schön bemalte Trompeter erscheinen in strammer Haltung, halten die kleinen Trompeten an den Mund und blasen die doppelstimmig gesetzte Tagwacht mit unabänderlicher Genauigkeit; beim letzten Tone drehen sie sich wie auf Kommando und die Doppelthüre klappt zu.

Der Vater hat bei der Garde gedient, und von ihm haben die Töchter nicht nur die schlanke Gestalt, sondern auch die stramme Haltung. Die Mutter dagegen war wohlbeleibt und klein, aber bis in ihre alten Tage hinein voll Rührigkeit. Die jüngere Tochter, Clara, hatte nicht geheirathet, und die ältere schon lange nicht. Es hatte Beiden nicht an Bewerbern gefehlt, aber sie hatten's gut und behaglich, wenn eben auch nicht im Ueberfluß daheim, und immer eine erzählte der andern wie diese und jene der Gespielen durch Heirath verkommen sei, und so blieben sie zum Leidwesen der Mutter ledig.

Die Stube war hell und sauber, vom Ausblick in's Thal gewahrte man aber nicht viel, denn vor dem Fenster blühten Nelken, Levkojen, Geranien und Rosmarin in wilden Büschen; Clärchen, das Kind, hatte eine gute Blumenhand, ihr gedieh Alles.

Die Mutter besorgte den Krautgarten und den Karkoffelacker und die beiden Ziegen im Stall und verrichtete alle Hausarbeit, damit die Kinder beim Handwerk bleiben können.

*) Eine neue längere Novelle von Berthold Auerbach steht für später in Aussicht. D. R.

Die Mutter holte den Rohstoff aus der Fabrik und brachte die fertige Arbeit wieder dahin, nur selten und nur damit sie wieder vom Schraubstock wegkämen, hieß sie eine der Töchter gehen, und sie willfahren gehorsam, aber jeden Pfennig des Verdienstes lieferten sie der Mutter ab, die überhaupt selbstverständlich Herrin des Hauses war und blieb.

Agathe war nicht eifersüchtig, wenn die Mutter manchmal mit Clärchen, dem Kinde, besonders zärtlich war, sie war nur ärgerlich, daß Clara dadurch verdorben und verwöhnt wurde; sie ließ der Mutter indeß ungestört ihre Freude, und ein Blick der Mutter sagte ihr manchmal: Du weißt ja, wie lieb Du mir bist, aber Du brauchst es nicht so wie die Clara, daß man Dir's zeigt.

Oft wenn die Mutter in der Küche am Herde stand, sang sie leise mit, wenn die beiden Schwestern drin in der Stube sangen, natürlich sang Clärchen, das Kind, die erste Stimme und Agathe mußte mit der zweiten zuhalten, und wenn dann die beiden Trompeter plötzlich drein bliesen, lachten die Kinder in der Stube, und die Mutter in der Küche lächelte auch still wehmüthig; sie vergißt es nie und wenn sie hundert Jahre alt wird, welche Freude ihr verstorbener Mann an den Trompetern hatte. Sie ward aber nicht hundert Jahre alt, sondern vierundsiebzig und war gesund und todt binnen drei Tagen, wie man sagt vom Tanz bei der Kirchweih in Schornach her. Sie war freilich nicht selber beim Tanz gewesen, dafür aber die beiden Töchter; die Vatersschwester, eine arme Strohflechterin, die drüben wohnte, hatte nicht nachgelassen, bis die Nichten kamen, und die Mutter hatte auch gedrängt, denn es hieß, der Schullehrer von Schornach, der Wittwer geworden, habe Absicht auf eine der Töchter.

Die Mutter saß still daheim bis spät in die Nacht, die Trompeter bliesen Stunde auf Stunde, die Kinder kommen noch immer nicht und es war doch kalt und sie sind an die Stube gewöhnt. Welche wird er wählen? Oder welcher wird er besonders gefallen? überlegte die Mutter hin und her; beide waren gut und Jede hatte etwas Besonderes für sich. Der Mutter wurde ganz wirr von dem vielen Denken, plötzlich lächelte sie, es fällt ihr was Gutes ein. „Die Kinder werden kalt haben, wenn sie heimkommen in die Kammer.“ Sie klatschte in die Hände, entkleidete sich rasch und legte sich in's Bett der Agathe. Die Trompeter bliesen die zwölfte Stunde, als sie wieder aufstand und sich in's Bett von Clärchen legte. Jetzt kommen sie — husch! schnell in Dein eigen Bett.

„Kinder! Legt Euch schnell, ich hab' Euch Eure Betten gewärmt. Macht rasch, tapfer! Ihr werdet kalt haben.“

„Nein, Mutter, wir haben Würzwein getrunken,“ rief Clärchen mit hellem Tone.

„Wie ist's denn mit dem Schullehrer geworden?“ fragte die Mutter.

„Ist nichts,“ erwiederte Agathe. „Jede hat gemeint, die Andere soll ihn nehmen, aber keine von uns will verheirathete Kindsmagd sein. Das haben wir nicht nöthig Ach Mutter, wie gut warm ist das Bett!“

„Wir brauchen keine Männer,“ rief Clara, huschte in's Bett und schlug auf die Decke, „wir haben ja schon, bravere kann's nicht geben; die bleiben wie sie sind und sind so ordentlich und kerzengrad' und zanken nie und trinken nicht und kommen jede Stund und sind lustig. Wie ich ein klein Kind gewesen bin, hat mir der Vater oft gesagt, der rechts heißt Hans und der links heißt Michel.“

Es schlug eins und die beiden Trompeter bliesen ihr Stücklein, und als die Thüre zuklappte, rief Clara lachend:

„Gut Nacht ihr Männer! Gut Nacht Hans, gut Nacht Michel.“

„Du bist lustig,“ entgegnete die Mutter.

„Aber Mutter! Ihr schnattert ja und die Zähne klappern wie im Fieber.“

„Thut nichts, wird schon vorübergehen.“

Es ging nicht vorüber. Nach drei Tagen war die Mutter, die den Kindern das Bett gewärmt hatte, todtenkalt.

Clara erzählte den Leidtragenden, wie die Mutter ihre letzte Lebenswärme für die Kinder hergegeben. Agathe fand es nicht nöthig, daß das alle Welt wisse, aber sie schwieg und dachte in sich hinein: sie ist eben kindisch und mag nichts haben, was sie nicht zeigt und alle Welt schön finden soll.

Als aber Clara immer wieder fast mit einem rührenden Behagen erzählte, wie die Mutter ihre letzte Lebenswärme für die Kinder hergegeben, konnte Agathe nicht umhin, ihr endlich zu sagen:

„Mußt das nicht Jedem und Jedem berichten. Ist schön, daß Du das so einsiehst; aber glaub' nur, ich kenn' die Menschen, es giebt auch solche, die darüber spotten. Sei jetzt nicht gleich so verdrossen, wenn ich Dir was sage."

Clara nickte, aber sie blieb doch verdrossen; die ältere Schwester wird sie jetzt regieren wollen, und sie ist alt genug, sie braucht keine Regierung mehr.

Die Trompeter bliesen wiederum, wie sie's gewohnt waren, ihr Stücklein, Agathe öffnete den Kasten und stellte den Pendel zur Ruhe. „Nichts darf lustig im Hause sein, so lang die Mutter da todt liegt," sagte Agathe.

„Verdirb nur nichts dran," sagte Clara.

„Ich weiß, wie man die Uhr stellt," entgegnete Agathe.

II.

Es war am dritten Tage nach dem Begräbniß der Mutter, die beiden Schwestern standen wie von je an ihrer Werkbank, die alte Base von Schornach war in's Haus genommen und verrichtete die Hausarbeit. Man hörte in der Stube nichts als das Raspeln der feinen Feilen, der Pendel an der Trompetenuhr stand still und die Trompeter waren verstummt.

„Heut' kommt das Waisengericht," sagte endlich Agathe, „wir werden bald fertig sein, wir lassen Alles beisammen, was brauchen wir theilen? Wer zuerst stirbt, den beerbt das Ueberlebende."

Clara erwiederte nichts, sie preßte vielmehr ihre Lippen zusammen:

Wunderlich! Es versteht sich doch von selbst, daß die ältere zuerst stirbt; alte Leute wollen aber von so etwas nichts wissen.

Die Feilen raspelten weiter, Agathe schaute mehrmals nach der Schwester und war erstaunt über den seltsamen Ausdruck in ihrem Gesichte, der Tod der Mutter hat das Kind doch noch härter angegriffen.

„Wenn's von der Kirche zwölfe schlägt, oder besser, wenn man's pfeifen hört von der Bahn herauf, dann bringe ich meine Uhr wieder in Gang," sagte Clara.

„Deine Uhr? Welche?"

„Meine Trompeter-Uhr."

„Da sag': unsere."

„Nein meine, meine!"

„Wie so denn Deine?"

„O lieber Gott, bist Du denn schon so vergeßlich? Erinnerst Du Dich denn nicht, wie mich der Vater selig oft am Feierabend auf dem Schooß genommen und gesagt hat: Ich bin nicht gern Soldat gewesen, es war ein harter Dienst, und jetzt, wenn ich in der Nacht aufwache und meine Trompeter blasen, da ist mir's doppelt wohl in meinem Bett und ich leg mich auf die andere Seite und denk: ja blast nur, ich hab'

gottlob meinen ehrenvollen Abschied. Und wie er das erzählt gehabt, hat er immer gesagt: Jetzt gieb acht, Clärle, jetzt kommen aus Deiner Uhr die Trompeter heraus."

„Das hat er eben so gesagt, wie man zu einem Kind sagt —"

„Und Du, Du selber hast mir nach des Vaters Tod die Uhr geschenkt —"

„Ich? Das ist unmöglich, das kann mir nie in den Sinn gekommen sein, so wenig, als daß ich die Uhrfedern da für Nudeln halte und in die Supp' thue und esse. Sei kein Kind."

„Ich bin kein Kind, ich weiß was mein Recht ist und ich bestehe darauf und lass' mich nicht unterdrücken. Du glaubst, weil die Mutter jetzt todt ist, muß ich Dein Hudel sein und mir mein Eigenthum nehmen lassen?"

„Ich bitt' Dich, red' Dir nichts ein."

„Ich red' mir nichts ein, ich lasse mir aber auch nichts ausreden. Ich will nichts als mein Eigenthum."

„Dein Eigenthum?"

„Ja, ich könnt's beschwören."

„Sag' das nicht, lüg' nicht Dir was auf und mir."

„Ich lüge nicht, ich nicht."

„Aber ich? Schau, wenn Du mich gebeten hättest, was liegt daran, wem sie ist? Ich hätt' Dir meinen Antheil geschenkt, aber jetzt nicht, kein Spähnchen und kein Rädchen geb' ich her."

„O Mutter!" klagte Clara laut weinend. „O Mutter! Daß Du im Grab liegst!"

„Sei still, sei ruhig," beschwichtigte Agathe, „die Waisenrichter kommen."

Die Waisenrichter kamen, und Agathe erklärte, daß sie beschlossen hätten, nicht zu theilen.

„Dann können wir wieder gehen," hieß es. „Du bist einverstanden, Clara?"

„Ja, ja, aber . . . aber die Uhr da die ist im Voraus mein eigen allein. Ich will nicht davon reden, daß der Vater selig immer gesagt hat „Deine Uhr", das ist wahr, das kann so Redensart gewesen sein, aber sie, die da, sie hat mir die Uhr geschenkt."

„Sie macht Spaß," entgegnete Agathe.

„Ich mach' keinen Spaß," rief Clara und legte die Hand auf das Gehäuse; der Pendel mußte dadurch in Schwingung gekommen sein, die Doppelthüre sprang auf, die Trompeter erschienen und bliesen ihr Stücklein. „Sie sagen Zeugniß für mich," kreischte Clara dazwischen, aber Agathe riß die Tischschublade auf, nahm den Laib Brod heraus, brach ein Stück ab und rief:

„Das soll mein Tod sein, wenn ich ihr die Uhr geschenkt habe," sie steckte den Bissen in den Mund und verschluckte ihn.

„Wenn ihr eben nicht einig seid, müssen wir die Werthsachen versiegeln," sagten die Männer vom Waisengericht, und die beiden Schwestern sahen ruhig zu, wie große Siegel an Kisten und Kasten gelegt wurden.

III.

Die Habseligkeiten waren versiegelt, nicht minder auch Herz und Mund der beiden Schwestern, aber nur von einer zur andern, denn zur Base in der Küche und im Krautgarten und im Stall bei den Ziegen sprachen sie sehr viel, und eins klagte über das andere, die ältere über die jüngere, daß sie so einfältig und eigenwillig sei und sich etwas einrede, und die jüngere über die ältere, daß sie so hartherzig und so verleugnerisch

sei. Die Base hörte die eine und die andere geduldig an, sie hütete sich aber wohl, der einen oder der anderen recht zu geben, sie sagte nur immer: „machet Friede und gönnet den fremden Leuten den Spott nicht.“ Die Base wollte es mit keiner der Schwestern verderben, denn sie hatte jetzt ein gutes Leben, während sie sich bisher als Strohflechterin armselig ernährt hatte, und nur aus Gewohnheit nestelte sie noch Strohbänder, während sie am Herde stand oder wenn sie auf den Kartoffelacker ging. Nur Einmal hinterbrachte sie die Rede der Einen der Andern; sie hatte Clara in's Gewissen geredet:

„Bist Du denn auch sicher, daß die Agathe Dir die Uhr geschenkt hat, ganz heilig sicher und gewiß?“

„O gute Base! Sie verwirrt mir meinen Kopf, sie bringt mich um den Verstand . . . Manchmal meine ich auch . . . Aber nein, was gesagt ist, ist gesagt und dabei bleibt's und wenn Alles zu Grunde geht, dann hat sie's.“

Diese Rede hinterbrachte die Base der älteren Schwester, sie war aber nicht wenig erstaunt, da Agathe lächelnd triumphirte.

„Ich versteh' Dich nicht,“ sagte die Base, „Du könntest ihr ja nachgeben, sie ist noch ein Kind.“

„Sie soll kein Kind sein.“

„Wie ich höre, kommt die Sache vor's Oberamtsgericht, und sie wird schwören. Wie kannst Du wegen solch' einer Sache das Seelenheil Deiner Schwester zu Grunde richten?“

„Sie wird nicht schwören, sie kann nicht schwören.“

„Und ich sag' Dir, sie wird. Was kann ein Mensch nicht, wenn er seinen Kopf darauf gesetzt hat.“

Agathe blieb hart und starr.

Der Tag kam, da die beiden Schwestern vor das Amtsgericht geladen waren. Es wurde im Hause nicht gekocht, aber im Innern der beiden Schwestern kochte gar Schlimmes.

Clara machte sich zuerst auf den Weg, sie wartete aber hinter einem Busch bis Agathe vorausgegangen war. Clara schüttelte den Kopf über die verwahrloste Schwester; sie kann sich nicht allein die Haare zöpfen, und die Base versteht nicht einmal, einen Bändel zierlich zu knüpfen.

Da wo der Weg sich scheidet, der steilere und kürzere an der Wallfahrtskirche vorbei, der weitere und sanftere die Kehren der Landstraße dahin, wartete Agathe hinter der Thüre des dort stehenden kleinen Hauses, sie wollte sehen, ob Clara nicht nach der Wallfahrtskirche gehe und sich da besinne, aber Clara ging den weiten Weg, und so folgte ihr die Schwester von ferne.

Erst auf dem Flur des Amtsgerichtes sahen die beiden Schwestern einander, und Agathe schüttelte zornig den Kopf, daß sich die Schwester so herausgeputzt und noch dazu in der Trauer. Ja, was kann ein Mensch nicht, der einen Meineid schwören will!

Die beiden Schwestern wurden in die Amtsstube gerufen. Der Richter, ein schöner, großer Mann mit einem Vollbarte und einer tief zu Herzen sprechenden Stimme ermahnte die Geschwister zum friedlichen Ausgleich, aber keine wollte nachgeben, jede betheuerte mit aufgehobenen Händen ihr volles Recht.

„Sie schieben also Ihrer Schwester den Eid zu?“ fragte er Agathe.

„Ja,“ erwiederte diese, „heißt das, ich meine — nein, sie kann nicht schwören und sie soll nicht schwören. Kind! Thu's nicht. Ich ermahn' Dich zum letzten Mal.“

„Ich kann nicht schwören?“ schrie Clara, „ich kann und ich will.“

Der Richter erklärte die Folgen des Meineids, zunächst die bürgerlichen, dann bedeutete er Clara, an den Tisch zu treten, wo die Bibel aufgeschlagen war. Agathe trat hinter die Schwester, ihre Augen rollten, ihre Fäuste ballten sich. Der Richter machte eine Pause:

„Ich habe noch Formalitäten vergessen. Wie alt sind Sie Clara?"

„Siebenunddreißig Jahre"

„Sie lügt!" rief Agathe, „sie wird im nächsten Monat achtunddreißig."

„Ich muß Sie bitten, ruhig zu sein," ermahnte der Richter Agathe, „aber Sie, Clara, möchte ich doch erinnern: Sie sollten nicht schwören."

„Und ich meine, ich soll," entgegnete Clara trotzig. Der Richter wendete sich nochmals an Agathe, indem er sagte:

„Sie als die ältere und vernünftigere sollten ein Uebriges thun und der jüngeren die Uhr schenken!"

„Herr Richter," kreischte Agathe und ward zornroth, „ich bin nicht daher gekommen, mit meiner leiblichen Schwester vor Gericht, um einen Rath zu holen; ich will einen Urtheilsspruch, nachher weiß ich mir schon selber zu rathen."

Der Richter seufzte, bitter lächelnd, tief auf, bedeutete Clara die linke Hand auf's Herz zu legen, die rechte Hand zu erheben und drei Finger auszustrecken. Clara that wie ihr geheißen. Der Richter sagte nun:

„Sprechen Sie mir nach: Ich schwöre . . ."

„Ich . . ."

„Da hast Du's," rief Agathe und mit einem laut klatschenden Schlag traf sie die Wange der Schwester. „Du sollst nicht in's Zuchthaus und in die ewigen Höllenstrafen kommen. Herr Richter, ich verzichte auf den Eid."

„Dann gehört die Uhr ihr."

„Sie soll ihr gehören."

„Gut, die Sache wäre damit erledigt, aber für Ihre Eigenmächtigkeit vor Gericht muß ich Sie auf vierundzwanzig Stunden in's Gefängniß setzen."

„Was?" rief Clara, „meine Schwester einsperren? Sie darf mir eine Ohrfeige geben und noch eine, wenn sie will, ich dank' ihr dafür. Ich dank' Dir, Agathe, ich dank' Dir tausendmal, ich will gar nichts, Alles ist Dein allein. Komm', wir gehen heim."

„Sie können Ihre Strafe ein ander Mal absitzen," erklärte der Richter lächelnd, „aber erlassen kann ich sie Ihnen nicht."

„Dann lieber gleich."

„Nein," fiel Clara ein, „Herr Richter, sie hat recht gehabt, und ich dank' ihr für die Strafe. Muß sie da doch? —

„Allerdings."

„Dann stecken Sie mich für meine Schwester in's Gefängniß."

„Das kann ich nicht."

„Dann gehen wir vor ein höheres Gericht."

„Für diese Strafe giebt es keines."

„Laß gut sein," bat Agathe und die Wange der Schwester streichelnd, sagte sie „hat's weh' gethan? Ist recht, hast's verdient und jetzt vorbei; ich geh' in's Gefängniß, geh' Du heim und zieh' Deine Uhr auf, ich schenk' sie Dir."

Agathe wurde in's Gefängniß geführt, aber Clara ging nicht heim, sie umkreiste das Gefängniß die ganze Nacht bis zum andern Mittag, und sie kann nicht genug erzählen, was sie Alles in dieser Nacht gedacht habe, dann zöpfte sie in der Stube des Gefängnißwärters ihre Schwester frisch, und Hand in Hand gingen die Beiden heim.

Als sie in die Stube traten, sprangen eben die Thüren an der Uhr auf, und Hans und Michel bliesen ihr Stücklein, und sie blasen den Schwestern glückliche Stunden bis auf den heutigen Tag.

Der „Jude" Kant's.*)

Von

Robert Zimmermann.

Am 28. März 1794 schrieb Kant aus Königsberg an Karl Leonhard Reinhold, indem er auf einen „Nachbesserungsversuch" der kritischen Philosophie anspielte: „Dergleichen versuchen die Juden gern, um sich auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben." Zu dieser allgemeinen Bemerkung hielt Kant sich für berechtigt, weil er kurz zuvor an seiner eigenen Philosophie diese Erfahrung gemacht hatte. Ein scharfsinniger jüdischer Denker war mit dem Versuch einer „Nachbesserung" der Vernunftkritik aufgetreten und dadurch der erste Entdecker des vier Jahre darauf durch Fichte's Wissenschaftslehre inaugurirten Idealismus geworden.

Im Jahre 1789 wurde an Kant, der durch seinen Freund, den Arzt Marcus Herz, mit den Berliner gebildeten jüdischen Kreisen in Verbindung stand, das Manuskript eines denselben angehörigen Gelehrten eingesandt, welches den Versuch einer Transscendental-Philosophie enthielt. Doktor Herz, dessen Haus um seiner eigenen Gelehrsamkeit und noch mehr um der Schönheit und Anmuth seiner Gattin Henriette, der späteren „Herz"-freundin Schleiermacher's, willen, wie vor ihm dasjenige Mendelssohn's, einen Mittelpunkt literarischen und geselligen Verkehrs bildete, begleitete das Werk mit einem Empfehlungsschreiben. In diesem wurde Kant, der zu jener Zeit auf dem Gipfel des Ruhmes stand, ersucht, über dasselbe sein Gutachten abzugeben.

Dasselbe ließ ziemlich lange auf sich warten und erfolgte erst nach geraumer Zeit in einem Schreiben an Herz vom 26. Mai 1789, aber in für den Verfasser sehr schmeichelhaften Ausdrücken. Wegen seiner vielen Arbeiten, schrieb Kant, habe er das Manuskript nicht genau lesen können und sei schon entschlossen gewesen, dasselbe zurückzusenden. „Allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen, und daß nicht allein Niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfrage so wohl verstanden, sondern daß auch nur wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen so viel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Maimon."

Der Mann dieses Namens, dem hier von Kant ein so glänzendes Zeugniß ausgestellt wurde, war keine allzulange Reihe von Jahren zuvor, von glühendem Durste nach Wissenschaft getrieben, aus seiner polnischen Heimath aufgebrochen und, kaum eines deutschen Wortes mächtig, im Gewand und Aufzug eines Bettlers, nach mühevoller Wanderung in die Thore Berlins eingezogen. Chamisso's berühmtes Gedicht „Abba Glosk Leczeka", die Geschichte des blutarmen jüdischen Ketzers, der von heißer Begierde nach Wahrheit gestachelt, von seinen unduldsamen Glaubensgenossen verjagt, aus dem Innersten Polens nach Brandenburg pilgert, um in Berlin Moses Mendelssohn's Rath und Unterricht zu genießen, stellt das poetische Seitenstück zu Salomon Maimon's wirklichen Lebensschicksalen dar. Der Kritiker, welcher den Muth und den Scharfsinn besaß, Kant's Kritik „nachzubessern", war aus den niedersten Schichten des verachtetsten Stammes, unter den unwürdigsten Lebensverhältnissen und ohne andern, als jüdisch-talmudischen Unterricht emporgewachsen.

Er selbst hat sein Leben erzählt und der Verfasser des „Anton Reiser", der merkwürdigsten Autobiographie der deutschen Literatur, Goethe's Freund, Karl Philipp Moritz, hat auch diese originelle Selbstbiographie an's Licht gefördert. „Es ist gewiß merkwürdig," sagt dieser im Vorwort, mit dem er deren Herausgabe einleitete, „wie das geistige Bedürfniß bis zu dem Grade steigen kann, daß Noth und Mangel und das

*) Mit Bezug auf J. H. Witte: „Salomon Maimon. Briefe, merkwürdige Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung eines jüdischen Denkers aus der Kant'schen Schule." Berlin, Mecklenburg, 1876.

äußerste Elend, welches der Körper erdulden kann, erträglich wird, wenn nur jenes Bedürfniß nicht unbefriedigt bleibt." Maimon hat um des letzteren willen wirklich „das äußerste Elend, was der Körper erdulden kann", ertragen.

Der Jude in Polen gehört auch heute noch nicht zu den Beneidenswerthen; zur Zeit der polnischen Adelsrepublik gehörte er zu den Unseligsten. Von den sechs Klassen, in welche — nach Maimon — die Einwohner Polens zerfielen, machten die Juden die letzte aus. Diese selbst aber theilt Maimon in drei weitere Grade: „arbeitsame Ungelehrte, Gelehrte, die von ihrer Wissenschaft Profession machen, und Gelehrte, die sich bloß der Gelehrsamkeit widmen, ohne sich mit irgend einem Erwerbsmittel abzugeben, sondern von der arbeitsamen Klasse erhalten werden." Die Familie Maimon's gehörte zur ersten Klasse; der Großvater Heimann Josef hatte einige Güter des polnischen Fürsten Radziwil in Pacht und sich auf einem derselben, Sukowiburg am Niemen in Litthauen, niedergelassen. Der junge Salomon, der wahrscheinlich an diesem Orte im J. 1754 geboren war, wurde um seiner Talente willen für die dritte Klasse bestimmt und zur Erlernung des Lesens in die Judenschule der nächsten Stadt, Mirz, geschickt. Die Schule war eine Rauchhütte; die Kinder saßen auf bloßer Erde herum, der Lehrer in schmutzigem Hemde auf dem Tisch, einen Napf zwischen den Beinen, worin er mit einer Herkuleskeule Schnupftabak rieb und ein Schreckensregiment führte, das den Getroffenen „Augen und Zahn" kostete. Kaum des Lesens kundig, bemächtigte sich des Kindes eine derartige Lesewuth, daß der Siebenjährige ein hebräisches Buch über Astronomie, auf das er gerathen war, mit Aufopferung des Schlafs ohne jede Anleitung so eifrig studirte, bis er einen Begriff vom Himmelsglobus und dessen Erscheinungen gewonnen hatte. Zum Talmudisten erzogen, zeigte er sich schon als Elfjähriger „im dritten Grade bewandert." Während der erste Grad in der Erlernung des Idioms (ohne Wörterbuch), der zweite Grad im Herausbringen des Inhalts und in der Auffassung des Zusammenhangs, bestanden, besteht der dritte Grad nach Maimon „in einem ewigen Hin- und Herreden über das Buch, ohne Ziel und Zweck." Scharfsinn, Beredtsamkeit und Frechheit, so lauten seine Worte, geben dabei den Ausschlag. Er nennt dies eine Art „talmudischen Skepticismus."

Der künftige „Nachbesserer" Kant's, der skeptische Idealist, schulte sich in der Talmudistenschule zu Iwenez. Der Ruf seines Scharfsinns verbreitete sich; als künftiger gelehrter Talmudist wurde er für alle Mütter heirathsfähiger Töchter ein „kostbarer Gegenstand". Er bekam schon als Elfjähriger „zwei Weiber auf einmal und wurde endlich entführt".

Bei den polnischen Juden herrschte der sonderbare Gebrauch, daß vorzügliche junge Gelehrte von wohlhabenden Eltern ins Haus genommen, mit ihren Töchtern verheirathet und einige Jahre auf eigene Unkosten mit Frau und Kindern ernährt wurden. Nachher mußte die Frau die Unterhaltung ihres heiligen Müßiggängers und der zahlreichen Kinder selbst auf sich nehmen. Maimon, als vielverheißendes Licht, wurde schon im 11. Lebensjahre von einem reichen Nachbar für seine Tochter, und als diese bald darauf starb, von einer wohlhabenden aber betrügerischen Wittwe für die ihrige erhandelt. Nach sechsjähriger unglücklicher Ehe wurde das ihm aufgezwungene Joch unerträglich, und er entschloß sich zu fliehen. Im Drang seiner Wißbegierde hatte er mittelst eines heimlich entwendeten Buches „Saarei Keduscha" (die Thore der Heiligkeit) sich in die Geheimlehre der Kabbala eingeweiht und zugleich mit unsäglicher Mühe aus einem hebräischen Buche, in welchem zur Bezeichnung der Bogenzahl neben den hebräischen Buchstaben auch deutsche Lettern verwendet waren, deutsch lesen gelernt. Um deutsche Bücher zu erhalten, wanderte er einmal mitten im Winter zu Fuß dreißig Meilen weit. Endlich litt es ihn nicht mehr in Polen; ohne Geld, ohne Empfehlungen machte er sich auf den Weg und langte nach fünf Wochen elender Bettlerfahrt vor den Thoren Berlins an, wo er, da die Residenz keine „Betteljuden" duldete, im jüdischen Armenhause vor dem Thore Unterkunft suchen mußte. Als er am nächsten Morgen einen ihm begegnenden

Rabbiner ansprach und demselben, um sich bei ihm als Gelehrten zu legitimiren, einen Commentar vorwies, den er über seines Namensverwandten Maimonides Schrift: „More nevochim" verfertigt hatte, gerieth dieser über den „aufklärerischen" Charakter dieses Werkes in Zorn und brachte es bei den Gemeindeältesten dahin, daß dem „Ketzer" die Erlaubniß zum Aufenthalt in Berlin verweigert und derselbe ohne Erbarmen vor die Thore gewiesen wurde.

Maimon kehrte im Laufe seiner Lebensirrfahrt, die ihn von Posen nach Amsterdam, von Hamburg nach Breslau herumschlenderte, noch dreimal nach Berlin zurück, wo seine späteren Aufnahmen sich günstiger gestalteten. Während seines zweiten Aufenthalts daselbst fand er in einem Butterladen den Krämer damit beschäftigt, ein altes Buch für seine Zwecke zu zerreißen. Es war Wolf's Metaphysik. Für zwei Groschen rettete er den Schatz, in dessen Studium er sich versenkte, „dessen Ordnung und mathematische Methode ein ganz neues Licht in seinem Geiste entzündete." Aber dem streitfertigen Talmudistenschüler flößte Wolf's Theologie bald Bedenken ein. Durch eine metaphysische Disputation in hebräischer Sprache führte er sich bei Mendelssohn ein, der ihn aufs Anerkennendste aufnahm und für seinen Unterhalt sorgte. Er studirte Spinoza und Locke, suchte sich in allen Sprachen heimisch zu machen, verkehrte in Breslau mit Garve, und in Berlin mit Marcus Herz, der ihn auf das Studium der Kant'schen Philosophie hinwies. Letzteres begann er während seines letzten Berliner Aufenthalts, der in die Zeit nach Mendelssohn's Tode (1786) fiel und zwar mit dem der Kritik der reinen Vernunft. Aus demselben ist das Werk entsprungen, das er, wie oben erwähnt, im J. 1789 auf den Rath von Marcus Herz und mit einem Brief des Letzteren an Kant übersendete.

Schon aus seinem Verhalten zu Wolf's Metaphysik geht hervor, daß er nichts Philosophisches lesen konnte, ohne Kritik daran zu üben. Die Kritik der reinen Vernunft betrachtete die Erkenntniß als ein Produkt zweier Faktoren, deren einer, die von ihr sogenannte Form aller Erkenntniß, seinen Grund im Bewußtsein, der andere, die von ihr sogenannte Materie derselben, den seinen außerhalb des Bewußtseins hat. Zu jener rechnete Kant die von ihm sogenannten reinen Anschauungsformen des Raumes und der Zeit, welche den Inhalt der transcendentalen Aesthetik, die reinen Verstandesformen und Vernunftideen, welche den Inhalt der transcendentalen Logik (Analytik und Dialektik) ausmachten. Unter dieser verstand er die bunte Mannigfaltigkeit der sinnlichen Empfindungen, welche zwar mittels der im Bewußtsein vorfindlichen räumlichen und zeitlichen Anschauungsformen zu Anschauungen verknüpft, sowie diese mittels der im Bewußtsein vorhandenen reinen Verstandes- und Vernunftformen weiter zu Begriffen und Ideen verarbeitet würden, ihr Dasein im Bewußtsein aber nicht diesem selbst, sondern einem außerhalb desselben befindlichen, seiner Beschaffenheit nach allerdings unbekannt bleibenden Etwas verdankten, welches Kant, um es von seiner Erscheinung im Bewußtsein zu unterscheiden, als das Ding an sich bezeichnete. Die Existenz desselben, als der Ursache der Empfindungen, deren Wirkungen, die Empfindungen, thatsächlich im Bewußtsein gegeben waren, wurde von der Kritik der reinen Vernunft in Folge des „Grundsatzes" behauptet, daß jeder gegebenen Wirkung eine Ursache zu Grunde liegen müsse.

Die Kritik räumte ein, daß die Existenz der im Bewußtsein gegebenen Empfindung aus dem Bewußtsein nicht zu erklären sei. Zugleich aber behauptete sie die Existenz eines außerhalb des Bewußtseins Vorhandenen (des Dinges an sich) auf Grund der im Bewußtsein vorhandenen Empfindung. Dieselbe lehrte also, daß weil für das Dasein der Empfindungen im Bewußtsein kein Grund im Bewußtsein zu finden sei, derselbe außerhalb des Bewußtseins gesucht werden müsse. Der Fall, daß sie auch ohne Grund im Bewußtsein vorhanden sein könnten, wurde von ihr nicht berücksichtigt, denn „jede Wirkung muß eine Ursache haben".

Diesem „Grundsatz" schrieb die Kritik eine solche Geltung zu, daß durch die An-

wendung desselben die Existenz eines außerhalb des Bewußtseins Gelegenen für das Bewußtsein gewiß werde. Sie dehnte also die Giltigkeit dieses Grundsatzes auf dasjenige aus, was außer dem Bewußtsein ist. Wenn sich nun zeigen läßt, daß obiger Grundsatz nur innerhalb des Bewußtseins Giltigkeit besitze, so lag in der Ausdehnung desselben auf dasjenige, was außerhalb des Bewußtseins liegt, eine Ueberschreitung der Grenzen seiner Giltigkeit handgreiflich vor Augen.

Nun wird jener Grundsatz ausdrücklich von der Kritik unter denjenigen Formen angeführt, welche ursprünglich, d. h. vor und abgesehen von aller Empfindung, Eigenthum und Ausrüstung des Bewußtseins sind. Es enthält demnach einen klaren Widerspruch, wenn die Empfindungen Wirkungen von außerhalb des Bewußtseins gelegenen und von diesem unabhängigen Dingen sein sollen, welche Dinge an sich aber erst auf Grund der Empfindungen in Folge des obigen Grundsatzes zu denselben hinzugedacht werden.

Auf denselben zuerst hingewiesen zu haben, pflegt als Verdienst Aenesidemus-Schulze's angesehen zu werden. Kant setzt ihm zufolge eine Wirkung desjenigen voraus, was außerhalb des Bereichs jeder nothwendigen Wirkung liegen soll. Wenn nämlich der Grundsatz, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse, Eigenthum des Bewußtseins ist, so ist derselbe weder Eigenthum desjenigen, was außer dem Bewußtsein ist, noch diese das seinige. Daher braucht dasjenige, was im Bewußtsein kraft jenes Grundsatzes als Wirkung eines Dings an sich angesehen werden muß, keineswegs die Wirkung eines solchen zu sein.

Schulze bestritt der Kritik das Recht, die Empfindungen im Bewußtsein als Wirkungen eines Dings außerhalb des Bewußtseins vorauszusetzen. Wenn der Grundsatz, daß jede Wirkung eine Ursache voraussetze, lediglich für das Bewußtsein Geltung hat, so folgt daraus, daß ich genöthigt bin, eine Ursache des Daseins der Empfindung im Bewußtsein vorauszusetzen, keineswegs daß dasselbe auch wirklich eine Ursache, sei es in, sei es außer dem Bewußtsein, haben muß. Das Dasein desselben im Bewußtsein kann vielmehr grundlos sein und die Annahme von Dingen an sich außerhalb des Bewußtseins zu dem Zweck, das Dasein der Empfindungen im Bewußtsein zu rechtfertigen, ist eine ganz überflüssige.

Maimon definirt die Sinnlichkeit als das Vermögen gegebene, d. h. solche Vorstellungen zu haben, deren Entstehungsweise uns gänzlich unbekannt ist, von denen daher sich weder behaupten läßt, daß sie durch etwas außer dem Bewußtsein Gelegenes, noch daß sie durch das Bewußtsein selbst in demselben hervorgebracht seien. Er betrachtet die im Bewußtsein vorhandenen Empfindungen als Findungen: dieselben sind ihm etwas im Bewußtsein schlechthin Vorgefundenes. „Daher sind sie etwas, was in des letzteren nach Erkenntniß durstigem Magen rein unverdaute Speise bleibt. Etwas, was als Vorgefundenes der Verstand, das freithätige spontane Bewußtsein, nie überwindet.“

Der außerhalb des Bewußtseins gelegene Faktor der Erkenntniß, den die Kritik postulirt, erscheint hier gänzlich beseitigt. Nicht nur die Form, sondern auch die Materie aller Erkenntniß ist innerhalb des Bewußtseins; letztere allerdings nicht nothwendig durch das Bewußtsein, denn die Entstehungsweise der Empfindungen als Vorstellungen der Sinnlichkeit ist durchaus unbekannt. Was außerhalb des Bewußtseins ist, ist für das Bewußtsein überhaupt nicht vorhanden; was für dasselbe vorhanden sein soll, kann nur in demselben vorhanden sein.

Der idealistische Faktor der Erkenntniß, nach der Lehre der Kritik, ist damit zum alleinigen erhoben, der realistische völlig bei Seite geschoben. Weder ein Ding an sich, noch (wie bei Berkeley) der außerhalb des menschlichen Bewußtseins existirende Gott bringt die Empfindungen der Sinnlichkeit im Bewußtsein hervor. Dieselben sind etwas Thatsächliches, im Bewußtsein Angetroffenes, über dessen Entstehung sich dasselbe keine Rechenschaft zu geben weiß. Eben darum geht denselben auch jeglicher Anspruch auf Geltung bezüglich eines außerhalb des Bewußtseins etwa Vorhandenen ab. Es läßt sich aus ihrer Gegenwart im Bewußtsein nicht im Geringsten auf die Gegenwart eines

denselben mehr oder weniger Entsprechenden außerhalb des Bewußtseins schließen. Die gesammte Erfahrung, insofern sie auf die Erkenntniß eines wirklich Vorhandenen gerichtet ist, erscheint daher Maimon dem Zweifel unterworfen. Sein subjektiver Idealismus nimmt einen entschieden skeptischen Charakter an.

Jetzt, nachdem der Einfluß jeder außerhalb des Bewußtseins gelegenen Bedingung der Erkenntniß beseitigt, und das Bewußtsein allein als der Quell aller möglichen Erkenntniß bezeichnet war, hätte es nur eines Schrittes bedurft, den Inbegriff aller Erkenntniß aus dem Bewußtsein durch dieses selbst abzuleiten. Das im Bewußtsein schlechthin Vorgefundene, das Material aller Erfahrung, war zwar im Bewußtsein, und nicht durch etwas außerhalb des Bewußtseins, aber es war keineswegs schon durch das Bewußtsein. Es war im Bewußtsein, also insofern nichts dem Bewußtsein Fremdartiges; die Entstehung desselben aber blieb dem Bewußtsein selbst unbekannt, insofern klebte demselben noch immer etwas dem Bewußtsein Fremdartiges an. Der dunkle Fleck, den das außerhalb des Bewußtseins gelegene Kant'sche Ding an sich für dasselbe darstellte, wurde durch Maimon zwar in das Innere des Bewußtseins selbst verlegt, aber blieb dunkel wie zuvor. Der Verfasser der in der Anmerkung genannten Schrift über Maimon nennt dieses von demselben in das eigene Bewußtsein verlegte „Unerklärte" sehr treffend „den Feind im eigenen Hause". Derselbe ist, wie er hinzufügt, „immer unheimlicher und unerklärlicher als der draußen: eine Welt, die nur Bewußtsein ist und sich doch nicht kennt, unverständlicher als eine, deren Sein nicht im Bewußtsein, wenigstens nicht im menschlichen aufgeht, und eben deshalb diesem zum Theil unbekannt bleibt."

Kant mochte wohl Grund haben, wenn er über diese „Nachbesserung" an Reinhold schrieb: „Was z. B. ein Maimon mit seiner Nachbesserung der kritischen Philosophie, dergleichen die Juden gern versuchen, um sich auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben, eigentlich wollte, habe ich nie recht fassen können und muß dessen Zurechtweisung Andern überlassen." Dieses ungünstige Urtheil über das gedruckte Buch stammt aus dem J. 1794, fünf Jahre, nachdem er das schmeichelhafte Gutachten über dasselbe als Manuskript abgegeben hatte. Wieder fünf Jahre nach diesem Briefe, am 7. August 1799, sprach Kant in seiner Erklärung über die Wissenschaftslehre Fichte's seine Ueberzeugung aus, daß der kritischen Philosophie weder in theoretischer noch in moralischer Hinsicht „Nachbesserungen" bevorständen, maß also Maimon und Fichte mit demselben Maße. Dieser erblickte seinerseits in jenem einen Bundesgenossen. Er sandte Maimon ein Exemplar seiner im J. 1794 herausgegebenen ersten Wissenschaftslehre zu und versicherte ihn seiner „unbegrenzten Hochachtung für sein philosophisches Talent". Beide haben miteinander noch öfter Briefe gewechselt. Zwei Briefe von Maimon, worin er für ihm übersandte Schriften dankt und auf Fichte's Einladung, an der Allgemeinen Literaturzeitung mitzuwirken, erwidert, sind in den Briefwechsel Fichte's aufgenommen (II. S. 443.) Fichte suchte das von Maimon begonnene Werk zu vollenden, indem er der Empfindung auch den Rest des Fremdartigen abzustreifen bemüht war, den sie als „im Bewußtsein Vorgefundenes" an sich trug, und sie als „durch das Bewußtsein Hervorgebrachtes" darstellte. Aber auch seine Produktion stieß an die „unbegreiflichen Schranken des Ich." Das „Unerklärte" im Bewußtsein, der „dunkle Fleck" Maimon's, die Wurzel des Realismus, kehrte in anderer Form wieder. Weder der transcendentale noch der absolute Idealismus haben sie zu überwinden vermocht.

Die „Nachbesserung" Kant's war Maimon's Gipfelpunkt. Als Vorläufer des Idealismus hat er sich in die Geschichte eingezeichnet. Die zahlreichen Schriften, die er nach dem Versuch der Transcendentalphilosophie verfaßt, darunter ein philosophisches Wörterbuch und die seinem letzten Gönner, dem Grafen Kalkreuth, einem Anhänger Fichte's, gewidmete kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist, haben kein Andenken hinterlassen. Auf dem Gute des Letztgenannten, Nieder-Siegersdorf bei Freistadt in Schlesien, fand der rastlos Umhergetriebene einen sorgenfreien Zufluchtsort, nachdem

neue Verfolgungen ihn bewogen hatten, Berlin zu verlassen. Hier starb er im J. 1800, ein Beispiel, wie Karl Philipp Moritz in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung sagt: „wie die Denkkraft auch unter den ungünstigsten Umständen sich entwickeln kann, und wie der echte Trieb nach Wissenschaft sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt, die unübersteiglich scheinen."

Um den Kaiserstuhl.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Hin und wieder aus dem großen Wurfbecher auf der großen Wurfbank des deutschen Reiches rollten in seltsamem Wechselfall die eisernen Würfel der Zeit. Am herbstlichen Himmel zogen in phantastischem Geschwader gekrönte Königshäupter, aufbäumende Rosse, waffenstarrende Heersäulen und Ungethüme tausendfach wilder Gestalt nachbildend, die Wolken, von der Abendsonne auf blutigen Goldgrund gemalt, und der Wind schnob auf und riß Alles in zertaumelnde Fetzen, in geisterhafte Leere, von heraufjagendem Nachtfittig verschlungen. Darunter aber wälzte die Verkörperung der rinnenden Schatten droben sich Tag und Nacht rastlos-unabläſſigen Gewoges fort, gespenstische Oede hinter sich lassend, die nun der Schnee mit dem Todtentuch deckte, nun der Frühling grün überspann und der Sommer mit ewiger Zeugungskraft zu nutzlos reichem Leben wieder emporhob. Denn auch nur wesenlose Nachbildung, ein geisterhafter Schein des Lebens war's, nicht für die Lebendigen bestimmt, sondern allein

„Der Schnitter Tod
Hielt lachend seine Ernte."

Wundersam in der That war der Fall der Würfel in den Jahren 1636 und 1637 gewesen, als ob spöttisches Quecksilber auch in ihnen mit den Hoffnungen und Befürchtungen der Spieler trügerischen Wurf betrieben. In die Picardie hinein, durch die Champagne, drohend bis vor die Thore der Hauptstadt Königs Ludwig des Dreizehnten hatte das Waffenglück die Kaiserlichen unter ihrem kühnen Reiteroberst, dem „Pferdemenschen" Jean von Werth gebracht, ohnmächtig schien das einzige noch widerstandsfähige Heer der Protestanten sich im Süden Burgunds allem Einfluß auf den Gang des Weltgeschicks zu entziehen, und plötzlich wieder wälzte sich in eiligem Rückzug die kaiserliche Armee über den Rhein, verfolgt und bis in den Schwarzwald hineingeworfen von den, ihr auf den Fersen nachdrängenden Regimentern des sächsischen Herzogs. Auf's Neue durchtobte, verheerte das Getümmel den Breisgau, wie jeden Fußbreit des deutschen Reiches. Erschöpfung lähmte den Angreifer, wie die Vertheidigung, die von Tag zu Tag wechselten. Im schon halb gewonnenen Ansturm brach die Kraft des Ersteren, verwundert sah der Besiegte sich als Herr des Kampfplatzes, und der Sieger war nächtlich entwichen. Nur der Tod blieb der gleiche Herrscher über allen, er begnügte sich nicht mit den Tausenden, die er auf Feld und Flur hinmähte, sondern streckte seine dürre Hand zu den Höchsten auf, bis in die Kaiserburg zu Wien, nahm die „Krone des Erdballs" von der bleichen Stirn Ferdinand's des Zweiten und setzte Ferdinand den Dritten auf den scharf umstachelten Thronsitz seines Vaters. Im Norden Deutschlands kämpfte der neue Kaiser mit den vereinzelten schwedischen Heertheilen,

deren geplanter Friedensvertrag nicht zum Abschluß gelangt war, fort, siegreich in den Niederlanden mit einer hereingebrochenen Armee Ludwig's des Dreizehnten. Hier war der einzige Ort, wo französische Waffen sich ernstlich an dem Scenenwechsel des ungeheuren Kriegstheaters betheiligten, sonst stand Frankreich, dem Bündniß von Saint Germain zum Trotz, noch immer wie eine Schildwache mit dem Gewehr im Arm und sah reglos dem Auf- und Abgang von Erfolgen und Mißerfolgen seines Verbündeten am Oberrhein zu. Aber dennoch war's nur ein Name, dessen Klang im Unglück wie im Glück im deutschen Reiche wuchs, wie ein Frühlingstrieb aufwärts strebt, ob Sonne oder Regensturm über ihn hingeht; von dem der Mund auf den Gassen und im Feld sang, nach dem die Augen blickten und an dessen Geschick das lauschende Ohr hing. Ein Name war's, der heimlich in der Tiefe manches Blickes glänzte, auch wo die Zunge ihn nicht laut zu sprechen wagte, der eine friedliche, doch gewaltige Macht der Gemüther neben dem Waffengeklirr der Heere bilden mußte, da Viele, die sonst nach Glauben und irdischer Stellung wider einander standen, in ihm mit gemeinsamem Bangen und Frohlocken zusammentrafen. Denn es war der Name des einzigen Heerführers, der kein fremder, kein schwedischer, noch französischer General war, sondern der Sohn des sächsischen Herzogs Wilhelm, welcher im Beginn des langen Krieges die Gräuel desselben vergeblich durch eine starke „protestantische Union" der Reichsfürsten zu beenden getrachtet hatte, der deutsche Feldhauptmann Bernhard von Weimar.

Daß er, auf sich allein fußend, von den Schweden abgelöst, von Frankreich im Stich gelassen, sich der Uebermacht der Kaiserlichen gegenüber noch immer im Felde behauptete, aus einer Niederlage stets neu erstand, sie zum Sieg umwandelte und plötzlich wie ein Blitz hervorbrechend in weiter Ferne schon den sich in völliger Sicherheit Glaubenden bedrohte, dankte er — man wußte es überall in deutschen Landen — der ehernen Unerschrockenheit seines Muthes, seinem hohen Kriegstalent und dem inneren Werth seines an Zahl geringen, doch nur aus den tüchtigsten Soldaten der Zeit zusammengesetzten Heeres. Aber trotz ihrer gewaltigen Bedeutung vermochten diese drei Factoren nicht auszureichen, das Wunder seiner Behauptung inmitten seiner zahllosen Feinde und fortwährender äußerer Mittellosigkeit zu erklären. Erst wer in sein Feldlager selbst gelangte, entdeckte den Schlüssel des Räthsels in der Macht, beinahe Uebermacht der Persönlichkeit, welche der jugendliche Feldherr auf hoch und niedrig Gestellte seines Heeres ausübte. Er war gefürchtet wie Wallenstein und geliebt wie Gustav Adolph: wohin sein Blick fiel, war jede Erwägung der Gefahr, des offen drohenden Todes verschwunden. Sein Mund gebot, doch die Willfährigkeit, mit der im Nu sein Geheiß erfüllt ward, ließ es erscheinen, als habe er eine Bitte gewährt; unter seinen Schaaren befand sich Keiner, der ihm nicht laut und leise den Preis als dem Verwegensten in der Schlacht, dem Klügsten im Rath, dem Gerechtesten im Urtheil zuertheilte. So vergötterte selbst die wilde Menge ihn, obwohl sie fühlte, daß er sie mit eherner Hand gebändigt hielt. So weit sein Auge und Ohr reichte, herrschte strengste, sonst nirgendwo seit Gustav Adolph's Tod mehr bekannte Mannszucht im Lager, traf unnachsichtige Strafe den Dieb und Räuber, jede Gewaltthat und Auflehnung gegen erlassenes Gesetz. Eines hatte auch er, dem übermächtigen und vielleicht menschlich berechtigten Zuge und Brauch der Zeit nicht zu weigern vermocht. Von Jugend auf der Heimath, jedem häuslichen Frieden und Glück entrissen, oft im Lagerzelt geboren und aufgewachsen, suchte der Soldat, und nicht der verwilderte allein, sondern in gleichartig-andrer Sehnsucht ebenso das tiefere Gemüth einen Ersatz in recht- oder unrechtmäßiger Gefährtin, die sein Wanderleben, Hunger, Durst und Kälte, Gefahr, Genuß und Beute mit ihm theilte, ihm im Wirbel der Tage für eine Stunde den Abglanz eines Traumbildes in die kahle Feldhütte hineinwarf, das für ihn nur, unerreichbarem Goldgewölk gleich, manchmal fern am Horizont seiner Seele winkend vorüberzog. So folgte auch dem Heere Herzog Bernhard's ein tausendköpfiger Troß von Weibern, Mädchen und Buben, doch im Großen um manche Grade besserer Art, als irgendwo

sonst, und wo ihr eigner Wille nicht ausreichte, vom Troßweibel und den Steckenknechten fest in Ordnung gehalten. Pflichten und Obliegenheiten waren ihnen im Lager vorgeschrieben, die Gassen und Plätze zu säubern, in Kleidung, die nicht wider den Anstand verstieß, sich öffentlich in Wort und Gebahren schicklich zu verhalten, Kranke und Verwundete zu pflegen, wenn sie für ihre Männer oder Liebsten gekocht und gewaschen hatten. Auch eine Feldschule nach dem Muster, wie der schwedische König sie eingerichtet, folgte dem Lager, wo der Präceptor sein Katheder bald in einem verlassenen Hause, bald im grünen Busch aufschlug und die wilde Soldatenbrut unter militärischer Ruthe hielt, daß sie sich nicht rührte, wenn eine verirrte Kugel ihren Nebenmann von der Bank herunterschlug, und mit der nämlichen Zuversicht, als gält's eine Probe im Abc, ihren Vätern den Suppen- und Fleischtopf auf Posten oder in die umknatterten Laufgräben zutrug. Ein ungeheures Getümmel von Zehntausenden war's, der Bevölkerung einer großen Stadt ähnlich, das die Zelte umwogte und aller Strenge zum Trotz oft genug dem Lagergebot, dem Recht, Frieden und der Ehrbarkeit in's Gesicht schlug, aber wer, sei's Weib oder Mann, in Zucht und Sitte leben wollte, konnte sich unangefochten jedem rohen Treiben fern halten und fand sogar vielleicht im Lager Bernhard's von Weimar einen Zufluchtsort vor Gewaltthat und Gemeinheit in Wort und Handlung, wie die Zeit ihn an wenig Stellen Deutschlands mit der Bürgschaft längerer Dauer als von heut' auf morgen darbot.

Und ob dies nun Alles so war und dem Zeitgeist, der Sinnesart des in Ungeheure verwilderten Landsknechtsthum's zu widersprechen schien, so lag der eigentlich geheimste Grund für die Behauptung der ringsum bedrohten Kraft Herzog Bernhard's doch darin, daß trotzdem überall die tüchtigeren Elemente der für Sold Dienenden den Ehrgeiz zu tragen begonnen, sich unter seine Fahnen zu gesellen; daß, wenn sie gekommen, die im Innersten treibende Sucht nach Rang, Gefahr und Glücksgütern in ihnen sich zu Bewunderung und unverbrüchlicher Treue für ihren Feldherrn umwandelte, welche selbst bei ausbleibendem Sold in sich selbst Lohn und Bestand fanden, und daß ein neu hinzu Gelangender stets den Andern nach sich zog. So erhielt sich, aller Schlachten ungeachtet, das Heer des Herzogs nicht allein in seiner waffenfähigen Kopfzahl, sondern erhöhte diese von Woche zu Woche. Nicht wie ungestüm von allen Bergen stürzende Bäche das Wasser eines Flusses mehren; nur da und dort rieselte es in kleinen, an sich unscheinbaren, doch hundertfältigen Quellen herzu. Aber es ging ein dumpfes Brausen durch die hohe Luft, daß es nur zweier Dinge bedürfen werde, eines stolzen, nachhaltigen Sieg's und einer nachhaltigen Goldmine, um durch mächtigen Frühjahrssturm die Schneemassen des Hochgebirges schmelzen zu lassen, daß sie sich in tosendem Gedränge herabstürzen würden, um das schmale Bett des Flußes mit anschwellender Stromfluth zu verbreitern.

Auch der junge Feldherr wußte es, sein scharfes Ohr vernahm die Stimmen in der Luft, und sein Herz pochte mit heftigem Schlag dem ahnungsvollen Rauschen und Brausen des heiß ersehnten, lösenden Sturmes entgegen. Aber von den zwei zauberkräftigen Dingen lag das eine nicht in seiner Hand, er konnte den französischen Boden, den sein Fuß mit kochendem Unmuth trat, nicht in Gold verwandeln —

Oder konnte er es dennoch? Bedurfte es nur eines Wortes von seinen Lippen, daß „die Tasche Seiner Eminenz überquoll", wie vor mehr schon als zwei Jahren der Schloßhauptmann Josephus Wagner gesagt?

Den andern Talisman, einen ruhmvollen Sieg! Und Bernhard von Weimar warf sein Heer inmitten des Winters über den Rhein zurück, nahm im Sturm die Waldstädte Säckingen, Waldshut und Laufenburg und belagerte Rheinfelden. Doch ihm entgegen mit großer Uebermacht rückte der kaiserliche General, Herzog von Savelli, und mit völliger Niederlage des protestantischen Heeres endete der wilde Tag. Kein helfendes Wasser brauste von den Bergen, in der Brust Bernhard's allein hämmerte

es auf Leben und Tod: „Ich will!“ — drei Tage nur waren verronnen, und in das zügellose Frohlocken, das Bacchanal der Sieger brach der Besiegte, und als der Abend kam, deckte die Hälfte der kaiserlichen Armee das Schlachtfeld, ihre Generale insgesammt, der Herzog von Savelli und Jean von Werth unter ihnen, saßen gefangen in Herzog Bernhard's Zelt — die eine Zauberformel, ein unübersehbarer Sieg war dem Himmel abgetrotzt, das weite Thal des Oberrheins auf beiden Seiten lag, bis auf die mächtige Veste Breisach, entwaffnet in das Siegers Hand.

Wenn jetzt der andere Talisman hinzukam! „Wie kläng' es“, hatte auch vor zwei Jahren der Obristwachtmeister Bartholomäus Laubacher gesagt, doch nur in seinen eignen Bart hinein, „wenn man eines Tag's riefe: ‚Vivat Bernhardus imperator Germaniae'!“

Dieser Bart war noch ebenso sorgfältig aufgedrillt, als damals, nur völlig weißgrau wie seine Holzasche war er auf allen neuen Kreuz- und Quermärschen geworden, auf denen sein Besitzer ihn dutzendfach durch Hitze und Frost, Bluttraufe und Pulverblitz mit sich umhergetragen. Dann hatte eines heißen Hochsommertags, am Abend nach einem Gefecht war's, sich etwas Sonderliches erreignet. In einiger Entfernung vom Lager stand Bartholomäus gebückt an einem aus dichtem Gesträuch hervorsprudelnden Quell, wusch sich Staub und Rauchschwärze vom Gesicht, trank auch ab und zu einen Schluck Wasser aus der hohlen Hand dazu, strudelte es jedoch stets sofort mit einer Grimasse wieder zwischen den Zähnen heraus und ließ leider nicht verkennen, daß nur die äußerste Ausdörrung seiner Kehle und die vollkommene Abwesenheit jedes anderen Anfeuchtungsmittels ihn in diese desperate Versuchung geführt hatte. Sein nicht ausschließlich im tiefsten Innern des Busens verhaltener Grimm benahm ihm dafür im Augenblick die sonstige schäferhundartige Achtsamkeit seiner Sinne, wenigstens des Ohres, denn dieses hörte nichts davon, daß es hinter ihm im Busch geraschelt und daß ein schleichender Tritt in seinem Rücken heurankam. „Bist auch ein's von den heiliggesprochenen Elementen? Mordelement, daß der Saugwurm Dich schänd'! fluchte Bartholomäus Laubacher, „ein Ganstümpel bist Du, eine Saupfütze, ein —“

Doch der Quell gelangte zu keiner weiteren ehrenvollen Namensauszeichnung, denn sein Lobredner gerieth plötzlich in's Wanken, daß er fast mit Nase und Mund vorüber grade in das verabscheute Element hineingestürzt wäre. Einer der herangeschlichenen „Buschklepper“ hatte sich auf ihn geworfen, ihn aus dem Gleichgewicht gebracht und hielt ihn zugleich und jubelte: „Er ist's — sie hatten's uns ganz richtig drunten gezeigt — er ist's, Randi!“

„Potz Kandelbocksperdefuß — Lindenkönigin — Hexenkind — Regine — Kind — Du würgst mich —“

Bartholomäus starrte noch ungläubig auf den Goldkopf, dessen Arme sich um seinen Hals zusammengekettet, dessen helle Augen dicht vor den seinigen strahlten und dessen Mund schluchzte, lachte und wiederholte: „Ihr seid's, noch ebenso — der närrische Prophet hat Recht gehabt — und Er über den Wolken hat's auch wieder so gut und tröstlich mit mir gedacht!“

Und als sei ihr Waldkircher Erretter und Weggefährte eines Tag's ihr durch eben so viel Jahre ihres jungen Lebens, wie in Wirklichkeit durch Stunden, vertraut und lieb gewesen, drückte Regine Lindinger das Gesicht wieder fest an seine Brust, küßte seinen grauen Bart und trieb in ungestümem Gemisch Zärtlichkeit und Narrethei durcheinander. So dauerte es geraume Zeit, eh' sie Bartholomäus zu Wort kommen ließ, und auch, eh' seine eigene Zunge Worte fand, bis er sie losließ, wie ein Bild mit den Armen von sich abhielt und ihre ganze Gestalt und Erscheinung betrachtend, ausbrach: „Potz Hagelkreuz und — stopf' mir das lästerliche Schandmaul! — bist Du's aus Fleisch und Blut, Lindenkönigin? Hat Dein alter Freund Dir seinen Hinkfuß unter die Sohle geschnallt, daß Du als Fahnenjunker unter's Fußvolk gehen könntst?! Schlüpftest mir

mit dem Flaumkinn auf den Kandel weggelaufen bist, daß sie schon genug drüber umgefragt und gejammert hat — da unten, links an der Lagerecke vorbei — zur Schwester Xaveria —"

Regine schrie auf: „Meine Herrin — nein, meine schöne, hohe, gütige Freundin, ist sie hier, auch hier?" Und sie sprang in die Höh', riß Bartholomäus mit auf und schwenkte ihn herum, daß es ihm knurrend aus dem Munde fuhr:

„Wenn die Andre auch so toll ist, dank' ich dafür, bei'm Wiedersehen zwischen den beiden in der Mitte zu hocken. Wo sollt' der Andreas sie denn sonst hingebracht haben, Kind? Ich glaube, der faßte auch eher einen angeschossenen Eber bei den bloßen Hauern, als daß er seine Ordensschwester von einer Stoppelgans anzischen ließe. Der Mond auf seinem Kopf wächst ebenso in's letzte Viertel wie bei'm Gervasius, und sie sind unterwegs von ihrem rothen Hahn bis hierher alle zu Narrenschädeln geworden, der Josephus selber mit. Hab's gesagt, er würd' das weiße Tischtuch nicht von der Hochburg winken lassen, als wenn Meister Schmalhans den letzten Topf in der Küche ausgefegt hätte. Seitdem scheint's, hat das weiße Tuch ihm die Hexerei angethan, aber der Gervasius ist bei'm rothen geblieben. Eburum — hohe, 's braucht nicht mehr ebur zu sein, häutiges Knochenwerk thut's auch, meint er. Kommt, ihr Zaunstreicher, es wird dunkel!"

Sie gingen die Anhöhe hinunter auf die Zelthaufen zu, Regine bald in lautem, bald in stummem Jubel ihrer freudeglänzenden Augen. Als Bartholomäus an einer Stelle, über die Enge des holprichten Weges knurrend, vorausschritt, fragte Randibusch, an des Mädchens Seite tretend:

„Bist Du so glücklich, Regi?"

„Daß ich meine Herrin wiederfinde, bei ihr sein kann, immer und sicher bei ihr — o, so glücklich, Randi! Bist Du's nicht auch für mich?"

„Ja, für Dich — es ist gewiß das Beste und wie vom Himmel, wie ich's nur hätt' wünschen können. Ich wollt' nur —"

„Was, Randi?"

„Wir wären noch nicht hier, sondern gingen erst in der Nacht von Wunnprecht fort, aus Thennenbach hinaus in den Wald und immer weiter —"

„O, wie närrisch Du wieder bist, Randi! Hast Du nicht oft gesagt, wenn Du mich erst glücklich hier hättest, und wollt'st die Plage mit dem Tragsack noch länger haben! Wenn ich dran denke — freilich, hübsch war's, bei Tag in der Sonne und des Nachts unter den Sternen, aber Du weißt, mir ist's überall immer zu Muth, es muß noch viel herrlicher kommen."

„Meinst Du, Regi? Mir ist's als wär's ganz anders jetzt gekommen, ganz anders, als es mir zu Muth war." — —

Das war im Spätsommer des Jahres 1636 weit drüben im Burgundischen gewesen, und fast zwei Jahre lang war es, gleich Flut und Ebbe, hin und her seitdem gegangen, von der Saône bis an den Rhein, von der Côte d'Or bis über die Vogesen in den Schwarzwald, mit Fußvolk und Reiterei, Fahnen und Geschütz, Sack und Pack, Weiber- und Bubentroß. Sobald aber das Lager aufgeschlagen worden, stand in Sommerzeit allemal etwas seitwärts von ihm hinaus das Zeltdach, unter welchem die Schwester Xaveria und Regine Lindinger sich Nachts zur Ruh' begaben, wenn sie den Tag über nach ihren weiblichen Fähigkeiten geschafft, sich nützlich gemacht, Kranke und Verwundete gepflegt, oft auch der kleinen im Felde aufwachsenden Soldatendirnen sich angenommen hatten, daß dieselben nicht wie das verwilderte Unkraut ihrer großen Schwestern überall im deutschen Land zuchtlos aufschießen und jeden besseren, menschlichen Sinn in Kopf und Herz darunter ersticken möchten. Im Herbst und Winter dagegen, wenn das Heer in festeres Quartier gerückt, fanden sich stets eifrig vorsorgliche Hände, welche ein stilles und gutes Haus für die beiden friedlich wirkenden Lagergenossinnen auswählten, sie dort mit allem Nothwendigen versahen, und um die Wette

sogar ihr Dasein auch mit dem Ueberflüssigen behaglicher zu gestalten strebten. Es waren manche wetteifernde Hände, die daran theilnahmen und sich gegenseitig zu überbieten suchten, sowohl der Obristwachtmeister Bartholomäus Laubacher, als Josephus Wagner und seine beiden ehemaligen Burghauptleute Friedrich von Steinkallenfels und Wolfgang Teufel von Birkensee. Nicht minder jedoch behauptete gleichen Eifer Andreas Rothenflüg, dessen Scheitel keine Tonsur mehr trug und von dem man im Lager wußte, daß er nicht unwichtige Stellung bei dem durchlauchtigen Feldherrn selber eingenommen, so daß dieser in manchen Dingen seinen klugen Rath zu hören begehrte und ihn bereits mehr denn einmal als Sendboten in geheimen Angelegenheiten benutzt habe. Als Letzter im Range, doch nicht in seiner Unermüdlichkeit, zum Wohlbefinden der beiden ehemaligen Klostergefährtinnen beizutragen, gesellte jenen sich der junge Fähnrich Raudibusch zu, den der Herzog Bernhard am Abend nach der zweiten siegreichen Schlacht bei Rheinfelden eigenhändig zu diesem Range erhöht hatte. Zwischen allen Genannten aber und der Behausung der Schwester Xaveria hatte sich offenbar im Verlauf der wechselvollen Zeit ein Band der Freundschaft und Vertraulichkeit geknüpft, denn es verging selten ein Tag, an dem sie nicht sämmtlich, zumeist gegen Abend, im Hause oder Gezelt der beiden Frauen zusammenkamen und mit diesen eine Stunde in eifriger Unterredung verbrachten. Was sie besonders dorthin zog, war bei Andreas Rothenflüg und Joseph Wagner unverkennbar die Schwester Xaveria, welche eine vollständig unbeschränkte Herrschaft über die beiden, ungefähr vor gleicher Altersstufe des Endes der vierziger Jahre stehenden ernsten Männer gewonnen zu haben schien, während ebenso deutlich für die beiden jüngeren Hauptleute Regine Lindinger den gewaltsam anziehenden goldköpfigen Magnetstein bildete. Selbstverständlich kam auch Bartholomäus der Hauptsache nach täglich um „des Hexenkindes" willen, doch nicht ausschließlich, denn mancher Augenblick betraf ihn ebenfalls in nachdenklichem, von erstickt gemurmelten Flüchen unterbrochenem Gespräch mit der Cisterzienser Ordensschwester, die ihr Gewand niemals abgelegt hatte, sondern im Gegentheil ihr Gesicht noch mehr als früher fast ununterscheidbar mit dem weißen Kopftuch verhüllend, ihren selbstauferlegten, täglichen Berufspflichten nachging. Zwischen allen und von allen in seiner Kraft, Tüchtigkeit und Natürlichkeit gern gesehen, spielte Raudibusch inmitten so vieler ihm an Stellung Uebergeordneter eine etwas — wenigstens in seinen eigenen Augen — unglücklich-mißvergnügliche Rolle, aus deren Unbehagen seine alte, zuversichtliche Stimme nur dann und wann einen Augenblick durchbrach, wenn er einmal mit Regine für einen Moment allein stand und halbzögernd sagte: „Du, Regi, ich werde auch noch einmal ein Hauptmann."

Dann lachte sie: „O Raudi, hat's Dir denn solche Eile damit? Ein Junker bist Du ja schon und der Längste im ganzen Heer; ich brauche immer nur von Weitem zu sehen, wo der höchste Kopf ist, dann hab' ich Dich heraus. Was für einen Mönch hätt'st Du gegeben! Ich glaube gar, Du wär'st am Ende gar noch ein Abt oder vielleicht selbst ein Bischof geworden! Thut's Dir nicht Leid jetzt?"

„Und wenn ich der Papst selbst hätt' werden können, Regi," lachte dann auch der Fähnrich Raudibusch, und sie fiel ein: „Du hast immer noch die Augen, wie die Blätter von dem Castelburger Baum, wenn sie sich im Wind drehten. O Raudi, wie köstlich müßte das sein, wenn Du als der heilige Vater auf dem Stuhl säßest und sähest mich damit an, wenn ich käme, Dir den Pantoffel zu küssen. Denn das würde ich dann sicherlich thun, wenn ich auch durch's Wasser nach Rom hinschwimmen müßte."

Nun hatte der Frühling des Jahres 1638 begonnen, überdeckte die schöne Rheinebene und die dunklen Schwarzwaldberge mit grünem Schimmer, und ebenso wuchsen auch die Körner der bei Rheinfelden ausgestreuten blutigen Saat zu grünen Hoffnungshalmen empor. Nach kurzer Belagerung der Hauptstadt des Breisgau's und der österreichischen Vorlande, aus welcher am letzten Abend vor der Uebergabe es dem Pater Rector e soietate Jesu, Wolfgang Metzger noch gelungen, in die Festung Breisach hinüberzuflüchten, hatte der Rath und Bürgermeister am zwölften April dem Herzog Bern-

Die Sachlage befand sich unfraglich für die beiden Hauptbetheiligten in einem noch um einige Gradmesser bedenklicheren Vollzugsstande, als vor drei Jahren Regine Lindinger sich in der nämlichen Situation befunden, denn es war niemand zugegen, der so gründlich in pravitate haeretica bewandert gewesen wäre, daß er zuvor noch durch wissenschaftliche Beleuchtung der ketzerischen und teuflischen Bosheit im Allgemeinen einen Aufschubsanlaß hätte geben können. Die versammelte Menge zeigte sich im Gegentheil für ein so abgekürztes Verfahren eingenommen, daß der Pater Rector Wolfgang Metzger wenigstens in der Theorie durchaus seine lauterste Freude an dieser verzögerungslosen Praxis hätte haben müssen, und die Verbindung des brennenden Spahn's mit den in Spiritus Gebadeten würde im nächsten Augenblick den Marktplatz in ein höchst eigenartiges Licht versetzt haben, wenn nicht ein plötzliches Hinderniß zwischen den Vereinigungstrieb Beider getreten wäre. Und zwar bestand dies sonderbarer Weise in demselben breitgewichtigen Körperumfang, der schon einmal am Tage des nämlichen Kalenderheiligen die löblichen Absichten des Letzteren durch völlig unerwartetes Erscheinen durchkreuzt hatte, so daß es fast schien, als ob Bartholomäus Laubacher einen Existenzzweck als berufsmäßiger Festlichkeitsstörer in der guten Stadt Waldkirch verfolge. Denn, nach seinem früheren Monolog mit dem Fähnrich Raudibusch, der ihm die Nachricht von der schleunigen Wiederabreise des Generals de Charpentier überbracht, herumschlendernd, trat er jetzt im letzten Moment an die lachende, johlende und kreischende Marktgruppe heran, sah kurz drein, stieß aus: „Blutbann und Halsgericht! was treiben die Teufelsdirnen hier?" und hieb als nächste Selbstbeantwortung seiner Frage vorderhand der Spahnträgerin so wuchtig über den Arm, daß sie das brennende Scheit fallen ließ und aufheulend aus dem weiteren Bereich seiner Faust zurückfuhr. Ein Gemurre und Lärmen hob sich unter der Masse, welches der Obristwachtmeister damit beantwortete, daß er seine mächtige Klinge von der Seite riß und fluchte: „Potz Zungengeraffel, soll'n wir bei dem Ludergebein einmal die Steckenknechte spielen, Fähnrich?" und der Angesprochene zog auf den Zusatz: „Hack' ihnen mit Deiner Plempe auch auf die Gaunerpfoten!" ebenfalls sein Schwert. Doch die Figuren der beiden Hünen reichten aus, dem Weibertroß die Lust an weiterer Auseinandersetzung mit ihnen zu benehmen, die darunter befindlichen Soldaten zogen sich vor dem Rang der Vorgesetzten zurück, der Haufen verlief sich, um an ungestörterem Platz sich eine andere Vergnügung aufzusuchen, und Bartholomäus drehte sich zu den beiden wie in einen Körper verschmolzenen, noch sprachlos an allen Gliedmaßen desselben zitternden Seelsorgern und sagte:

„'s ist nicht aus Herzeleid für Euch, Ihr Raben, aber Eure Federn stinken über's ganze Land, wenn man sie ansengt. Wißt Ihr's noch, wie ihr die Goldammer in Euren Klauen rupfen wolltet? Hab' Eure Jocusfratzen noch in meinen Kopffenstern!"

Er hieb mit seiner Schneide, ziemlich ohne Rücksicht auf die würdevolle Bekleidung und die darunter verborgnen Körpertheile der schwarzen Doppelstatur, das sie verknüpfende Strickwerk auseinander; Raudibusch, dem aus seinen Worten ein Verständniß erwachsen, sah halb unmuthig drein und meinte: „Sind das die Pfaffen, welche Regi— mich däucht, es wär' ihnen nur Recht geschehn," und auch Bartholomäus hielt unwillkürlich in seiner Arbeit inne, brummte: „Unrecht sicherlich nicht! Meinst Du's, Fähnrich? 's ist nur um den Gestank!" und er starrte nachdenklich, aber nicht sehr verheißungsvoll in die kreideweißen Gesichter seiner alten Freunde. Dann murmelte er: „Ein Lösegeld muß wenigstens sein — wenn Ihr's geben könnt —" und mit einem Ruck den Kopf aufwerfend, fragte er: „Steht's nicht in Euren Buchdeckeln und Schädeln, wo denn? Wißt Ihr's, was aus einem Mädchen hier in der Stadt geworden ist — früher, vor langer Zeit — die Margaret Sentis hieß?"

Herr Lotharius Molitor sah den hochwürdigen Dechanten Alois Kärcher und dieser jenen an, und darauf schüttelten beide betrübt den Kopf. Sie wußten es nicht; ihr Gesicht drückte aus, daß sie mit größter Bereitwilligkeit gegenwärtig für das Vermögen, diese simple Frage zu beantworten, einen beträchtlichen Theil aller ihrer sonstigen Wissens-

schätze in göttlichen und satanischen Dingen hingegeben haben würden. Aber sie besaßen von Margaret Sentis keine Ahnung mehr und schüttelten abermals schmerzlich die Köpfe, denn derjenige Bartholomäus Laubacher's hatte sich mit einem Ausdruck gerunzelt, welcher dieser Verneinung für ihre Weitererlösung — wenigstens aus diesen leiblichen Banden — kein günstiges Horoskop stellte.

Da ertönte eine Stimme hinter ihnen, daß ihre beiden Hälse, wenn auch mühsam, zugleich herumflogen, als ob die Worte eines direkt für sie vom Himmel niedergesandten Engels ihnen in's Ohr gehallt seien. Und obwohl es nur die heisere, noch halb von Angst verschnürte Kehle Herrn Franz Xaver Dürrkragens war, lauschten sie doch in gleicher Verzückung auf die Stimme des weltlichen Oberhaupt's fort, welche stotterte:

„Margaret Sentis, Herr General? Ich erinnere mich eines hiesigen Mädchens, das so — vor zwanzig Jahren oder mehr. Sie hatte eine Liebschaft mit einem verlaufenen Landsknecht und ist bald darauf gestorben, weil sie ein Kind — rollt nicht mit den Augen, großmächtigster Herr — es war das ehrbarste, schönste, vortrefflichste Mädchen in der Stadt, und Gott mag wissen, wie sie zu dem Töchterchen — gewiß nicht durch ihre Schuld. Das liebe kleine Ding haben die Engel auch mit der Mutter in den Himmel genommen, kommt's mir im Gedächtniß —“

Der Bürgermeister Franz Xaver Dürrkragen schüttelte ebenfalls seinen Kopf, doch sichtlich zu dem andern Zweck, die untersten Bestandtheile seines vorderhand nicht weiter reichenden Erinnerungsbehälters bestmöglichst nach oben zu rütteln, doch der Obristwachtmeister Bartholomäus Laubacher schnitt ihm diese selbstverdienstliche Bemühung mit einem zum Glück für die gespannt aufhorchenden geistlichen Ohren unverständlich im Bart verklingenden Fluch ab, murmelte: „Ein Töchterchen hat sie — mit der Mutter zum — und der Hundsfott von Vater, der verlaufene Landsknecht läuft vielleicht noch in seiner Lotterhaut auf der Erde herum. — Komm, Fähnrich, wir haben hier in der Asche nichts mehr zu stöbern!“

Er machte einige große, heftige Schritte fort, kehrte jedoch wieder um, hieb den Rest der Stricke der beiden Verkuppelten los und sagte:

„Pfaff und Schulz, das Maulwerk des Einen gilt für den andern. Es giebt Kerle, die's noch mehr verdienten, da am Pranger zu steh'n und zu schmoren. Lauft miteinander, bis Ihr dem Kandelschmied in die Esse fallt!“

Bartholomäus mußte so außerordentlich von seiner Ueberzeugung des Vorhandenseins derartiger noch mehr hängens- oder verbrennungswürdiger Geschöpfe durchdrungen sein, daß er, gewissermaßen die Sündhaftigkeit des Zöllners über der des in seiner Vorstellung aufgetauchten Pharisäers geringschätzend, den einstweilen außer Dienst gestellten geistlichen Hirten Waldkirchs obendrein noch als salva guardia diente, bis er sie unter den Schutz eines ihm befreundeten Hauptmanns gebracht hatte und mit dem Fähnrich Raudibusch den Weg an der Elz abwärts einschlug. Aus lichtgrünem Laub schaute das schwärzliche Gemäuer der Kastelburg herunter, gegenüber glühte die gelbe Hochkuppe des Kandel im letzten rothen Sonnengold, und der Maienabend lag bis an die blaudämmernden Vogesen hin so holdselig über Bergen, Wäldern und Wiesen, als vermöge in Zeit und Raum kein Schatten je seine Herrschaft am Himmel und auf Erden zu trüben. Der Obristwachtmeister ging schweigend, die Jahre mußten allmählich eine anfängliche mißtrauische Abneigung gegen den jungen Fähnrich ihm aus der Seele fortgespült haben, denn er hatte den Arm, fast als ob er einer Stütze bedürftig sei, in den seines jungen Gefährten gelegt, nickte manchmal den Dingen am Wege zu und redete nur dann und wann ein Wort, halb wie für sich selber und mit fremdartig weichmüthiger Stimme. „'s ist wieder so, kommt immer wieder. Nur Unsereins geht und kommt anders zurück. Das Wasser läuft eben bergab; wer's noch einmal auf den Berg hinauftragen könnt' — hübsch war's doch, wie's erst aus der grünen Erde herauskam. Bist noch solch' Geriesel in Stein und Busch — was meinst, mein Sohn? — da treibts gelb mit Schlamm und Unrath. Es brummt was drin — pah, Deine Ohren hören's

nicht. Der Staub hier ist mir oftmals über die Stiefel geflogen, aber einmal klopft man ihn zum letzten Mal herunter. Ich glaub', der Rauch aus dem brenzligen Pfaffennest zieht hinter uns drein und beizt Einem noch die Augen. Da guckt die Hochburg aus dem Struppwerk, ist auch Geschwisterkind von der Kastelburg geworden. Woll'n wir mal nach Theunenbach 'neinschau'n? Die Unken heulen rundum und die Nachtigallen schlagen nimmer. 's ist Mai, aber sie thun's doch nicht, oder hast Du dafür Ohren, Raudi, wie ich für das Gebrumm da unten? Glaube, Du greinst in Deinen Flaum, Bursch — he, wollt'st, Du hätt'st meine Borsten um's Kinn und den Obristwachtmeister im Bandelier? Säß'st Du an einer Hobelbank und schwitztest, wär's Dir besser, wischtest Dir's vom Kopf und schaukeltest vielleicht auf dem Knie ein Töchterchen — potz Eulengezücht, laß sie heulen, wir singen: Vivat Bernhardus dux Alsatiae! Also mit Galle und Gift hinter den Kopffenstern, sagst Du, ist der französische Zimmergesell wieder abgeritten? Der läßt die Hand vom Winkelmaß, es zimmert sich nichts mehr nach dem Bauplan des Pariser Meisters. Aber das Frauenzimmer wird einmal wieder einen blassen Schreck gehabt und sie werden die Köpfe im Nest gewaltig zusammensteckt haben. Hörst's, da singen sie Breisach den Abendsegen! Sind noch gut bei Kehle, die Habichte und Geier!"

Dumpfes, fernes Aufkrachen, dann ein ineinander Verrollen schweren Geschützes von der Festung Breisach her, die das Heer des Herzogs Bernhard von Weimar seit längerer Zeit schon zu belagern begonnen, dröhnte aus dem Boden und der Luft, die Sterne traten allmählich aus dem dunkleren Himmel, nach rechts und links wichen die Berglehnen des verbreiterten Elzthals auseinander, und die beiden Wanderer schritten dem nach und nach verstummenden Kanonendonner entgegen, in die nächtige Rheinebene hinaus. Doch es war ein gutes Stücks Wegs vom letzten Schwarzwaldhügel bis an den ersten der Vogesen, wo sich das Hauptlager des Herzogs Bernhard befand, und ehe sie am Kaiserstuhl vorüber die Weidenbrüche und Inselarme des Rheins erreicht, warf die Sonne schon wieder ihren Schatten gegen die jenseitigen Geschwisterberge des Schwarzwalds voraus.

Sie rief und nährte zauberisches Leben hüben und drüben, die wolkenlose, leuchtende, wie auf lauem Fittig niederschwebende Maiensonne. Weit hinüber im Osten stieg sie über den tannendunklen Schwarzwald auf, dessen gegen West geneigter Abfall noch im blauen Schatten lag, aber die Laubholzgelände der Vogesen traf schon ihr erster Morgengruß, und diesem entgegen hoben sich tausend schönfarbige Orchisköpfe, säuselte das lichthelle Buchenblatt, webte es von allen Hängen schimmerndes Elfengespinnst von Glanz und Duft und standen die Rosen vom glühenden Roth bis zum weißen Schnee hinab in erster Jugendpracht als Herrscherinnen über dem unabsehbaren Haargedräng des Frühlings. Drunten blitzte es dann und wann in den lachenden Sonnenschein, weiße Wölkchen stiegen, schnell im Blau zerflatternd, vom Erdboden nach, und das Echo des Wechseldonners der Geschütze aus den Rohren der Belagerer und der belagerten Veste lief an den beiden Bergwänden des Rheinthals um. Doch auch hieher, an den östlichen Hügelrand der Vogesen kam der Schall nicht hart und schreckhaft als ein Ton der Feindschaft und Gewalt, sondern versummte wie ein friedliches Pochen in der klingenden Luft.

Ein freundliches Bergschlößchen, das die Laune des Kriegs bisher verschont, sah aus einiger Höhe über grünen Park herab, und durch diesen auf kunstvoll gewundenem Pfad schritt in der schönen Morgenfrühe heut' die weiße, hohe Gestalt der Schwester Xaveria. Um sie jubelten die Vögel, Amsel und graue Drossel riefen sich aus hohen Wipfeln weittönenden Gesang herüber und hinüber. Der rothbrüstige Buchfink schmetterte aus jedem Baum sein helles Lied, und sein graues Weibchen flatterte in stummer Fröhlichkeit um ihn her. Es hatte die einsame Wanderin in den leuchtenden Morgen fortgezogen, trieb sie weiter den langsam ansteigenden Weg hinauf, unter dem immer herrlicher die endlose Rundschau sich ausbreitete. Da stiegen, bis an den Fuß des

Berges hingedehnt, die weißen Zelthaufen des Lagers aus dem grünen Thal, gen Norden hinauf ragte hoch und farbig, von hundert Bannern umblitzt, das Hauptgezelt des jugendlichen Feldherrn. Die Cisterzienser Ordensschwester blickte eine Weile unverwandten Auges auf das letztere hinab, dann setzte mechanisch ihr Fuß, als verlange die Brust nach der leichteren Luft oben, sein Aufwärtssteigen fort. Nun hob, deutlich erkennbar, wie aus dem Spiegel des Rheines in die Luft wachsend, weit drüben inmitten der Ebene sich der wallgekrönte Felsgrat Breisach vor dem Blick; sein alter Dom blitzte in der Sonne dem Münster Freiburgs Grüße hinüber, spielende Lichter von den Metallschlünden der Festung zogen sich bis an das Auge der fernen Beschauerin, kamen und gingen.

„‚Deutschlands Schlüssel und des heiligen römischen Reichs Ruhekissen' — Dein Name ist gut, bewahr' ihn allzeit!“ lächelte ihr Mund. Sie hatte das weiße Kopftuch weit von dem glänzend braunen Haar zurückgeschlagen und stand sonderbar wie ein Schneebild in der farbenprangenden Frühlingswelt. Doch man sah, es war nur ein Schein des Winters, den sie in jene hineinwarf. Ihre Brust athmete wie das volle Leben um sie. Der rothe Schimmer der Rosen des Parkgeländes kreiste auch unter ihren Wangen, und wie

ein heimlich Sehnen, träumerisch Verständniß

spiegelte das Blau des Himmels

hinab in sinnend blaue Mädchenaugen.

Es war kein Winter offenbar, der sich unter dem weißen Gewande barg, wer das enthüllte, unbelauschte Antlitz darüber gewahrt, hätte eher glauben mögen, es sei der junge Mai selber, der niedergestiegen, sich in der Lieblichkeit, dem Duft, der süßen Hoffnung seiner eignen Schöpfung zu baden, ein märchenholdes, unsterbliches Götterbild unter vergänglicher Schönheit, die sein Lächeln als Abglanz wachgerufen.

Denn ein glückliches Lächeln spielte noch immer um die Lippen der Einsamen, sie machte eine Bewegung, den Rückweg anzutreten, da schimmerten dicht über ihr die Fenster des Parkschlößchens durch's Gezweig, und unwillkürlich seine Richtung ändernd hob der Fuß sich nochmals weiter bergan. Eine freie Blumenrunde, fast betäubenden Duft hauchend, von tausend Schmetterlingen übergaukelt, breitete sich vor dem Eingang des kleinen Gebäudes; am Rande derselben, vorübergebückt, einen Strauß in der Hand ordnend, kniete auf dem stillen Sonnenfleck das einzige menschliche Wesen, dem die Morgenspaziergängerin begegnet war, ein junges Bauermädchen in elsässischer Volkstracht, mit einer aus Silberfäden gestickten runden, schwarzbebänderten Haube auf dem Scheitel, von dem in zwei lange Zöpfe gebunden goldlichtes Haar bis weit über den Rücken herabfiel. Das Geräusch der Herankommenden ließ sie den Kopf umdrehen, und sich aufrichten, und zugleich trat die Schwester Xaveria mit verwundertem Ausruf schneller auf sie zu: „Du hier, Regine? Kannst Du in Wirklichkeit hexen? Ich sah Dich noch eben schlafend im Zelt — und welche Komödie treibst Du in dem Anzug?“

Die junge Dirne sah, leicht zurückweichend, erstaunt in das Gesicht der Sprecherin; sie antwortete nichts, sondern schüttelte nur mit einem halb linkischen Knix stumm die Bänder an ihrer Haube; Xaveria, sie noch immer anblickend, wiederholte ungewiß: „Ja, was hast Du — bist Du's denn, Kind oder nicht? Nein, wahrhaftig, Ihr seid eine Fremde — es sind nicht Regine's Augen, sonst —“

Das Mädchen lachte nach Art eines hübschen, verlegenen Bauernkindes, that auch wie ein solches den Mund jetzt zu keiner Entgegnung auf, sondern entfernte sich, wieder den Rücken kehrend, halb scheu und blöde langsam auf die Rückseite des Schlößchens zu. „Es wird die Tochter des Parkhüters sein,“ murmelte die Schwester Xaveria, ihr noch einen Moment nachsehend, „aber ich hätte solche Aehnlichkeit kaum möglich gedacht. Bis auf die Augen ist sie fast noch schöner als Regine.“

Abwärts steigend drehte sie aus einiger Entfernung noch einmal die Stirn, das aufgescheuchte Mädchen war wieder an die alte Stelle zurückgekehrt, kniete vor den Blu-

men und fügte eine rothglühende Rose in die Mitte ihres Straußes. Der Weitergehenden kam noch ein Gedanke, über den sie plötzlich halb auflachen mußte. „Besondere Frömmigkeit muß hier oben nicht zu Hause sein, sonst hätte sie sich nicht vor der frommen Schwester erschreckt, sondern ihr wie alle übrigen die Hand zu küssen gesucht. Oder ahnte das kluge Ding, welche wunderliche Heiligenhand es an die Lippen gedrückt haben würde?"

Nun hielt sie verstummend in ihrem fröhlichen Selbstgespräch inne, ihr entgegen von unten herauf scholl ein fester Fußtritt, und sie fuhr leicht zusammen. Es war fast, als vermuthe sie, wer in der nächsten Minute ihren Weg kreuzen müsse, denn im Lager war's bekannt, daß der durchlauchtige Feldherr selbst in der Morgenfrühe häufig den Berg zu besuchen, von ihm nach der belagerten Festung hinüberzublicken und stundenlang nachdenklich allein in dem Schlößchen zuzubringen pflegte. Und gleich darauf tauchte auch der Federhut über der hohen Gestalt des Herzogs Bernhard von Weimar aus dem Rand des Gebüsches auf.

Die Ordensschwester hatte einen Augenblick mit gehobener Hand zaudernd gestanden, dann glitt der Arm nieder, sie machte fast einen Schritt vorwärts, aber plötzlich hob sich mit unwillkürlicher Hast die Hand doch wieder, zog mit heftigen Ruck das weiße Kopftuch dicht über dem Gesicht zusammen, ihr Oberkörper neigte sich im Vorüberschreiten zu ehrerbietiger Verbeugung vor dem jungen Herzog, und dieser erwiederte den Gruß mit einer freundlichen Miene, welche aussprach, daß ihm, wenn die Persönlichkeit der Verhüllten ihm auch fremd sei, doch das verdienstvolle Wirken derselben im Lager nicht unbekannt geblieben. Er machte sogar eine halbe Bewegung, als ob er stillstehen und Xaveria anreden wolle, doch als ob diese seine Absicht nicht wahrgenommen, setzte sie rascher ihren Weg fort, und auch er schritt aufwärts weiter. Aber dann plötzlich schrak sie wie gelähmt zusammen, ihre Hand zuckte wie nach einem jähen Schmerz in der Brust auf's Herz, und ein irrer Laut fuhr ihr von den Lippen. Athemlos flog ihre Stirn herum, starrte dem Verschwindenden nach und ihr Mund stammelte: „Hat er mir nicht gesagt, sie sei ihr ähnlich wie eine Zwillingsschwester? Wo war mein Kopf —?"

Sie mußte ihn halten, als drohe er ihr im wirbelndem Gedankensturm davonzufliegen; besinnungslos hob sich ihr Fuß zurück, in das Parkgebüsch hinein und durch dies aufwärts, erst ungestüm durchbrechend, wie der eines verfolgten Reh's, dann behutsamer, lautlos, und dann schimmerte die leuchtende, falterüberwogte Blumenrunde ihr wieder dicht durch verschleierndes Gezweig vor den fieberhaft leuchtenden Augen.

Der Schritt des Herzogs tönte an den stillen Platz heran, und die junge Bauerndirne stand noch dort, dem Kommenden den Rücken wendend. Er ging achtlos an ihr vorüber, ohne einen Blick auf sie zu werfen, doch im Moment, wo er über die Schwelle des Schlößchens treten wollte, drehte das Mädchen sich rasch um und sagte in deutscher Sprache, allein mit fremdartiger Betonung:

„Einen Strauß, Herr."

„Ich danke Dir, Kind, ich habe Andres als Blumen hier zu suchen." Bernhard von Weimar's Hand streckte sich nicht nach dem Gebotenen, nur sein Auge schlug sich jetzt flüchtig nach der schönen Darbieterin auf, doch zugleich stutzte er sonderbar zurück, auch sein Fuß wich einen Schritt zur Seite und sein Mund stieß ungläubig aus:

„Ein Bauermädchen oder eine Herzogin — wer seid Ihr?"

Sie lachte: „Eine Fee mit goldenem Stab, wenn der Herzog dieses Landes nach ihm verlangt," und als wolle sie die in ihren Worten gedeutete Zauberkraft bewähren, schlug sie leicht mit ihrer unbäuerisch zarten Hand an den Strauß, und ein Goldbildniß König Ludwig's des Dreizehnten fiel aus den Blüthen klirrend und gleißend in den Wegsand.

Es war, als flimmerte es daraus wie ein leichter Schwindel vor die Augen des jungen Feldherrn herauf, seine Brust holte tief Athem, seine Lippen öffneten und schlossen sich wieder, bis sie entgegneten:

„Das bot Eures Oheim's Abgesandter mir vorgestern auch, Herzogin — es bedarf keiner Fee dazu. Ich brauche es nicht — und wenn ich's brauchte, ich würde nicht daran glauben, denn es sind Goldblätter von dem höhnischen Märchenbaum, die sich in der Hand des Pflückers in welkes Laub verwandeln."

„So nehmt die Blüthen, Herzog Bernhard —"

Sie reichte ihm nochmals den Strauß mit der rothglühenden Rose entgegen, er stand unbeweglich, nicht danach fassend, nicht abweisend, nur sein Blick haftete ebenso reglos stumm noch auf ihrem Gesicht, das sich auch mehr und mehr mit rosiger Röthe um aufflammende Augensterne übergoß, und langsam anhebend, schneller und schneller sprach der purpurne Mund unter ihnen:

„Ich habe gethan, was Ihr verlangt, Herzog Bernhard, und stehe auf deutschem Boden vor Euch. Ich bin Euch nachgekommen, da Ihr nicht wieder zu mir kam't. Ihr täuscht Euch und mich, denn Ihr braucht das Gold meines Oheims, mehr denn je, um zu werden, was Eure hohen Sterne leuchten. Aber ich biete Euch nicht sein armes Gold, ich bin keine Herzogin, sondern eine Bauernmagd, Eure Magd, die nichts verlangt, als daß Ihr für eine Krone diese Blumen aus ihrer Hand nehmt. Ich bin keine Herzogin und keine Französin, sondern eine deutsche Magd, die Eure Sprache gelernt hat, um Euch schamroth in ihr zu sagen: Ich liebe Euch, Bernhard!"

Und mit glühendem Antlitz gleich der Rose in ihrem Strauß streckte Clemence von Aiguillon diese mit beiden Händen gegen Bernhard von Weimar vor. Die weite Rheinebene drunten ging schwankend vor seinen Augen auf und ab, ein Rollen tönte herauf, und lautkrachende Antwort von der vergeblich umlagerten Felsenfestung hallte, an der grauen Wand des Kaiserstuhls umlaufend, drein — dann zitterte ein erstickter banger Aufschrei über die sonnige Blumenrunde der stillen Berghöhe, und leise zitternd glühte eine rothe Rose in der Hand des jungen Feldherrn, auf den die Hoffnungsgestirne des deutschen Volkes herabblickten.

Viertes Kapitel.

Seltsames ironisches Würfelspiel der unsichtbaren Hand, welche die Augensterne auf der Wurfbank des deutschen Reiches durcheinander rollte! Immer wechselnd, wiederholte sie doch, was immer gewesen, nur verwandelte sie es in's Gegentheil, ihr eisernes Spielzeug fiel auf andre Seite, der Jubel tönte hier, und dort verstummte das schadenfrohe Lachen.

Gab es überhaupt einen großen Scholderer, der als Obmann über der heißen Leidenschaft der Wettenden thronte und, Recht von Unrecht scheidend, dem Betrug wehrte, den Gewinn des Redlichen sicherte?

Ob es ihn geben mochte — nicht Viele mehr gab es, die noch an sein Vorhandensein glaubten. Ein ganzes Geschlecht hatte von der Wiege an zu oft gewahrt, wie der gefälschte Würfel Gold und Glück, Länder und Kronen eintrug und dem ehrlichen Partner nichts gelassen als höhnische Armuth und ein ruhmloses Leichentuch, stumm die letzte Blöße zu decken. An dem Teufel zu zweifeln, wäre Thorheit der sehenden Augen gewesen, denn er bewährte seinen Geist und seine Gunst an jedem Orte und zu jeder Stunde. Wo sein eigner Pferdefuß nicht deutlichste Spur hinterließ dienten Kobold und Nixe mit schadenfroher Hurtigkeit seinem Willen, und hinter ihnen drein schritt der Dominus Blicero, der beinerne Spielmann aus der alten niederdeutschen Thierfabel, der auf den Schädelknochen eines Pferdekopfs geigte, um Hoch und Niedrig, Gut und Bös, Glück und Unglück aus dem tollen Reigen mit der dürren Bogensaite abzuwinken und mit ihnen seitwärts auf sein schweigsames Saatfeld fortzutanzen, dessen Schollen er an allen Wegen und in jedem Winkel aufgeackert bereit hielt.

Niemals hatte der Aberglaube, lang und farblos wuchernden Keimtrieben in dumpfer Kellertiefe aussprossender Knollen gleich, üppiger und sinnloser wuchernde

Schößlinge aufgeweckt, das Gemüth des Volkes, selbst das der Verständigen mehr mit Zeichen, Vorbedeutungen und Spukgestalten, mit der Ueberzeugung der Existenz übernatürlich-unheimlicher Kräfte und ihrer Ausübung durch Inhaber ihrer Geheimnisse erfüllt. Niemals hatte der Unglaube das Walten einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung so hoffnungslos von dem Thron jedes Hauptes und Herzens herabgestürzt und auf den leeren Herrschersitz ein vielköpfig, doch mit seinen tausend Augen nur blindstierendes Ungethüm, das neue Baalsbildniß des Zufalls emporgehoben. Und wo noch ein Glaube, eine Hoffnung im letzten Geheimwinkel edlerer Brust sich bargen, da bauten sie nicht mehr auf die Götternamen, deren Geheiß seit zwanzig Jahren gegeneinander wüthend Schuld und Unschuld, Gier und Gerechtigkeit in dieselbe Grube zusammen verscharrte, sondern auf etwas Neues, noch Verschleiertes, nur bang und sehnsuchtsvoll Geahntes, das aus dem Herzschlag der Menschheit selbst als Leiter ihres Schicksals aufsprießen müsse, wie hie und da in Jahrhunderten und Jahrtausenden unter allen Völkern der Erde einmal einzelne verklungene Stimmen von ihm Kunde gegeben.

Seit zwanzig Jahren ging der Krieg über Deutschland, pflanzte wie ein fluchbeladen Erbstück

verstummten Daseins Hader auf die Enkel sich rächend weiter.

Wer gedachte noch seines Anfang's, wer der Gründe, um deren willen er begonnen? Er war zur Selbstverständlichkeit geworden, wie dem Eingekerkerten die dumpfe, ekle Luft seines unterirdischen Verließes, wie dem von langem Siechthum Befallenen Athemnoth, schwärende Wunden und taumelnder Irrsinn seiner Gedanken. Aber eine Krankheit des ganzen Körpers und der Seele war er, auf welche die Zeit ihrer Dauer keine mildernde, abschwächende Hand legte, die sich nicht zu leichteren Anfällen austobte, sondern deren Wuth, der leibhaftigen Pestseuche gleich, die sie in ihrem Gefolge mitgebracht, mit der Zahl ihrer Opfer stieg. Wie jene, vermehrte sie von Jahr zu Jahr den tödtlichen Giftstoff ihres Anhauch's, steigerte die Grausamkeit der Verheerung ihrer immer zahlreicher werdenden Ausbrüche, und ihr überquellendes Maß an Blut fordernd, nahm sie es, wie früher aus breitem, schäumendem Bach, jetzt aus tausend und aber tausend rieselnden Quellen. Fast ließ sich sagen, je weniger große, entscheidungsvolle Schlachten in den letzten Jahren des Krieges geschlagen worden, desto reichhaltiger verströmte die letzte Lebenskraft aus den Adern, welche das zügellose Schwert dem deutschen Volke in Haus und Hof zerschlug.

In der Brust des Menschlichen, des Edlen, des wahren Vaterlandsfreundes konnte nur ein Gebot, eine Alles bewältigende Triebkraft leben, ein Mittel zu finden, einen Talisman, sei's aus dem sagenhaften Himmel oder aus der sagenhaften Hölle, um den beinernen Spielmann abzuwehren, der schneller und schneller den Todtenreigen des ganzen deutschen Volkes aufgeigte. Ein Lebenselixir, ob aus Molch- und Krötensäften selbst um Mitternacht gebraut, nur eine Kraft, die das verzuckende Leben aufrecht hielt, um den Frieden gebieten zu können und aus ihm ein neues, wirkliches Leben zu erwecken.

Wer diese Wunderkraft besaß, war der Heiland des neuen Glaubens, nach dem die irre, verzweifelnde Sehnsucht aller Besseren schlug, und er konnte darauf bauen, daß sich in diesem Fall ihrer aller Herzschlag mit dem Grundsatz ihrer tödtlichsten Feinde vereinigen würde: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

Doch das Mittel erreichte nicht allzeit den Zweck. Seltsam ironisch hatte sich das Würfelspiel am Oberrhein in's Gegentheil verwandelt, daß wie einst die Hochburg zwischen Schwarzwald und Vogesen als einzige Veste und Hort der Protestanten geblieben war, so jetzt die Felsenfestung Breisach auf dem letzten Ausläufer des Kaiserstuhls für die Sache der Kaiserlichen den letzten Stützpunkt bildete. Daß von dieser, unerstürmbar gleich jener, das Gerücht umherlief, die zahlreiche Besatzung in ihr zehre an abgenagten Knochen und Sohlledr, wie es vor drei Jahren die Vertheidiger der markgräflichen Burg unter Joseph Wagner gethan. Doch obwohl der Letztere selbst fast täglich mit dem Herzog Bernhard die ernsthafteste Berechnung der in Breisach noch

möglichen Nahrungsvorräthe anstellte, deren Ergebniß baldigste Aufzehrung derselben als sicher ergab, und obwohl jenes Gerücht von der äußersten Hungersnoth in der belagerten Festung schon seit Monaten alle Gemüther nah und fern mit äußerster Spannung erfüllte, war doch der Sommer bereits vergangen, ohne daß der Kommandant Breisachs, der Feldzeugmeister von Reinach, Unterhandlungen angeknüpft oder irgend ein sonstiges Anzeichen als nöthig bevorstehender Uebergabe sich bemerklich gemacht hätte. Schweigsamer und abgeschlossener, als in früherer Zeit, hielt sich der jugendliche Feldherr; auf seinem ernsten Antlitz stand auch für den der Sachlage Unkundigen zu lesen, daß eine Hauptentscheidung des zwanzigjährigen Krieges, vielleicht die Zukunftsloose des deutschen Reiches in der steinernen Wagschaale Breisachs, der fortgesetzten Behauptung oder dem Fall desselben enthalten seien. Denn man wußte gar wohl, daß Kaiser Ferdinand der Dritte die äußerste Kraft aller seiner Reiche zusammenraffte, um der Festung Entsatz zu bringen, oder sie schlimmsten Falls wenigstens mit neuem Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Sein eiliges Gebot rief aus den Niederlanden den Feldmarschall Hans Götz mit seinem beträchtlichen Heer von dem dortigen Kampfschauplatz rheinaufwärts, und von Osten her rückten die neu organisirten Trümmer der liguistischen Armee an der Donau heran, um sich mit dem von Norden kommenden Zuzug zu vereinigen. Der Herbstwind spielte mit gelbflatternden Blättern, wo im Beginn der Belagerung die Rosen Glanz und Duft gestreut, und nur die Berggelände glühten noch von rothem Weinlaub wie in purpurnes Feuer getaucht. Es war nicht Winter noch, über der Rheinebene lag der späte Oktober noch sonnenfreudig und sommerlind, doch eine Nacht konnte hüben und drüben die Gipfelhäupter mit weißer Haube bedecken, und Sturm und Frost mit brausendem Ungestüm als Verbündete der Festung ihren Einzug halten. Auch im Feldlager herrschte keineswegs Ueberfluß an Nahrungsmitteln, von denen die nächste, völlig ausgesogene Landschaft nichts mehr darbot, so daß ihre regelmäßige Beitreibung weite Streifungen erheischte. Wenn diese durch die heranrückenden Gegner bedroht und vielleicht abgeschnitten würden, schien die Aufrechterhaltung der Belagerung beinahe undenkbar zu werden, und ebenso schien ohne eine Beihülfe vom Himmel das bedrohlich von zwei Seiten aufziehende Unwetter fast unabwendbar.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß die Augen Aller, der Hauptleute wie der Soldaten, sich jedesmal mit erwartungsvoller Spannung auf die Miene Bernhard's von Weimar richteten, wenn er das Lager durchritt. Und ebensowenig als diese aufmerksame Beobachtung, konnte ihm entgehen, daß ihn jedesmal stürmischerer Jubelruf begrüßte, sobald er nicht, wie gewöhnlich, allein erschien, sondern dann und wann von einer jugendlich-anmuthigen Reiterin begleitet ward, die mit flatterndem weißem Federbaret über goldig leuchtendem Haargelock auf zierlich tänzelndem Zelter lächelnd, plaudernd, nach allen Seiten sich neigend und grüßend, gewandt ihr Pferd neben ihm durch die Zeltgassen hinauslenkte. Dann brauste es tausendstimmig zusammen: „Herzog Bernhard lebe! Es lebe die Herzogin von Aiguillon!“ daß die letztere sich noch holder ringshin dankend verneigte, und dazwischen hinein mischte sich überall bald undeutlich, bald lauter verständlich ein keckerer Ruf: „Die Braut unseres Feldherrn lebe! Es lebe die Herzogin von Sachsen!“ Man sah, die Lippen brachten mit den letzten Grüßen keiner Wirklichkeit ihre Huldigung dar, aber sie sprachen einen Wunsch, inständiges Verlangen, und nicht ihres allein, sondern unverkennbar das des ganzen Feldlagers aus. Es schien gemeiniglich, als überhöre Bernhard von Weimar, in ein Gespräch mit seiner Begleiterin verwickelt, deren Augen bei jenen vereinzelten Stimmen feuriger aufblitzten, die ihr beigelegten Bezeichnungen; nur zuweilen brach er, mit geröthetem Gesicht heftig seinem Roß den Spornstachel in die Weichen stoßend, kurz und verwirrt die Unterhaltung ab und jagte ohne Rücksicht auf seine Gefährtin in schweigamer Hast durch die Menge in's Freie hinaus.

Doch Clemence von Aiguillon gab ihm an Unerschrockenheit und sicherer Behauptung ihrer leichten Gestalt im Sattel nicht nach; sie holte ihn ein und rief lachend

„Wenn's Euch so beliebt, Bernhard — wohin der Flug Euch trägt, trägt er auch mich, ob in die Ober- oder in die Unterwelt!" Aber dann ritt auch sie stumm ohne ein Wort der Frage über sein plötzliches Davonstürmen und Schweigen neben ihm her, bis er mit halb stockender Brust wieder ein Gespräch begann und sie in's Lager zurückkehrten, wo er vor ihrem Zelt anhaltend und aus dem Sattel springend, ihr ritterlich den Steigbügel hielt. Ihr schmaler Fuß schlüpfte unter dem langen, kostbaren Reitgewande draus hervor, ihre Hand stützte sich einen Moment leicht auf seine Schulter und die schlanke, reizvolle Gestalt glitt wie ein körperlos schwebendes Gewölk an ihm nieder, deren goldene Säume für eine Sekunde lang streifend an seinen Schläfen hinflatterten. Und nickend: „A revoir, Bernarde — nein, ich bin eine deutsche Magd — auf Wiedersehen, Bernhard! Lebt wohl!" verschwand sie in ihrem fürstlich prangenden Gezelt.

In gleicher Höhe mit demjenigen des jungen Feldherrn selbst, ragte dies unweit von dem letzteren auch, doch weiter noch an Umfang, äußerlich wie im Innern mit reicherer Pracht ausgestattet. Französische Eleganz und Fülle der Lebensannehmlichkeit schmückte und durchzog alle Räume, als sei in das rauhe deutsche Feldlager ein glänzendes Stück des Schlosses von Versailles hineinversetzt. Eine auserlesene Schaar von Pariser Zofen, fast Hofdamen ähnlich, bediente ihre Herrin wie eine Fürstin von erlauchtem Geblüt, der auch Herzog Bernhard fürstliche Ehren dadurch erwiesen, daß er ihr zwei Hauptleute als Wachtposten vor den Eingang ihres Zeltes verliehen. In diesem hatte Clemence von Aiguillon den Sommer verbracht, nicht als ob sie ungeduldig von Tag zu Tag, Monat um Monat auf etwas warte, sondern immer mit einem ruhigen, zufriedenen Lächeln auf den Lippen, wie wenn das Lagerleben für sie höchsten Genuß und Zweck ihres Daseins bilde, und als ob sie keine Ahnung von der Ungeduld des Heeres besitze, das, vergeblich nach Westen ausschauend, immer aufs Neu die Zeit verrinnen sah, ohne daß der sehnlich erharrte goldene Regen auf die Danae in ihrer Mitte herab — oder aus ihren Feenhänden in die Schicksalswagschaale Deutschlands hineinfiel.

Sie besaß etwas von dem Bilde, in welchem Italiens große Maler ihre Vorstellung von der Geliebten des Wolkenschüttlers wiedergegeben, die kaum neunzehnjährige Nichte des Kardinals Armand du Plessis, Herzogs von Richelieu. Wenn sie auf dem scharlachrothen Grunde des Ruhlagers in ihrem Zelt ausgestreckt lag, die vollen, halbentblößten Arme weich über den Scheitel hinauflegend, schien sie in träumerischer Sehnsucht auf einen vom Himmel niederrauschenden Gruß zu harren. Dann ging unter dem weiten Hausgewand ungeduldig wogende Regung durch die entfesselten Glieder, es war, als haschten ihre blühenden Lippen durstig nach unsichtbarem Trunk, und aus den halbgeöffneten Lidern schweifte ein stummes, heimlich loderndes Feuer zu dem bunt durcheinander rinnenden Farbenspiel des Zeltdaches auf. In solcher Stunde hatte sie ihre überraschende Aehnlichkeit mit Regine Lindinger völlig verloren; wäre diese plötzlich zu ihr hineingetreten, hätte sie als ein großgewachsenes, kaum noch jungfräulich erscheinendes Kind neben einem vollgereiften, sich selbst voll erkennenden Weibe gestanden, das an Jahren nicht älter sein konnte, als das Waldkircher Mädchen, doch in der gleichen Anzahl der Lebenstage von doppelter Sonne durchglüht und üppig entfaltet erschien.

Clemence von Aiguillon war sehr schön, wenn sie unbeobachtet dem Bildniß einer Danae glich, aber eigenartig-schöner fast, nicht als ein vollendetes Gemälde ihres Geschlechts mit bestrickendem Verlangen ihrer Gestalt und ihrer Züge, dem andre zu gleichen vermochten, war sie, wenn das enge Reitmieder ihre Brust bis hoch an den Hals empor umspannte, auf dem ihr Kopf sich wie eine Goldblüthe auf schlankem Blumenstiel wiegte; wenn ihr seidenes Haar im Wind um die rosig angehauchten Schläfen flog, ihre Augen lachend, als wüßten sie von keinem Begehren außer dem freudigen Dahinjagen durch Thal und Bergwald, in die Sonne hinausblitzten, und unerschrocken ihre kleine Hand, fest und furchtlos gleich der ihres kraftvollen Begleiters, den Zelter z[...]

wegenstem Flug über jedes gefahrdrohende Hinderniß forttrieb. Bewundernd — in letzter Zeit manchmal mit einem flüchtigen Aufzucken von Bangniß — blickte Bernhard von Weimar auf die Tollkühnheit der schönen Reiterin, die den Wechsel des Ausdrucks in seiner Miene wahrnahm, doch ihn ohne Wort nur mit lauterem Auflachen und gesteigertem Wagniß vergalt, bis eines Tag's, doch in diesem Moment ohne ihre Schuld, Warnung und Strafe sie dafür ereilte. Gegen Abend schon war's, über ihnen rüttelte der Wind in den Kronen eines Waldes und streute mit knisternden Blättern frühes Dämmerlicht aus den Wipfeln herab, und um scharfe Wegbiegung kam langsam, nachdenklich vorgesenkten Hauptes die weiße Gestalt der Schwester Xaveria geschritten, daß beide Pferde plötzlich zugleich vor dem unerwarteten Anblick zurückbäumten. Herzog Bernhard gelang es, das seinige zu bändigen, allein wie er besorgt aufsah, gewahrte er den Zelter seiner Gefährtin leer und scheu durch den Wald fortjagend und diese gestürzt am Wegrand daliegend. Hastig schwang er sich aus dem Sattel und rief der Ordensschwester, die wie eine weiße Bildsäule unbeweglich-eingewurzelt stehen geblieben war: „Helft!" Doch sie regte keinen Fuß und keine Hand; er flog auf die betäubt noch am Boden Ausgestreckte zu, richtete sie empor und fragte mit erschreckter Stimme: „Was ist Euch? Sprecht! Seid Ihr verletzt?"

Nun schlug Clemence von Aiguillon die Augen auf, und ein träumerisches Lächeln ging als Erstes über ihre Lippen. „Nicht mehr als sonst, Bernhard, nur der Fuß, glaube ich —"

Herzog Bernhard drehte mit heftigem Ruck den Kopf abermals nach der Schwester Xaveria. Doch sie stand nicht mehr auf dem früheren Platz; in dem Augenblick, als die Reiterin zum Leben zurückgekehrt und die Lider geöffnet, hatte sie sich rasch gewandt und verschwand schnellen Schrittes bereits wieder an der Biegung, um die sie gekommen. Zornig blitzte das Auge des Herzogs ihr nach, und er rief gebieterisch: „Seid Ihr blind und taub? Kommt und helft, wie's Eurem Kleid ziemt, das die Schuld an dem Unheil trug!"

Aber die weiße Gestalt hielt auch jetzt nicht inne, sondern der dämmernde Wald verschlang sie. Clemence suchte sich vergeblich aufzurichten, ein verhaltener Schmerz zuckte leise in ihrem Gesicht und sie sagte gleichmüthig:

„Ich hatte Recht, der Fuß will's nicht."

„Ist er verwundet, gebrochen?" Bernhard von Weimar streckte mit unwillkürlichem Schreck die Hand nach dem schmalen Schuh, der sich eilig vor ihr unter den Saum des Reitkleides zurückzog. „Seid nicht thöricht, wir müssen es prüfen," fügte er hastig hinzu, und nun verharrte der Fuß, von dem er den Schuh behutsam ablöste, in seiner seidenen Hülle zögernd in der Hand des sorglich Untersuchenden. Dann aber entzog er sich ihr, schnell entschwindend, wieder wie zuvor, und Clemence von Aiguillon lächelte:

„Ihr seid ein guter Arzt, Bernhard, und habt schon geholfen. Der Schmerz ist vorüber, es ist nichts Anderes als leichte Verrenkung vom Sturz. Laßt uns heimkehren, die Nacht kommt. Wo ist mein Pferd? Wäret Ihr nicht bei mir, könnt' ich mich fürchten, Bernhard — hatte sie nicht etwas von der weißen Frau, die als Gespenst in Fürstenschlössern umgeht?"

Sie blickte mit halber Scheu in die Richtung, wo die Ordensschwester gestanden, der junge Herzog zürnte: „Eine Närrin muß sie sein, die ich dafür strafen lassen werde, daß sie mich mit Euch allein —"

Er brach plötzlich halb verwirrt ab. „Wo Euer Zelter geblieben? Er wird ohne uns in's Lager zurückgekehrt sein, und Ihr müßt mein Pferd besteigen. Glaubt Ihr, daß Ihr's vermögt? Kommt!"

„Gewiß!" Doch Clemence hatte die wiedergewonnene Kraft des verletzten Fußes überschätzt, sie schwankte bei'm Aufstehen und mußte sich auf den Arm ihres Gefährten stützen, um nicht zu fallen. „Seht Ihr, Ihr täuschtet Euch, Clemence," erwiederte er

mit halb undeutlicher Stimme, sie mit dem andern Arm umfassend und stützend, „ich muß Euch tragen und in den Sattel heben, damit wir heimkommen."

Sie entgegnete nichts, seine beiden Hände umschlangen ihren weichen Leib, hoben und trugen sie wie ein Kind, ohne daß ihre Arme sich an ihm hielten, nur ihre Augen leuchteten stumm über seiner Schulter in das Dunkel hinaus. Sorgsam befestigte er sie auf dem Sattel seines Pferdes und ergriff den Zügel desselben, um es zu führen. Nun brach sie zum ersten Mal das Schweigen, beugte sich halb zu ihm nieder und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich danke Euch, Bernhard, doch ich habe noch eine Bitte an Euch."

Ihre Augen ruhten mit glänzendem Strahl dicht in den seinigen, die sich reglos gebannt zu ihr aufhefteten, und er fragte, beinahe stotternd, aus Athem verhaltender Brust:

„Welche, Clemence?"

„Daß Ihr der Ordensschwester nicht zürnt, sie nicht straft, weil sie —"

Die halb flüsternde Sprecherin hielt inne, nur ihr Blick redete noch fort. „Weil sie —" wiederholte der junge Herzog, und er stockte wieder und ergänzte rascher: „Weil sie gethan, was ich oft vergebens versucht, Euch, ohne daß Ihr ernsthaft Schaden genommen, gewarnt hat, Euer tollkühnes Reiten zu unterlassen? Ihr habt Recht, ich will sie nicht strafen, will ihr dankbar sein dafür. Gebt mir Euer Versprechen, daß Ihr nicht mehr zu Pferde steigen wollt, Clemence!"

Er streckte seine Hand aus, doch die ihrige zog sich zurück, nur ein leises Auflachen zwischen ihren perlenden Zähnen antwortete ihm. „Das heißt, ich soll versprechen, Euch nie mehr zu begleiten. Euere Forderung ist jesuitischer ausgesonnen, als ich es aus Eurem Munde vermuthet hätte, Bernhard, um zu verhüten, daß Ihr wieder in die Lage kommen könntet, eine Samariterrolle spielen zu müssen, wie heut'."

Es war zu dunkel geworden, um gewahren zu lassen, daß sich Bernhard von Weimar's Stirn unter dem schattenden Hut mit tieferem Roth überzog; er versetzte: „Ihr weigert mir Eure Hand darauf? Geben wir beide zur Hälfte nach und gelobt mir, wenigstens von jedem Wagniß fortan abzulassen, das Euer Leben gefährden könnte — versprecht mir —"

„Alles, was Ihr wollt, wenn Ihr kein Ansinnen stellt, das über das Maß meiner Kräfte hinausreicht, wie zuvor." Ihre Hand hatte mit schneller Bewegung seine Worte unterbrochen und sich warm und anschmiegend in die seinige gelegt, und ihre Lippen fuhren scherzenden Tones fort: „Straft sie, wenn Ihr glaubt, daß sie sich Euch geweigert, nehmt ihr die Freiheit — Anderes zu thun, als was Ihr gebietet. Hat mein Leben denn einen Werth, Bernhard?"

Ihre Hand haltend, zog er ohne Erwiedrung das Pferd am Zügel vorwärts. Erst nach einigen Schritten sagte er halblaut: „Der Sattel ist nicht für eine Reiterin geeignet, ich besorge, Ihr würdet ohne Anhalt im Dunkel herabgleiten," und er behielt ihre Hand in der seinigen, bis sie das schon in abendliche Ruhe versinkende Zeltlager erreichten.

Der wirkliche Himmel blieb sonnig, doch am Kriegeshorizonte rückten die bedrohlichen, von Allen ahnungsvoll erwarteten Sturmwetter dichter herauf. Von der Stadt Offenburg im Norden her traf Meldung ein, daß ein schwärmender Reitertrupp des Feldmarschalls Götz vor die Thore hinangesprengt sei, gleiche Botschaft kündete die Annäherung der Baiern über die Pässe des Schwarzwaldes und den Vortrab eines Heeres des Herzogs Karl von Lothringen im Süden der Vogesen. Von Tag zu Tag trat die Unabwendbarkeit einer Entscheidung näher heran, und eines Morgens warf Bernhard von Weimar sich mit plötzlichem Ungestüm der liguistischen Armee im Osten entgegen. Zu aufgelöst wilder Flucht trieb er sie über die Berge des Schwarzwalds zurück, doch der Sieg war theuer erkauft, nicht durch Verlustzahl seines Heeres, sondern durch Fehlschlagen seiner Erwartung, daß die niederländisch-kaiserliche Armee den Baiern

zur Hülfe eilen werde. Aber unbeirrt hatte der Feldmarschall Hans Götz den ihm vorgeschriebenen Hauptzweck im Auge behalten, war seitwärts durch das Kinzigthal gegen Breisach vorgerückt und hatte, unter dem Schirm der Nacht die geschwächte Kette der Belagerer durchbrechend, vermittelst leichter Reiterei nachhaltige Vorräthe an Nahrungsbedürfnissen in die von äußerster Hungersnoth entkräftete Festung hineingeworfen. Gleichmüthig zog er sich nach Erreichung dieses Planes vor dem eilig rückgewendeten Sieger zurück, und als dieser wieder am Kaiserstuhl eintraf, sah er die Ausdauer eines halben Jahres fruchtlos vergeudet, die mit neuen Lebensmitteln bereicherte, unerstürmbare Felsenveste trotziger als je und ringshin nach allen Seiten sich von drohenden Feinden umschlossen, denen er nur gewachsen war, wenn er die Belagerung und damit jede Hoffnung auf den Besitz Breisachs aufgab. Mit düsterem Blick erwartete am Mittag der junge Herzog in seinem Zelt alle Generale und Obersten des Lagers zum Rathschlag; der Abend kam und tiefes Dunkel brach ein, eh' auch sie nach einander schweigsam ernsten Gesichts ihren einsam zurückbleibenden Feldherrn verließen. Mit großen Schritten durchmaß er länger denn eine Stunde den Raum seiner luftigen Wände, manchmal fieberte das hüpfende Blut ihm in den Schläfen und er stand, als horche er um Rath nach dem klopfenden Herzschlag in der eigenen Brust. Dann faßte er mit plötzlichem, wie besinnungslosem Griff nach seinem Hut und eilte, wie vom Sturm willenlos fortgerissen, an den staunenden Wachen vorbei in die Nacht hinaus — und mit der Sonne des Frühmorgens brach ein Jubelsturm von allen Lippen des Feldlagers, denn in ihr flatterte farbenprächtig von dem Gezelt der Herzogin Clemence von Aiguillon neben der Fahne Frankreichs das sächsische Banner Herzogs Bernhard von Weimar, und tausendstimmiger nicht endender Freudenruf füllte die glänzende Herbstluft: „Es lebe die Braut unseres Feldherrn!"

Der andere Talisman lag in Bernhard von Weimar's Hand, die ihn nicht gewaltsam zu erobern, die sich nur nach ihm auszustrecken gebraucht, wie nach einer süßen Frucht, welche nickend, in tausend reizvollen Farben spielend, über seine Stirn herabhing. Sein Mund hatte das Zauberwort aus dem Märchen des Ostens gesprochen, und klingend flogen die Felsthore des Berges auf, aus dessen Tiefe die goldgleißenden Erzgänge funkelten. Es war Herbst, doch wie Frühjahrsbrausen ging es durch die Wipfel, und schäumendes Rauschen brach aus Waldeshang und Feldschlucht überschwellend in's Thal.

Mit einem Diademgeschmeid aus Perlen und himmelblauem Saphir auf dem Goldscheitel stand die Fee in ihrem Zelt, deren winkender Stab die tönenden Wunder aus dem starren Boden heraufgerufen, doch der Gluthstrahl ihrer Augen überleuchtete allen Glanz des Edelgesteins und flammte fast mißächtlich auf das mißtrauisch vor sich hinblickende Gesicht des Generals von Charpentier herunter.

„Ich gebe mich überwunden, Herzogin," sagte er mit leise knirschenden Zähnen in französischer Sprache, „Eure Strategie war erfolgreicher als meine und hat, wie es scheint, den Sieg davongetragen. Doch der Schein trügt mitunter, auch die Noth hat beredte Lippen und Augen, die mit ihr farblos und welk vergehen können. Ihr habt das Diadem errungen, Herzogin, hütet es, daß Eure Stirn es bewahrt."

„Was heißt das?" Sie trat mit blitzenden Augen fast drohend vor ihn hin. „Glaubt Ihr —?"

Er zuckte ruhig die Achsel. „Ich glaube nichts, als was geschehen ist. Aber ich weiß, daß es langer Zeit und Mühe für Euren Sieg bedurft hat, zu vieler Mühe, will mich bedünken, als ein solcher Erfolg aufwenden müßte, um Bürgschaft für seine sichere Dauer in sich zu fühlen."

Clemence von Aiguillon war schön, doch nie wie in diesem Augenblick. Ihre schlanke Gestalt wuchs hoch, fast königlich empor, zornflammend loderte es über ihr Antlitz, aus dem Blitze des Stolzes und der Verachtung den Gesandten ihres Oheims trafen. „Bürgschaft?" wiederholte sie — „da — ich bin meine und Frankreichs Bürg-

schaft!“ und ihre Hand griff empor, riß das kostbare Geschmeide vom Scheitel und schleuderte es heftig-achtlos zu Boden, daß die funkelnden Steine und Perlen aus der Goldfassung klirrend das Zelt durchflogen. „So lange diese Augen nicht farblos und diese Lippen nicht welk sind — nehmt meinen Dank für Eure Courtoisie, General, sie ist Eures Namens würdig — so lange nicht —“, ihre Hand zuckte mit leidenschaftlicher Bewegung nach dem Herzen — „was wißt Ihr von einer Bürgschaft solches Sieges, von dem Preis, den er erringt und bezahlt? Thut Eure Pflicht, ich heiße sie Euch, die Herzogin von Sachsen, die Tochter und die Verbündete Frankreich's!“

Sie streckte mit souverän-gebieterischer Hand, den General entlassend, die Hand aus. Er verbeugte sich gelassen-antwortlos und ging; unfähig sich länger zu beherrschen, warf die allein Zurückbleibende sich auf ihr Ruhelager und brach in krampfhaft-leidenschaftliche Thränen des Zornes, der übermächtigen Erregung, des triumphirenden Glückes aus. Mochte er Recht gehabt haben, daß die Strategie ihres Kopfes einen Sieg davongetragen; wer sie hier unbelauscht sah, konnte nicht zweifeln, daß der Sieger in der Brust des schönen Weibes vernehmlich pochte, er triumphire nur deshalb, weil er selbst jubelnd überwunden zu den Füßen des Besiegten liege.

„Son Altesse, le duc de la Saxe“, meldete eine der Pariser Dienerinnen, und Clemence von Aiguillon flog empor, ihre Hände ordneten mit zitternder Hand das verwirrte Haar an den Schläfen zurück und preßten sich auf die feuchtschimmernden Augen, ihr Mund stotterte: „Nein —“ aber ihr Fuß eilte willenlos dem Eingang des Zeltgemach's entgegen, unter dem der Gemeldete erschien. Er blickte sie erstaunt an: „Ihr habt geweint, Clemence?“ und es ging sonderbar unruhvoll durch seine Augen, röthete ihm die Stirn, bis er hastig hinzusetzte: „Bei Gott, Eure Thränen erst zeigen mir, Ihr seid schöner, als ich bis heut' geglaubt.

„Dann will ich immer weinen, Bernhard!“ lachte sie in alter Weise unbekümmert auf, daß ihr Anblick einen seltsam zauberischen Gegensatz zu dem fröhlichen, scherzhaften Klang der Worte und ihrem Inhalt bildete.

„Doch warum thatet Ihr's jetzt?“

„Weil —“, sie trat dicht an ihn hinan, der Hauch ihrer Lippen wehte in sein Gesicht und ihre Hand schlang sich in die seinige — „weil meine Augen sich noch nicht an ihr Glück gewöhnt hatten, sondern noch der andern Thränen gedachten, die sie so oft darum geweint, daß Ihr sie so lange vergeblich bitten ließet. Warum thatet Ihr's Bernhard?“

Eine verhaltene auf die Erwiederung harrende Spannung durchschimmerte ihre Züge, der Gefragte wandte unwillkürlich wie in unschlüssiger Verlegenheit die Stirn halb zur Seite, dann entgegnete er rasch:

„Ihr fragt mehr, als ich weiß, Clemence. Laßt uns des Gewordenen froh sein und suchen, das Vergangene zu vergessen.“

Seine Schläfen hatten sich mit noch tieferer Färbung bedeckt. „Das Vergangene?“ wiederholte sie — „ja, der vergangenen Thränen — wir wollen ihrer nicht mehr gedenken.“ Und die noch feuchtzitternden Augen sehnsüchtig und verheißungsvoll dicht in die seinigen tauchend, flüsterte sie hinzu: „Nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft, in der Dein Herz an meinem beantworten wird, was es fragt, Bernhard.“ —

Es rauschte ungestüm von allen Bergen herab und schwellte das Heer des jungen Herzogs, aus dessen Händen plötzlich der Goldregen Danae's das Lager durchfloß, den wohlverdienten, langentbehrten Sold ausspendete und immer neue Schaaren Herzuströmender anlockte. Binnen kurzer Frist hatte sich die Zahl seiner Truppen fast verdoppelt, wie diejenige seiner Feinde um mehr als die Hälfte vermindert, denn ein französisches Hülfscorps war mit Blitzesschnelle von Westen her im Rücken des lothringischen Herzogs erschienen und hatte diesen zur eiligsten Umwendung genöthigt. Nicht die Schatztruhe Frankreichs allein, sondern auch seine Söhne standen dem deutschen Fürsten von der Stunde zu Gebot, wo er das Blut des Geschlechtes Richelieu dem seinigen als

ebenbürtig anerkannt und damit eine Bürgschaft seiner Verbindung mit Frankreich und der Gemeinsamkeit der Interessen beider dargeboten hatte. Aus seiner Umstrickung befreit, warf Bernhard von Weimar sich, die eine Hälfte seines Heeres um die Wälle Breisachs zurücklassend, auf die Kaiserlichen unter den Feldmarschällen Götz und Savelli, schlug und zerstreute sie als haltlose Spreu in alle Winde und kehrte zur Belagerung der Veste zurück. Es war Alles wiederum, wie es im Beginn des Frühjahrs gewesen, das elsäßische Herzogthum zwischen Schwarzwald und Vogesen in den Händen des jungen Feldherrn, mit der alleinigen Ausnahme von Breisach. Nur hatte das letztere weit und breit keinen Entsatz mehr zu hoffen, und das Heer Bernhard von Weimar's, um das Doppelte gewachsen, stand als gebieterischste Kriegsmacht in allen Gauen des deutschen Reiches da.

So war fast des Novembers Ende herangekommen, die Gunst des physischen Himmels hatte sich noch immer unveränderlich derjenigen des idealen hinzugesellt, und im weiten Zeltlager um die eingeschlossene Festung herrschten nicht mehr ängstliche Erwartung auf die Wirkung des Hungers droben und eigne Furcht vor dem drohenden Schreckgespenst desselben, sondern Ueberfluß, ungebundene Laune fast müssiggängerischen Lebens, Lust am Genießen und Verlangen nach Tand und Spiel, Fremdgewordenem oder völlig Neuem, das die Einbildung reizte. Und dem Begehr kam in gleichem Maße bereitwilligst die Gewähr entgegen. Wie die Raubvögel sich auf die Leichenfelder in dichten Luftgeschwadern hinunterstürzten, als wären sie aus der leeren Luft urplötzlich gezeugt und zu wilder Gier großgewachsen, so sammelten sich, wo das Gold über Wegstein und Wurfbank hinklang, mit unbegreiflicher Hurtigkeit tausend locke Vögel mit prunkend aufgeputztem oder regen- und windzerzaustem Gefieder aus Busch und Feld und mischten sich, an dem flüchtigen Vorrüberrollen der schillernden Seifenblase Fortuna's ihren Antheil zu erhaschen, buntscheckig in den schon aus zahllosen Farbentönen gestückelten Troß des Lagers ein. Dies ward zu einer Stadt, über welche der Jahrmarkt mit Pauken und Schellen, Meßbuden und Schaustücken hereingebrochen. Verschmitzt umblickend, sich zufrieden den wehenden Bart streichend, nun plötzlich geschmeidig den Rücken krümmend und sich demüthig vor der „Exzellenz" eines Weibels verneigend, feilschend, schachernd, schwörend „beim Namen Abrahams und der hohen Gerechtigkeit der Erzväter", wanderte der langröckige Israelit am Stabe durch die Gassen, wie vor Jahrtausenden seine Vorfahren es im Lager Gideon's gethan; doch im Wettlauf mit ihm drängte sich der abendländische Hausirer mit werthlos buntem Trödelkasten, der vermöglichere Handelsmann mit Sammetröcken und Scharlachhosen, kostbaren Pelzen von Marder- und Zobelfell, einem flirrenden Wald riesiger Hutfedern, dem schmunzelnden Sohne Isaak's auf den Fersen nach. Vom Kopf bis zu den Füßen mit seltsamen, auf Papier gemalten Bildnissen und Gemälden behängte Träger boten Flugblätter neuesten und ältesten Datums aus, mit schreckensvollen und hoffnungsreichen Prophezeiungen, Schlachtberichten, blutigen Mordthaten, Klagen über der Menschen Verderbtheit, pastoralen Ermahnungen zur Umkehr und Buße und sicherer Verkündigung des allernächst unvermeidlich bevorstehenden Weltendes. Andere, Vielumdrängte priesen geheimnißvollen Flüsterworts magische Schriftzettel Passauer Kunstgeschicks mit Zirkeln, Pentagrammen, Drudenfüßen bekritzelt, Jungfernpergament, Gemskugeln, Bocksbart und gegen Schuß, Hieb und Feuer feiende, festmachende Amulette tausendfacher Art; dazwischen schlichen, klug und scheu umspähend, in zerlumpt phantastische Fetzen gewickelt, doch nicht selten von fremdartig brennender Schönheit der Züge und Glieder krausköpfige Burschen und dunkelgelockte Dirnen

„mit schwarzem', schlangenhaft bewegtem Stern im bläulich weißen Aug',"

die im Taglicht aus den Vogesen herüberkamen, wo sie Nachts um ihr Feuer lagerten aus Schlangenpulver, Bilsensamen, Alraunwurzeln und Molchsblut bei'm rothen Geloder der Flammen geheimnißvolle Tränke kochten und Zaubersäfte mischten — als „Kaltschmiede" und ein Volk unheimlich fremden Ursprungs berüchtigt, verachtet und

gefürchtet, doch darum nicht minder oft in der Verschwiegenheit der Nacht von Manchem in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht, der bei Tage herrisch, fremd und höhnisch auf sie herabsah. Lombarden und Savoyarden mit an der Kette tanzenden und brummenden Bären, Kameelen, Meerkatzen, Affen, Murmelthieren häuften auf dem weiten Marktplatz des Lagers dichte Kreise von Schaulustigen um sich auf; Trommeln, Pfeifen und Trompeten kündigten weithin ihre Anwesenheit; Geiger und Spielleute lockten mit ihren kreischenden Saiten zum Tanz. Selbst die Kunst in wunderlicher, ursprünglichster Form mischte sich mit dem alten Thespiskarren der Puppenspielbude in das Gedränge, und nach dem Zulauf, der sich überall bei ihrem Nahen erhob, bildeten der jauchzende Beifall und klingender freigebig gespendeter Eintrag, den sich die grell bemalten Holzfiguren der messinggekrönten Könige und Fürstinnen, rothen Teufelsfratzen, drachenköpfigen Ungeheuer und besonders des allgemeinen Entzückens von Jung und Alt, des ewig mit der klappernden Pritsche auf Alles dreinprügelnden Hanswurstes erwarben, vielleicht die reichhaltigste Ausbeute der hundert verschiedenartigen Geschäftsbetriebe des Feldlagers. Nun mischte sich das Gebrüll und Geblök der Heerden eingetriebenen Schlachtviehs in das Getöse, Wagen mit Pferdefutter, Stroh, Holz und Korn rollten, knarrten und stauten sich einander; die Hengste wieherten, von den Tischen der Marketender klang Geschrei, Zwist, Hader und Fluch, die Weiber keiften, die Troßweibel und Steckenknechte drohten, jagten auseinander, schlugen mit Peitschen drein; um ausgebreitete Mäntel hockten am Boden schweigsame, plötzlich auflärmende Gestalten, mit Geierblicken den Fall der rollenden Würfel überwachend; die Fahnen flatterten vor den Zelten der Fähnriche, mit brennender Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die in's Erdreich eingebohrte Gabel stützend, stand der Wachtmusketier daneben, unmuthig von seinem Posten in das unermeßlich und unablässig vorüberwechselnde Getriebe der Lust und Leidenschaft dreinblickend, bis die erharrte Stunde seiner Ablösung kam und er hastig als Einzelwelle mit in das große Meeresbrausen hinabtauchte und drin verschwand. Dann kam die Dämmerung, der Abend des kurzen Herbsttags, und wie in dichten Schwärmen heimwandernde Krähen zog es nach allen Seiten durch die Zeltgassen hinaus, der strengen Vorschrift der Lagerordnung folgend, die bei Nacht keine Fremden duldete, warf sich draußen, einen lebendigen Außenwall von abertausend Leibern bildend, vom Tagserwerb befriedigt oder enttäuscht, jedenfalls trunken und schnarchend hinter Zaun und Gestrüpp, auf Weg und Acker, und der Nachtwind ging summend durch die leeren Zeltgassen, die geisterhaft im Mondlicht oder Sterngefunkel dastanden, als hätte eine bannende Hand das lustige Gesindel zwischen ihnen wie gespenstisches Treiben des Mittags in die unabsehbaren Beingruben des deutschen Reich's zurückgestürzt.

Um dies vielartige Getümmel aber noch zu erhöhen, auf ein besonderes Ziel hin anzuschwellen, kam mit dem Ausgange des Novembers eine, jedes Zelt gleichmäßig aufregende Erwartung hinzu, die noch andere Gäste verschiedenster Art und Ranges dem Lager zuströmen ließ. Mehr als früher tauchten unverkennbar französisch ausgeprägte Physiognomien zwischen den deutschen auf, die Umgebung und Dienerschaft Clemence's von Aiguillon zu einem wirklichen fürstlichen Hofstaat bereichernd; Kaufherren geleiteten in eigener Person werthvolle Sendungen, für die ihnen von beiden Theilen des erlauchten Brautpaares Auftrag geworden; gaffend und staunend umdrängte die Menge bis dahin im sächsischen Heerlager unbekannten Glanz und Prunk, den die abgeladenen Ballen und Kisten bei'm Oeffnen an dem Auge vorübergleißen ließen. Sie enthielten Einrichtungsgegenstände für ein altes, etwas nach rückwärts am Fuß der Vogesen belegenes Schloßgebäude, das, so lange die Belagerung Breisachs noch andauern würde, als Winterquartier für die junge Herzogin bestimmt worden war, und rastlos eifrige Thätigkeit entfaltete sich in den lang unbewohnten Räumen desselben vom Morgen bis zum Abend.

Am meisten Zulauf und Jubel nach dem Erscheinen des Oberfeldherrn selbst aber rief die respektvoll begrüßte Gestalt eines kleinen, reichgekleideten Herrn mit röthlichem langem Schnurrbart um die Mundwinkel seines jovial-vornehmen Gesichtes wach. Dann

erschollen vor und hinter ihm Hochrufe auf den erlauchten Markgrafen Friedrich den Fünften, den „Brautführer!" denn das Wort, das er vor drei Jahren zu seinem Vetter Bernhard von Weimar auf der Hochburg gesprochen, derselbe möge ihn zum Brautführer am Traualtar zwischen Deutschland und Frankreich erwählen, war ruchbar geworden und in aller Mund. Doch die Miene Friedrich's von Baden-Durlach, der sich jetzt im sicheren Vollbesitz seiner „oberen Markgrafschaft" und ihres trefflichen Weines befand, blickte nicht mehr verdrossen-finster vor sich hin, sondern lächelte, nickte den stets erneuten Grüßen zu und gab mit freundlicher Herablassung kund, daß er binnen Kurzem sich volles Anrecht auf den ihm beigelegten Titel erwerben werde. Denn die Vermählung des hohen Paares war jetzt auf den zweiten Tag des Dezember anberaumt, und überall gab es für vorbereitende Hände zu schaffen, zu ordnen und zu schmücken, um das Lager für die nahende Feier in würdigen Stand zu versetzen. Die Bewohner jedes Zeltes waren von dem Ehrgeiz erfüllt, das ihrige durch reicheren Zierrath an Tannengezweig und grünem, mit rothleuchtenden Beeren überfäeten Stechapfellaub auszuzeichnen, von denen in langen Wagenreihen hochgestapelte Ladungen aus den Vorbergen des Waskenwaldes in's Lager schwankten, und diese Emsigkeit vermehrte noch zehnfach das ungeheure Getriebe in allen Gassen. Nur das Zeltdach der Schwester Xaveria und Regine Lindinger's am Nordende stand noch schmucklos, doch nach dem eifrigen, bis tief in die Nacht andauernden Verkehr, welcher darin allabendlich in den letzten Tagen zwischen den Bewohnerinnen und ihren Beschützern stattfand, mußten auch dort besondere Vorbereitungen für den unerwarteten festlichen Tag getroffen werden. Eilig trat in der Dämmerung des vorletzten Novembers Andreas Rothenflüg, eine Papierrolle unter dem Rock herausziehend, unter den bereits versammelten, aus Bartholomäus Laubacher, Joseph Wagner, den Hauptleuten Steinkallenfels und Birkensee, dem jetzigen Lieutenant Raudibusch und den beiden Frauen gebildeten Kreis, der bereits gespannt auf sein Eintreffen geharrt zu haben schien. Er setzte sich an das eilfertig entzündete Licht und begann sogleich mit leiser Stimme den geschriebenen Inhalt seiner Blätter zu lesen, dem der Obristwachtmeister und Regine mit besonderster Aufmerksamkeit zuhörten, als ob für sie ein vorwiegendes Interesse an die Kenntnißnahme desselben geknüpft sei.

Wie der Morgen des nächsten Tag's, des letzten Novembers des Jahres 1638 anbrach, lag er eben so goldklar und fast sommermilde über der weiten Rheinebene, ließ die Zwillingsberge des Schwarzwaldes und der Vogesen so freudig und frühlingsgleich leuchten, wie beinahe alle seine herbstlichen Vorgänger es gethan. Noch immer flammte aus der Ferne hie und da das rothe Weinlaub an den Geländen, blitzend und funkelnd stiegen Felswände, Zinnen und Domthürme Breisachs aus dem Goldspiegel des Rhein's, als tauchten sie aus tiefem Frieden der Erde in das friedliche Blau. Die Mundstücke der Geschütze droben waren seit Wochen verstummt und widersprachen dem Bilde sonniger Ruhe mit keinem harten Laut; wohl gingen Gerüchte und einige darunter grauenvollster Art um, daß die Festungsbesatzung, von dem unbeugsamen Willen ihres Kommandanten mit grausamer Strenge und Schreckmitteln im Gehorsam erhalten, auf das Aeußerste namenlosen Hungerelends heruntergebracht sei, doch aus den Zelten der Belagerer sandte der Ueberfluß und die festliche Erwartung kaum einen Gedanken zu der fahlgrinsenden Noth der schweigsamen Felsenveste hinauf. Rauschender, ausgelassener denn je, dem Mummenschwanz eines zum Ende neigenden Carnevals ähnlich, durchbrauste das tausendartige Leben die Plätze und Gassen der Zeltstadt und steigerte sich mit der steigenden Sonne. Dann füllte um Mittag unermeßliches Jubelgetöse die Luft, wälzte sich heran, wuchs und schwoll, und drängend und wogend öffnete der vielgliedrige Riesenleib des Lagers eine breite Bahn, durch welche, begleitet von dem Markgrafen Friedrich und von zahlreichen fürstlichen Herren und hohen Hauptleuten gefolgt, Clemence von Aiguillon am Arm führend, Herzog Bernhard von Weimar heiter lächelnd, grüßend und dankend hinschritt. Es war zum ersten Mal, daß er dergestalt mit seiner Braut in der Oeffentlichkeit erschien, sie dem Heere gleichsam vorstellte, und das

Jauchzen endete nicht und dem besten Willen zum Trotz staute an manchen Stellen die ungestüm andrängende Masse den Weg, daß sich das fürstliche Paar manchmal genöthigt sah, inne zu halten. Doch sie thaten's nicht unwillig, sondern mit fröhlich-beglückter Miene, auch jetzt an einer vorspringenden Marktecke, wo plötzlich eine tief-gurgelnde Baßstimme polternd die Jubelzurufe übertönte: „Habt ihr verdammten Krabaten Zaunpfosten unter den Bänchen, daß ihr die allerhöchsten Herrschaften mit Eurer lebendigen Schafshürde einpfählen müßt? Laßt den hohen Füßen auch eine Handvoll Platz auf der Muttertenne! Oder thut Ihr's aus Freundschaft um dieses armen Schluckers willen, damit die Allergnädigsten wohl oder übel einen Goldblick in seinen treuherzigen leeren Magen zu werfen gezwungen werden?"

Die Stimme kam, wie durch ein Schallloch komisch-wunderlich gedämpft und verstärkt, aus dem Innern eines, mit der Rückwand an ein Zelt angelehnten hölzernen Puppenspielkastens, aus dessen Tiefe als Begleitung und Commentar der Worte zugleich, schellenklingelnd, mit buntscheckigen Lappen bekleidet und einer Holzpritsche in der Hand, die Narrenkappen schüttelnde, bekannte Figur des „Freundes von Jung und Alt", HS-W', „Hans Wurst's" auftauchte, sich possirlich hin und her verbeugte und klappernd auf den Holzrand der kleinen Bühne schlug. Clemence von Aiguillon hatte sich bei dem nothgedrungenen Innehalten ihres Schritts eben an dem lächerlichen Zotteltanz eines Bären in einiger Entfernung belustigt, ihr Blick schweifte vergnügt über das ihr in solcher unmittelbaren Nähe bisher fremd gebliebene Lagerleben, und zu dem Marionettentheater aufblickend, den Arm ihres Begleiters mit weichem Druck fester an sich und fortziehend, sagte sie lachend:

„Das scheint ein noch wirklicherer Bärenhäuter zu sein. Habt ihr das Kompliment gehört, Bernhard, das er uns gemacht. Danach sind wir die Schafe in der Hürde hier. Unsere Ohren werden köstliches Vergnügen haben, laßt uns nicht ihm, sondern uns den Gefallen thun, ihn anzuhören!"

Der junge Feldherr zuckte die Achseln. „Ein Possenspiel, und obendrein vermuthlich nicht für Eure Ohren, Clemence —"

Doch der Inhaber der Puppenbude mußte mit seinem Gehör trotz des Summens umher die letzten Worte aufgefaßt haben, denn seine Stimme tönte, in die des Herzogs einfallend:

„Für die Ohren von Jedermann, Weib und Kind, rechtschaffene und bescholtene Ohren, für allerdurchlauchtigste Rosenmuschelohren und hochbräutliche Ohren ohne Verletzung der Schicklichkeit, des Gefieders einer weißen Turteltaube und des Puderstaubs eines Schmetterlings. Schnecken können es anhören, ohne die Fühlhörner einzuziehen; nur einen Klopfwurm drinnen in verdächtigem Holz könnt's aufrühren, daß er spektakelte. Mit Verlaub, allergnädigste Herrschaften, es stellt sich dar: Der Triumph der Geduld, oder Die Stimme in der Brust, in neuen Reimen und närrischen Redensarten, und es erscheinen:

Erstens: Admetus, ein König der Longobarden.
Zweitens: Virginia, seine gewidmete Braut, eine Tochter des hochedlen Grafen von Lisander.
Drittens: Climene, eine ausländische Prinzessin und Tochter des römischen Königs Gordianus.
Viertens: Bardanes, ein nicht falscher, aber unvorbedachter und gefährlicher Rathgeber des Königs Admetus.
Fünftens: Orontes, ein römischer Feldhauptmann.
Sechstens: Asmodeus und Haribar, zwei närrische und betrügliche Geister des höllischen Oberfürsten Mephistofeles und seiner listfertigen Gemahlin Astarot.
Letztens: Mit Hanswurst, dem unglückseligen Verliebten selbstgefälligen Lobredner, kuriosen Anstifter, wohlexerzirten Soldaten, achtsamen

Spion, alamodischen Jäger, seltsamen Komplimentario, geheimen Ambassadeur, getreuen Ohrbläser, erbärmlichen Knecht, wohlmeinenden Berather seines Herrn und was des Mehreren die Komödie selbst erklären wird."

Clemence von Aiguillon lachte, als die einladende Ankündigung des Puppenspielers verklang, abermals hell und fröhlich auf. „Hab' ich Euch zu viel versprochen, Bernhard? Mir sagte es auch wohl eine ‚Stimme in der Brust', daß uns Köstliches bevorstehe. Ich freue mich auf die wundervollen Majestäten von Longobardien und Rom, wir können von ihnen lernen. Die Climene, ahnt mir, ist ein bösartiges Weibsbild und hat's mit höllischen Künsten der listfertigen Astarot. Kommt, ich bin ungeduldig, mich an dem „Triumph der Geduld" zu ergötzen und werde sie bis zum Schluß bewahren. Ich bitte Euch —"

„Ihr seid übermüthig, Clemence," lächelte der junge Herzog, „doch wenn Ihr bittet —"

Sie flüsterte, an sein Ohr geneigt: „Begehrt nichts in Dir die schleichenden Stunden bis übermorgen wegzutändeln, Bernhard?" und er winkte jetzt eilig, Einige aus dem Gefolge trugen Bänke aus den nächsten Zelten herbei, auf denen die fürstlichen Personen Platz nahmen, die aufgestaute Menge wich im Bogen weiter zurück, auf der Marionettenbühne erschien die in kriegerische Tracht gekleidete Figur des Königs Admetus, und der Puppenspieler im Innern des Kastens begann mit lauter Stimme:

Puppenspiel.

Admetus.

So steh' ich denn allhie als Sieger auf dem Feld,
Und Mancher heißet mich viel ruhmgekrönt als Held!
Allein was hilft es mir, daß die Historia meldt,
Ein Sieger sei ich zwar, allein besiegt vom Geld.
Den König Pelisont schlug ich in allen Schlachten,
Die aber mir Gewinn und ihm Verlust nicht brachten,
Da leider er das Geld besitzt, das mir gebricht,
Daß neue Kraft ihm wächst, wie Hyderblutgezücht.
Ich kann kein Herkules, dies zu ertödten, werden,
Wenn sich kein Goldberg mir aufthut im Schooß der Erden;
Doch hört kein guter Geist auf meiner Stimme Ruf,
Und soll's geschehn, so hilft mir nur der Pferdehuf.
Geschehe drum, was muß, es kann nicht anders sein —
Auch steht's ja noch bei mir, zu reden Ja und Nein.
Mein Lehrer hat mich einst den großen Bann gelehrt,
Auf dessen Ton sogleich ein Höllenjunker hört.
Wohlan, ihn ruft mein Mund, ich kam deshalb hierher —
Prodi ab inferis!

Asmodeus (heraufschießend).

Was ist des Herrn Begehr?

Admetus.

Bist Du ein Höllensohn? Du schau'st mir wie ein Geck!

Asmodeus.

Mein Kleid ist alamod; darunter steckt der Dreck.

Admetus.

Aufrichtig scheinst Du mir und fast zum Ueberfluß.
So sag' auch, wie benamst man Dich?

Asmodeus.

Asmodeus.

Admetus.

Das ist ein halber Gott und halber Modefant.

Asmodeus.

Dann ist's ein ganzer Mensch, wenn ich euch recht erkannt.

Admetus.

Dein Witz hinkt wie Dein Fuß, denn wär' der Mensch ein Gott,
So wäre Dein Gesipp nicht noth ihm, sondern Spott.

Asmodeus.

Da Eure Majestät so huldreich mit mir spricht,
Scheint mir, sie geht wohl auch ganz graden Fußes nicht.
Man weiß oft selber nicht, wo uns der Klumpfuß prellt —

Admetus.

Wüßt' ich es nicht, wozu hätt' ich Dich herbestellt?
Nun aber schweig'! Ich will —

Asmodeus.

Wüßt' ich nicht, was Ihr wollt,
Wozu wär' hier ich? — Das, was alle wollen, Gold!

Admetus.

Du weißt —?

Asmodeus.

Bevor Ihr denkt, daß Euer Kopf gedacht.

Admetus.

Und bist bereit?

Asmodeus.

Seid Ihr's, so ist's bereits vollbracht.

Admetus.

Doch gieb zuvor Bescheid! Wie steht's mit dem Contract?

Asmodeus.

Bescheidet jede Sorg', bescheiden ist mein Pat.
Ich trage kein Begehr nach Schrift mit Blut geritzt,
Die dumme Teufel oft zuletzt vor Hohn nicht schützt.
Was ich verlang' ist nur: Bist Du zufrieden nicht
Heut' über's Jahr mit dem, was jetzt mein Mund verspricht,
So half ich Dir umsonst und Du hast keine Pflicht.
Doch hältst Du es alsdann als höchstes Gut und Glück
Noch fest in Deinem Arm und weigerst mir's zurück,
So bist, wenn Dir erlischt der Erde Sonnenschein —
Du siehst, wie lang die Frist gesteckt — am Schluß Du mein.

Admetus.

Dein Wort klingt himmlisch mehr, als aus dem Höllenschlund!

Asmodeus.

Sieh's leibhaft erst und mehr ist's als das Wort im Mund.

Admetus.

Sag' schnell das Wie! Wodurch besieg' ich Pelifont?

Asmodeus.

Mit Lippen blüthenroth und Locken goldbesonnt,
Mit Augen sternengleich und Wangen wie der Mond.

Admetus.

Du sprichst in Räthseln mir.

Asmodeus.

Hört ihre Lösung an,
Die süßer ist als Meth. Der König Gordian —

Admetus.

Der römische Todfeind schon von meinen Vätern her,
Der immer lauernd harrt, daß er von Ungefähr
Mit List und mit Gewalt aus meiner Krone Stein
Um Stein hinweg mir stiehlt —?

Asmodeus.

Besitzt ein Töchterlein,
Dem wie ein Frühlingsborn aus seinem Schooße rollt,
Was Euer Durst, wenn recht ich hörte, sucht, das Gold.

Und da sich's also fügt, daß Eures Durstes Trachten
Das Einzige nicht, da auch bei ihr die Lippen schmachten
Nach goldnen Küssen nicht, allein nach jenem Bronnen,
Den Euer Mund allein für ihren Durst gewonnen,
So könnte, däucht mich, Eu'r Gelüst und Eu'r Genießen
In Einen Strom von Gold und Lust zusammenfließen.

Admetus.

Niemals! Du lockst mich nicht mit solchem „Gut und Glück",
Ich geb's, bevor Du mir's gegeben, Dir zurück.
Ein Fluch ist Gordian für mein Geschlecht, mein Reich,
Und was von ihm entstammt, ist falsch und schlangengleich.
Die Natter will ich nicht, ob eitel Gold ihr Blut!

Asmodeus.

Mich dünkt, für jedes Ding sind eigne Augen gut.
(er winkt in die Luft, im Hintergrunde erscheint Climene als Bild)
Wenn's eine Natter ist, so, scheint mir, thut's der Mund,
Die Stirn, der Blick, die Hand nicht allzu boshaft kund;
Ob eine Schlang' ihr Leib, ich weiß es nicht, allein
Mich zwickt's, man möchte wohl von ihm umringelt sein.

Admetus (die Hand nach dem Bilde ausstreckend).

Bist König Gordians leibhaftige Tochter Du?

Asmodeus.

Laßt die Leibhaftigkeit! Ihr Spiegel nickt Euch zu.

Admetus.

Ist's Haar? Ist's Gold? Im Aug', ist's Perle? Ist es Thräne?
Wie heißt Du, hold Gebild?

Asmodeus.

Gieb Antwort, Luft!

Climene's Erscheinung (verschwindend).

Climene.

Admetus.

O bleib, Climene, bleib! Laß mich, ich will ihr nach!

Asmodeus.

Du brächst den Hals, das wär' zu früh für den Vertrag.
Doch willst Du, daß sie kehrt, um stets bei Dir zu bleiben,
Braucht's nur ein Wort, Dich zu begolden und beweiben.

Admetus.

Ich will's.

Asmodeus.

Das Wort ist Pact, Dir Recht und Pflicht bekannt,
Und Du empfängst ihr Bild von Fleisch aus meiner Hand.
Aus ihrer fließt das Gold, und was Du nicht gekonnt
Bis heut', es streckt für Dich zu Boden Pelisont.

Admetus.

So scheint mir, kommst allein bei Allem Du zu kurz.

Asmodeus.

Glaubst Du? Nun, wie sich's macht. Seit Eva's Feigenschurz
Mir ersten Unterschlupf im Paradies gebettet,
Hab' auf sein Strauchwerk ich nicht oft umsonst gewettet.
Ihr wißt, seid über's Jahr Ihr seines Bettes satt,
Reißt Ihr den Pact entzwei zusammt dem Feigenblatt!
Lebt wohl!

Admetus.

Auf Wiedersehn, so schnell Du kannst!
(Asmodeus ab.)
Er geht. —
Was klopft Dir in der Brust so plötzlich auf, Admet?
Ist's Furcht, daß er gewinnt? Pah, ist's nicht mein Gewinn?
Und meines Volks mit mir? Ihr Zweifel fahret hin!

Es fiebert mir das Blut, seit ich ihr Bild erkannt;
Die Gluth in ihrem Blick hat meines mit entbrannt.
Wenn sie mich liebt, was ist mir einstige Höllenpein?
Auf Erden ist der Sieg und ist der Himmel mein!
Was will das dumme Herz mit seinem Klopfen sagen?
Will es von Andrem mir —? mich abzumahnen wagen,
Als spräch' aus seinem Grund herauf ein besseres Recht
Und schluchzte leisen Ruf's? — Zurück, vorlauter Knecht!
Wie, oder willst Du mich mit Vorsicht nur betrauen,
Auf Gordianus nicht, den alten Feind, zu bauen?
Deß Rechte stets nur giebt, damit die Linke nimmt,
Und schnell zur Lohe bläst, was als eine Funke glimmt.
Ständ' doch Bardanes mir mit weisem Rath zur Seit'!
Wer naht? Beim Styx! Er selbst!

Bardanes (kommt).

Mein hoher Fürst, verzeih't!
Besorgniß trieb mich Euch in diese Wildniß nach,
Und so vernahm ich, was Eu'r Mund sich selber sprach.
Zwar viel blieb dunkel mir, doch konnt' ich Eins verstehn:
Ihr wollt zum König Rom's auf Werberfüßen geh'n.

Admetus.

Ha, Du belauschtest mich?! (beiseit)
Doch wie? Er spricht, als hörte
Er nichts, als mich allein.

Bardanes.

Verzeiht, wenn ich Euch störte!

Admetus.

Sahst Du von Ungefähr im Busch hier, durch's Gesträuch —?

Bardanes.

Was, Herr?

Admetus.

Vielleicht ein Thier? 'nen Rauch?

Bardanes.

Nichts außer Euch.

Admetus.

Nun gut. So sag mir, Freund, die Tochter Gordian's
Zu frei'n, was denkst Du von dem Mittel dieses Plan's?
Scheint's Dir nicht fast, als hätt' ein Schalk ihn eingegeben?

Bardanes.

Wenn unser Herz ein Schalk, wer kann ihm widerstreben?
(beiseit)
Ich weiß gar wohl, mein Freund, woher der Schalk Dir kam,
Doch, hilft er uns, gilt's gleich mir, ob der Fuß ihm lahm.
(laut)
Und Klügeres, däucht mich, konnt' auch nicht der Kopf erdenken,
Als so für Erz ein Herz zu tauschen und zu schenken.

Admetus.

Hätt's nur die Mitgift nicht von Gordianus Ränken!
Aus alten Zeiten sind auch Dir sie wohlbekannt,
Zum Nehmen offen stets, nur wuchert seine Hand;
Giebt er die Tochter mir, bedingt er sich ein Pfand,
Und zwar kein klein'res, als ein Stück von meinem Land.
Du weißt, wie mein Geschlecht durch Roma's Hinterlist
Ein Stück um's andre so von Alters eingebüßt.
Darum faßt mich die Scheu und klopft das Herz mir: Nein!
Er ist ein schlimmerer Feind, als Pelifont kann sein,
Der meines Stamm's und Blut's. Ich laß sein Kind und Gold
Und steh' auf mir allein. Vielleicht wird Mars mir hold,
Wenn muthig Venus ich und Pluto's Schutz entsage
Und nur Minervens Schild in meinem Wappen trage.

Bardanes (beiseit).

Und auch entsagen müßt ich dem verheißenen Lohn!
Nein, geht's mit Gutem nicht, mag's mit dem Bösen gehn!
Das ist die Hauptsach' mir, der Schwarztreff in die Scheibe,
Was hilft's mir, wenn zum Schluß mit leerer Hand ich bleibe?
(laut)
Vergebt, mein hoher Fürst, doch trägt Minervens Bild
Nicht Tapferkeit allein, auch klugen Rath im Schild.
Trotz aller Kraft zerbrach List des Herakles Keule,
Drum einte sich zum Schwert als Symbolum die Eule,
Die auch bei Nacht weithin mit scharfen Augen blickt
Und was im Dunkel schleicht, mit Vorbedacht umstrickt.
So mein' ich, habt erreicht Ihr, was zunächst Ihr wollt,
Und Pelifont besiegt mit Gordianus Gold,
Dann seid so mächtig Ihr, daß keinen Zwang es giebt,
Der Andres von Euch heischt, als das — was Ihr beliebt.
Versprechen kann man wohl, das Halten findet sich —

Admetus.

Du sprichst mit Schlangenzung' und Trug — mein Wort bin ich.

Bardanes.

Und bleibt's, denn was Ihr jetzt gedacht, Ihr ändert's nicht,
Ihr folgt heut' nur der Noth und späterhin der Pflicht.
Auch giebt's in jeder Brust 'nen Winkel überall,
Drin 'mal ein Wort, darauf gebaut ward, kam zu Fall.
War es kein lautes Wort, so war's als Unterpfand
Vielleicht ein Blick, vielleicht ein stummer Druck der Hand,
Den Jener anders nahm, als Dieser ihn verstand,
Die Schuld liegt an dem Aug', der Hand, die sie verkannt.
Und wär's selbst Trug, mein Fürst, so wird doch wohlerwogen
Hier der Betrüger nur durch eignen Trug betrogen.
(beiseit)
Und wär das Schlußziel Trug, das ich Dir vorgesteckt,
Betrog ich mich doch nicht in dem, was ich bezweckt.
Mag Gordianus dann mit seiner Beute schalten,
Was liegt mir dran, kann ich zum Lohn mein Lehn behalten!

Admetus.

Dem, was Du sprachst, Bardan, mein Herz schlägt ihm entgegen.

Bardanes.

Mich däucht' grad' Euer Herz müßt ihm —

Admetus.

Ich will's erwägen.

(Beide ab.)

Hanswurst (tritt auf).

Da haben wir die Bescheerung! Der ganze Wald riecht noch nach lauter Weihnachtsbäumen mit Pech und Schwefel dran. Brr! Sogom und Domorra! Da soll's Einem nicht im Kopf zur Salzkruste werden. Aber wenn Einer an der Buschwand horcht, für den sein Vater vor fünfhundert Jahren vorgesorgt, daß er heut 'ne Hahnenfeder auf dem Schopf trägt, so kann's auch Einer, den seine Mutter vor dreißig Jahren von der Bank geworfen hat, der indeß bei der Lustbarkeit nicht auf den Kopf gefallen ist. Wenn ich keine Ohren hätte und mit den gelehrten Leuten dafürhielte, es sei ein Schimpf, zu lauschen — was sollte nun aus der Weltgeschichte werden? Schimpf ist besser als Prügel! Es ist noch immer sehr die Frage, ob es besser ist, ein König zu sein, der Prügel bekommt, oder ein Stallknecht, der bloß geschimpft wird. Und wenn ich nicht wär', kriegte mein Herr von jetzt an nicht bloß jeden Tag, sondern die Nacht durch erst recht höllische Prügel. Wer ist da der Klügere, he? Will mir scheinen, der, welcher die besseren Geister aus dem Schwefelrohr herausblasen kann! Wir wollen unsere Lungen auch einmal probiren. Pro — eben eine Probe kann man anstellen. Pro — so fing's an, aber ich kann's beschwören, daß ich keinen Profit davon will. Pro — ja prosit, wie weiter? Ich hab's, es geht nichts über die richtige Kuppelei zwischen klassischer Bildung und einem gutbesohlten Gedächtniß. Proferis ab diis! Was das heißen mag, weiß der Teufel! (Ruft mit groteskem Pathos): Proferis ab diis! — Kommt

Keiner? Holt euch in eigner Person! Stülpen wir den Aermel um! Pro diis abfer! Wieder nichts? Das ist ein harthöriges Volk und heikel mit seinem Gestank. Euch muß man anders beikommen, wie meine Großmutter zu meinem Großvater sagte. Die sagte bloß: Perlippe! und da saß ihm Eine auf dem linken Backen. Perlappe! Klatsch, da hatte er auch eine auf dem rechten. Das kommt davon, wenn man eine Großmutter hat und selbst ein Großvater ist. Wenn sie Perlippe machte, dann mußte er kommen, und Perlappe! dann flog er aus der Thür. So würde man mit jedem dummen Teufel fertig, sagte sie. Mein Herr ist freilich ein König, aber daß er heut' dumm gewesen, sich mit dem Teufel einzulassen, damit der seinen Enkeln zu einer Großmutter verhelfen soll, das will ich auf mein Christenthum nehmen, und ein guter Christ hat's nicht mit verlogenen Höllenfratzen, sondern mit Engelsköpfen zu thun. Laß einmal versuchen, ob meine Großmutter Recht hatte. (Beschwörend): Perlippe!

Haribax (schießt herauf).

Was soll ich?

Hanswurst.

Meiner Seel'! Direct aus der Pechpfanne. Meine Großmutter war 'ne geriebene Waschfrau. — Waschen sollst Dich, Halunke, eh' Du das nächste Mal vor Deinem Herrn erscheinst!

Haribax.

Bist Du mein Herr? Ein ungehobelter Düngerknecht bist Du!

Hanswurst.

Wollen sehn, wer die Tracht nach Haus schleppt. Wie heißt Du?

Haribax (pathetisch).

Mein unsterblicher Name ist Haribax!

Hanswurst (schlägt ihn mit der Peitsche).

Da hast einen Bax auf Deinen Sterblichen, und hüt' Dich, daß ich Dir nicht in die Haare fahre! Ich bin Dein Herr, Du Rattenschwanz!

Haribax.

Au! Au! Ich werde mich bei meinem Herrn beklagen.

Hanswurst.

Mach' mir das Vergnügen! Aber Du mußt Deine Sohlen schmieren, daß Du Dir in der Eile keine Blasen hineinläufst. — Perlappe!

(Haribax verschwindet)

Perlippe!

(Haribax kommt zurück)

Sieh, bist schon wieder da? Gut amüsirt unterwegs? Nun, wer ist Dein Herr, Du Lümmel, wer?

Haribax (verdrossen).

Was willst Du von mir?

Hanswurst.

Was für ein feines Stimmchen Du auf der Reise bekommen. Bedank' Dich beim' Düngerknecht, daß Du Höflichkeit von ihm profitirt hast. Ich will, daß Du mir ein Bild malen sollst.

Haribax.

Was für ein Bild?

Hanswurst.

Hier. (Auf seine Brust deutend.) Das Bild, was ich hier haben will.

Haribax.

In Deinem Magen? Da hast Du's.

(Eine Schöpsenkeule erscheint in der Luft.)

Hanswurst.

Wart' Hammel, ich will den Schöps erst mästen.

(schlägt ihn)

Haribax.

Au! Au! — Ich bin kein Maler.

Hanswurst.

Nicht? Willst Du den Buckel blau oder grün gemalt haben?

(droht ihm mit der Pritsche.)

Nun? Wird's bald?

Haribax (winkt, in der Luft schwebend erscheint das Bild Virginia's, wie zuvor dasjenige Climene's). Was willst Du damit?

Hanswurst.

Du hast wohl Geduld gelernt, zu warten bis ich's Dir sage; sonst können wir den Unterricht anfangen. — Das ist der richtige Engelskopf, um ihn nach Deiner Fratze zu betrachten, als ob man aus einem Saurudel an den Schwanenteich kommt. O Virginia, was für ein dummer Teufel ist mein Herr, daß er glaubt, er könne Dich über der leibhaftigen Mannstollheit und ihrem Katzengold vergessen! Ich bin nur ein grober Flötz, aber ich würde meine Seele diesem Rüpel auf den Bratenrost schwören, wenn ich nur Deine Hand küssen dürfte.

Haribax.

Willst Du's, so soll sie sogleich selbst erscheinen.

Hanswurst.

Papperlapapp! Pfeift's aus dem Loch? Ich will Dir den Braten zu riechen geben. Ihre Stimme will ich hören, wie früher! Rasch!

Haribax.

Sie ist Luft und kann nicht sprechen.

Hanswurst.

Aber Du kannst schreien, wenn ich Dich auslüfte, nicht wahr?
(schlägt ihn)

Haribax.

Au! Halt auf! — (Zum Bilde) Sprich! Doch nicht mehr als ein Wort!

Das Bild (mit klagendem Ton).

Admet.

Hanswurst.

Wem das nicht süßer als Meth klingt, der muß eine mit Schwefeldampf ausgepechte Gurgel haben. Es ist in Ordnung, kann wieder verschwinden. Perlappe!
(Haribax verschwindet, das Bild bleibt.)

Ja so! Perlippe!

(Haribax kommt zurück.)

Sie gehört nicht zu Deiner Sorte, aber im Verkehr mit Euer einem wird's Einem stinkdumm im Kopf. Laß sie abmarschiren!
(Haribax winkt, das Bild zerrinnt.)

Haribax.

Wirst Du endlich die Gewogenheit haben, mir mitzutheilen, was die Komödie bedeuten soll?

Hanswurst.

Ja wohl, ich werde die Gepflogenheit haben. Du sollst sie für Deine Verlogenheit haben. Aber merk' Dir, ich will keine Ungezogenheit haben! Solltest Du etwa die Verwogenheit haben, zu glauben, ich könnte am Schluß davon die Betrogenheit haben, so halt' Dich versichert, Du wirst davon die Buckelverbogenheit haben. Wenn ich das nächste Mal rufe, so schaffst Du mir augenblicklich nicht dies Bild, sondern das Fräulein Virginia, die Tochter des hochedlen Grafen von Lysander leibhaftig selbst zur Stelle.

Haribax.

Das thu' ich nicht! Das thu' ich nicht!

Hanswurst (hebt den Stock).

Dann ist dies die Wünschelruthe, die's thut. Aber man muß mit Euch Klaubermatzen vorsichtig sein. Also wenn ich sage, sie selbst, so heißt das, vom Scheitel bis zur Fußsohle hinunter, mit jedem Haar, Finger- und Zehennagel, mit Augen, Ohren, Lippen, Zähnen, Stimme, Hirn und Herz, mit Allem, was ihr zu Eurem höllischen Verdruß angehört, ganz und grade so, wie sie geht, steht, blickt, spricht, denkt, hofft, zagt und das Herz ihr klopft.

Haribax (kleinmüthig).

Das darf ich nicht. Bitte, verlange etwas Andres. Ich darf's nicht.

Hanswurst.

Sieh' einmal, was für ein schicklicher Teufel Du in meiner Zucht geworden bist. Warum darf'st Du's nicht?

Haribax.

Die Großmutter Astarot schlägt mich, wenn ich's thue.

Hanswurst.

So? Ei! Damit Du Deinem asmodischen Zwillingsmolch nicht in's Handwerk pfuschst, nicht wahr? Du scheinst noch nicht zu wissen, was bei mir Mode ist. Ich habe 'ne Mordsmode für solche Modalität. Komm einmal her! sagte der Schulmeister zu dem Lausbuben, der ihm die Wurst aufgefressen.

Haribax.

Ich danke für die Zukost — bin schon satt genug.

(er taucht halb unter.)

Hanswurst.

Wart' nur, die Suppe kommt erst. Perlippe! Dageblieben! Du wolltest vom Tisch aufsteh'n, eh' Dir's Maul gewischt worden? Perlippe! Profit Mahlzeit! Du darfst nicht, sagst Du? Da giebt's ein probates Mittel. Wenn der Braten einmal mürb' ist, kommt's ihm auf's Weitergeklopft werden nicht mehr an. Perlippe — lippe — lippe — lippe — lippe — lippe!

(Schlägt ihn bei jeder Wiederholung)

Kannst, darfst, magst, willst, wirst, thust Du's nun?

Haribax (schreiend).

Ja, ich will's.

Hanswurst.

So schwöre!

Haribax.

Wobei?

Hanswurst (den Stock hebend).

Bei diesem großen Teufelsbanner! Ist auch nicht nöthig; Du kennst jetzt seine Qualitäten und ich gebe Dir gnädigst Urlaub, ein Gabelfrühstück aus geschmorten Feuerkröten einzunehmen. Perlappe!

(Haribax verschwindet)

Wenn man nur die richtige Großmutter gehabt hat, ist's leichter mit den Teufeln als mit den Menschen umzugehn. Aber komisch, worin die Weltgeschichte steckt. (Auf den Stock zeigend.) 'S kommt nur drauf an, aus welchem Holz die Historie geschnitzt wird.

(geht stolz ab.)

Admetus. Orontes (treten auf).

Orontes.

Mein hocherhabener Herr, der König Gordian
Schätzt Eure Majestät, so hoch man schätzen kann
Als Feldherrn, Freund und Sohn, und knüpft mit engstem Band
Bereit Euch an sein Haus durch seiner Tochter Hand.
Er freut sich des Gewinns, der Euch daraus entspringt,
Da, zweifellos, vereint Ihr Pelisont bezwingt.
So dehnt Ihr Euer Reich und steigt an Macht und Ruhm,
Derweil mein edler Fürst nichts für sein Bundesthum
Als seiner Tochter Glück und — kaum der Rede werth —
Ein winzig Theilchen nur von Eurem Land begehrt.
Erlaubt, daß zu dem Bund mein Mund Euch gratulirt,
Drin Euch der Löwentheil an Gut und Schönheit wird.

(beiseit)

Daß diesem Löwen nicht zu sehr die Krallen wachsen,
Dafür wird schon von uns gesorgt, mein Herr von — Longobardien.

Admetus.

Sei's! Kein Bedenken mehr! Nichts mehr soll uns beseelen,
Als der Gedanke nur, noch heut' uns zu vermählen!

(beide gehen ab.)

Climene (kommt).

Wie bin ich noch ich selbst? Ist dies Climene's Hand,
Die unbezwinglich sich gewähnt wie Diamant?
Ist dies Climene's Brust, daraus ein Seufzer tönt,
Die sonst die Seufzer stets von Andern nur verhöhnt?
Ist dies Climene's Leib, der wie im Sturm erbebt
Und jede Scham in Gluth, in heißen Wunsch begräbt?
Doch wer vermöchte Ihn zu sehn und nicht zu geben,
Zu geben, um von Ihm Rückgabe zu erstreben?

Es ist ein falsches Spiel, zu dem sie mich erküren,
Sie geben meine Hand, zu rauben mit der ihren,
Und haben's mir kein Hehl, dieweil sie thöricht denken,
Ich trachte nur Gewinn wie sie mit Trug und Ränken.
Doch der Gewinn, nach dem mir Leib und Lippen trachten,
Ist nur, sie wollen nicht, sie können nicht mehr schmachten.
Ob ich mich kalt wie Eis in seiner Nähe stelle,
Wie Feuer rast mein Blut, es kocht in mir die Hölle,
Bis seine Arme mich mit Himmelslust umschlungen
Und seine Stärke mich — o thät' sie's erst! — bezwungen.
Ob das die Liebe ist, wie Dichter es benennen?
Ich weiß es nicht, ich fühl's nur heiß und heißer brennen.
Komm süße Nacht! Brächt'st Du des jüngsten Tag's Gericht,
Gilt's gleich mir, ob nach Dir auch Erd' und Himmel bricht!

(sie geht ab)

Admetus (kommt).

So warf die Würfel ich, die mein Geschick mir künden,
Mich mit dem Glück, dem Ruhm, der Schönheit zu verbünden.
Bist glücklich Du, Admet? Schlägt Dir verheißungsvoll
Das Herz, wie es Dir einst im Knabenbusen schwoll?
Naht die Erfüllung Dir der höchsten Sehnsuchtslust?
Wird ausgelöscht der Durst in Deiner tiefsten Brust?
Hast Du Dich ganz erkannt, um nichts mehr zu begehren,
Als Deines Volkes Glück durch Deine Kraft zu mehren?
Ist dies das einzige Ziel, für das Du auserkoren?
Des Lebens Zweck, für den Dich Mutterlieb geboren?
Was sollt' es anders sein? Und treibt nicht auch Verlangen
Mich an, ohn' alles Das Climenen zu umfangen?
Ich weiß, sie glüht für mich — nur Schatten in den Armen
Hielt ich bis heut; ich will an warmer Brust erwarmen.
Zu frostig ist, das ich bisher geführt, das Leben,
Doch kann's berauschen, drum soll's mich dem Rausch ergeben;
Den Rausch der Macht, des Ruhm's, der Gluth, ich will ihn trinken,
Bis ihre Pulse kalt in Nacht und Nichts versinken.
Mir ist, als hättet ihr vordem mir andre Träume
Dereinst in's Herz gerauscht, ihr dunklen Waldesbäume.
Vergessen hab' ich sie — ich kann sie nicht mehr wecken;
Wie müd' eu'r Hauch mich faßt! Laßt mich noch einmal strecken
In euer Schattenzelt mein Haupt wie einst als Kind,
Und rausche über mir, wie einst, o Frühlingswind!

(er legt sich unter einen Baum und schläft ein.)

Hanswurst (kommt).

Ich sag' es allemal, die Weltgeschichte hängt ganz allein von Unsereinem ab. Alles Andre sind Flausen. Scepter, Kronen, Kriege, Schlachten, Gold, Ehre, Heldenthum — Flausen; Possen, für die Schulbuben geprügelt werden, wenn sie's nicht an den Fäusten abzählen können, und die, welche die Hiebe verdienen, sind die hochgelahrten Magister, weil sie von mir keine Ahnung haben. Jede Scheibe hat einen kleinen schwarzen Kern, und wenn man grad' auf den hineinschießt, purzelt ein Wichtelmännchen heraus und dreht den ganzen orbis terrarum auf den Kopf. Aber die Kerle sind lauter Abcschützen und schießen nichts als Böcke und Holzpflöcke. Wir von Gottes Gnaden wollen ihnen 'mal Einen auf's Kerbholz schneiden, daß ihnen der Buckel danach jucken soll. Da liegt er mit der Krone auf dem Kopf wie Adam im Paradies mit dem Feigenblatt. Das ist die richtige Stunde für Eva, wenn's nicht noch heut' „Marsch! Mir nichts, Dir nichts!" am flammenden Schwert vorbei gehn soll. Perlippe! sagte meine Großmutter. Klatsch! hatte er's weg. Klatsch! Diesmal ist's eine Sie. — Perlippe!

Haribax (schießt herauf).

Ich hoffe, daß Du eine vernünftigere Forderung an mich stellst, als beim letzten Mal.

Hanswurst (schlägt ihn).

Lebst Du in der Hoffnung? Wart', ich will Dir als Wehmutter beistehn! Die Vernunft ist zum Teufel in der Welt, darum mußt Du sie retour expediren. Hast Du mein Argument begriffen?

Haribax (sich den Rücken reibend).

Ich begreif's seit gestern jeden Augenblick, daß es mir als Dein Facsimile auf den Schulterblättern steht.

Hanswurst.

Mach' keine Faxen, sonst fackle ich nicht, es Dir auch auf die Vorderläufe einzugraviren. Du weißt, was ich will. Ich habe keine Zeit heut' für Deine Bildung übrig. Also — Perlippe — lippe —

(hebt den Stock.)

Haribax.

Au! Ich habe schon am Geruch Deiner Frühstücksküche genug. — Da ist sie.

(Virginia kommt.)

Hanswurst.

Dann bist Du hier überflüssig und ich bin nicht grausam genug, Dir eine so teuflische Pönitenz aufzulegen, daß Du den Anblick eines solchen Himmelsgesichtes länger als eine Secunde aushalten sollst. Glückliche Reise! Perlappe!

(Haribax verschwindet, Hanswurst geht ab in den Wald.)

Virginia (sich umblickend).

Mich läßt das Denken! Wie bin ich hiehergekommen?
Ach, alles Denken hat dem Haupt das Herz genommen.
Umirrend such' allein ich Seines Fußes Spur,
Es pocht ein Glück, ein Schmerz in meinem Busen nur:
Der Blick hat nur ein Ziel, der Mund nur ein Gebet,
Nur einen Namen hat die Lippe noch: Admet!
Admet, wo find' ich Dich? Daß ich zu Deinen Füßen
Als süße Wonne darf, als Freund den Tod begrüßen?
Daß ich Dir dienen kann als Magd, mit stillen Händen
Dir ohne Lohn und Dank die Sorgen abzuwenden,
In Deiner Augen Licht mich nur wie einst zu sonnen,
In jenem Traumesglück, das, ach, wie Traum zerronnen.

(Sie erblickt Admet und schrickt zusammen)

O Blick wie Himmelslicht! Lischt nicht das Auge mir?
Admet — — o hoher Gott — er ist's — ich danke Dir!

(Sie kniet neben ihm mit gefalteten Händen zu Boden)

Admet! Er schläft. — Es sind die Locken noch, die ich
So oft als Kind bei'm Spiel von dieser Stirn ihm strich;
Die Narb' am Schläfenbug, die Wimpern, seine Hand,
Der Mund, der mich so oft sein einst'ges Weib genannt.
Sie alle, alle sind die nämlichen geblieben,
Nur in der Brust steht ihm ein andres Wort geschrieben.
Des Auges treuen Blick umnachtet böser Trug,
Der auch sein Herz mit List in goldne Ketten schlug,
Ihn aus dem wahren Glück mit jenem Wort verbannt,
Daß sich nach Andrer heut' das Herz, der Mund, die Hand — —
O sei mein Zeuge, Gott! Blick mir in's Herz hinein!
Daß ich ja nichts für mich — kein Glück — — für ihn allein —

(Sie faßt seine Hand, er wacht auf und blickt sie noch halb im Traum an.)

Admetus.

Wer bist Du?

Virginia.

Nur ein Bild, das Dir vorüberschwebt,
Weil es vor Angst um Dich in Gram und Sorge bebt.
Zu bitten kommt es nur, daß Du, was Du gewinnst,
Was Du verlierst, erwägst, — Dich auf Dich selbst besinnst.
O was ist Glück als das, was unser Herz beglückt?
Wie gäb' es eine Pflicht, die seiner Pflicht entrückt!
O was ist Stolz und Ruhm, wenn ihm die Liebe fehlt,
Die allen Wunderglanz des Lebens erst beseelt?
Einst dachtest, fühltest Du's und Deine Lippe sprach's —
Da faßte Dich der Sturm, und ach, sein Trug zerbrach's —

Admetus (noch wie im Traum).

Ist das der Frühlingswind, der aus den Wipfeln rauscht?
Wach' ich? Lieg' ich im Traum? Sind Zeit und Ort vertauscht?

Mir ist's, als ob ich süß auf trauten Wellen schwimme —
Das ist Virginia's, ist der Geliebten Stimme.
Der Kahn trägt hold mit ihr mich auf der Heimathsflut,
Wo ließ die Hand sie, die in meiner stets geruht?
Ich sprach ihr doch, daß nie —

Virginia.

O weißt Du's noch, Admet?
Am Sommerabend war's — vor meiner Seele steht
Der Berg im Abendroth, die grüne Au, das Thal —
Da kam es über mich mit Glückes Macht und Qual,
Daß ich Dich frug, Admet: Sag' mir, wie Du mich liebst!
Sag' mir, ob Du Dein Herz nur mir zu eigen giebst!
Ob es mein eigen bleibt für alle Erdenzeit,
Ob nichts uns scheiden soll in Erdenlust und Leid!
Da sprach Dein Mund — o nein — es sprach zuerst Dein Arm,
Er schlug zum ersten Mal sich um mich — ach, so warm —
Und Deine Lippe sprach nicht, sie verschloß mir ja
Die meinen, und sie sprach ja doch —

Admetus (auffahrend den Arm um ihren Nacken schlingend.)

Virginia — —!

Es war eine silbertönig helle Kinderstimme gewesen, welche mit süßer Unschuld und doch ergreifender Innigkeit die Rolle der ‚Virginia' aus dem Innern der Puppenspielbude heraufgesprochen, und auch die rauhe Baßkehle des Inhabers der letzteren hatte sich bemüht, die letzte Namens-Entgegnung des longobardischen Königs Admetus mit einem weicheren, über den Ausgang der Scene keinen Zweifel belassenden Schmelz zu umkleiden. Allein statt der von allen Zuhörern umher lautlos erwarteten Fortsetzung seiner Worte, erhob sich plötzlich eine neue Stimme, und zwar nicht von der kleinen Marionettenbühne her, sondern aus dem Zuschauerraum davor, denn sie fragte verwundert, halb erschreckt und befremdet: „Was habt Ihr, Bernhard? Was wollt Ihr?" und Clemence von Aiguillon streckte die Hand nach dem Arm ihres Bräutigams, wie um ihn zu halten, und blickte erstaunt in Bernhard von Weimar's zwischen Blässe und fliegendem Roth wechselnde Züge. Schon seit den ersten Worten Virginia's hatte er, starr auf die lächerlich kostümirten Puppen hinüberblickend, sich ab und zu unruhvoll auf der Bank bewegt. Manchmal hatte es ihn vom Scheitel herab fast wahrnehmbar wie mit einem Fieberschauer durchrüttelt; nun, bei der Erzählung der jungen Gräfin von der abendlichen Kahnfahrt, mit der sie das Gedächtniß des im Halbtraum vor ihr Ruhenden geweckt, war er plötzlich aufgesprungen, es loderte mit emporschießenden Flammen über seine Stirn, und Clemence streckte die Hand nach ihm. Eine Sekunde lang drehte er mit sonderbar leerem Blick die Augen gegen sie zurück und antwortete durch die völlige Stille umher — denn auch die Puppenspieler hatten eine Pause gemacht —: „Nichts — nichts. Ich will nur — ich muß —" und ihre Hand von sich lösend, legte er vorwärtseilend blitzschnell den Zwischenraum der ihn von dem buntbehängten Holzkasten der Bühne trennte zurück, riß auf der Eingangsseite desselben mit ungestümer Hand den Vorhang herab und starrte in das Innere der schmalen Bude hinein. Einen Moment flirrte es ihm wunderlich vor den Augen, denn das halbdunkle, enge Gemach war völlig leer, als hätten nicht Stimmen wirklichen Lebens, sondern die einer körperlosen Geisterwelt aus ihm hervorgesprochen, oder als habe der Boden die beiden Insassen verschlungen. Dann entdeckte der Umspähende an der Kalkwand des eigentlichen Puppenspielkastens, wo dieser an das größere, hinter ihm liegende Zelt stieß, einen feinen Goldstrich, grad' wie wenn eine Locke Clemence's von Aiguillon im Zurückfliegen von einer Thürspalte gefaßt und festgehalten sei. Oder war auch das nur Täuschung seiner aufgeregten Sinne gewesen, denn in der nächsten Sekunde, noch bevor er die in das Zelt hinüberführende Verbindungsthür zu erreichen vermocht, war auch der goldene Schimmer verschwunden, und er stand, ebenso rathlos als zuvor umherblickend, in einem völlig leeren Gezelt, das gänzlich unbewohnt erschien, da es durch keinerlei Einrichtungsgegenstände irgend welchen Anhaltspunkt für die Person des Inhabers gab. Nur an einer Seite desselben war die linnene Wand offenbar hastig fortgerissen worden, der junge Feldherr stürzte auf diesen Punkt zu und zerrte mit noch größerer Heftigkeit, als vorher, die grobe Leinwand vollkommen auseinander. Da stand er am Rand einer Lagergasse, durch die es tausendköpfig hart an ihm vorüber wogte, trieb, jauchzte und lärmte, eine lebendig fluthende, für das Auge, wie für den Fuß gleich undurchdringliche Wand, und er hielt inne und starrte, jetzt von einem sichtbaren Schauder überlaufen, in das leben-

dige Gedränge wie in das Rinnen und Weben mittäglich gespenstischen Treibens einer Waldeinsamkeit hinein.

Es verging geraume Zeit, ehe Herzog Bernhard zu seiner verlassenen, über sein plötzliches Verschwinden in räthselhafter Ungewißheit verbliebenen Begleiterin zurückkehrte. Doch vergeblich hatte er sich inzwischen bei den Besitzern der umliegenden Zelte nach dem Eigenthümer der Puppenspielbude erkundigt. Keiner kannte denselben, hatte ihn mit Augen gesehen und wußte etwas Anderes, als daß das Marionettentheater erst am Frühmorgen dieses Tag's hier plötzlich aufgeschlagen dagestanden habe. Schweigsam begab er sich weiter; ihm mußte aus seinem tiefen Nachgrübeln ein Gedanke kommen, der ihm mit hastigem Aufblitz den Fuß in die entgegengesetzte Richtung umlenken zu wollen schien; doch gleich darauf verwarf er offenbar seine Absicht wieder und schritt jetzt eilig dem Platz zu, wo Clemence und Friedrich von Baden noch auf ihn harrten. Die Erstere empfing ihn mit der nämlichen verwunderten Frage, die sie ihm nachgerufen: „Was hattet Ihr, Bernhard? Wo waret Ihr?"

Er lachte, doch mit widerspruchsvoll ernst dreinschauenden Augen, und bot ihr seinen Arm. „Nehmt mein Geleit in Euer Zelt, Herzogin. Ich war thöricht — ein Kind, Herzogin, denn es kam mir, daß ich als Knabe zuletzt ein solches Puppenspiel gesehn und damals zu dem Besitzer hineinstürzen mußte, um zu gewahren, wer die Puppen an seinen Drähten tanzen und sprechen lasse. Doch er lachte dazu: Sie tanzen auf eignen Füßen und reden mit eignem Mund, wie's ihnen um's Herz ist, kleiner Prinz; wie Du's auch thun wirst, wenn Du erst so groß und klug bist wie meine Puppen und es Dir um's Herz ist wie ihnen. Ich hört's ihn plötzlich wieder sagen, und da kam's über mich wie damals — denn Knabenerinnerungen sind thöricht, aber mächtiger, als wir glauben und nicht um die Welt hätt' ich —"

Er brach ab, Markgraf Friedrich fiel lachlustig ein: „Doch um Breisach, nicht wahr Vetter? Uebrigens weiß ich Eurem aufgeweckten Gedächtniß Dank, daß es uns die grobe Rüpelkomödie abgekürzt hat; es ist unglaublich, an welchen plumpen Späßen und alberner Teufelswirthschaft das Volk sich amüsirt. Ich möchte auch wissen, wer der Verfasser solcher Tollheiten ist, oder eigentlich richtiger gesagt, Frechheit, einen König dergestalt als einen gewöhnlichen Menschen, ja als einen haltlos hin- und herschwankenden, jedem Betrug zugänglichen Wicht darzustellen. Nun, und habt Ihr diesmal Den, welcher die Drähte zog, ausfindig gemacht, Vetter?"

„Nein — doch ich kenne ihn von damals." Der junge Feldherr antwortete es kurz und blickte seinen Begleiter an. „Ich halte es für keine Frechheit, zu zeigen, daß ein König auch nur ein Mensch ist, und wenn Ihr den Admet einen Wicht benennt, Vetter — Ihr mögt Recht haben, doch mich dünkt, er ist es vielleicht nur deshalb, weil er einem Bardanes sein Ohr leiht. Kommt, vergessen wir Eure Rüpelkomödie, Vetter. Ihr sagtet, Breisach? Das war das rechte Wort, ich danke Euch dafür. Eurer Schönheit gebührt ein ungewöhnlicher Preis als Morgengabe, Clemence, und Breisach soll es sein, das ich Euch als solche darbringe."

Sie waren an das banner-überflatterte Zelt der Herzogin gelangt, diese erwiederte lächelnd-ungläubig:

„Bis übermorgen, Bernhard? Denn eine Morgengabe bringt man, glaub' ich — sie heißt nach dem Morgen —"

Ihre Augen leuchteten, er entgegnete verwirrt:

„So muß der Morgen seinen Anbruch verzögern, bis er die Gabe mit sich zu bringen im Stande ist. Ich sagte es, nur Breisach ist ihrer würdig —"

Er grüßte mit einer Verneigung und wandte sich schnell von ihrem befremdeten Gesichtsausdruck, der ihm sprachlos nachfolgte. Eilig durchschritt sein Fuß das Lager bis zum Nordende desselben hinaus; hier frug er nach dem Zelt der Cisterzienser Ordensschwester, das sich in der Gegend befinden mußte. Nach längerem Umhersuchen ward dasselbe ihm gedeutet, er winkte denen, die ihm als Führer gedient, gebieterisch zurück und trat rasch, ungemeldet durch die Leinenwand des Zeltes. Doch niemand befand sich darin; es war völlig leer wie die Puppenspielbude, die Schwester Xaveria sowohl wie Regine Lindinger, ohne eine Spur zu hinterlassen, verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Der letzte Tag des Novembers hatte die Wende zwischen Sommer und Winter herbeigeführt. Der Morgen, mit dem der Dezember anbrach, ließ den Belchen im Waskenwald, wie den Belchen des Schwarzwaldes mit gleichem weißstrahlendem Haupt und Mantel auf das Feldlager um Breisach herabschauen, unermeßlich drängende Wolken jagten wie kämpfende Reitergeschwader nordwärts am Himmel, und Sturm fegte durch

die Gassen der Zeltstadt, ließ die leichten Wände ihrer Behausungen flattern und schwirren, wirbelte Staubsäulen gleich dichtem Rauch von tausend Geschützen darüber empor und riß den grünen Festschmuck der Zelte allerorten herab, schleuderte ihn wie dürre Spreu lachend und pfeifend hierhin und dorthin, und ihn wie überflüssigen Kehricht zusammenraffend, trug er die verwüsteten Häuflein in die winterlich trüb gewordene Rheinebene hinaus. Doch achtete kaum jemand im Lager auf das höhnische Spiel, das der plötzliche Umschlag der Himmelsbläue mit dem sorgsam zusammengetragenen Zierrath betrieb, denn eine andre Botschaft lief, Staunen, Frage und Achselzucken erregend, von Mund zu Mund. Niemand wußte eine Antwort darauf; nur vermochte jeder zu sehen, daß das prangende Zelt der Herzogin von Aiguillon aus der Mitte des Lagers verschwunden war und daß sie seit gestern das für sie bereitete Winterquartier in dem alten Schlosse am Fuß der Vogesenvorberge bezogen hatte, das in der Nacht zuvor mit noch größerer Eilfertigkeit als bisher in Stand gesetzt worden, sie zu empfangen. Und hieran knüpfte sich die seltsame Kunde, die gleichfalls jeder wußte, ohne einer Begründung für sie theilhaftig werden zu können: Daß der Oberfeldherr des Heeres jenes Schloß nicht, wie für den heutigen Tag die Bestimmung desselben gewesen, mit zu seinem Wohnsitz erwählt, sondern daß Bernhard von Weimar als unverbrüchlichen Entschluß kundgethan habe, seine Vermählung erst an dem Tage zu vollziehen, an der er seiner Braut die stolze Veste Breisach als Morgengabe darzubringen vermöge.

Wann stand der Eintritt dieser Möglichkeit zu erwarten? Es konnte heut', es konnte morgen sein; aber die Berechnungen hatten so oft und so lange schon getäuscht, daß Niemand mehr Neigung besaß, sich auf neu angestellte zu verlassen, sondern ein allgemeines eifriges Bemühen alle Zeltinsassen erfüllte, sich gegen die hereingebrochene Unbill des Winters nach Kräften durch passende Vorkehrungen zu sichern. Wenn auch die Milde des Klimas im Oberrheinthal den Wiedereintritt des Frühlings bereits im Februar mit ziemlicher Zuversicht erwarten ließ, so war die Zeit bis dahin doch lang' genug, um eine Umwandlung der leichten Sommerwände des Lagers in Holz-, Stein- oder Lehmbehausungen wünschenswerth zu machen, und mit äußerster Regsamkeit strebte jeglicher zunächst für sich und dergestalt für das Ganze diesem Ziel entgegen. Es kam hinzu, daß sich in letzter Zeit die Pest, welche im Anfang des Jahrzehnts in Freiburg, Basel und den größeren Städten des Rheingaues heftig aufgetreten war, wieder in mehreren Ortschaften gezeigt hatte, und daß jedenfalls, wenn auch nicht die schlimmste Form der orientalischen Seuche selbst, so doch ein pestartiges Fieber in äußerst ansteckender Weise hin und wieder springend Berg und Thal zu überziehen drohte. Die Aerzte erklärten Nässe der Wohnungen, besonders der Lagerstätten, Erkältungen, schlechte Beschaffenheit und Mangel an Nahrungsmitteln als die Hauptanlässe für das Auftreten und die Verbreitung der Krankheit, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend war Herzog Bernhard unermüdlich thätig, sich mit eigenen Augen zu vergewissern, daß seinen sorglichen Anordnungen zur Verhütung der Einschleppung des bedrohlichen Uebels in's Lager strenge Folge geleistet werde. Der Anblick des letzteren hatte sich dadurch auch insofern wesentlich verändert, als ausnahmslos die ungeheure Masse der Händler, Juden, Gaukler, Zigeuner, Thierführer und Landstreicher jeder Art hinausgewiesen worden war, um der Gefahr einer Uebertragung der Seuche von ihrer Seite vorzubeugen. Sie durften den Zwischenraum einer Bannmeile zwischen der Zeltstadt und ihrem Aufenthaltsort nicht mehr überschreiten, mit Zuwiderhandelnden wurde im Betretungsfalle von Profoß, Weibel und Steckenknechten vermittelst Strick und Baumast kürzester Prozeß gemacht, und der ganze tausendköpfige, feilschende, brauende und betrügende Troß hatte sich mit Vorliebe in die nahen Schluchten, Felslöcher und Wälder der Vogesen geworfen, um dort nächtlichen Unterschlupf gegen Wind und Wetter zu finden und bei Tage mit den herausströmenden Landsknechten, Soldatenweibern, Dirnen und Buben, denen nur bestimmte Stunden für diesen Verkehr gestattet waren, den früheren Lager-Geschäftshandel fortzusetzen.

Wie lange dieser Zustand für die Belagerer noch dauern würde, wußte, wie gesagt, niemand, wenigstens Keiner drunten im Rheinthal, der Feldherr selbst und seine erfahrenen Berather ebensowenig. Aber desto besser, oder vielmehr desto schlimmer wußten es die Belagerten in der Felsenveste, die sich einem schweigsamen Räthsel gleich aus dem Flußspiegel der breiten Ebene zu erheben schien. Denn ihre Schweigsamkeit war nur Schein; in Wahrheit wimmerte die Verzweiflung, heulte der Jammer, tobte wildester Aufruhr und spielte sich eine schreckensvolle Tragödie innerhalb der unerstürmbaren Mauern Breisachs ab, wie sie die Geschichte der Menschheit in gleich Grausen erregender Weise bis dahin vielleicht noch kaum irgendwo geschaffen und gesehen.

Kaiser Ferdinand der Dritte hatte den Feldzeugmeister Freiherrn Hans Heinrich von Reinach, ehemaligen Waffengefährten Tilly's und Pappenheim's in der liguistischen

Armee, dann Generalkommandanten der vorderösterreichischen Lande und Oberbefehlshaber von Breisach mit seinem Kopf für die Erhaltung der gegenwärtig wichtigsten Festung Oesterreichs haftbar gemacht, und mit unbeugsamer finstrer Entschlossenheit, die seinem Charakter, ähnlich dem seiner beiden einstigen Kriegsgenossen entsprach, war er diesem Auftrag jetzt bald den Verlauf eines Jahres hindurch nachgekommen. Schon einmal an den äußersten Rand des Verderbens gebracht, hatte im vorigen Jahr der unbeirrt im Auge behaltene Plan des Feldmarschalls Götz die Besatzung nächtlicher Weile mit neuen Vorräthen versehen, doch diese neigten sich mit dem Jahreswechsel ebenfalls wiederum ihrem Ende zu, und, sich mit jedem Tage steigernd, brach eine Hungersnoth über die Einwohner der Stadt und die Besatzung herein, welche beispiellos durch die Entsetzlichkeit ihrer Wirkungen, wie durch die Hartnäckigkeit, mit welcher der Festungskommandant ihr trotzte, in den Gräuelannalen des zwanzigjährigen Krieges dastand. Die Preise für Lebensmittel hatten eine Höhe erreicht, daß überhaupt Geld und Werthzeichen dieselben kaum ausglichen. Ein Ei ward mit einem Gulden, das Pfund Roggenbrod mit vier Reichsthalern bezahlt. Man gab bereitwillig vierzig Gulden für ein Sester Korn, Diamantringe für einen Brodlaib, ein Schüsselchen mit Sauerkraut oder Abfall von Knochen und Sehnen. Alle Thiere, selbst Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse waren längst als Leckerbissen für die Reichen verschwunden, die große Masse der Bevölkerung nährte sich ausschließlich von den gedörrten oder wieder ausgescharrten Häuten gefallenen Viehes; manche genossen seit Wochen nichts als warmes Wasser mit Salz, schwollen durch diese Nahrung bis zur Unkenntlichkeit an Kopf, Leib und Schenkeln auf und starben nach kurzer Frist dahin. An jedem Morgen fand man haufenweise Leichen auf den Gassen und Dungstätten umherliegen; so gingen über zweitausend Menschen am Hunger und unnatürlicher Befriedigung desselben zu Grunde. Doch das Elend, die Verzweiflung und der blinde Trieb, ihr zu entrinnen, steigerten sich immer höher. Wo Kinder sich ohne Schutz ihrer Angehörigen sehen ließen, wurden sie geraubt und abgeschlachtet; die Kirchhöfe mußten mit Wachen besetzt werden, um das Ausgraben der Leichen zu verhüten, aber der Hunger trieb die Wachen selbst, mit den Ausscharrern gemeinschaftliche Sache zu machen. Das Gerücht lief um, am schaudervollsten solle der Zustand im Stockhause sein, in welchem eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen des sächsischen Heeres ohne jegliche Nahrung eingeschlossen säßen, doch es ließ sich nichts Schlimmeres erdenken, als das, was der offene Anblick der in Freiheit Befindlichen bot, das Bild einer Familie, einer Frau, die mit ihren Kindern um die Leiche des Gatten und Vaters saß und ihren Hunger an derselben stillte.

Mit der finstern, seinem einstigen Lehrmeister und Vorbilde Tilly ebenbürtigen, reglosen Miene blickte der Feldzeugmeister von Reinach unbeugsam und unerbittlich auf diesen namenlosen Jammer herab. Er bedrohte jeden, der von Uebergabe der Festung reden würde, mit dem Tode, ließ die Stadträthe Breisachs, die in einer Supplik ihm den Untergang der ganzen Bürgerschaft vorgestellt, an den Bärten zusammenknüpfen und als Schildwachen auf die Außenwälle postiren und trug jederzeit Pistolen bei sich, um sich ihrer als Antwort auf einen Laut der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zu bedienen. Dann durchlief eine dunkle Kunde die Felsenveste, welche selbst in dieser äußersten Noth noch eine unheimliche Erregung der Gemüther hervorzurufen vermochte. Der düsterfanatische Kommandant hatte Nachricht davon erlangt, daß seine eigene Frau vor dem Beginn der Belagerung aus Bereicherungslust heimlich Getreidevorräthe der Burg verkauft habe, welche damals zum Theil in die Hand der Feinde gefallen, und in unsinnig rasender Wuth auf die Meldung hin geschworen, die Festung nicht zu übergeben, bis die Thäterin dafür von seiner Rache erreilt worden. Trotzdem, daß sie ihre eigene Rettung dadurch verzögerten, suchten einige Edeldenkende und Freunde der Unglücklichen diese vor dem tödtlichen Zorn ihres Gatten zu schützen und es gelang ihnen, sie wochenlang in unterirdischen Gelassen und Gruftkammern zwischen Leichen vor seinem Ingrimm zu verbergen, der wie eine Hyäne, nicht nach todter, sondern nach der lebendigen Beute die Gräber durchwühlte. Der Wahnsinn mit weißstarrenden Augen in tausend Gestalten war's, der in dem von unten so schweigsam und friedlich erscheinenden Felshaupt das Gehirn zu loderndem Brand verzehrte.

Die Geschichte hat keine völlige Gewißheit darüber bewahrt, in welcher Weise der Feldzeugmeister von Reinach seinen Schwur zur Ausführung gebracht, doch eine dunkle Nachricht deutet darauf hin, daß er an der endlich Entdeckten durch einen ausgesucht martervollen Tod seine blinde Raserei befriedigte. Drunten aber im Thal lief mit dem ersten Wehen der Frühlingsluft die frohe Botschaft als ein von tausendstimmigem Jubel begrüßtes Evangelium von Lippe zu Lippe, daß die lange und langweilige Mühsal unthätigen Ausharrens in Schnee und Sturm beendet und von Breisach herab ein kaiserlicher Oberst mit weißer Fahne vor das Zelt des Oberfeldherrn gekommen sei,

um im Namen des Befehlshabers der Festung die Unmöglichkeit einer längeren Behauptung derselben zu erklären. Verwundert schauten alle dem zu Fuß Schreitenden nach, den auch Herzog Bernhard mit erstauntem Blick und der Frage, weshalb er den Weg nicht zu Pferde oder zu Wagen zurückgelegt habe, empfing. Der Gesandte hob ihm das hohlentstellte Gesicht entgegen und versetzte: „Weil das einzige Pferd und Thier überhaupt, das seit Monaten noch droben lebt, bestimmt ist, den Feldzeugmeister von Reinach zu tragen, wenn er die aus der Veste abziehende Besatzung an dem Sieger vorüberführt." Stolz und demüthig zugleich war es gesprochen; der junge Herzog reichte sichtbar ergriffen dem Oberst die Hand und erwiederte: „Ihr habt ein Beispiel der Treue und Tapferkeit aufgestellt, das bei dem Feinde gleiche Bewunderung wie bei Freunden und den Lohn ehrenwerthesten Abzugs mit Waffen und Fahnen verdient. Nur ein Unwürdiger könnte Euch ihn weigern. Sagt Eurem Kommandanten, daß ich ihn um die Mittagsstunde mit der Achtung, die seinem Werth gebührt, begrüßen werde."

Nachdem die Bedingungen der Uebergabe näher festgesetzt worden, verließ der Unterhändler das Lager. Es hatte den Anschein gehabt, als ob er am Abschluß noch etwas beizufügen beabsichtigt habe, doch von Augen-senkender Scheu behindert worden sei, demselben Ausdruck zu leihen. Hinter ihm bereiteten sich alle zum wirklichen Heere gehörigen Zeltbewohner eilig, ihre von Regen und Schmutz befleckten Kleidung zu reinigen und für die mittägliche Festlichkeit in möglichst geordneten Zustand zu versetzen. Bernhard von Weimar war in sein Zelt zurückgekehrt und ertheilte dort seinen Dienern ebenfalls hinsichtlich der Tracht, die er anzulegen gewillt sei, Aufträge, welche Ueberraschung auf ihren Gesichtern hervorriefen. Dann begab er sich zu seinem Geheimschreiber und richtete die Frage an ihn, ob auch heute kein Brief aus Weimar eingetroffen sei. Jener verneinte und entgegnete auf die weitere Frage, wann der zweite Bote dorthin abgesandt worden, es sei auch seitdem bereits mehr als ein Monat verflossen.

„So soll ein Dritter — sogleich — holt in wenig Minuten das Schreiben von mir!" Der junge Feldherr stieß es athemlos-heftig aus und murmelte: „Es ist unbegreiflich!" hinterdrein. Nun flog es mit plötzlicher Gluth um seine Schläfen, draußen tönten laute Rufe, welche das Nahen der Herzogin von Aiguillon ankündigten und begrüßten. „Heut Mittag legt Breisach seine Morgengabe in meine Hand," sprach er stockend leise vor sich hin, wandte sich hastig und verschwand in einen andern Raum seines Zeltes.

Vor diesem hielt auf ihrem Zelter in fast königlichem Schmuck, umgeben von einem glänzenden, französischen Gefolge neben dem schweigsam dreinblickenden General von Charpentier, Clemence von Aiguillon. Ein Offizier hatte gemeldet, der Herzog sei noch verhindert, und sie erwiederte: „Ich warte, bis er kommt." Ihr Mund sprach es leicht hin und lächelte, ihre Stirn strahlte und ihre Augen überschweiften gleichmüthig die Zelte und die im Kreis umhergaffende Menge; nur ihre Fingerspitzen zogen sich unter dem feinen Handschuh ab und zu mit leisem Ruck fester um den edelsteinleuchtenden Perlmuttergriff der Reitgerte, mit der sie die weichen Fäden der Mähne ihres Zelters glättete. Der General sagte nachlässig:

„Wenn die Verhinderung des Herzogs länger dauern sollte, als er vielleicht selbst noch vorauszusehen vermag, so habe ich die Beruhigung, daß Eure Geduld sie noch übertreffen wird, Herzogin."

Clemence drehte halb die goldüberlockte Stirn. „Warum General?"

„Weil sie Uebung im Warten erlernt hat."

Einen Moment gruben ihre Zähne sich leicht in das schwellende Roth der Unterlippe. „Geduld? — Man muß sie von seinen Feinden lernen." Sie hob den Arm und deutete mit dem funkelnden Griff der Gerte auf die Felswand und Thürme Breisachs hinüber, das sich über die Zeltdächer emporhob. „Ihr wißt, daß ich meine Morgengabe nicht eher in Empfang nehmen konnte, als der Herzog sie besaß."

„Verzeiht. Ich wußte nicht, daß Ihr es gewesen, Herzogin, welche diese Morgengabe als Bedingung des Vermählungstags aufgestellt."

Der Sprecher hatte es mit gleichmüthigem, höflich entschuldigendem Tone entgegnet, Clemence erwiederte nichts darauf, nur ihr Zelter warf mit plötzlicher Vorwärtsbewegung leicht und graciös die Vorderfüße in die Luft, als ob er einen verborgenen Antrieb erhalten, seine ruhige Stellung zu verlassen. General von Charpentier streckte kurz die Hand nach dem Zügel des Thieres und setzte hinzu:

„Hat Euer Pferd sich erschreckt? Wenn man eine gute Reiterin sein will, Herzogin, muß man die Zügel in so sicherer Hand halten, daß kein selbständiger Wille oder plötzliche Laune aufzukommen und zu überraschen vermag. Haltet im Gedächtniß, daß Ihr einmal aus den Sattel gestürzt seid."

„Um in einen anderen hinaufgehoben zu werden; Euer Blick scheint wenig

zwischen Sturz und Erhebung zu unterscheiden und von dem Zusammenhang beider zu begreifen."

Er verneigte sich leicht. „Ich begreife nur, daß Ihr genügsam seid und keine winterliche Trennung zwischen dem Herbst und der Frühlingsluft, die uns heut' anweht, sondern unmittelbaren Zusammenhang beider empfunden habt." Er fuhr, ohne den ihm entgegenfunkelnden Blitz aus den Augen der schönen Reiterin zu beobachten, ruhig fort:

„Nehmen wir also die Morgengabe, die das deutsche Reiche heute Frankreich darbringt, in Empfang und fassen sie sichrer in die Hand, als Ihr soeben die Zügel Eures Pferdes, Herzogin. Ihr mögt sie aus der Hand Eures Verlobten nehmen, Euer Ohm wird vorziehen, sie noch aus derjenigen des Besitzers, der sich ihrer in einer Stunde entäußert, zu empfangen, und meine Obliegenheit geht dahin, Sorge zu tragen, daß nicht etwa — durch unvorhergesehenen Zufall — beide Empfänger getäuscht werden."

Diesmal antwortete ein unverhohlen hervorschießender glühender Zornpfeil der Augen Clemence's von Aiguillon auf die Worte des Sprechers. „Ihr seid unverschämt, General, und ich werde bei meinem Oheim Sorge tragen, daß er mich Eurer lästigen Gesellschaft enthebt!"

Ein gelassenes Achselzucken erwiederte ihr. „Ihr kennt mich wenig, oder kennt mich sehr gut, Herzogin, zu wissen, daß ein solches Wort mir ungestraft nur von einer Tochter Frankreichs gesprochen werden kann — von einer Blinden, die meine Augen schneller zurückverlangen wird, als sie sich ihrer entledigt —"

Die in französischer Sprache geführte Wechselrede ward in diesem Moment unterbrochen, ein mit purpurner Schabracke bis auf die Schenkel hinab bedeckter arabischer Hengst ward von der Hand eines Dieners an goldenem Saumgeschirr, hell aufwiehernd, vor den Eingang des herzoglichen Zeltes geführt und aus diesem trat Bernhard von Weimar selbst hervor, daß es bei seinem Anblick wie lodernder Rückschein von der rothen Decke des Pferdes Clemence's Stirn überstrahlte. Zum ersten Mal gewahrte sie die männlich-fürstliche Gestalt ihres Verlobten auch in fürstlicher Tracht, Auszeichnung und Schmuck. Die entblößten Häupter hinter und neben ihm überragend, stand er hoch und schlank, das Baret von schwerer weißer Feder umwallt, die Hälfte des Körpers von dem kurzen Halbmantel spanischer Hoftracht bedeckt. Doch der Mantel war der eines Königs, aus reinstem, leuchtendem Hermelin gebildet, aus dem an goldenem Gehänge der Diamantknauf kostbaren Schwertgriffs hervorblitzte, der an die Stelle der gewöhnlichen einfachen Seitenwaffe des Herzogs getreten war, wie die goldenen Rittersporen an den Platz des täglichen, schlichten Eisenstachels der halbhohen, breitschaftigen und vielfaltigen Stiefel. So, Hals und Brust von einem Gewirr schwergleißender Ketten und edelsteingefaßten Bildnisse überfunkelt, stand der junge Feldherr in Jugendschönheit und königlicher Würde, daß es immer glühender in's Antlitz Clemence's aufschlug, nur das eine Bild ihr Auge, nur der eine Gedanke ihre Seele füllte, daß er diesen Schmuck dem Tage zu Ehren angelegt, an dem es ihm gelungen, die Hand nach dem lang erharrten Besitzthum ausstrecken zu können, um es als Morgengabe in die Hand zu legen, die sie willenlos von seiner Erscheinung bezwungen, mit dem Ruf: „Ihr seid schön so, Bernhard!" nach ihm ausstreckte. Auch die Augen des Generals von Charpentier musterten kurz die ungewöhnliche Erscheinung des jungen Fürsten, doch mit anderem Ausdruck, der keine Bewunderung verrieth, sondern nur ein unbefriedigtes, mißtrauisch-umspähendes Aufzucken im Hintergrund der überschatteten Augen barg; Bernhard von Weimar trat jetzt mit ritterlichem Gruß an die Herzogin hinan, schwang sich auf den Purpur seines arabischen Pferdes und, sich neben Clemence gesellend, eröffnete er die Spitze eines glanzvollen Zuges, der, aus Hunderten von Reitern zusammengesetzt, sich durch das Feldlager gegen die ragenden Thürme Breisachs fortbewegte. Draußen, wo der Rhein unter den Felswällen der Festung, sein Bett überschwellend, mit lautem Frühjahrsgetöse dahinschoß, empfing unermeßlicher, wie unablässiger Donner rundlaufender Zuruf die Kommenden. Stromauf und stromab blitzte, klirrte und rauschte das weite Thal von Waffen, Fahnen und flatternden Hutfedern des ganzen Heeres, das seinen siegreichen Führer begrüßte. Er ritt mit seinem Gefolge an die Mündung der breiten, über den Rhein unter die Geschütze Breisachs hinüberführenden Brücke und hielt inne; nun öffnete sich drüben das dunkle Steinthor, und die Besatzung der Veste, die von achttausend Mann durch Kriegsverlust, Krankheit und Hungertod bis auf vierhundert herabgeschmolzen war, zog langsam über die Brücke heran. Langsam, denn die Mehrzahl vermochte kaum die Füße vorwärtszubewegen; matt, abgezehrt, hohlblickend, wie wandelnde Leichen und Gerippe kamen sie daher, manche brachen auf dem kurzen Weg zusammen, bevor sie das Ende der Brücke erreichten. Vor ihnen auf aber schritt eine seltsame Erscheinung in langem schwarzem Trauermantel mit weißem Stab in der Hand, wie ein Bußpilger. Scher-

suchten die Augen desselben vorauf im Gesicht des Herzogs zu lesen, dann, herangenaht, warf er sich vor demselben in den Wegschmutz, hob dreimal die Stirn, senkte sie dreimal in das nasse Erdreich zurück und ließ sie regungslos darauf verharren. Es war der Kanzler von Volmar, das Oberhaupt der Regierung der vorderösterreichischen Lande, die sich bereits seit Jahr und Tag aus ihrem Sitz zu Ensisheim im Elsaß nach Breisach hinaufgeflüchtet. Fünf Jahre zuvor hatte er auf die Meldung hin, daß protestantisch gesinnte Bürger Freiburgs „üble Reden über ihn geführt", sich die Namen derselben verzeichnen lassen, „um mit gebührender strenger Ahndung gegen sie zu verfahren", aber die Würfelspiellaune der Tage hatte es gefügt, daß im verwichenen Jahr von ihm ein Brief aufgefangen und in die Hände des Herzogs gelangt war, in welchem er sich daran erlustigte, den Namen desselben aus Bernhard in „Bärenhäuter" umzuwitzeln. Nun hatte der Bärenhäuter ihm den Kniefall im Bußkleid vorgeschrieben, doch der ängstliche Ausdruck im Gesicht des Kanzlers redete deutlich, daß er schwerere Buße noch für die Verspottung der königlich stolzen Erscheinung vor sich befürchtete. Ein Weilchen blickte Herzog Bernhard schweigsam auf ihn nieder, dann lachte er: „Weshalb habt Ihr nicht die Haut des Bären mitgebracht, um Euch auf ihr zu betten, Herr Kanzler? Eure Haut, dünkt mich, hätte heut' Vortheil davon gehabt. Steht auf, und vergeßt nicht, daß es klüger und menschlicher ist, Beleidigungen zu verzeihen, wenn man selbst nur ein Mensch ist, der unbesonnenem Fürwitz anheimfallen kann. Geht! Eure Posse ziemt heut' nicht für dies Trauerspiel, das darauf folgt."

Der Kanzler Volmar stand auf und eilte hurtig mit erlöster Brust davon; an der Spitze der „Vierhundert" schwankte jetzt der Obrist Johann Werner Aescher von Bühningen, der Herzogin Claudia Felicitas Rath, Ritter des goldenen Sporns und ehemals Burgvogt von Breisach, heran. Hinter ihm aber schritt der kaiserliche Obristwachtmeister und weiland Befehlshaber zu Emmendingen, Herr Georg Feuchter, und der Zufall wollte, daß er bei'm Stocken des Zuges gerade vor dem jetzigen Oberst Josephus Wagner innehielt. Nur saß dieser heut' hoch zu Roß, wie jener es vor drei Jahren gethan, als er die Burgschlüssel aus der Hand des zu Fuß heranschreitenden Kommandanten der ausgehungerten Hochburg entgegengenommen, und eine Sekunde lang flammte es befriedigt unter den buschigen Brauen Joseph Wagner's auf. Aber dann vollführte er rasch dasselbe, was im nämlichen Augenblick Bernhard von Weimar that, er nahm mit hastigem Griff das Federbaret vom Scheitel und, sich vorneigend, sagte er halblautvernehmlich: „Wir sind wett, Herr Feuchter; wenn Ihr mir einstmals Eure Achtung geschenkt habt, nehmt heut' die meine zwiefach dafür hin. Und wollt Ihr in mein Zelt heut' treten, Euch zu laben mit dem, was es bieten kann, so hat es keinen willkommneren Gast bis zu diesem Tage empfangen."

Mit tief menschlicher Theilnahme und hoher Achtung im ernsten Blick begrüßte in stummer Neigung das entblößte Haupt des jungen Feldherrn die kraftlos vorüber wankenden Reihen und ertheilte dem hinter ihm befindlichen General Johann Ludwig von Erlach Auftrag, mit allen Mitteln für die Befriedigung der nächsten, dringendsten Bedürfnisse der in ehrenvoller Kapitulation abziehenden Feinde Sorge zu tragen. Nun nahte der Zug seinem Schluß und ihn beendete auf einem bis zum Skelett abgezehrten Rappen der Feldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach, den Schlüssel des Festungsthores in der Hand haltend; hinter ihm folgten nur noch als Letzte der Bürgermeister und die Stadträthe Breisachs, welche auf breitem Sammetkissen die städtischen Schlüssel trugen. Hans von Reinach hielt, als er in die Nähe des Herzogs gelangte, sein Pferd an, stieg herab und bog, den Schlüssel emporreichend, das Knie, doch in demselben Augenblick schwang sich auch der Sieger aus dem Sattel, ergriff die Hand des Gegners und sprach: „Nicht ich, noch Manneskraft hat Eure Tapferkeit hiehergebracht, Herr Feldzeugmeister, darum gebührt dies Zeichen auch nicht mir und einem Manne, sondern legt es als freie Gabe in die Hand der Anmuth —"

Er machte eine deutende Bewegung gegen seine Begleiterin; die Stirn Reinach's färbte sich mit einem lebhaftem Roth, welches Dank für die zartfühlende Großmuth aussprach, die ihm das Symbol der Erniedrigung zu einer ritterlichen Huldigung umwandelte, aber höher flammten die Wangen Clemence's von Aiguillon, welche mit triumphirendem Blick an dem General von Charpentier vorüberstreifend, beherrschungslos am ganzen Körper erbebend, die Hand nach dem Festungsschlüssel und seinem Symbol hinabstreckte. Der Feldzeugmeister stand im Begriff, sich zu erheben — da drängte sich plötzlich eine von der Brücke hertaumelnde Landsknechtsgestalt in zerlumpten Kleidern mit wirren Haarsträhnen über dem zu gelbem Knochengerüst entstellten Gesicht durch den Stab des Herzogs heran, fiel vor diesem zu Boden und stöhnte: „Erbarmen — habt Erbarmen mit uns, Herr!" Er suchte weiter zu sprechen, doch die Stimme erstickte ihm in röchelnder Kehle; Bernhard von Weimar blickte ihn erstaunt und erschreckt an und stieß aus:

„Was willst Du? Sprich! Ich kenne Dich, Du bist Hans Ehinger von meinen Arkebusieren. Wo warst Du bis heut'?"

Der Gefragte hob mit qualvoller Anstrengung Kopf und Arm und deutete auf Breisach zurück: „Droben." Halb unverständlich brachte er es stammelnd hinterdrein: „Gefangen, mit hundert und vierzehn Eures Heeres droben im Stockhaus. Seit einem Monat haben wir keine Nahrung gesehn, von Mörtel gelebt, den wir mit den Fingern aus den Mauern gegraben — von den Leichnamen unserer verhungerten Genossen. Nur drei sind noch außer mir —"

Hans Ehinger's Augen verdrehten sich, seine Zunge stockte, er griff in die Luft und schlug, von der letzten Anstrengung gebrochen, todt auf das Weggestein. Und todesstill blieb es fast eine Minute lang in der Runde umher, bis es von den finster zuzusammengepreßten Lippen des Herzogs Bernhard entfuhr: „Gottes Tod!" und sein Fuß hob sich, setzte den Stiefel auf die Schulter des Feldzeugmeisters von Reinach und stieß denselben hart auf die nasse Erde hinunter. „Da ist Euer Platz! Verhungern habt Ihr meine Soldaten lassen, sich untereinander zerfleischen? Warum habt Ihr mir nicht Botschaft davon gesandt, die Gefangenen nicht ausgelöst? Ich hätte Euch gegeben, was Ihr gefordert, wenn ich's gewußt, ein Kornfeld für jeden! Ihr seid kein Soldat, Ihr seid ein Henkersknecht und Euer Gewerb ist unehrlich und befleckt den Fuß, der Euch tritt. Hättet Ihr nicht mein Fürstenwort — ich brach's noch nie und will's nicht um Eure Schandthat — hinweg mit Euch!"

Wie zürnender Donner eines Gerichts war es über den am Boden Kauernden hingerollt, der sich stumm und leichenhaft erhob und in der Menge verlor. Aber trotz dem Grausen das die unerwartete Aenderung der Scene erregt, durchlief es alle Hörer mit einem heimlich stolz-erhebenden Gefühl, daß ihr junger Feldherr Kränkung, die ihm selbst zugefügt worden, nur mit gleichmüthigem Spott vergalt, doch von der Grausamkeit, welche die Geringsten seines Heeres betroffen, zu fast besinnungslosem Zorn, wie noch keiner an ihm gewahrt, fortgerissen wurde. Halb unbewußt beugte sich Bernhard von Weimar jetzt nieder und hob den Schlüssel der eroberten Festung vom Boden, und verstummt vor der fremdartigen Heftigkeit ihres Verlobten, fast vor Scheu diesmal zitternd, streckte sich Clemence's Hand abermals nach jenem aus. Er nahm es wahr und sah auf ihre Augen, doch sein Arm blieb reglos, nur ihre Blicke begegneten sich. Nun glitt ein erzwungenes Lächeln um ihre Lippen, sie sagte halblaut: „Gebt ihn mir, Bernhard — er ist mir werthvoller, wenn er aus Eurer Hand —

Die Hand, von der sie sprach, zuckte leicht und machte eine Regung ihr entgegen, während sein Blick unruhig von ihrem Gesicht abwich. Dann blieb dieser mit groß aufleuchtenden Augen plötzlich auf einem Gegenstand haften, einem ältlichen Manne, der hoch von Wuchs mit feinen Zügen wie in ruhiger Erwartung zu Fuß in dem Reiterkreise dastand. Er trug die Kleidung eines Gelehrten, dunklen Halbmantel über dem Wamms, auf das sich ein breiter Spitzenkragen herabschlug; doch goldene Ketten mit fürstlichen Bildnissen daran deuteten, daß er auch als Staatsmann reich belohnte Verdienste erworben haben mußte. Noch eine Sekunde sah der Herzog stumm in die unvermuthet vor ihm auftauchenden Züge, dann flog er, Alles umher vergessend, auf den Alten mit dem Rufe zu: „Hortleder — Friedrich! Ihr seid's — Ihr selbst seid als Antwort gekommen?"

Ein Strahl des Glückes, der Zärtlichkeit und des Stolzes glänzte in den Augen des sächsischen Rathes, Geschichtsschreibers und Jugenderziehers Bernhard's von Weimar, Friedrich Hortleder, und er antwortete, fast wie ein Gleichgestellter die ungestüme Umarmung seines einstigen Schülers vergeltend: „Ja, Bernhard, ich bin's — des Himmels Fügung trug mich grad' zu Eurem Ehrentag hieher, mein Herzog — und ich säumte nicht, obwohl die weite Reise mich ermüdet, Euch sogleich hieher zu folgen."

Herzog Bernhard ergriff den Arm seines Lehrers und zog ihn, ohne auf etwas Anderes mehr zu achten, mit sich zur Seite. Er flüsterte an's Ohr Hortleder's:

„Ihr sagt's, Friedrich, der Himmel trug Euch her, grad' zur rechten Stunde. Ihr selbst bringt mir Antwort auf meine Briefe?"

„Briefe?" versetzte der Alte. „Ich habe nur einen erhalten und bin sogleich nach seinem Empfang aufgebrochen."

„So ging der erste verloren. Und was ist's? Berchta —?"

Friedrich Hortleder schüttelte die graue Stirn. „Niemand weiß etwas von ihr in Weimar, auch ihre Eltern nicht. Die Gräfin Berchta von Schwarzburg ist seit mehr als drei Jahren verschwunden. Sie hat nur Kunde gegeben, daß sie lebt — und seltsam, aber diese scheint darauf hinzudeuten, daß sie hier am Rhein, unfern, vielleicht in nächster Nähe von Euch selbst, Bernhard."

„Seltsam, Friedrich"? — Ein halb nachsinnender, halb glücklich aufleuchtender Schimmer ging durch die Augen des jungen Herzogs — „Ihr habt Recht, seltsam sind

die Wege, auf denen das Herz sein Ziel sucht, — von dem es so nah sein kann, wie einst Eure Kunde es mir verdeutscht, gleich dem schlummernden Odysseus, und in Nacht und Nebel hinaus wieder fortgerissen von der Heimath, Jahre lang, unter wilde Lästrygonen an den Inselstrand der klugen Zauberin. Seltsam, Friedrich, daß ein Herz im Traum' zu wandeln vermag, wie ein Schlaftrunkener an lichtem Tag, blind, ohne sich auf sich selber zu besinnen, vergessen, versunken —"

Er hielt inne, der alte Gelehrte zog ihn liebevoll an der Hand wieder auf den verwundert harrenden Kreis der Heeresobersten zu. „Ihr träumt, seid der Knabe geblieben, Bernhard, auch im Fürstenmantel und mit dem Feldherrnstab noch; mein altes Herz schlägt freudiger zu Euren Worten, als ich gedacht, daß sein Blut es noch jemals wieder vermöchte. Aber mein Mund muß Euch mahnen wie einst, muß den vergessenen Lehrer gegen den hervorwenden, dessen Hand die Lehren der Geschichte Deutschlands für kommende Jahrhunderte aufzeichnet. Vergebt, mein Fürst — es ist nicht die Stunde jetzt, meiner des Vergangenen, seiner Träume zu gedenken. Sie ruft Euch zu Anderem, die Gegenwart, die Zukunft blicken auf Euch —"

„Wohl, Freund; Ihr mahnt recht. Ich vergaß nur bei Eurem Anblick — alles Andre — als wiege ein Kahn mich auf leisen Wellen im Abendroth. Aber dann will ich mit Euch allein sein, Friedrich, den ganzen Abend, die Nacht, nur mit Euch allein."

Bernhard von Weimar ließ die Hand Hortleder's fahren und schritt auf den verlassenen Platz zurück, wo die Stadräthe Breisachs noch in demüthiger Haltung mit den Stadtschlüsseln auf dem Sammetkissen seiner warteten. Der düstere und zornige Schatten, den die letzte Begegnung mit dem Feldzeugmeister von Reinach über seine Stirn gelagert, war abgesunken, ernst und sicher, doch freundlich trat er hochaufgerichtet den Harrenden entgegen. Seine Hand hielt noch den Schlüssel, nach welchen Clemence von Aiguillon ihren Arm bereits zweimal gestreckt, und sie that's jetzt zum dritten Male, mit hastiger Ungeduld, unfähig ihre brennende Erwartung zu verbergen. „Nun, Bernhard? Ihr wollt, wie in alten Märchen, die Geduld Eures Weibes prüfen, und mir scheint, sie hat die Probe bestanden —"

Einen Moment traf sein Blick in den ihrigen, dann wich er leicht zur Seite aus, doch seine Lippen sprachen ruhig und entschlossen dazu:

„Der Schlüssel ist keine Gabe für die Prinzessin eines Märchens, Herzogin; Ihr habt gehört, mit eignen Augen gesehen, welch' entsetzensvolles Blut an ihm klebt, und ein Grausen müßte Eure Frauenhand durchrütteln, wenn er sie berührte. Er gehört in den Eisenhandschuh eines Mannes —"

Herzog Bernhard wandte sich mit einer ritterlichen Hauptneigung und fuhr mit lauter gehobener Stimme fort:

„In Eure Hand, General von Erlach, lege ich den Schlüssel meiner Festung Breisach, ernenne Euch zum Oberbefehlshaber derselben und mache Euer Leben haftbar für ihre Behauptung."

Leicht zitternd nahm der Stahlhandschuh des Generals Johann Ludwig von Erlach den Schlüssel in Empfang. Das Antlitz Clemence's hatte Todesblässe, Todesstarre ihren Leib überflossen, daß sie, unbeweglichem Bilde ähnelnd, dreinblickte, wie der jugendliche Feldherr mit königlicher Würde auf die Stadträthe zuschritt und, wiederum ringshin vernehmlich, sprach:

„Und aus Eurer Hand nehme ich die Schlüssel meiner getreuen Stadt Breisach, deren Eideshuldigung ich morgen um die Mittagsstunde auf dem Domplatz empfangen werde —"

Eine ruckartige Bewegung und der Aufklang einer anderen Stimme unterbrach die lautlose Stille. Der Arm des Generals von Charpentier war plötzlich, wie Einhalt gebietend, emporgefahren, und derselbe sprach ebenfalls mit lauter Stimme:

„Eure Durchlaucht verzeihe, daß meine Pflicht mir auferlegt, bei der Besitzergreifung der Stadt und Veste Breisach die Rechte meines erhabenen Gebieters zu wahren und in seinem Namen den halben Anspruch auf die gemeinsam eroberte Festung und die Huldigung ihrer Bewohner in Empfang zu nehmen."

Die Worte verklangen, und ein Schweigen trat nach ihnen ein, als ob nicht die Umstehenden, sondern als ob bis zu den äußersten Grenzen des deutschen und französischen Reiches jedes Ohr, herübergespannt, mit fiebernder Athemlosigkeit ihrer Erwiederung entgegen lausche. Eine Sekunde verging, dann hatte der Herzog Bernhard von Weimar dem Abgesandten des Kardinals Richelieu seine Stirn zugewendet und versetzte mit gelassener Ruhe:

„Rechte? Anspruch auf eine deutsche Stadt? Ihr täuscht Euch in der Absicht und dem Wunsche meines hohen Verbündeten, Eures Königs, Herr General, wenn Ihr glaubt, er hege den Gedanken, Anspruch auf *meine* Festung Breisach zu erheben, die

mein Heer erobert hat. Solche Thorheit liegt Eurem König so fern, wie es mir läge, einen Fuß breit französischen Bodens zu begehren, den das Glück seiner Waffen in Besitz genommen. — Geht, Ihr Herren! Euer neuer Landesherr versichert Euch seines Wohlwollens und sicheren Schutzes, und in der nächsten Stunde wird Alles geschehen, was ich vermag, um die tödtliche Noth meiner Unterthanen in Breisach zu lindern."

Nach Ost und West, bis an die letzten Grenzen des deutschen und französischen Reichs war es geklungen, und aus dem trüben Nebel, dem phantastisch jagenden Wolkengetümmel des Himmels brach in plötzlichem Sieg über die auseinander fliehenden Dunstgestalten ein voller Frühlingssonnenblitz und umgoß wie mit einem goldenen Kranz die hoch und stolz aufgerichtete Stirn des jungen Fürsten. Es war einem seltsamen Phänomen gleich, das alle Augen eine Weile staunend, stumm gebannt hielt — dann klirrte, funkelte, rauschte die Luft von tausend und abertausend durcheinander flammenden und flatternden, hochaufgeschwungenen Waffen, Fahnen, Hutfedern und ein einziger betäubender Jubelruf schlug von allen Lippen des unabsehbaren deutschen Heeres zusammen, das die Felsenveste Breisach erobert: „Bernhard, unser Feldherr und Fürst, er lebe und führe uns in Sieg und Tod!"

Er nahm sein weißes Federbaret vom Scheitel und antwortete, den glanzvollen Blick zu dem wie in rothes Gold getaucht auf ihn niederleuchtenden Gipfel des Kaiserstuhles aufschlagend: „Für das deutsche Reich!" Dann schwang er sich auf sein Pferd, winkte seinem Gefolge und ritt als der Erste über die leere Brücke des tosend unter ihm hinschäumenden Rheinstroms auf das weitgeöffnete Thor von Breisach zu. Nur ein Theil seiner Begleitung, die hochgestellten Offiziere und eine Abtheilung seines Leibregiments folgten ihm nach; über den Zurückbleibenden, die sich in eifrig redende Gruppen zusammen gesellten, erhob sich ein dumpfes Summen von Stimmen wie Windesgemurmel im bewegten Nadelhaar eines Föhrenwaldes. Neugierig richteten da und dort sich beobachtende, aufmerksame und lachende Augen auf den um die Herzogin von Aiguillon und den General von Charpentier versammelten Kreis französischer Offiziere und dem Gefolge beider Angehörige, die ebenfalls auf abgesondertem Platz in eifrigem, von heftigen Gestikulationen begleiteten Gespräch begriffen waren. Nur der General selbst verhielt sich schweigend, gab höchstens dann und wann mit kurzem Wort auf eine Frage Erwiedrung und sah mit anscheinender kühler Gleichgültigkeit umher, während auf den Wangen Clemence's, die sich kaum aufrecht in ihrem Sattel zu behaupten schien, noch immer wie hastig fliegende Wetterschauer eines Apriltags Gluth und weiße Farblosigkeit wechselten. Dann zog plötzlich eine laute, in dumpfes Lachen eingewickelte Stimme unfern von der französischen Gruppe Ohr und Auge der in der Nähe Befindlichen herum. Aus der Richtung her, wo die Breisacher Stadträthe gestanden, war, nachlässig umblickend, eine lange, schwarzgekleidete Gestalt gekommen und hielt ihren Gang auf einen Abbé im Geleit der jungen Herzogin zu. Doch bevor er jenen erreichte, legte sich mit derbem Schlag von hinten die breite Hand des Inhabers der lauten Stimme auf die Schulter des etwas unschlüssig Vorschreitenden, und der Obristwachtmeister Bartholomäus Laubacher begleitete diese Begrüßung mit den Worten:

„Potz Kukuk und Kutte! Wenn's ein schöner Tag sein soll, nimmt der Sonnenschein kein End'. Und wenn man in der Früh' 'nen weißen Vogel fliegen gesehn hat, läuft Einem gewiß bis Mittag noch eine Kröte über den Weg. Habt droben wohl in einem guten Schlupfloch gehockt, Hochwürdigster, wo's noch allerhand Ungeziefer zum Frühstück und zur Vesper gab, denn ich seh's zu meinem Trost, daß Meister Schmalhans dem Hirten die gottgefälligen Eingeweide nicht so gottlos zusammengeschnürt hat wie den Schafen. Freilich, dafür sind sie eben Schafe und ist der Hirt über sie gesetzt, um klüger zu sein, als sie. Hatte davon vernommen, daß Ihr Euch vor unserer Ankunft in Freiburg auf die Himmelssocken gemacht, um droben das Kreuz der Entsagung auf Euch zu nehmen und dem Teufel auf die Fährte zu kommen. Dachtet allerdings vielleicht nicht, daß er seine Bosheit so weit treiben würde, Eure ehrwürdigen Zahnstumpfen in Versuchung zu führen, Reliquienknochen anzunagen, und es scheint, er hat seinen Aberwitz sogar mit Eurem geweihten Hirngefäß betrieben, daß er eine Hexe drin rumoren lassen, mein verdienstliches Angedenken in seinen Fuchsstollen unterzukramen. Erinnert Euch, wir haben uns schon ein paarmal vortrefflich miteinander unterhalten; Eure Liebhaberei für den Pferdefuß machte, daß Ihr auch an meinem alten, braven Apfelschimmel groß Wohlgefallen fandet und ihn das erste Mal mit allerhand Saufedern festhalten wolltet, und das andere Mal hattet Ihr Euch wieder aus der nämlichen uneigennützigen Passion in der Roßmühle einquartiert. Wißt Ihr's noch, ich leistete Euch ebenso uneigennützige Gesellschaft und gab Euch gratis die besten Rathschläge obendrein, aber auch frustra, sonst hätten wir Euch heut, nicht zum andern Mal hier in der Marderfalle gehabt. War ein guter Taubenschlag droben, daß Ihr die Federn ordentlich da-

von fliegen lassen konntet? Ich mach' mir kein Verdienst im Jenseits draus, aber ich kann's auf Eurer zukünftigen Eminenz Strümpfe und Gewissen nehmen, daß ich bei jeder von den hübsch gedrehten Pillen, die ich mit in euren Krähenhorst da hinaufgeschickt, den christlichen Begleitwunsch mitgegeben habe, sie möchte ganz ausschließlich Eurem hochwürdigen Magen zu Gute kommen und ihn von allem Hunger und Erdenübel curiren."

Bartholomäus Laubacher sprudelte es lachend mit alter Zungenbehendigkeit heraus, während seine Faust unbekümmert um die Neigung und Versuche des von ihr Gefaßten, sich ihr zu entwinden, den Rockkragen des Pater Rector Wolfgang Metzger festhielt, der augenscheinlich von der Wiederbegegnung nicht sonderlich erfreut, zuerst kurz ablehnend erwiederte: „Laßt mich, Ihr täuscht Euch", und dann mit empörter geistlicher Würde hinzusetzte: „Wessen unterfangt Ihr Euch und was wollt Ihr? Ich werde bei dem durchlauchtigsten Herrn Herzog, meinem gnädigsten Landesherrn, Beschwerde führen."

„Ist er auch in Eurer Dohlensippe dazu ausgerufen? Natürlich, „seid klug wie die Schlangen," heißt das Wort Gottes und seiner Ausleger. Eben das will ich, Hochwürdigster, eben das, Euch dazu verhelfen, daß Ihr möglichst rasch zum Durchlauchtigsten hingelangt. Ihr könntet Eure Beschwerniß sonst unterwegs vergessen, wie bei'm letzten Mal auf der Hochburg, wo Ihr Euch auf französisch empfahlt und wie ein Hamster aus dem Loch war't."

Es schien in der That dem Pater Wolfgang Metzger mit der Klageführung keine übergroße Eile zu haben, denn seine Hände widerstrebten offenbar eifrig der Gelegenheit, welche Bartholomäus ihm zur Beschleunigung seines zuvor ausgedrückten Wunsches darbot. Er blickte umher und ein Wort des Obristwachtmeisters mußte bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen sein, denn er wiederholte es mit halbem Gemurmel zwischen den Zähnen: „Auf französisch" — und sich mit einem plötzlichen Ruck befreiend, eilte er schnell auf die in der Nähe befindliche französische Gruppe zu, hob den Arm und rief:

„Ich bitte um die Obhut Eurer Excellenz gegen die Zügellosigkeit dieser verwilderten Soldateska, stelle mich im Namen meines heiligen Ordens unter den Schutz Frankreichs, dessen erhabenem Gebieter ich mich in Bescheidenheit rühmen darf, nach schwacher Kraft zu dem hohen Erfolg dieses Tages beigetragen zu haben."

Der General von Charpentier wandte den Kopf und musterte mit aufmerksamraschem Blick die Erscheinung des Hülfesuchenden. „Wer seid Ihr und welches Verdienst habt Ihr Euch um Frankreich erworben? Es weigert Keinem seinen Schutz, dem es zu Dank verpflichtet ist."

„Wenn Eure Excellenz mir das Ohr zu neigen geruht", antwortete der Gefragte; „es ist nicht meine Art laut vor der Welt mit meinem Thun zu prahlen."

Der General beugte sich aus dem Sattel herab und der Pater Rector flüsterte: „Ich wußte nicht, mit welchem Hohn die List und der Betrug des höllischen Feindes und seines eingeborenen Sohnes mit der allerchristlichsten Majestät Eures königlichen Herrn ihr Spiel treiben würden, und glaubte, daß meine geringe Kraft dazu verwandt werde, ihn in den Besitz Breisachs zu versetzen —"

Er hielt inne, der Gesandte des Kardinals Richelieu sah ihn forschend an. „Mich däucht, mein König ist der offene Feind des Eurigen —"

„Doch nicht seines Glaubens, unseres Glaubens, Excellenz — und mich däucht, wir besitzen seit heute, ob offen oder geheim, nur Einen gemeinsamen Feind mehr. —"

Ein rascher Blicksaustausch fand zwischen beiden statt.

„Und wodurch trugt Ihr, uns zu nützen, zur Eroberung der Festung bei?" fragte der General gespannt.

„Indem ich die Frau des Kommandanten veranlaßte, rechtzeitig im Geheimen die Hälfte der oben befindlichen Vorräthe an Nahrungsmitteln zu verkaufen."

Im Hintergrund der Augen Charpentier's glimmerte es mit grünlichem Geleucht auf. „Ihr seid ein rechtzeitiger Rathgeber und findet Platz in meinem Zelt." Er hob den Kopf und fügte laut hinzu: „Der Pater steht unter meinem, unter Frankreichs Schutz!"

Bartholomäus Laubacher hatte in einiger Entfernung, auf den Ausgang der Unterredung wartend, innegehalten. Sein Gesicht besagte, daß er wenig Neigung, doch dafür leider gegenwärtig noch ein unabweisbares Gefühl der Nothwendigkeit besaß, den Schutz Frankreichs zu respectiren, und dumpf in den weißen Bart knurrend, mischte er sich unter seine Gefährten. Der französische General drehte jetzt die Stirn zu seiner Begleiterin: „Beliebt's Euch, in's Lager zurückzukehren?"

Clemence von Aiguillon fuhr, wie zum ersten Mal von plötzlichem Leben wieder durchzuckt, zusammen, und ihre Gerte traf den Zelter, daß er hochaufbäumend aufsprang.

Charpentier folgte ihr und hielt sich an ihrer Seite; sie ritt in schweigender Hast, nur er fragte nach einer Weile mit kalter Ruhe:

„Soll der Unverschämte nach Frankreich zurückkehren und habt Ihr noch ein Mittel, Herzogin?"

Sie wollte nichts erwiedern, nur die Lippen stießen mechanisch ein kurzes: „Wofür?" heraus.

„Für die Morgengabe, welche Deutschland Frankreich nicht zugebracht hat."

Nun blitzte ein fast irrer Strahl aus den Augen Clemence's von Aiguillon in das Gesicht des Sprechers. „Armseliger Spötter! Dafür ein Mittel? Hat Frankreich keine Waffen und keine Klugheit mehr, den deutschen Löwen zu bändigen? Ihr sagt's, Euer Arm ist lahm und Euer Kopf ausgebrannt! Verlangt Ihr jetzt von mir ein Mittel? Geht und sagt meinem Oheim, ich besäße Eines, doch nicht für ihn — nur für mich selbst, oder für —"

Sie sprach nicht aus, sondern traf abermals mit pfeifender Gerte ihren Zelter, daß er von Schmerz aufgestachelt weit voraus mit ihr dem alten Schloß ihres Quartiers entgegenschoß.

(Schluß folgt.)

Ueber Wissen und Glauben.

Von

Daniel Schenkel in Heidelberg.

I.

Soll das Wissen sich der Autorität des Glaubens, soll das Glauben sich der Autorität des Wissens unterwerfen? — das ist die Grundfrage, die immer wieder von Zeit zu Zeit die denkenden Geister und die frommen Gemüther im Innersten aufregt, zumal seit das Christenthum neben dem Panier des Kreuzes auch die Fahne der Kultur aufgepflanzt hat. Zweimal schien das Räthsel gelöst. Der mittelalterlichen Scholastik galt der Glaube als die Mutter des Wissens; mit den unzerreißbaren Banden der Pietät blieb das Kind an die Mutter gefesselt. Der Gedanke, die Wissenschaft von der Kirche zu befreien, erschien als ein Frevel, ein Verbrechen. Das Zorngericht des Himmels, wie das Strafgericht der Obrigkeit, drohte jedem, der mit den Ergebnissen seines Wissens die von den Wächtern des Glaubens gezogenen Schranken zu durchbrechen kühn genug war. Jahrhunderte lang beugte sich der denkende Geist unter das Joch des überlieferten Glaubens, das Wissen gab dem Glauben die Form, der Glaube dem Wissen den Inhalt, aber die Einigung war ein künstliches Machwerk. So wie die Vernunft erkannte, daß sie einen eigenthümlichen Inhalt habe, so riß sie sich von der Vormundschaft der Mutter los, so stellte sie sich auf ihre eigenen Füße und ging ihre eigenen Wege. Was im Mittelalter so eng verbunden schien, das schied sich nach der Reformation in den Gegensatz des Natürlichen und des Uebernatürlichen, der Philosophie und der Theologie. Die Reformatoren hatten diese Scheidung nicht gewollt. Luther sprach noch von der Vernunft als von einer ärmlichen Nachtlampe, der Glaube war ihm die Alles erhellende Sonne. Aber der freie Gedanke ließ sich nicht mehr in die kirchliche Klausur zurückscheuchen; der Adler hatte die Kraft seiner Schwingen erprobt und schwebte siegreich über den zerfallenden Burgen des Glaubens. Die Priester des Glaubens schämten sich jetzt ihres Berufes, legten ihr Amtskleid, schworen ihre Diensteide ab, oder wollten nur noch als Priester der Vernunft mit der Fackel der Aufklärung ihre Gemeinden erleuchten.

Jetzt schien das Räthsel zum zweiten Mal gelöst. Von Berlin aus wurde es in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts durch den Mund eines Philosophen wie ein neuer Orakelspruch verkündet, der Glaube enthalte in der niederen Form der Vor-

stellung, was durch das Wissen aufgehoben werde auf der höheren Stufe des Begriffes. Der vorstellende Glaube ist der Masse des Volkes und Allen, welche sich nicht auf die Höhe des reinen Denkens zu erheben vermögen, unentbehrlich; aber die reinen Denker lösen die harte Glaubensschale mit ihrem massiven Bilderapparate auf und dringen hindurch zum innersten Kern des absoluten Geistes, zum reinen Aether der ewigen Ideen. Der Glaube ist demnach lediglich ein untergeordneter Standpunkt; die Glaubenden sind geistig Unreife und Unmündige. Der Wissende steht auf der Höhe, er ist der Mündige und Geistesreife. Das Wissen ist jetzt die Mutter und der Glaube das Kind geworden. An der Hand des Wissenden, der mit dem reinen Lichte des Begriffes und der Idee die dunkeln Irrgänge des Lebens erhellt, ist der Gläubige in sicherer Hut. Der Glaube dient, und die Wissenschaft herrscht. Die Priester des Glaubens sollen selbst Wissende werden, sich aber zu dem vorstellenden Glauben ihrer geistig unmündigen Gemeinden gütig herablassen, die Sprache der Vorstellung reden, welche dem Standpunkte des reinen Denkens nicht mehr angemessen ist, und so die geistige Kluft, die sie von dem Volke trennt, überbrücken durch die Phrase der bilderreichen Rhetorik, welcher freilich die innere Wahrheit und Lauterkeit fehlt.

Das ist das umgekehrte Mittelalter. Dort die Autorität des Glaubens, unter welche der denkende Geist sich beugen muß. Hier die Autorität des Wissens, welcher der Glaube sich unterzuordnen hat. Aber auch hier keine wirkliche Einigung von Wissen und Glauben, auch hier nur ein künstliches Machwerk. Wie armselig wurde es den Ehrlichen zu Muthe, die in der Sprache der Vorstellung Glaubenssätze verkündigten, welche in das reine Denken übersetzt ihnen wie fromme Märchen erschienen. Es waren nicht nur die Restauratoren der Kirchenlehre, welche gegen die Herabwürdigung des Glaubens unter den Absolutismus des Wissens Protest einlegten. Auch dem nüchternen, vom Rationalismus geschulten Verstande mißfiel das vornehme Spiel mit Begriffen, denen oft nur Worte, aber keine sorgfältig untersuchten Thatsachen zu Grunde lagen; er hatte ja den Glauben, nach seiner Ueberzeugung, zur Vernunft gebracht, den Denkglauben entdeckt, der zu denken glaubt und zu glauben denkt, mit diesem alle denkwidrigen und namentlich die Wunder-Vorstellungen aus der evangelischen Geschichte hinausgetrieben. Und jetzt sollten die Gläubigen ihre verkehrten Vorstellungen behalten, und nur wenige auserwählte Fürsten im Reiche der Geister auf den Thronen der Aufklärung sitzen.

Insbesondere zwei hochbegabte Männer unseres Jahrhunderts hatten den Beruf das falsche Bündniß, welches die moderne Philosophie mit dem Glauben abgeschlossen und durch welches sie ihn in ein Verhältniß der Dienstbarkeit zum Wissen versetzt hatte, aufzulösen, der eine, indem er den Glauben von dem Wissen, der andere, indem er das Wissen von dem Glauben emanzipirte. Die beiden entscheidenden Faktoren der Weltgeschichte — das Wissen und das Glauben — mußten erst in voller Freiheit und Selbstständigkeit zur Erkenntniß ihres eigenen Wesens kommen, um ungehindert durch diplomatische Künste und heuchlerische Kompromisse ihre ganze Kraft, jeder für sich, zu entfalten und den denkenden Geistern wie den frommen Seelen zu zeigen, daß sie beide gleich unentbehrlich sind.

D. Friedrich Schleiermacher hat das unsterbliche Verdienst, den Glauben von den Anmaßungen des Wissens emanzipirt zu haben. Die Orthodoxie hatte denselben in ein System von Lehrformeln eingeschachtelt, die Aufklärung war in wenige unlebendige Begriffe, wie Gottheit, Vorsehung, Unsterblichkeit, zusammengeschrumpft. Die Erkenntniß dessen, was Religion sei, war verloren gegangen, und dadurch war der Glaube in allgemeine Verachtung gekommen. Da veröffentlichte Schleiermacher, als der Prophet eines neuen Weltalters der Religion, seine Reden über dieselbe. Mit überwältigender Beredtsamkeit zeigte er, daß sie weder ein Wissen, noch ein Thun sei, „kein Gemengsel von metaphysischen und moralischen Brosamen", sondern Anschauung und Gefühl des Unendlichen, ein unmittelbares Bewußtsein von dem Sein alles Endlichen im Unend-

lichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Streifen wir die mystische und romantische Gewandung dieser Sätze ab, so enthüllt sich als ihr innerster Kern: die Unabhängigkeitserklärung des Glaubens von allen überlieferten Lehrsätzen und Geboten der Philosophie wie der Theologie. In die eigene Brust soll jeder greifen und den ewigen Schatz heben, den die Gottheit selbst in sie gelegt hat. Jeder trägt das Bewußtsein des Ewigen und Unvergänglichen in sich selbst; wir bauen uns hölzerne und steinerne Tempel und vergessen das unsichtbare Heiligthum im Innersten unseres Geistes. Der Glaube ist daher nicht etwas, das man überliefern, auswendig lernen, aufbewahren kann, sondern eigene persönliche Erfahrung, demüthiges Abhängigkeitsgefühl von dem Unendlichen, das in uns lebt und in dem wir das Universum anschauen.

Ganz erklärlich ist der Schrecken, welcher nach dem Bekanntwerden der „Reden" selbst so milde Anhänger der Kirchenlehre, wie den Hofprediger Sack in Berlin, den Gönner Schleiermacher's, ergriff. Sie waren eine Kriegserklärung gegen jeden Anspruch des philosophischen oder theologischen Wissens, als Autorität den Glauben zu maßregeln, die Gewissen zu beherrschen. Selbst glauben: das war die Losung, welche Schleiermacher unter seine Zeitgenossen austheilte. Und indem er den Glauben von allen fremden und todten Autoritäten befreite und von allen Schranken der Endlichkeit erlöste, zeigte er in ihm die unerschöpfliche Quelle der Geistesfreiheit, der Ueberzeugungsgewißheit, des Lebensmuthes auf, die aus der Gemeinschaft mit dem Unendlichen strömt Die Wirkung der „Reden" ist unvergänglich; ihnen verdanken wir es, daß der Glaube, und damit auch das Christenthum, wieder aus eigener Kraft lebt und nicht mehr bloß entweder vom Gnadenbrode der Staatsgewalt ein kümmerliches Dasein fristet, oder an den Krücken entlehnter philosophischer Sätze sich mühsam dahinschleppt.

Ein gleichfalls unvergängliches Verdienst hat sich in entgegengesetzter Richtung D. Friedrich Strauß erworben; er hat das Wissen von den beengenden Einflüssen und Bedrückungen des Glaubens befreit. Wie man über die Ergebnisse seines „Lebens Jesu" denken mag, eine wahrhaft freie wissenschaftliche Auffassung und Behandlung dieses Lebens hat es vor der epochemachenden Arbeit jenes Forschers nicht gegeben. Der „Denkglaube" verdunkelte die evangelischen Urkunden gerade eben so wie der Kirchenglaube. Die denkgläubigen Vernünftler schafften die Wunder aus den evangelischen Urkunden mit Auslegungskunststücken haarsträubender Art hinweg, obwohl sie sonnenklar darin erzählt sind, und verhöhnten dadurch die Gesetze der Wissenschaft. Die kirchengläubigen Buchstäbler hielten gerade die Wundererzählungen für die wahre Geschichte Jesu, auch wo ihre sagenhafte Entstehung augenscheinlich auf der Hand liegt, und verschlossen dadurch der wissenschaftlichen Kritik jeden Zutritt. Es gehörte die sprichwörtlich gewordene Engherzigkeit und Befangenheit konsistorialer Kirchenpolitik dazu, um das Unternehmen von Strauß, das lediglich auf einer rein wissenschaftlichen, von Glaubensvorstellungen unbeeinflußten Untersuchung der evangelischen Urkunden fußte, den Staatsbehörden als ein kirchenzerstörendes zu denunziren und den jugendlichen Forscher unter die Märtyrer und in die Verbitterung zu treiben. Die freie Wissenschaft kann niemals zerstören, denn sie steht ja im Dienste der Wahrheit, und wenn sie irrt, fehlt es niemals an Forschern, welche die Irrthümer aufdecken und wieder auf den rechten Weg zurückweisen. Aber die Hemmung und die Unterdrückung der wissenschaftlichen Freiheit wirkt zerstörend. Unter dem Drucke wagen es die schwächeren Geister nicht mehr, das was sie wissen, ehrlich und ganz heraus zu sagen, und die stärkeren verlieren die Unbefangenheit und leidenschaftslose Ruhe, welche der Vernunft so unentbehrlich sind, um zu sicheren Ergebnissen zu erlangen.

Der Lärm, den das Erscheinen des „Lebens Jesu" von Strauß verursachte, mußte gerade auf diejenigen den betrübendsten Eindruck hervorbringen, welchen an der Freiheit und Selbständigkeit des Glaubens am meisten gelegen war. Denn das wäre ein heuchlerischer Glaube, der für sich Freiheit, für die Wissenschaft Unterdrückung for-

derte. Mochte Strauß irren — und sein Buch enthielt ja schwer wiegende Irrthümer — darauf kam es gar nicht an. Er war unter allen Umständen in seiner vollen Befugniß, wenn er für die Bearbeitung der Geschichte Jesu dieselbe wissenschaftliche Freiheit forderte, wie für die Bearbeitung jeder anderen Geschichte, wenn er dem Glauben keine vormundschaftlichen Rechte über das Wissen zugestand, wenn er auch die theologische Wissenschaft unter die allgemein gültigen Gesetze der Vernunft stellte und ihr kein Privilegium der Uebervernünftigkeit einräumte. Nicht als ob Wissen und Glauben dazu bestimmt wären, sich feindselig zu meiden oder vornehm zu ignoriren. Schleiermacher und Strauß, beide haben durch ihr eigenes Beispiel gezeigt, daß der Natur der Sache nach der Glaube nicht ohne das Wissen, das Wissen nicht ohne den Glauben existiren kann. Schleiermacher hat eine Glaubenslehre geschrieben, in welcher er in vollendeter Kunstform das System seiner religiösen Ueberzeugungen entwickelte; er hat seinen Glauben durch einen festen Unterbau wissenschaftlicher Lehrsätze begründet. Und D. F. Strauß, der angebliche Zerstörer des Glaubens, hat wohl in das nach seiner Meinung morsch gewordene Gebäude des „alten Glaubens" die Brandfackel geschleudert, aber nur um einen „neuen Glauben" wenigstens im Baurisse zu empfehlen, statt des Vorsehungsglaubens, der „diese ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unsterbliches himmlisches Leben erhellt," den Glauben an das Universum, an die „ungeheure Weltmaschine mit ihren eisernen gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen", den Glauben an die Verkettung der Ursachen in der Welt, welche den großen Mechanismus des Alls einstweilen zusammenhält.

Der Gläubige, der sich seines Glaubens in seinem Innern gewiß ist, hat den unwiderstehlichen Drang, ihn vor sich selbst und namentlich vor anderen Menschen als vernünftig zu rechtfertigen. So bildet sich durch Nachdenken über die unmittelbaren Glaubenserfahrungen ein Wissen vom Glauben, eine Reihe von Glaubensüberzeugungen, die nicht mehr unmittelbarer Glaube, aber der mehr oder minder vernünftige Reflex desselben sind, und zugleich die Probe, ob die innere Flamme des religiösen Bewußtseins ein reines Feuer vom heiligen Heerde der Religion, oder nur Dampf- und Gluthitze der Schwarmgeisterei und des Fanatismus gewesen ist. Denn ein Glaube, dessen wesentlicher Inhalt sich nicht in zusammenhängenden Gedanken, in einer faßlichen Lehre ohne logische Widersprüche darstellen läßt — ein Glaube, der die Vernunftprobe nicht aushält, mag wohl das individuelle Gemüth, aber er kann die denkenden Geister und die gebildeten Völker niemals befriedigen.

Der Wissende aber, der Natur und Geist denkend erforscht, und dem, je tiefer er mit dem Senkblei des Gedankens dringt, desto unzähligere Räthsel sich häufen, bedarf, um der Unruhe des endlosen Fragens und Suchens zu entrinnen, einer endgiltigen Antwort, die ihm, ohne die einzelnen Probleme zu lösen, Beruhigung über den letzten Zweck seines Daseins, über das ganze Leben der Welt und über den ewigen Grund aller Dinge gewährt. Auch Strauß konnte aus dem Drange seines Forschens und Strebens nicht scheiden, bis er eine solche Antwort gefunden, bis er sich in stiller Resignation dem Weltmechanismus unterworfen hatte, dessen inneres Getriebe ihm unerkannt blieb, an den er jedoch glaubte als an ein ehernes Gesetz der Nothwendigkeit, gegen welches sich anzustemmen Unvernunft wäre.

Also Wissen und Glauben, beide zur Selbständigkeit und Freiheit von einander berufen, aber auch beide durch innere Nothwendigkeit auf einander angewiesen, und wenn sie sich geflohen, doch wieder sich suchend!

Betrachten wir sowohl das Wissen als den Glauben für sich, um Einsicht in das freie und doch nothwendige Verhältniß beider zu einander zu gewinnen und den Frieden zwischen beiden zu suchen, dessen unsere Zeit so dringend bedarf.

II.

Wissen — ein stolzes Wort, das unwillkürlich unsere Brust schwellt. Es ist die Fackel, welche die Welt, die sonst ein wüstes Chaos wäre, bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel erhellt, durch welche der Mensch sich zum Herrn der Schöpfung erhebt. Wissen ist mehr noch als Macht, es ist Licht, es ist Leben; wo die Kräfte der Vernunft nicht arbeiten, da ist Finsterniß und Tod. Erst im Spiegel des denkenden Bewußtseins werden die Erscheinungen der Welt unser Eigenthum; nicht der materielle, sondern der geistige Besitz begründet den wahren Reichthum. Aber denken und wissen ist allerdings zweierlei. Durch fortgesetzte, unermüdliche, auf den Grund der Dinge und ihrer Erscheinungen dringende Denkarbeit gelangt der menschliche Geist allmählich zum Wissen, zum wirklichen Begreifen der Thatsachen der Natur und der Vorgänge der Geschichte. Gäbe es ein absolutes Wissen, dann wäre es möglich, die Welt mit allen ihren Erscheinungen bis auf ihren letzten Grund zu begreifen, das All läge wie eine vom Lichte der Vernunft durchleuchtete Krystallkugel vor unserem Auge da, alle Fragen wären beantwortet, alle Zweifel gelöst, jeder Meinungsstreit im Reiche der Wissenschaft geschlichtet. Die Erfahrung lehrt, daß dem menschlichen Wissen unübersteigliche Grenzen gesteckt sind. Die Ursache davon liegt in der Beschaffenheit des menschlichen Geistes selbst, der, von wunderbarer Doppelseitigkeit, im innersten Grunde nach dem Unendlichen strebt und gerade diesen Grund, das Wesen des Bewußtseins, wie E. Du Bois-Reymond auf der deutschen Naturforscher-Versammlung zu Leipzig 1872 mit achtungswerther Offenheit eingestanden, nicht zu erklären vermag, so daß die Schranke unseres Wissens nicht nur außer uns, in der Unermeßlichkeit des Weltalls, sondern auch in uns selbst, in der Unergründlichkeit des Denkprozesses, vorhanden ist.

Verschweigen wir es nicht: überraschend klein ist überhaupt die Zahl Derer, die wahrhaft wissen, und der Umfang dessen, was eigentlich gewußt wird. Wissen heißt vor Allem: selbst gedacht und erforscht haben; was man nicht selbst wahrgenommen, sinnlich oder geistig angeschaut, wiederholt und sorgfältig geprüft, nach seinen Merkmalen und Eigenschaften erkannt hat und von Anderem selbständig zu unterscheiden vermag — das weiß man eigentlich nicht, das hat man nicht aus dem Grunde und in seinem Wesen begriffen, das ist nicht in geistiges Eigenthum verwandelt. Eine Unmasse von Kenntnissen, im Laufe der Zeit aufgespeichert, wird überliefert, dem Gedächtnisse angeeignet; aber wie groß ist die Täuschung der Meisten, wenn sie sich überreden zu wissen, was sie doch eigentlich nur in gutem und meist blindem Glauben aufgenommen haben. Die Schatzkammer wissenswerther Ueberlieferungen hat sich seit einem Jahrhundert mit den reichsten Schätzen gefüllt; sie fließen in Tausenden von Kanälen in unser Volk. Unsere Kinder sitzen und schwitzen in den Schulen am sausenden Webestuhl des Lernens, und die Druckerpresse arbeitet unermüdlich Tag und Nacht; wir dürfen mit vollem Rechte das Wort des biblischen Pessimisten auf unsere Zeit anwenden: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende und viel Studiren macht den Leib müde."

Ist die geistige Durchbildung unseres Volkes, die Selbständigkeit im Urtheil, die Sicherheit im Erkennen, die Reife des Charakters in demselben Verhältnisse gewachsen, in welchem der Umfang der Bildungselemente und die Anzahl der Unterrichtsgegenstände zugenommen hat? Hat der Sauerteig des Wissens die Masse unseres Volkes durchdrungen, so daß es dem Irrthum, der Täuschung, den Verlockungen des Truges und der Gaukelei viel unzugänglicher geworden ist, als dies vor hundert Jahren der Fall war? Es schmerzt immer, wenn man eine kranke Stelle am Körper berührt, und doch muß oft recht tief in's kranke Fleisch geschnitten werden, um den Heilungsprozeß zu fördern. Die Summe dessen, was man erlernte Kenntnisse nennen kann, hat sich ohne Zweifel um ein Namhaftes vermehrt. Die Zahl derer, die an den allgemeinen Errungenschaften der Kultur in irgend einer Weise theilnehmen, ist viel größer

geworden. Die Bedürfnisse, nicht des Wissens, aber des Mitgenusses von den Früchten der Erkenntniß, sind sogar in's Unglaubliche gestiegen, und wenn man die Arbeit scheut, so liebt man doch ihr Erträgniß.

Allein gestehen wir es ohne Zurückhaltung ein — die Urtheilslosigkeit, die Unselbständigkeit, der Wankelmuth, die Gleichgültigkeit der großen Menge erreicht oft sogar in solchen Angelegenheiten einen überraschend hohen Grad, in welchen jeder, der einigermaßen auf den Grund der Dinge zu schauen sich gewöhnt hätte, keinen Augenblick sich bedenken sollte. Ein jeder sollte doch wenigstens wissen, was er zu seinem leiblichen Gedeihen bedarf und an wen er sich um zuverlässige Hilfe zu wenden hat. Ein jeder sollte doch wenigstens wissen, daß ein akademisch gebildeter Arzt ausreichendere Bürgschaft für die Heilung darbietet als ein Pfuscher, Schwindler, Quacksalber, Marktschreier, der seine Geheimmittel ausposaunt. Ist es nicht ein Zeichen weit verbreiteter grober Unwissenheit und Thorheit, daß der Inseratentheil selbst unserer renommirtesten Zeitungen und Kulturblätter von den Anpreisungen der Geheimmittelkrämer strotzt, die mit theuerem Gelde bezahlt werden und sich zehnfach und zwanzigfach aus den Taschen der Bethörten wieder bezahlt machen? Ist es nicht eine den Wissensdünkel demüthigende Wahrheit, daß wer auf die gutmüthige Dummheit seiner Mitmenschen spekulirt, selten ein schlechtes Geschäft macht?

Es sollte doch jedem einigermaßen selbständig denkenden Kopfe einleuchten, daß es nichts Unvernünftigeres gibt als die Einbildung, es sei eine gleiche Vertheilung des Besitzes, der Lebensgenüsse und der Geistesbildung unter den Menschen möglich. Die Ungleichheit der einzelnen Individuen in Hinsicht auf körperliche Kraft und Ausdauer, geistige Befähigung, moralische Tüchtigkeit fällt jedem so stark in die Augen, daß er sie gewaltsam verschließen muß, um nichts davon zu sehen. Aus der ungleichen Begabung und Thatkraft ergiebt sich aber von selbst der ungleiche Erfolg und der ungleiche Antheil an den Gütern und Genüssen des Lebens. Das könnte jeder wissen, der ordentlich denken und urtheilen gelernt hat. Dennoch schwärmen gegenwärtig Tausende für den baldigen Eintritt des goldenen Zeitalters, in welchem das irdische Glück unter Alle gleichmäßig vertheilt sein wird, Alle gleich wenig arbeiten und gleich viel genießen und besitzen werden. Diese, übrigens gar nicht harmlosen, Schwärmer, die mehr gewöhnt sind, mit den Fäusten als mit den Köpfen zu arbeiten, geben vor, im Namen der Wissenschaft zu reden, und rühmen sich, unserer Zeit das Licht einer neuen Wissenschaft aufgesteckt zu haben. In Wirklichkeit aber fehlt es ihnen an den Anfangsgründen jeder wissenschaftlichen Untersuchung über die Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft und ihrer Wohlfahrt; sie haben sich einem blinden Wahnglauben ergeben, den sie nicht mit vernünftigen Gründen, sondern mit nichtssagenden Phrasen der unwissenden Menge aufzureden suchen. Ein schlagendes Beispiel, wie wenig Ursache wir haben, auf die selbständige geistige Durchbildung unseres Zeitalters uns viel zu Gute zu thun!

Vor 350 Jahren haben die Reformatoren die Gewissen befreit, das Joch der „Menschensatzungen" abgeschüttelt, die verderblichen Einflüsse der Hierarchie auf Individuen und auf Völker sonnenklar nachgewiesen und in der Beurtheilung der überlieferten kirchlichen Mißbräuche, Fälschungen und Irrthümer von ihrer Vernunft den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Man sollte denken: dreihundertfünfzig Jahre hätten hinreichen müssen, um die reformatorischen Ideen wenigstens in unserem Welttheile zu verbreiten, und insbesondere in Deutschland, der Wiege der Reformation, hätten die damaligen Kinder zu kirchlich mündigen Menschen heranwachsen müssen. Nun ist es aber der von den Jesuiten geleiteten Gegenreformation gelungen, sogar einen Theil der vom Geiste der Reformation ergriffenen Völker zurückzuerobern. In unseren Tagen, die man gern als die Tage des Kulturfortschrittes preist, hat die Hierarchie ihre exorbitantesten Ansprüche erneuert, die religiöse Duldung für ein Unrecht, die Bestrafung

der Irrgläubigen für ihr Recht erklärt, und den Glauben, daß ihr oberster Priester in Rom in Angelegenheiten der Religion und der Moral nicht irren könne, als ein unverbrüchliches Gesetz aufgestellt. Daß ein sterblicher Mensch in Beziehung auf die wichtigsten und schwierigsten Probleme in seinem Urtheil untrüglich sei, das ist eine Behauptung, welche ohne Zweifel auch die weniger entwickelte Vernunft zu einem energischen Widerspruche auffordert. Nahezu zweihundert Millionen zum Gebrauche ihrer Vernunft bestimmte Menschen lassen sich jedoch jenes neue Glaubensgesetz gefallen, verharren in der Gemeinschaft, welche sie darauf verpflichtet und ihre Kinder im Glauben daran erzieht und beweisen damit deutlich, daß sie entweder nicht wissen, um was es sich dabei handelt, oder daß sie ihr besseres Wissen verleugnen in blinder Unterwerfung unter die Autorität. Nicht als ob wir Protestanten gerade Ursache hätten, unserer Selbständigkeit im Denken, unserer Freiheit im Forschen uns vor Anderen zu rühmen. Die Reformatoren haben Unglaubliches für ihre Zeit geleistet und mit noch sehr unzureichenden Hülfsmitteln aus vielfacher Verdunkelung die reine Lehre des Christenthums an's Licht zu ziehen sich bemüht. Für unfehlbar haben sie sich nicht gehalten. In den letzten drei Jahrhunderten ist die Natur und die Geschichte auf allen Gebieten, unter ganz neuen Gesichtspunkten und mit vorher noch unentdeckten Erkenntnißmitteln, durchforscht worden, ein neues Weltbild ist gewonnen, die Entstehungsgeschichte der Bibel und des Christenthums ist in eine neue Beleuchtung gerückt, die reformatorische Lehre selbst ist einer scharfen und gründlichen Prüfung unterworfen worden. Eine richtigere Einsicht in die äußeren Urkunden wie in den inneren Gehalt des Christenthums ist jetzt Gemeingut geworden. Und doch verschließen sich meist gerade die, welchen die kirchliche Führerschaft anvertraut ist, der besseren Erkenntniß. Als ob wir seit den Tagen der Reformation nichts gelernt und nichts verlernt hätten, sollen wir unser gründliches Wissen preisgeben und Formeln nachsprechen, in denen wir unsere Ueberzeugung nicht mehr ausgedrückt finden. Und dem entwürdigenden Schauspiel der Bedrückung des protestantischen Wissens und Gewissens sieht die nach Geld und Genuß jagende Menge angeblich Gebildeter gleichgültig und stumpfsinnig zu!

Die Farben sind nicht zu stark aufgetragen. Das eigentliche Wissen, das selbstständige Denken aus Gründen, mit Beweismitteln, in klar bewußter charaktervoller Ueberzeugung, ist auch in unserer Zeit das Privilegium weniger Auserwählter geblieben. Alle Uebrigen sind der Autorität unterworfen, glauben zu wissen und wissen nicht, daß sie nur glauben und gläubig annehmen, was die Wissenden erforscht und den Nichtwissenden mitgetheilt haben. Dieser Ueberlieferungsglaube auf Autorität hin ist allerdings unentbehrlich; nur muß die große Menge wenigstens das wissen, daß der allgemeine Bildungsdurchschnitt auf Glauben beruht, und daß die Autorität der Spezialforscher uns alle beherrscht und in Glaubensabhängigkeit versetzt, so lange wir nicht befähigt sind, mit eigenem Auge ihren Forschungen auf den Grund zu sehen. Statt dessen halten die gläubig Nachsprechenden sich gerade für die Wissenden und maßen sich an, den religiösen Glauben an das Ueberweltliche abschaffen zu wollen, während sie jeden als Unwissenden verdächtigen, der nicht mit ihnen gläubig auf die noch lange nicht mit endgiltiger Sicherheit festgestellten Hypothesen über die Entstehung der Welt ihrer Gebilde und Geschöpfe, schwört.

Nichts ist so sonnenklar, als daß alles Wissen — um so mehr, je tiefer und umfassender es ist — durch Mittheilung der wahrhaft Wissenden an die Nichtwissenden sich in einen Niederschlag von Glauben verwandelt, von einem profanen Glauben, der mit dem religiösen nichts gemein hat, der, weit entfernt in den Tiefen des Geistes sich zu bilden, sich lediglich mit Hülfe des Gedächtnisses und verständiger Reflexion fremde Erkenntnisse als Kenntnisse aneignet. Dieser Erwerb von Kenntnissen ist für die Förderung des allgemeinen Wohlstandes und die durchgängige Erhöhung des Lebensglückes

von ungemeinem Werthe. Die Erfindungen der Buchdruckerkunst, des Kompasses, der Fernrohre, des Mikroskopes, der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Telegraphen — und wie die wunderbaren Schöpfungen unseres Kulturzeitalters alle heißen mögen — sie kommen jedem zu Gute; die Summe des Lebensglückes eines jeden wird durch sie vermehrt, sie sind ein Eigenthum der Menschheit; selbst die Völker des fernen Ostens, die unsere Kultur verabscheuen, können sich ihnen nicht auf die Dauer verschließen. Aber es wäre eine arge Täuschung, wenn wir annehmen wollten, das Wissen und die geistige Durchbildung der Menschen hätten im Verhältnisse zu der wohlthätigen praktischen Wirkung jener Erfindungen zugenommen. Wie viele Menschen wissen denn etwas Gründliches von der Einrichtung einer Druckerei? Wie viele haben einen wissenschaftlichen Begriff vom Gebrauche des Kompasses und des Fernrohres? Wie viele verstehen sich auf mikroskopische Untersuchungen, und auch nur auf die Leitung von Dampfmaschinen, Lokomotiven und elektrischen Drähten, geschweige denn auf die wissenschaftlichen Gesetze, auf welchen ihre Herstellung und Anwendung beruht?

Auch diejenigen, die mit Recht sich zu den Gebildeten zählen, auch solche, welche in einzelnen Zweigen wissenschaftlicher Forschung sich mit Ruhm bedeckt haben, müssen, wo sie nicht Männer vom Fache sind, sich zu den „Gläubigen" zählen, und zwar zu den Profangläubigen, die, wie der Apostel Thomas, glauben, weil sie sehen, auf die Autorität ihrer fünf Sinne hin, nicht, weil sie wissen, nicht in Folge klarer auf den Grund gehender Erkenntniß und zwingender Beweiskraft.

In der Erkenntniß dieser Thatsache liegt zunächst die Lösung des Räthsels, weßhalb wir in der allgemeinen geistigen Durchbildung gegenwärtig nicht so weit gekommen sind, als ein optimistisches Urtheil anzunehmen geneigt sein möchte. Wir werden im Weiteren auch auf die Gefahren aufmerksam, mit welchen ein vermeintliches Wissen, das eigentlich nur Autoritätsglaube ist, uns bedrohen kann, wenn es seine Grenzen überschreitet und sich dogmatische, ja hierarchische Gewalt anmaßt.

Wir werden dabei endlich an die Grenzen jedes, auch des wahrhaften und eigentlichen Wissens erinnert und auf die nothwendige Ergänzung desselben durch den religiösen Glauben und die religiöse Glaubensüberzeugung hingewiesen.

Die Verbreitung von Kenntnissen geschieht in der Regel durch Glauben, durch gedächtnißmäßige und verstandesmäßige Aufnahme der durch Unterricht, Schriftstellerei, Tagespresse verbreiteten Meinungen und Thatsachen, deren genauere Prüfung den Aufnehmenden großentheils aus Mangel an Geistesbildung, noch mehr aber an Zeit verwehrt ist. So nehmen wir auch reichlich Irrthümer in den Kauf, die uns mehr verwirren als aufklären, und in unseren Köpfen würde es noch viel bunter aussehen, wenn wir nicht glücklicherweise so Vieles wieder vergäßen! Dieser Glaube glaubt an das Wissen der wissenschaftlichen Autoritäten, an die Zuverlässigkeit der Ueberlieferung, an die Wahrheitsliebe der Forscher und Lehrer, und so ist unser Wissen zum weitaus größten Theile *geglaubtes Wissen*, nicht unser wahres ureigenes, sondern ein empfangenes und ererbtes geistiges Eigenthum. Gewiß doch unser Eigenthum, das wir uns in jedem Augenblicke unseres Lebens zu Nutze machen sollen und können. Gewiß auch noch ein Wissen, wenn auch nur zweiten Ranges. Rudolf Virchow in seiner ausgezeichneten Rede über „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat" hat dieses geglaubte Wissen als „Halbwissen" bezeichnet und hat mit beschämender Bescheidenheit auf allen Gebieten, die er nicht selbständig als Forscher bearbeitet, sich unter die „Halbwisser" gezählt. „Wir alle" — so lauten seine Worte — „die wir uns Naturforscher nennen, besitzen nur Stücke von der Naturwissenschaft, keiner von uns kann hierhertreten und mit gleicher Berechtigung jede Disciplin vertreten und an einer Discussion in jeder Disciplin theilnehmen." Vor der großen gelehrten Versammlung hat er sich zu dem paulinischen Ausspruche bekannt, daß „*alles* menschliche Wissen Stückwerk ist".

Gerade die tiefsten Forscher werden immer die demüthigsten sein. Gerade sie werden immer wieder der Schranken inne, welche innerhalb der endlichen Welt der menschlichen Erkenntniß gezogen sind, und daß es eine trügerische Schlangenrede ist: „Ihr werdet erkennen wie Gott.“ Gerade ihnen bleibt es am wenigsten verborgen, daß der Weg zur Wahrheit durch die Nebel des Irrthums führt, und daß wir stets bereit sein müssen, die Ergebnisse unserer Forschung einer Revision zu unterwerfen. Gerade sie verschmähen es, das Reich des Wissens, diese republikanische Freistätte strebender Geister, in einen despotischen Staat zu verwandeln, in welchem neue Glaubens- und Sittengesetze aufgedrungen werden sollen, nachdem der „alte Glaube“ zuerst abdekretirt und in Verruf erklärt worden ist.

Der profane Glaube der Halbwisser ist nicht minder fanatisch als der hierarchische Glaube der Nichtwisser. Ich wüßte keinen Stand zu nennen, dem ich mehr Sympathien und ein größeres Maß von Achtung entgegenbringe, als den Stand der Volksschullehrer. Sie sind berufen, der Masse des Volkes durch die heranwachsende Jugend diejenigen Kenntnisse zu vermitteln, welche zur praktischen Ausnutzung der Welt und zu einer menschenwürdigen Führung des Lebens unentbehrlich sind. Aber sie sind nicht berufen, den alten Glauben abzuschaffen, den Kindern die Religion aus dem Herzen zu treiben und auf Grund der Entwicklungslehre des als Naturforscher vielfach verdienten Ernst Haeckel, zu deren wissenschaftlicher Würdigung ihnen alle Vorbedingungen fehlen, eine neue Sittenlehre in der Schule zu proklamiren. Das ist unlängst in einer kleinen Stadt der Ostschweiz von einem „Sekundarlehrer“ geschehen, der, ohne daß einer seiner anwesenden Kollegen widersprochen hätte, die apodiktische Forderung aufstellte, „daß die Moral sich nicht mehr auf die Religion stützen solle, sondern auf den Egoismus“. Der Egoismus auf Grundlage des „mathematisch naturwissenschaftlichen“ Unterrichts, gewiß die richtige Moral für alle halbwissenden Gründer und Streber nach Geld und sinnlichem Genuß! Der Einfall ist nicht neu; Max Stirner hat in seinem Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ zu seiner Zeit Ludwig Feuerbach einen Pfaffen gescholten, weil er noch die Religion der Menschenliebe predige. Das Halbwissen, mit seiner praktischen Ausnutzung der Welt und des Lebens, entwickelt unvermeidlich den Egoismus, und auch das eigentliche Wissen vermag die so tief im Menschenherzen wurzelnde Selbstsucht, den schlimmen Trieb, das eigene Ich auf Kosten der Mitmenschen zu bereichern und zu erhöhen, keineswegs zu dämpfen.

Wenn die Ideale mit den Lichtscheeren unserer Sekundarlehreraufklärung schon im Gemüthe des Kindes ausgelöscht, wenn dagegen die Triebe sinnlich selbstsüchtiger Begehrlichkeit sorgsam gepflegt, ja gar leidenschaftlich aufgestachelt werden, wenn aller Glaube an ewige Mächte verschwindet, wenn ein jeder Alles für erlaubt hält, sobald es ihm Nutzen bringt — dann ist es wohl möglich, eine Generation heranzuziehen, bei welcher der Stempel echter und edler Humanität sich nur noch an seltenen Exemplaren nachweisen läßt.

Das Wissen überhaupt, und das Halbwissen, das, wie wir nachgewiesen, doch nur Glaube an fremdes Wissen ist, insbesondere, bietet uns nur ein zerstückeltes Bild von der Welt. Der Genuß vom Baume der Erkenntniß ist unser Loos, aber auch unsere Qual. Wir werden niemals satt; denn wir wissen niemals ganz. In immerwährender Unruhe streben wir vorwärts und gelangen nicht an's Ziel. Und doch bedürfen wir einer einheitlichen Anschauung der Welt, ja der Erhebung über die Welt, und nur in dieser Erhebung finden wir den Frieden, das, was die Religion als „Seligkeit“ bezeichnet. Diese kann uns nur der religiöse Glaube gewähren, aber freilich auch nur dann völlig und rein, wenn jeder Konflikt zwischen ihm und dem Wissen geschlichtet ist.

III.

Nicht Glaube an das Wissen, sondern Glaube an das, was schlechterdings nicht gewußt werden kann, weil es jenseits der Grenzen menschlicher Erkenntniß liegt, an das Unendliche und Ewige, ist Religion. Wo das Wissen aufhört, da fängt der Glaube an, der uns aus dem Strudel der menschlichen Meinungen rettet und auf eine sturm- und wettersichere Zinne stellt, von welcher wir das Treiben der Welt mit beruhigtem Gemüthe betrachten. Wer sich in das Unendliche versenkt, in den ewigen Grund, aus welchem Alles hervorgeht und zu welchem Alles zurückkehrt, der ist nicht mehr abhängig von den Wellenbewegungen der Zeit und den aufreibenden Stößen und Gegenstößen im Kampfe begriffener Kräfte, sondern er ist nur noch abhängig von der obersten Einheit aller Ursachen und aller Zwecke, und hat zugleich das Bewußtsein, mit dem obersten weltordnenden Willen eins zu sein in ehrfurchtsvoller Ergebung und liebevollem Gehorsam. Abhängigkeit von Gott und Freiheit in Gott sind im Glauben, wenn er gesund ist, unzertrennlich verbunden; der wahre Glaube macht demüthig vor Gott und muthig gegenüber der Welt. Die Trennung der Religion von der Moral gehört nicht dem Leben, sondern der Theorie an. Es ist möglich, daß, wie Ernst Haeckel behauptet, die höchste Stufe sittlicher Vollkommenheit von solchen Männern erreicht wurde, welche von jedem „Kirchenglauben" sich abgelöst hatten; aber wer von jedem Glauben sich abgelöst hat, dem fehlt jede Grundlage der Moral, der verfällt dem Egoismus.

Keine Religion verdient Geringschätzung oder gar Verachtung. Auch wo das Bewußtsein des Unendlichen sich in die abenteuerlichsten und unserem Gefühle widerstrebendsten Formen gekleidet hat, dürfen wir den göttlichen Funken nicht übersehen, von dem nur die verglommenen menschlichen Ueberreste zurückgeblieben sind. Auch der dürftigste Glaube ist noch besser als der nackte und frivole Unglaube, der nur Weltgenuß aber keine Erhebung über die Welt kennt. Soviel aber ist sicher: jeder Glaube bedarf einer Vermittelung mit der Welt. Der religiöse Mensch hat das unabweisbare Bedürfniß, die Mysterien seines innersten Lebens mitzutheilen, Gemeinschaft zu bilden, seinen Glauben auszubreiten. Dazu gehört vor Allem, daß der Glaube in das Wissen und in den Willen übergehe, daß er zur Glaubensüberzeugung werde, deren volksthümlicher Ausdruck der Kultus ist. Eine überraschende Erscheinung! Haben wir vorhin gesehen, daß das Wissen in den Halbwissern die Form des Glaubens annimmt, so bemerken wir jetzt, daß das Glauben in den Ueberzeugten die Form des Wissens annehmen muß. Je geistiger der Inhalt einer Religion ist, desto mehr entsteht bei ihrer Verbreitung das Bedürfniß, jenen Inhalt in klaren und festen Ueberzeugungen auszuprägen. Darum ist das Christenthum, die Religion des absoluten Geistes, sofort als „neue Lehre" aufgetreten und hat neue Ueberzeugungen begründet, durch welche in den Meinungen und Sitten der Menschen die größte weltgeschichtliche Umwälzung hervorgerufen worden ist. Diese Ueberzeugungen hatten ihren Schwerpunkt in einem neuen Glauben, dessen unvergänglicher Kern im Laufe der Zeit vergängliche Hüllen annahm, welche immer wieder wechselten mit der geistigen Entwicklung und dem sittlichen Bedürfnisse der Völker, die im christlichen Glauben die Kraft der Weltüberwindung und den Frieden der Seele gefunden hatten.

Die Verwechslung der Hülle mit dem Kerne, des in endlichen Gedankenformen niedergelegten veränderlichen Wissens vom Glauben mit dem unendlich tiefen unerschöpflich reichen Glauben selbst, der vergänglichen Theologie mit der unvergänglichen Religion, des Kirchenglaubens mit dem Herzensglauben — sie ist die Quelle endloser Wirren und heilloser Kämpfe geworden, sie hat die Kirchengeschichte zur Martergeschichte des menschlichen Geistes gemacht, sie bedroht unsere gegenwärtige Kultur, nach Schleiermacher's prophetischem Ausspruche, mit der größten aller Gefahren, den Knoten der Geschichte so auseinandergehn zu sehn, daß der Glaube mit der Barbarei und die Wissenschaft mit

dem Unglauben geht. Denn wenn die weltliche Macht sich mit der Kirche gegen die Wissenschaft verbündet: dann kann man freilich, um mit Schleiermacher zu reden, mit dem Schwerte dreinschlagen gegen die Wissenschaft; im Besitze aller äußeren Hülfsmittel kann man sich einzäunen gegen alle Angriffe gesunder Forschung „und nun drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen, die Allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheint.“

Ueber die Glaubenssubstanz des Christenthums haben die wahren Christen sich niemals gestritten, wie denn überhaupt die religiösen Menschen den Streit nicht lieben, sondern Kinder des Friedens sind. Das Vertrauen auf die weltleitende, den Guten Schutz gewährende, der Wahrheit den Sieg verbürgende Vorsehung des himmlischen Vaters, dessen Wesen die Liebe ist; die zuversichtliche Gewißheit, daß in der Person Christi diese Liebe der Menschheit in unbegrenztem Maße offenbar geworden ist, in Leidensdrang und Todesüberwindung bewährt; die unzerstörbare Hoffnung auf die Bestimmung der Welt zum Guten, trotz der entgegenwirkenden Mächte des Bösen, auf die schließliche Lösung des Gegensatzes zwischen Natur und Geist in einer höheren verklärten Weltordnung — das sind die Fundamentalüberzeugungen des christlichen Glaubens, deren nähere Formulirung die Aufgabe der Wissenschaft ist.

Dadurch entsteht ein gewußter Glaube, den wir mit gleicher Berechtigung als einen Halbglauben bezeichnen, wie vorhin das geglaubte Wissen als ein Halbwissen. Auch dieser Halbglaube ist nöthig; ohne ihn würden die Glaubensüberzeugungen sich nicht verbreiten, entständen überhaupt keine Glaubensgemeinschaften. Wir bedürfen der Glaubensüberlieferung; sie verbindet die religiöse Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft. Aber vergessen wir nicht, daß das, was ursprünglich lodernde Flamme war, mit der Zeit als abgekühlte Schlacke sich niederschlägt. Der gewußte Glaube, die Glaubenslehre, wird gedächtnißmäßig und verstandesmäßig aufgenommen wie irgend ein anderes fremdes Wissen; die Glaubenslehre ist als solche nicht Religion, sondern, auch in der volksthümlichen Form der Katechismuslehre ein Stück Theologie. Und doch huldigen Tausende von Religionslehrern dem Wahne: wenn die Glaubenslehrsätze und die Katechismuslehrformeln in die Köpfe aufgenommen werden, so sei damit der Glaube selbst eingedrungen in die Herzen. Die Erfahrung beweist das Gegentheil. Die Formeln haften oft nicht einmal im Gedächtniß, geschweige daß sie wirksam würden in Geist und Gemüth. Was als lebendiges Brod den inneren Menschen nähren sollte, bleibt liegen als ein unverdaulicher Stein, oder verwandelt sich gar in eine giftige Schlange der Zweifelsucht und der Spottsucht.

Schon die Reformatoren haben das Bedürfniß empfunden, die ewige Substanz des ihrem Innern erschlossenen vertieften christlichen Bewußtseins in die Form eines Lehrbegriffes zu übertragen. Sie gaben in den sogenannten Bekenntnißschriften ihrem Glauben für ihr Zeitalter einen mustergiltigen Lehrausdruck, und es kam ihnen eigentlich auch nicht in den Sinn, künftigen Generationen diejenige Lehrform als verpflichtend aufnöthigen zu wollen, welche für sie die korrekteste begriffsmäßige Darstellung ihres frommen Innenlebens enthielt. Ganz zutreffend wird der ursprüngliche Lehrbegriff als „Symbol“ bezeichnet, weil er nicht die Sache selbst, der Glaube, sondern lediglich ein Gedankenbild davon ist. Bald ergab sich die Thatsache, daß mit der fortschreitenden Erkenntniß das ursprüngliche Gedankenbild nicht mehr Alle befriedigte. Die im Jahre 1530 auf dem Augsburger Reichstage von den protestantischen Fürsten und Ständen dem Kaiser überreichte „Konfession“, dieses älteste Glaubenssymbol des deutschen Protestantismus, genügte nach einigen Jahren selbst ihrem Verfasser, Ph. Melanchthon, nicht mehr; er nahm Aenderungen in den wesentlichsten Lehrpunkten mit derselben vor, und Lehrabweichungen kündigten sich von verschiedenen Seiten an, die theils aus dem Bestreben, die verschiedenartigen theologischen Richtungen in der reformatorischen Glaubens-

substanz zu einigen, theils aus der Einsicht entsprungen waren, daß in Betreff der Lehrform die freie Bewegung des Gedankens nicht gehemmt werden darf. Der Protestantismus war auf dem besten Wege, sein Prinzip zu verwirklichen: die Gedankenfreiheit auf dem Grunde der Glaubenseinheit. Aber die römisch-katholische Gegenströmung drängte ihn seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aus seinen eigenen Bahnen. Das Symbol ward als die Sache, der Buchstabe als der Geist, der überlieferte Lehrbegriff als die unvergängliche Glaubenssubstanz betrachtet und behandelt; schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war innerhalb der Kirche augsburgischen Bekenntnisses jede freie Meinungsäußerung unterdrückt. Und nicht die Theologen zerbrachen die Fesseln des unprotestantischen Lehrzwanges; vor dem Geiste der philosophischen Kritik und der humanitarischen Aufklärung hielten die künstlich und gewaltthätig aufgerichteten Satzungsautoritäten nicht Stand; wie vom Sturmwinde geknickt sank das stolze Gebäude der lehrgerechten Orthodoxie in Trümmer, und unter dem Schutthaufen schien die Religion und das Christenthum mitbegraben.

Haben diejenigen, welche jetzt aus den zerschlagenen alten Bausteinen neue Bollwerke des Lehrzwanges aufzurichten suchen oder, die Gunst der Umstände benützend, bereits aufzurichten vermochten — haben sie es denn gänzlich vergessen, daß nur durch Glaubenserweckung Religion und Christenthum wieder zu Ehren gekommen sind, und daß, was sie thun, schon einmal zur Glaubensverschüttung, zur Trockenlegung aller Quellen des religiösen Lebens in unserem Volke geführt hat? Das Glaubenssymbol hat nur so lange ein Recht, unverändert fortzubestehen, als es sich in voller Uebereinstimmung mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der großen Mehrheit unter den selbstdenkenden Glaubensgenossen befindet. Als Symbol ist die Lehre ja nur ein Bild, ein Zeichen, welches die Sache selbst, den Glauben, jeden Augenblick im Gemüthe neu zu erzeugen im Stande sein muß. „Name", heißt es auch in diesem Falle, ist „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth." Nur wenn die Himmelsgluth des Glaubens am Symbole sich zu entzünden vermag, nur dann hat es religiösen Werth.

Wie soll aber der Glaube durch Lehrsätze erzeugt werden, die im Gegentheil durch ihren Inhalt Zweifel hervorrufen und mit den gesicherten und allgemein anerkannten Ergebnissen der Wissenschaft in schreiendem Widerspruch stehen? Auf dem Standpunkt der Glaubenssymbole ist die Erde der Mittelpunkt des Weltalls; die Wissenschaft hat in ihr einen verschwindend kleinen Weltkörper neben unzähligen anderen erkannt. Auf jenem Standpunkte steigt Gott vom Himmel auf die Erde herab und fährt wieder hinauf; die Wissenschaft kennt im Weltall weder ein Oben noch ein Unten. Die Glaubenssymbole schreiben der menschlichen Natur Christi göttliche Eigenschaften zu; die Wissenschaft beurtheilt die menschliche Natur immer nach ihren Gesetzen. Nach den Glaubenssymbolen verbindet sich in den Sakramenten eine himmlische Substanz mit der irdischen Substanz zu übernatürlicher Wirkung; die Wissenschaft verhält sich zu dieser Annahme kritisch. Das sind nur einige Beispiele, um das Recht des wissenschaftlichen Zweifels gegenüber dem Bekenntnißstandpunkt zu erweisen. Die Stimme der Vernunft, sagt man, habe den Wahrheiten der Offenbarung gegenüber zu schweigen. Allein die Lehrsätze der Glaubenssymbole sind keine geoffenbarten Wahrheiten; sie sind menschliche, dem Irrthum unterworfene Versuche, den ewigen Glaubensinhalt in endliche Vorstellungen und Begriffe zu fassen. Die Glaubenslehre hat gerade die Bestimmung, die Mysterien des Glaubens der Vernunft annehmbar zu machen, und es ist geradezu widersinnig, von der Vernunft zu fordern, daß sie den Maßstab der logischen Denkgesetze an den christlichen Lehrbegriff nicht anlege. Eine solche Forderung ließe sich nur in dem Falle folgerichtig durchführen, wenn die Theologie aus dem Verbande mit den übrigen Wissenschaften ausschiede, wenn sie überhaupt auf jede wissenschaftliche Begründung ihrer Glaubens- und Sittenlehre Verzicht leistete, wenn der christliche Glaube endigte mit der Barbarei, wie die weltliche Wissenschaft mit dem Unglauben.

Dazu wird es nicht kommen, wenn es auch auf beiden Seiten nicht an Solchen fehlt, welche den verwickelten Knoten von Wissen und Glauben kurzer Hand jetzt zerschneiden möchten, da ihnen eine Lösung zur Unmöglichkeit geworden scheint. Denn glücklicherweise fehlt es auch an Anderen nicht — und das sind wohl die Ernsteren und Einsichtsvolleren — welche alle Kräfte aufzubieten entschlossen sind, um unsere nationale und gesellschaftliche Zukunft vor einer Katastrophe zu bewahren, deren Wirkung die Erschütterung aller Fundamente unserer geistigen und sittlichen Lebensbedingungen sein müßte.

Allein darüber kann kein Zweifel herrschen: — der gegenwärtige Zustand ist auf die Dauer ganz unhaltbar. Ein tiefer Riß geht durch den deutschen Protestantismus, und wenn nicht bald das richtige Heilmittel angewandt wird, so kann dem Eitergift der Wunde auch der kräftigste Körper keinen Widerstand mehr leisten; die von den Lärmbläsern des Ultramontanismus längst ausposaunte „Auflösung der protestantischen Kirche" müßte sich vollziehen, und die in diesen Tagen ausgestoßene freche Rede: „nur der Ultramontanismus könne dem Protestantismus noch Hülfe bringen", erhielte dann ihre thatsächliche Illustration.

Die Glaubenssymbole des deutschen Protestantismus haben gewiß einen unvergänglichen Werth, sofern die Glaubenssubstanz desselben in ihnen niedergelegt ist, sofern sie Ursprungszeugnisse sind einer großen weltgeschichtlichen Glaubensthat, gesalbt mit dem Oele des religiösen Geistes unserer Nation und besiegelt mit hundertfältigen Opfern des Kampfes und der Liebe. Dagegen ist ihre theologische Lehrform vergänglich, dem wissenschaftlichen Bewußtsein unseres Jahrhunderts nicht mehr angemessen, mehr geeignet, den Zweifel hervorzurufen, als den Glauben zu begründen, die Geister zu scheiden, als die Gemüther zu einigen. Ein großer Theil derjenigen, die noch äußerlich der protestantischen Kirche angehören, ist innerlich von ihr abgefallen oder in Gleichgültigkeit versunken; denn es ist ihm unmöglich geworden, die offizielle kirchliche Lehre vor dem Richterstuhle der Wissenschaft zu rechtfertigen und das in Glauben zu verwandeln, was der Vernunft widerspricht. Die Gleichgültigkeit gegen die Kirchenlehre ist vielfach zur Gleichgültigkeit gegen das Christenthum geworden. Weil man in den überlieferten religiösen Vorstellungen keine geistige Befriedigung findet, vielmehr davon abgestoßen wird, so bildet man sich ein, die Religion entbehren zu können, man beraubt sich selbst eines erhebenden Trostmittels im Kampfe des Lebens und arbeitet unbewußt mit an der Unterminirung der Grundlagen der öffentlichen Wohlfahrt und Kraft.

Ein anderer Theil, im tiefen Gefühle der persönlichen und nationalen Unentbehrlichkeit der Religion, arbeitet an einer geistigen Läuterung und Erneuerung der protestantischen Lehre; die Glaubenssubstanz soll erhalten, aber in eine Gedankenform gebracht werden, welche mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen maßvollen Forschung übereinstimmt, in welcher Glauben und Wissen versöhnt erscheinen. Die Arbeit ist schwer; sie nimmt die besten Kräfte in Anspruch; man sollte denken, die Unterstützung derer wenigstens werde nicht fehlen, deren Berufspflicht es ist, dafür zu sorgen, daß einem Geschlecht, welches vom Zauber des Goldes und der Sinnenlust umstrickt ist, die idealen Güter der Religion und der Moral nicht gänzlich verloren gehen. Erfüllen die Diener der Kirche in ihrer großen Mehrzahl diese Pflicht?

Ich rede nicht von denen, welche aufrichtig und naiv noch den geistigen Standpunkt der alten Glaubenssymbole theilen, an welchen eine hundertjährige Umwälzung in Philosophie und Geschichte, in der Erforschung der Natur und des menschlichen Geistes, spurlos vorübergegangen ist. Niemand wird sie in ihren Ueberzeugungen stören, die, wenn auch in einer unserm Zeitbewußtsein nicht mehr angemessenen Form, immerhin ein Ausdruck der protestantischen Glaubenssubstanz sind. Sie sind es auch nicht, welche die mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen Fortgeschrittenen hindern wollen,

ihren Glauben mit diesen Erkenntnissen in Einklang zu bringen. Die einfach und harmlos Gläubigen stören Niemanden in seinem Glauben; wer einen Andern zu einem Glauben zwingen will, von dessen Wahrheit er sich nicht überzeugen kann, der mag ein Fanatiker heißen, den Namen eines Gläubigen verdient er nimmermehr.

Ich rede von denen, welche gegenwärtig sich selbst beliebige Abweichungen von den alten Glaubenssymbolen gestatten, ja die Blößen ihrer Lehrgerechtigkeit sogar in den Prophetenmantel Schleiermacher's zu hüllen die Dreistigkeit haben, aber gleichwohl sich als die Männer des „Bekenntnisses" oder als die „Positiven im Glauben" in die Brust werfen und gegen die auf Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen Hinarbeitenden die Anklage der „Glaubensfälschung" und des „Unglaubens" schleudern. Im Vorworte zur „Concordienformel" erklären die Unterzeichner ihren festen Entschluß, „nicht eines Nagels breit weder von dem Inhalte noch von dem Wortlaute" des Concordienbuches abweichen zu wollen und auch keine derartige Abweichung zu dulden. Auch die allergeringste Abweichung in dem allerkleinsten Pünktchen erscheint diesen echten Repräsentanten der Orthodoxie als Glaubensfälschung und als Unglauben. Wer heut zu Tage noch auf seine „Bekenntnißmäßigkeit" und seinen kirchlichen Lehrpositivismus sich berufen will, der mache auch damit vollen und ganzen Ernst. Die gesammte „positive" neuere Theologie ist eine fortlaufende Negation der altkirchlichen Konsequenz, zumal in den Hauptlehren von der übernatürlichen Eingebung der Bibel, der Trinität, den beiden Naturen in der Person Christi, den Sakramenten u. s. w. Durchweg ein Flickwerk von Kompromissen mit der modernen Wissenschaft, ein Dingen und Markten mit dem Zeitgeiste, ein verhüllter Skeptizismus, der sich unter der Maske des Glaubenseifers doppelt widerwärtig ausnimmt, und gar nicht selten in Ermangelung schwer wiegender Argumente eine leichtfertige Phrasenrednerei.

Die Vorwürfe, welche diese angeblich „Gläubigen" austheilen, mit voller Ladung könnten sie ihnen zurückgegeben werden. Gerade sie verfälschen den alten lehrkorrekten Glauben mit einem Gemengsel von modernen Meinungen, das sie ihm beimischen und durch das sie ihn zersetzen. Gerade sie würden von den Zionswächtern des siebzehnten Jahrhunderts als geheime Agenten des Unglaubens zu öffentlicher Brandmarkung verurtheilt werden, sie die „Synkretisten" des neunzehnten Jahrhunderts. Denn wenn jenen Hütern des heiligen Bekenntnißbuchstabens schon die Zustimmung zu dem copernikanischen Weltbilde als ein Merkmal des vollendeten Unglaubens erschien: welchen ketzerischen Abfall von der reinen Lehre hätten sie erst in der Sakramentsgemeinschaft mit den Reformirten, in der Vermischung der Konfession mit der Union erblickt! Haben denn diese modernen Glaubensmischer jede Fühlung mit Kirchen- und Dogmengeschichte so gänzlich verloren, daß sie nicht wissen, wie der von A. Calov als „Ketzer" anathematisirte Georg Calixt es war, welcher auf der Grundlage des sogenannten „Apostolikums" die kirchlichen Parteien seiner Zeit vereinigen wollte und daß, wenn sie das „Apostolikum" „ein Banner" nennen, „unter welchem noch nie eine Schlacht verloren gegangen", eine „Fahne des Königs aller Könige", sie durch den echten Bekenntnißglauben der Wittenberger Orthodoxie ins Angesicht gestraft werden, welcher eben dieses „Banner" und diese „Fahne" für das Feldzeichen der „Glaubensfälschung" und des Unglaubens" erklärte! Wahrhaftig, wer selbst ein so beflecktes Kleid der Glaubensgerechtigkeit trägt, der hat keine Ursache, die vermeintlichen Flecken am Gewande seines Nächsten zu mustern. Wer selbst so hinfällig im korrekten Bekenntnißglauben ist, der hat kein Recht sich der Partei der Bekenntnißgläubigen beizuzählen. Wessen Glaubensschwert von so garstigen Scharten durchfurcht ist, der poche nicht auf sein Glaubensritterthum!

Diese Partei, die gegenwärtig einen bleiernen Druck auf die Freiheit der Lehrbewegung in der deutschen evangelischen Kirche ausübt, die im Begriffe steht, den in ihr

klaffenden Riß unheilbar zu machen und unermeßlichen Schaden zu stiften — ist augenscheinlich gar keine Partei des Glaubens, sie hat keinen wesentlich religiösen Charakter, sie wird von Motiven geleitet, die mit dem Christenthum als solchem gar nichts gemein haben. Sie ist eine politische Partei, ganz eben so wie die Partei des „Centrums“; sie mag sich von dieser mit noch so vielen Redewendungen unterscheiden, in ihren Zwecken ist sie von ihr nicht geschieden; wie sie im Bunde mit der streng konfessionellen Partei, trotz getrennten Marschirens, die Gegner gemeinsam schlagen will, so kann sie, um zum Ziele zu gelangen, auch der Unterstützung des Ultramontanismus nicht entbehren. Beherrschung des Staates und Reiches durch reaktionäre Kirchenpolitik: das ist der gemeinsame Kriegsplan, zu dessen Ausführung die Lärmtrommeln der Glaubensgefahr gerührt und die streitbaren Massen in pastoralen Konferenzen und bekenntnißtreuen Vereinsversammlungen zusammengetrieben worden sind.

Daß wir hier keine religiöse, sondern eine politische Partei vor uns haben, dafür liegt der schlagende Beweis in dem gänzlichen Mangel derselben an wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit auf dem Glaubensgebiete. Auch nicht ein Werk von maßgebender theologischer Bedeutung ist aus den Reihen dieser Glaubensstreiter hervorgegangen. Ihr Leiborgan, die „Neue Evangelische Kirchenzeitung“, urtheilt durchweg ebenso absprechend als oberflächlich; ohnmächtig im Widerlegen, ist es hochfahrend im Verdammen. Ihre Waffe ist unausgesetzte wohlberechnete Verdächtigung, und ihre Endabsicht: Verdrängung aller der Elemente, welche sich ernstlich um Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen bemühen, aus dem kirchlichen Verbande. Dabei sind die alten Glaubenssymbole nur der Vorwand, hinter welchen das hierarchische Gelüsten sich versteckt. Christus hat den Unglauben bei den Hierarchen seiner Zeit und den Glauben bei dem kananäischen Weibe gefunden.

Wir bedürfen in Deutschland des religiösen Friedens, und wir könnten ihn innerhalb des deutschen Protestantismus jeden Augenblick haben, wenn dem unheilvollen Bestreben, die alten Glaubenssymbole und ihre Theologie auch denen aufzunöthigen, die ein neues und angemesseneres Bewußtsein von dem Inhalte des Christenthums sich angeeignet haben, endlich ein Ziel gesetzt würde. Das bessere Wissen vom Glauben läßt sich nicht unterdrücken. Aber hundert Schwächlinge lassen sich durch den oft mit unsichtbaren Pressen ausgeübten Druck demoralisiren. Man kann es dahin bringen, daß jeder, der Theologie studiert, unter seinen anderen Fakultäten angehörigen Studiengenossen mit dem Vorurtheile zu kämpfen hat, daß er ein Dummkopf oder ein Heuchler sei. Man kann auch den Lehrern der Theologie die Brust so ein- und die Kehle so zuschnüren, daß ihnen das aufrichtige Wort unter den Lippen versagt und daß sie kein gutes Gewissen mehr vor ihren Collegen in anderen Zweigen der Wissenschaft haben. Man kann, wie wir bemerkten, unermeßlichen Schaden stiften — und hat ihn schon gestiftet. Allein nur um so unabweislicher wird das Bedürfniß sich Fürsten und Völkern aufdrängen, daß hier Rath und Hülfe geschafft werden müsse. Und es giebt keinen anderen Rath und keine andere Hülfe als die, es dem Glauben möglich zu machen, sich die Form des wissenschaftlichen Bewußtseins zu geben, welche unserm Vorstellen und Denken die angemessenste ist. Freiheit der geistigen Bewegung auf dem christlichen und protestantischen Glaubensgrunde: das ist die einzige Lösung des tiefgreifenden Konfliktes zwischen Wissen und Glauben in unserer Zeit. So lange diejenigen, welchen die Leitung der Kirche gegenwärtig anvertraut ist, sich zu dieser Einsicht nicht aufschwingen, so lange giebt es keinen Frieden, so lange bleibt ein gefährlicher Stachel, der uns mit inneren tiefgehenden Reibungen bedroht, im deutschen Reiche zurück.

Verlag von **Carl Habel** (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: **Otto v. Leixner.**

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Neue Urtheile über die Deutsche Revue.

Die Leipziger illustrirte Zeitung schreibt in Nr. 1801 vom 5. Januar:

Ein neues Unternehmen auf dem Gebiet der periodisch erscheinenden Zeitschriften muß in erster Linie durch ein eigenartiges Programm seine Daseinsberechtigung nachweisen. Nicht darum kann es sich handeln, unsere Journalliteratur nur quantitativ zu vermehren und das Hundert voll zu machen; lediglich das Verfolgen neuer Ziele und das Heranziehen einer möglichst großen Zahl auserlesener Kräfte wird einer neuen Zeitschrift auf die Dauer den Beifall der Gebildeten unserer Nation und das äußere Gedeihen sichern können. Aus diesem Grund nimmt Richard Fleischer's „Deutsche Revue" in der Menge anderer Erscheinungen verwandten Charakters eine **hervorragende** Stellung ein. Das neue Unternehmen faßt nämlich den Plan einer Orientirung über die gesammte Culturbewegung der Gegenwart im weitesten Sinn auf und bringt bei der Ausführung seines Programms den wissenschaftlichen Apparat unsers Vaterlands in umfassender Weise zur Anwendung. Die hier befolgte Systematik bei der Uebersicht über das Geistesleben unserer Zeit ist eine so strenge, daß in jeder Nummer die einzelnen Gebiete des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Literatur von hervorragenden Autoritäten behandelt werden, während daneben das Feuilleton Romane, Novellen und Abhandlungen aus allen Gebieten der Literatur bringt. Diese Vollständigkeit, bei welcher nicht dieses oder jenes Thema zufällig herausgegriffen, sondern eine Totalität in der Widerspiegelung unserer Culturarbeit geboten wird, verleiht der „Deutschen Revue" eine durchaus selbständige Geltung. Die „Deutsche Revue" setzt einen besondern Ehrgeiz darein, für die Redaction der einzelnen Berichte sowie für die einzelnen Abhandlungen die vorzüglichsten Vertreter der jedesmaligen Fachwissenschaft zu verwenden. Auch das Feuilleton bringt in seinem belehrenden und unterhaltenden Theil Arbeiten von unsern hervorragendsten Autoren wie Schenkel, Gräfe, Sanders, Ed. v. Hartmann, Oskar Schmidt, Gutzkow, Em. Geibel und Wilhelm Jensen, dessen neuester zweibändiger Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg, „Um den Kaiserstuhl" gegenwärtig zum Abdruck gelangt. So darf sich die „Deutsche Revue" rühmen, eine große Zahl von Autoritäten als ständige Mitarbeiter zu besitzen und durch die Verbindung einer systematischen Orientirung über unser Culturleben mit einer auserlesenen Unterhaltung einem Bildungsbedürfniß in der vornehmsten Weise abzuhelfen. Man darf dem neuen Unternehmen die weiteste Anerkennung und Verbreitung versprechen.

Die Kölnische Zeitung sagt in Nr. 7 vom 7. Januar 1878:

Dieses von Richard Fleischer unter Mitwirkung einer glänzenden Reihe namhafter Gelehrten und Politiker begonnene Unternehmen richtet sich ganz unmittelbar an alle patriotischen, freisinnigen Gebildeten, es steht mitten im Wogen der Gegenwart und operirt weniger mit langathmigen Darlegungen und schönrednerischen Arbeiten, als mit kurzen, lebhaften, scharf ausgeprägten, meistens von berufenen Fachmännern geschriebenen Artikeln. Ein Blick auf das Verzeichniß der Mitarbeiter wird genügen, um die Richtung dieser Revue näher zu bezeichnen. Das Decemberheft enthielt zwölf Artikel und zwei novellistische Mittheilungen; den Reigen eröffnete Bluntschli mit einem Leitartikel über die französische Krisis und die ultramontane Hand in derselben. Der Verleger der Deutschen Revue hatte für dieses neue Unternehmen allerdings seit Jahren sich die Pfade durch seine ausgezeichnete „Sammlung gemeinnütziger wissenschaftlicher Vorträge" geebnet, die unter Holtzendorff's und Virchow's Leitung wesentlich dazu beigetragen haben, den deutschen Gelehrten Lust an der Verbreitung der Ergebnisse ihrer Forschungen in den Kreisen der Gebildeten zu machen

Die National-Zeitung schreibt in Nr. 25 vom 16. Januar:

„Die Deutsche Revue" stellte sich sogleich bei ihrem Erscheinen die Hauptaufgabe, die deutsche gebildete Leserwelt über die Bestrebungen und Fortschritte der Gegenwart auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens, wie der Wissenschaft, Kunst und Literatur, durch regelmäßige periodische Berichte aus der Feder allgemein anerkannter Fachautoritäten auf dem Laufenden zu erhalten — gewiß eine der würdigsten und der Nation förderlichsten Aufgaben, die eine Zeitschrift sich stellen kann. Gelöst war sie bis dahin noch nicht. Dem thätigen und umsichtigen Herausgeber gelang es, aus allen Theilen Deutschlands einen glänzenden Kreis ständiger Berichterstatter zu vereinigen. Es war ein glücklicher Gedanke, die einzelnen Gebiete des Kulturlebens der Nation, jedes gesondert, einem oder einigen hervorragenden Fachgelehrten zu fortwährender Ueberschau und Berichterstattung zuzutheilen; damit ist die Bürgschaft gegeben, daß die verschiedenen Gebiete fortwährend gleichmäßig neben einander Berücksichtigung finden. Die ausersehenen Specialherausgeber haben denn auch unablässig mit wetteifernder Sorgfalt, jeder an seinem Posten, ihres Amtes gewaltet, dabei auch für eine allen Gebildeten leicht faßliche Darstellung gesorgt. Hierdurch wird die Revue zugleich ein gemeinsamer Unterhaltungssalon, ein Vereinigungsband für die verschiedenen Fachgelehrten, welche durch die immer weiter schreitende Ausbildung der besonderen Wissenschaftszweige mehr und mehr von gegenseitiger Entfremdung bedroht sind. Die Spalten des Feuilletons der Revue öffnen sich nicht blos einer gediegenen Unterhaltungslektüre, sondern auch gemeinfaßlich und anziehend dargestellten Aufsätzen belehrenden Inhaltes. Die äußere Ausstattung ist gediegen und elegant. Möge die deutsche Lesewelt durch eine rege Theilnahme an dem Unternehmen beweisen, daß sie den Werth und die nationale Bedeutung desselben zu schätzen weiß, und den Verleger, den Herausgeber und die Mitarbeiter zu rüstigem Fortbau an dem Werk ermuntern.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 6.

(März 1878.)

Berlin SW.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33 Wilhelmstraße 33.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 6.

(März 1878.)

Berlin SW.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

33. Wilhelmstraße 33.

Inhalt.

A. Oeffentliches Leben.

Politik.

(Bericht: Unter Mitwirkung von J. C. Bluntschli in Heidelberg herausgegeben von F. v. Schulte in Bonn.)

Deutschland und Italien.

Es zeigen im politischen Leben der Neuzeit wenige Beispiele einen so gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung wie den, welcher sich in Italien über die Stimmung gegen Deutschland seit 1866 vollzogen hat. Wir dürfen bei objectiver Betrachtung dem italienischen Volke nicht verargen, wenn es sich lange Zeit den Deutschen als Feind seiner Nation vorstellte. Man hat kaum nöthig daran zu erinnern, daß von dem Augenblicke an, wo Papst Gregor VII. die Volksmasse zum Bundesgenossen gegen den deutschen König Heinrich IV. aufrief und zuerst die Nationalität als Kampfmittel benutzte, Italien der Schauplatz wurde, auf dem deutsche Heere für die deutsche Herrschaft über Land und Volk kämpfend als Feinde erschienen; die alte Kaisermacht ist zu Grabe getragen, die Kaiseridee, für welche der größte christliche Dichter und Patriot Dante sich begeisterte, gehört der Geschichte an, der Kampf zwischen Kirche und Staat unserer Tage ist nicht mehr ein Kampf zwischen „Kaiserthum" und „Papstthum", vielmehr ein Kampf zwischen dem modernen Staate des Rechts und der Freiheit auf der einen, dem Papste, in dem die römisch-katholische Kirche aufgegangen ist, und seinen blinden Anhängern und Werkzeugen geistlichen und weltlichen Berufs auf der andern Seite, in dem es sich darum handelt, ob der Staat sich selbst unabhängig und souverän regieren, oder dem „Priester" gehorchen soll. Dieser Kampf ist in Deutschland, Italien, Frankreich derselbe, er wird überall ausgekämpft werden müssen, mag auch zeitweilig, wie das jüngst in Frankreich der Fall war und in Spanien noch ist, die Politik ein Einvernehmen herbeiführen, oder mag scheinbar noch Friede herrschen, wie in Oesterreich, England, Nordamerika u. s. w., weil der Staat sich die Macht nicht zutraut, mit der Hierarchie zu brechen, oder weil diese sich noch nicht stark genug fühlt, ihr wahres Antlitz zu zeigen. Was unser Jahrhundert von 1814 bis 1866 bot, genügt, um die Abneigung des italienischen Volks zu erklären. Die Restitution der Bourbonen in Neapel, der päpstlichen Regierung, der Regenten in Toscana, Modena, Parma u. s. w. war das Werk der österreichischen Waffen; diese verhinderten thatsächlich bis 1859 den immer mächtiger werdenden Einheitsgedanken sich zu verwirklichen; der österreichische Besitz von Lombardo-Venetien, der Oesterreich nicht genützt, aber großen Schaden gebracht hat, war jedem Patrioten ein Dorn

im Auge. So lange der deutsche Bund bestand, galt ganz Deutschland dem Italiener verantwortlich; der allgemeine Gebrauch des tedesco für den Deutschen wie den Oesterreicher bezeugt dies, der Name „Deutscher", tedesco, war fast zum Schimpfwort geworden. Als dann Napoleon III., um seine Sicherheit zu erreichen, den Schwur einzulösen, den er als Verschwörer in den dreißiger Jahren zur Befreiung Italiens geleistet, den Haß Italiens gegen Frankreich, dessen Waffen den Papst nach der Revolution von 1848 wieder in seine Herrschaft eingesetzt, zu dämpfen, im Jahre 1859 Oesterreich in seinen italienischen Besitzungen angriff und es dahin brachte, daß dieses den größten Theil derselben abtrat, die kleinen Staaten verschwanden, der Kirchenstaat den größten Theil seines Gebiets verlor, das Königreich beider Sicilien fiel und ein Königreich Italien mit Toscana als Hauptstadt entstand, das nur nicht Rom mit dem Reste des Kirchenstaats und dem österreichischen Besitz von Venetien und einem kleinen Theile der Lombardei in sich begriff, begann man in Italien an den Gedanken sich zu gewöhnen, daß Deutschland mit Oesterreich nicht zu verwechseln sei; man erkannte, daß die nationale Strömung in Deutschland der gleichen in Italien nicht nur nicht feindlich entgegentrete, sondern die Kooperation mit Oesterreich verhindert habe. Wäre Preußen 1859 der Aufforderung Oesterreichs folgend gegen Frankreich aufgetreten, so wäre der italienische Feldzug unmöglich geworden. Hatte nach dem Kriege schon die Abtretung Nizza's und des alten Stammlandes der Könige von Sardinien, Savoyens, dem italienischen Volke einen eigenthümlichen Begriff von der napoleonischen Uneigennützigkeit gegeben und bewiesen, daß Frankreich nicht gewillt war, sich von den Einfallsthoren auszuschließen, so trat fortan dem Streben, Rom und den Rest des Kirchenstaats zu gewinnen, das Jamais des Kaisers Napoleon und die französische Besatzung entgegen, und mußte Italien sich unfähig erkennen, dieses Hinderniß zu entfernen und mit seiner Macht Oesterreich hinaus zu werfen. Beides hat es durch das Deutschland erreicht, welches jetzt das Deutsche Reich ausmacht. Derselbe Krieg, welcher zur heutigen Staatsgestaltung Preußens führte und wesentlich die Frucht der Erkenntniß war, daß der Dualismus innerhalb des deutschen Bundes eine wirklich nationale Erhebung und Durchbildung Deutschlands unmöglich mache, und in dem das Königreich Italien als Bundesgenosse Preußens auftrat, brachte jenem den Besitz der österreich-italienischen Gebiete ein, bot Deutschland in dem norddeutschen Bunde den festen Grund neuer Einigung und fegte den alten Bundestag mit dem deutschen Bunde fort. Wäre es gelungen, die Neugestaltung in Deutschland rückgängig zu machen, Italien hätte heute nicht nur nicht Rom als Hauptstadt, sondern leicht eine Restauration ganz anderer Art erlebt. Der Krieg von 1870 und 1871, im vollsten Einvernehmen Napoleon's mit Pius IX. begonnen, führte zur wirklichen vollen Einigung des Landes Italien — mit Ausschluß der an Frankreich gekommenen Theile — unter einem Herrscher; dieser Krieg gab Italien zugleich die Gewißheit, daß Oesterreich, indem es sich neutral verhielt und hütete, mit Napoleon gemeinsame Sache zu machen, die Hinausdrängung aus Deutschland verschmerzt habe, auf seine eigene innere Gestaltung bedacht sei und den norddeutschen Bund mit seinen alliirten Bundesstaaten für stark und mächtig genug halte, gegen Frankreich sich zu schützen und gleichzeitig den hinausgesetzten ehemaligen deutschen Präsidialstaat nicht zu dem Beginnen kommen zu lassen, die junge Freundschaft in Feindschaft zu verwandeln. Italien ist ein einiges Reich, Deutschland ein

Kaiserreich geworden, dessen dominirende Stellung in Centraleuropa außer Frage steht; beide Reiche haben sich volksmäßig in Verfassung und Recht und Heer ausgebildet. So begreift man, daß im italienischen Volke jede Antipathie gegen Deutschland geschwunden ist, daß der patriotische Italiener und Deutsche selbst jene Thatsachen der Geschichte, welche vordem das Blut in Wallung brachten, mit der Ruhe des kalten Historikers betrachten kann, daß der klerikale Versuch, die achthundertjährige Wiederkehr des päpstlichen Schandtags von Canossa als einen nationalen Festtag zu feiern, glänzendes Fiasko machen konnte. Die Ovation, welche in Rom dem Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses und des ehemaligen deutschen Nationalvereins, Herrn von Benningsen, und die Aufnahme, welche in Berlin dem Präsidenten des italienischen Abgeordnetenhauses, Herrn Crispi, im Jahre 1877 zu Theil wurde, liefern ein glänzendes, volksthümliches Zeichen der Freundschaft. Und wenn die Stadt Rom dem deutschen Historiker Gregorovius in Anerkennung des durch seine Geschichte der Stadt Rom sich um Italien erworbenen Verdienstes das römische Bürgerrecht verliehen und die Uebersetzung des Werkes auf ihre Kosten verfügt hat, giebt das einen deutlichen Beweis, daß wirkliche Sympathie waltet.

Aber der Politiker mißt das Verhältniß der Völker zu einander nicht nach Gefühlen und nach dem Ausdrucke der Sympathie; er hat aus der Geschichte gelernt, daß auch die Dankbarkeit auf die Dauer kein reales Band wirkt, daß nichts leichter ist, als Leistungen und Gegenleistungen in verschiedenem Lichte darzustellen und darnach das Gefühl der Dankbarkeit zu bemessen; er verkennt nicht, daß einzig und allein das wirkliche Interesse eine feste Basis für gutes Einvernehmen zu bilden vermag und daß leicht, sobald in der Waage der Interessen das Zünglein sich nach rechts oder links wendet, die sinkende Schale aufgegeben wird. So aufrichtig und innig uns daher auch das gute Einvernehmen Deutschlands und Italiens freut, so wenig wir geneigt sind, dessen Ausdruck zu schwächen oder einzuschränken, ebenso berechtigt scheint uns eine sachliche Betrachtung der gegenseitigen Interessen, auf denen das Verhältniß ruhet. Nur wenn diese zu dem Ergebniß führt, daß für beide Theile das Bündniß dauernden Vortheil bringt, wird sich dessen Erhaltung und Festigung als nothwendiger Schluß ergeben; ist das nicht der Fall, so wird es sich allsogleich lockern, mag bis dahin auch noch die größte Gefühlssteigerung eintreten.

Der größte Feind Italiens, d. h. des politisch einigen, des Königreichs Italien, ist das Papstthum mit seinem Anspruche auf die weltliche Herrschaft über Rom und einen Kirchenstaat. So lange dieser Anspruch dauert, hat Italien alle politischen und sonstigen Mächte zu seinen ausgesprochenen, erklärten, oder stillschweigenden Gegnern, welche jenen Anspruch aus religiösen, politischen oder nationalen Gründen unterstützen. Es ist nun zunächst unbestreitbar, daß die Ultramontanen in aller Herren Länder die eifrigsten Vertheidiger der weltlichen Papstherrschaft und die erbittersten Feinde des Königreichs Italien sind. Der Zuzug aus den verschiedensten Staaten zur päpstlichen Armee von 1859 bis 1870, die noch bestehenden Vereine, welche diesen Zweck in der mannigfaltigsten Weise in Frankreich und anderen Ländern verfolgen, die alljährlich dem Papste Millionen zuführenden Peterspfennigsammlungen, das Auftreten der Centrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstage 1871, zahllose Hirtenbriefe der Bischöfe aus allen Ländern, eine große Reihe von Schriften, die Reden, Resolutionen und Verhandlungen „katholischer“ Versammlungen überall, die ultramontane Presse ausnahmslos, alle diese Dinge stellen

das außer Zweifel. Jede politische Macht, von welcher die ultramontane Internationale Herstellung der weltlichen Papstmacht erwartet, hat deren Anhänger in und außer Landes auf ihrer Seite. Mit Sicherheit läßt sich nur behaupten, daß, wenn in Frankreich mit Hülfe des Klerus die Legitimisten, Orleanisten oder Bonapartisten an's Ruder kommen sollten, sie sich vorher verpflichtet haben, zur Herstellung der päpstlichen Herrschaft mitzuwirken, und daß sie ohne die Erfüllung dieser Verpflichtung sich am Ruder nicht würden erhalten können. Italien allein ist gegenüber Frankreich nicht in der Lage, sich zu behaupten. An dem südlichen Nachbar Frankreichs, Spanien, wird es, abgesehen von dessen Schwäche, niemals einen Beistand finden, wenn es sich um das in Frage stehende Ziel handelt; ebenso wenig wird Oesterreich zum Schutze von Italien angerufen werden oder erscheinen; auf England kann es auch schwerlich rechnen. Das feste Veto Deutschlands wird Frankreich allein von einem Angriffe gegen Italien abhalten.

Die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft würde in dem Momente als eine Gefahr Italiens verschwinden, wo eine wirkliche Versöhnung des Papstthums mit demselben stattgefunden hätte. Wir übergehen die Gerüchte, welche vor einigen Monaten den König Victor Emanuel und den damaligen Kronprinzen an's Krankenlager von Pius IX. geführt haben, halten es auch für müßig, auf die wiederholt ausgesprochenen Behauptungen heute noch Rücksicht zu nehmen, daß Victor Emanuel gegen seine eigene Neigung zur Occupation Roms getrieben worden und gleich dem jetzigen König bereit sei, große Zugeständnisse zu machen, weil angesichts der wirklichen Verhältnisse, die zwingender sind als Gefühle, das kaum in Betracht kommt. Wohl aber läßt sich die Frage nicht umgehen: ist eine wirkliche, ehrliche, volle Aussöhnung des Papstthums mit dem Königreich Italien ohne Herstellung der Macht des ersteren über Rom denkbar und in nicht allzu ferner Zukunft wahrscheinlich? Bekanntlich wird daran seit 1859 von verschiedenen Seiten gearbeitet. Der von Napoleon III. entworfene Plan einer Konföderation, deren Haupt der Papst sein sollte, ist lebensunfähig zu Grabe getragen. Man hat früher und in jüngster Zeit Seitens des Exjesuitenpaters Curci den Gedanken einer romanischen Liga aufgeworfen. Die Idee derselben nimmt ihre Basis aus dem Umsichgreifen des germanischen und slavischen Elements, in dem eine gemeinsame Gefahr für die romanischen Nationen liege; diese müßten sich zu gemeinsamem Vorgehen eng aneinander schließen. Wir halten auch diesen Plan für einen so oberflächlichen, man kann nicht einmal sagen schwärmerischen, daß er wirklichen Politikern kaum eine ernste Betrachtung abzugewinnen vermag. In Oesterreich leben über neun und eine halbe Million Deutsche, die Niederlande, Luxemburg, die Schweiz zum größten Theile sind von nächsten Stammverwandten oder Deutschen bewohnt. Sollte es aber Einen Deutschen, der vernünftige Politik treibt, geben, welcher an die Annexion Deutsch-Oesterreichs, der Schweiz, Hollands, Luxemburgs auch nur dächte? Auf die Redensart, das Umsichgreifen werde auf die Dauer nicht ausbleiben, ist eine Antwort überflüssig. Was nach hundert Jahren geschehen wird, ist weder vorher zu sagen, noch als Basis für gesunde Kombinationen zu nehmen. Aber was soll jene romanische Völker-Koalition überhaupt? Glaubt man denn im Ernste, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, vielleicht Rumänien zu einem Bunde einigen zu können, der allenfalls die Lande von den Alpen bis zur Nordsee erobern könnte? Die Zeiten sind vorbei, wo Frankreich deutsche Fürsten mit ihren kleinen und großen

Armeen zur beliebigen Verfügung hatte. Das deutsche Reich denkt nicht daran, zu erobern, es ist aber auch stark genug, den Angreifer, wenn er sich nicht schon an den Grenzfestungen den Kopf zerschellt, bis in das Centrum seines Landes zurückzuwerfen. Ruhige italienische Politiker werden kaum auf den Gedanken kommen, daß eine italienische Armee für Deutschland gefährlich werden könne. Militärische Gesichtspunkte bedingen das gute Verhältniß beider Länder weder in erster Stelle, noch überhaupt.

Ist aber eine wirkliche Aussöhnung des Papstthums ohne Herstellung eines Kirchenstaats denkbar oder wahrscheinlich? Der genannte Pater Curci, welcher bekanntlich Pius IX. für die Jesuiten gewann, die Civiltà cattolica begründete und recht eigentlich leitete, als der ärgste Feind des neuen Italiens und Verfechter des Kirchenstaats auftrat, in dessen Blatte die Theorie der päpstlichen Allgewalt über Fürsten, Völker und Lande in der schrankenlosesten Weise im Sinne Bonifaz' VIII. unaufhörlich vorgetragen wurde, predigt plötzlich die Aussöhnung mit Italien, indem er das berührte Programm aufstellt und die absolute Nothwendigkeit, sowie den dogmatischen Charakter des Kirchenstaats leugnet. Diese beiden Dinge: Entbehrlichkeit der weltlichen Papstmacht und Nichtbegründung derselben im Dogma, sind weder für uns, noch für einen vernünftigen Menschen überhaupt neu. Ob sie aber mit der römischen Ansicht harmoniren, läßt sich füglich bezweifeln, wenn man auch nur die Eine Thatsache bedenkt, daß in dem auf dem Vatikanischen Concil vorgelegten „Schema constitutionis dogmaticae de ecclesia Christi“ (Entwurf der dogmatischen Kirchenverfassung. Friedrich, Documenta II, 93) das cap. XII. de temporali Sanctae Sedis Dominio (von der weltlichen Herrschaft des heil. Stuhles) aufgenommen ist, worin die weltliche Herrschaft auf eine „besondere Fürsorge der göttlichen Vorsehung“ zurückgeführt, für „ketzerisch“ erklärt wird, dieselbe als dem göttlichen Recht widersprechend zu halten und als sententia perversa die Behauptung: „die Kirche könne über das Verhältniß dieser weltlichen Macht für das gemeine Wohl der Christenheit autoritativ nichts festsetzen, es sei den Katholiken gestattet, solche Festsetzungen nicht anzunehmen.“ Ist auch das Konzil nicht in die Lage gekommen, dieses Kapitel anzunehmen, so beweist dessen Vorlage, was die Kurie denkt und will. Gewiß, eine Aussöhnung mit Italien und mit jedem andern Staate ist voll und wahr in dem Momente erreichbar und erreicht, wo die Päpste alle Ansprüche auf Herrschaft aufgeben, die sie seit Gregor VII., ja noch zwei Jahrhunderte früher, erhoben, niemals aufgegeben, selbst bis auf Pius IX. wiederholt erneuert haben, wie das in meiner Schrift „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten und Länder, Völker, Individuen“ u. s. w., 2. Aufl., Prag 1871, aus den authentischen Erlassen derselben nachgewiesen ist. Würde durch eine Definition ex cathedra, d. h. durch einen unfehlbaren Stuhlspruch — jede andere Erklärung wäre jetzt, nachdem am 18. Juli 1870 das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündigt ist und dadurch alle früheren päpstlichen Stuhlsprüche unfehlbare Lehrentscheidungen geworden sind, nichts sein als eine Stilprobe, welche nur Kinder und gedankenlose Politiker täuschen könnte, — der Anspruch auf weltliche Herrschaft und auf Beherrschung des Staates aufgegeben, dann bedürfte es keiner Aussöhnung mehr, sie wäre von selbst eingetreten, indem das Papstthum im selben Momente ein anderes geworden, das ganze System der Kurie gefallen sein würde. Wer an diese Wendung im Angesichte der Geschichte, welche zeigt, wie das Kurialsystem sich nur auf der

Grundlage der weltlichen Papstmacht entwickelt hat, wirklich glauben kann, ist ein Schwärmer, oder ein urtheilsloser Mensch. Entweder geht das römische Papstthum als kirchliche Universalmacht zu Grunde, oder es bleibt mit allen seinen Prätensionen. Jede Connivenz, jedes Ignoriren, Gehenlassen von seiner Seite ist nur ein Aufschieben der Geltendmachung seiner Ansprüche auf bessere Zeiten. Das Papstthum mit dem Anspruche auf weltliche Macht und ein nationalgeeinigtes italienisches Reich sind unvereinbare Gegensätze; mit Rom steht und fällt das Papstthum, wie es sich entwickelt hat.

Nun können wir uns vorstellen, daß ein neuer Papst schweige, ohne jede förmliche Anerkennung — die Formen dafür sind nicht so schwer — mit dem Königreich verkehre, selbst die ihm im Gesetze vom 13. Mai 1871 ausgesetzten jährlichen 3,225,000 Lire für die Jahre von 1871 an nachträglich und in Zukunft jährlich annehme, weil er das ohne Verzicht kann, da das Gesetz keinen solchen verlangt; wir halten nicht für unmöglich, daß man sich in Italien mit einem solchen Erfolge zufrieden gebe. Denn der Kampf gegen das römische System hat dort einen anderen Boden und andere Zwecke, als in Deutschland und anderwärts. Dank der Herrschaft der römischen Kurie ist die Signatur der religiösen Zustände Italiens reiner Indifferentismus von oben bis unten. Man ist dort in der Masse der Gebildeten so vollkommen abgestumpft gegen religiöses und kirchliches Leben, hält so sehr Alles für eine Gewohnheitssache, hat so sehr gar keine Vorstellung von der tieferen Macht der Religion, daß man sich vor den Grundsätzen der Kurie gar nicht fürchtet und mit erhabenem Lächeln die tiefen sozialen Befürchtungen betrachtet, welche in den Köpfen der Deutschen insbesondere vorhanden sind. Dazu kommt, daß man das Papstthum selbst um keinen Preis entbehren möchte; es schmeichelt auch der Nation, daß aus ihr heraus die „katholische Welt" beherrscht wird; ja die großen pekuniären Vortheile, welche Land und Leute von der Existenz der Päpste durch die Zuzüge, Peterspfennige u. s. w. haben, fallen um so mehr in's Gewicht, als die Jahrhunderte andauernde Mißwirthschaft noch lange nicht den nationalökonomischen Aufschwung wird eintreten lassen, dessen das schöne Land fähig ist. Sollte nun ein solcher passiver Zustand, betiteln wir das Ding mit dem beliebten Ausdruck modus vivendi, eintreten, so ist die wahrscheinliche Folge, daß man sich sicher fühlen und ängstlich hüten wird, durch ferneres Bekämpfen des Ultramontanismus ihn zu stören. Dadurch aber wäre jedenfalls, so lange der modus vivendi vorhielte, dem Ultramontanismus überhaupt sein stärkstes Agitationsmittel genommen. Wenn der Papst sich mit Italien aussöhnen könnte, würde allmählich selbst der Bauer im Münsterlande auf den Gedanken kommen, daß alle Deklamationen von Unvereinbarkeit der Staatsgesetze mit dem Gewissen eitel Dunst sind. Der Ultramontanismus darf die Aussöhnung nicht zu Stande kommen lassen. Daß sie nicht lange vorhalten würde, ist bereits angedeutet, daß sie Italien nicht viel nützen würde, scheint mir unzweifelhaft. Was diesem noththut, ist eine vollständige Emancipation von jeder Korruption, Stagnation und Schlaffheit, damit auf allen Gebieten Ernst, Arbeit, Ehrlichkeit, Energie Land und Leute zu dem machen können, was sie nach Anlage und Hülfsquellen zu werden verdienen.

Für Deutschland wäre aber auch ein solcher modus vivendi ohne Gefahr, weil derselbe, wie gesagt, den Ultramontanismus wesentlich schwächen, damit aber den Hauptgrund beseitigen würde, der ein politisches direktes Interesse Deutsch-

lands an dem Bündnisse mit Italien schafft, und weil Deutschland Frankreich, der einzigen Macht, welche vielleicht auf seine Zersetzung bedacht sein könnte, gegenüber allein stark genug ist, von den anderen westlichen Nachbarn, Belgien und den Niederlanden, nichts zu befürchten hat, ein Bündniß seiner östlichen Nachbarn, Oesterreich-Ungarn und Rußland, mit Frankreich gegen sich um so weniger in Betracht zu ziehen braucht, als ersteres Reich auf das Zusammengehen mit Deutschland angewiesen und letzteres durch seine eigenen Interessen zum guten Einvernehmen mit ihm getrieben ist.

Das gute Einvernehmen Italiens und Deutschlands hat übrigens noch andere politische und wirthschaftliche Grundlagen. Wenn Italien dahin gekommen sein wird, alle Folgen seiner früheren unglücklichen Zustände zu überwinden, geordnete Finanzen zu besitzen, im ganzen Lande, insbesondere in Sicilien, volle Sicherheit der Person und des Eigenthums herzustellen, wird es ohne Zweifel die Macht werden, welche im adriatischen, tyrrhenischen und Mittelmeer gebietend aufzutreten in der Lage ist. Man braucht nicht einmal darauf hinzuweisen, daß Frankreich für seinen Besitz von Savoyen, Nizza und Korsika in einem mächtigen Italien eine dauernde Gefahr sehen könnte; bezüglich des Einflusses im Mittelmeere wird es durch dasselbe unbedingt im Schach gehalten werden. Aber auch England kann für Momente, wo es durch Verwicklungen im Oriente oder an anderen Punkten seine Flotte im Mittelmeere zu konzentriren verhindert ist, an einem starken Italien keine Freude haben. Besitzt Italien erst eine mächtige Flotte, so ist Malta und Gibraltar allein nicht geeignet, ihm die Herrschaft im Mittelmeer und über den Suez-Kanal zu sichern. Das und die möglichen Folgen, welche der voraussichtlich über kurz oder lang eintretende Zerfall des türkischen Reichs haben kann, führen nicht zu dem Schlusse, daß England ein politisches Interesse an der zunehmenden Erstarkung Italiens hat.

Italien ist für seine Erzeugnisse vor Allem auf den Norden, gar nicht auf Spanien, wenig auf Frankreich angewiesen. Mit der Vollendung der Gotthardtbahn ist ihm in der Schweiz und Deutschland ein Markt erschlossen, der von unermeßlicher Bedeutung ist. Zugleich hat es damit für alle Artikel, für die es auf das Ausland angewiesen ist, die denkbar kürzeste Straße, welche die größeren Kosten des Landtransports durch die in gar keinem Verhältnisse mit dem Wassertransport stehende Kürze der Zeit, sowie durch geringere Gefahr ausgleicht. Was Italien produzirt, ist nicht im Stande, eine große italienische Handelsflotte zu beschäftigen.

Erwägt man alle hervorgehobenen Momente: das große wirthschaftliche Interesse beider Länder an guten Beziehungen, das gleiche Interesse gegen den gemeinsamen ultramontanen Feind, den Halt, welchen das gute Einvernehmen für Italien in politischer Hinsicht bietet, so darf man die Hoffnung hegen, das auf solider Basis ruhende gute Verhältniß von Deutschland und Italien werde von Dauer sein.

Wir hatten diesen Aufsatz vollendet, als wenige Tage nachher die Nachricht vom Tode des Königs Victor Emanuel eintraf. Dies Ereigniß konnte uns nicht veranlassen, mehr als Aenderungen weniger Worte vorzunehmen, die nicht mehr passen würden. Unsere Anschauung ist auf die Verhältnisse und auf tiefer liegende Gründe basirt, darum von den Personen nicht zuerst oder allein abhängig. Die

ultramontane Presse hat über den Todten die ganze Schale des Zornes und Hasses ausgegossen; ein Zeichen, daß sie an baldige Versöhnung nicht glaubt. Andererseits wird König Humbert als ein entschiedener Gegner des Ultramontanismus geschildert. Deutschland hat alle Veranlassung, seine Theilnahme zu äußern einem Lande, das seinen Ersten König verlor, dem seines Vaterlandes Größe und Hebung über Alles am Herzen lag, der mit unwandelbarer Treue an den Institutionen hielt, welche er im Verein mit dem Volke geschaffen, der uns ein Freund und Bundesgenosse war. Es kann aber mit vollem Vertrauen den Sohn auf einen Thron steigen sehen, dessen Wohl und Wehe, mit dem Italiens innig verknüpft, seinen Inhaber auf die bewährte Freundschaft mit Deutschland hinweist. v. Schulte.

Nationalökonomie und Statistik.

(Bericht: Herausgegeben von E. Laspeyres in Gießen.)

Die Emancipation der Mutter und Ehefrau von der Fabrikarbeit.

Auf Grundlage der Anträge, welche vergangenes Jahr im Reichstage zur Abänderung der deutschen Gewerbeordnnng gestellt wurden, sind jetzt vom Bundesrath Gesetzesvorschläge über einige Punkte der Gewerbegesetzgebung ausgearbeitet worden und harren dieselben der Berathung in dem auf Anfang Februar wieder einberufenen Reichstage.

Hauptsächlich sind es einige Bestimmungen der Gewerbeordnung über Kinderarbeit, welche einer Veränderung unterworfen werden sollen, sowohl Bestimmungen über die sogen. jugendlichen Arbeiter in der Großindustrie, die Fabrikskinder, als auch Bestimmungen über die jugendlichen Arbeiter in dem Handwerk, die Lehrlinge.

Diese Fragen aber wollen wir heute den Lesern der Revue nicht vorführen, da die Tagesblätter sich des Weitern schon hiermit beschäftigt haben, resp. noch ferner, wenn die Gesetzvorschläge in den Reichstag gelangen, sich beschäftigen werden, wir wollen vielmehr eine sehr verwandte Seite des Fabrikwesens, welche leider in den Vorlagen keine Berücksichtigung gefunden hat, in manchen Beziehungen auch nicht wohl finden konnte, hier berühren mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß auch im Reichstage diese Seite der socialen Frage mit zur Sprache gebracht werde, die Frage nach Verwendung der Mütter und Ehefrauen in der Fabrikarbeit und überhaupt in der Außerhausarbeit.

Wie wir der Meinung sind, daß die Kinder nicht in Fabriken arbeiten sollen, so lange sie die Schule zu besuchen haben, weil die Kinder spielen und lernen aber nicht verdienen sollen, so meinen wir auch, daß die Mutter und Ehefrau in höherem Grade haushalten als erwerben soll.

Freilich darf die ideale Forderung, daß schulpflichtige Kinder nicht in regelmäßiger Arbeit erwerben sollen, nicht ohne Weiteres schroff und rauh, unbekümmert um das augenblicklich faktisch Stattfindende in die Praxis übertragen werden, indem man einfach mit einem Federstrich diese Kinderarbeit verbietet, denn unsere Großindustrie ist wenigstens vorläufig in ihren technischen Hilfsmitteln auf Kinderarbeit angewiesen, und es kann nur ganz allmählich die Kinderarbeit mehr und mehr durch

Arbeit Erwachsener oder durch veränderte Maschinen ersetzt werden. Ebenso sind die Löhne für die erwachsenen Arbeiter noch nicht hoch genug, um die Kinderarbeit als Einnahmequelle in den Arbeiterfamilien entbehren zu können.

In Bezug auf Abschaffung der Fabrikarbeit für Ehefrauen und Mütter steht die Sache in so fern viel günstiger, als hier die Technik nicht verlangt, daß grade Mütter und Ehefrauen arbeiten, wie dort die Technik Arbeit grade von Kindern fordert, vielmehr die Arbeit durch eine ledige Arbeiterin eben so gut verrichtet werden kann als durch eine verheirathete. Es bleibt also hier nur der Mißstand, daß die Arbeiterfamilie den durch die wegfallende Arbeit der Mutter bedingten Ausfall an Einnahme nicht entbehren kann. Jedoch auch in diesem Punkt dürfte leichter die Arbeit der Ehefrau in Fabriken entbehrlich gemacht werden als die Kinderarbeit und zwar aus zwei Gründen. Einmal ist wohl der Theil des Familienbudgets, welcher aus Arbeit der Mutter herrührt, geringer als der Theil, den alle Kinder zusammen verdienen und zweitens wird die Einnahme aus Erwerb der Mutter nicht gänzlich dem Familienbudget entzogen, wenn die Mutter nur außer Hause nicht arbeiten soll, ihr also alle Einnahmequellen aus Arbeit im Hause verbleiben.

Diese Einnahmequellen fließen allerdings spärlicher als die Quellen der Fabrikarbeit, der Ausfall dreht sich aber doch immer nur um die Differenz zwischen dem Ertrage der Inhausarbeit und der Außerhausarbeit.

Vor Allem ist also in der Frage Klarheit zu schaffen, wie viel die Arbeit der Mutter und Ehefrau außer Hause einbringt? Hier wie in den meisten grade der wichtigsten wirthschaftlichen Fragen läßt uns die Statistik unbegreiflicher Weise noch fast ganz im Stich und doch wäre es hier verhältnißmäßig leicht eine exakte Antwort zu erhalten, es ist nämlich eine derjenigen statistischen Fragen, bei welcher wir nicht alle Daten kennen müßen, sondern nur eine größere Anzahl, die man sich beliebig wählen kann.

Wenn wir wissen wollen, wie groß die Bevölkerung eines Landes ist, müssen wir alle Hunderttausende oder Millionen zählen, wollen wir aber nur wissen, wie viel durchschnittlich in den Einnahmen der Arbeiterfamilien aus Erwerb der Mutter herrührt, dann brauchen wir nicht alle Arbeiterfamilien hierüber auszufragen, sondern nur eine nicht zu kleine Anzahl. Was hier als Resultat für einige tausend Familien gefunden ist, wird auch für Hunderttausende sich nicht viel anders stellen, weil die Arbeiterfamilien hierin einander ziemlich ähnlich sind, oder weil die Erscheinungen nicht individuell sondern sehr typisch sind. Wir haben früher einmal experimentell ermittelt, daß Resultate, welche wir für hundert Arbeiterfamilien gefunden hatten, durch die Beobachtung weiterer hundert Familien kaum noch sich änderten. So brauchten wir also nur aus einem bestimmten Lande einige hundert oder tausend Arbeiterfamilien herauszusuchen um hier durch verständige Befragung der Familienhäupter zu erfahren, wie viel durchschnittlich die Frau mit ihrer Fabrikarbeit verdient, und wie viel Procente der Einnahme aller Familienmitglieder dieß beträgt? Dann könnte man ebenso untersuchen wie diese Zahlen sich stellen für Familien, in denen die Hausfrau nur durch Arbeit in der eigenen Wohnung mit Nähen, Waschen, Sticken, Stricken u. s. w. sich verdient? Daraus ergäbe sich dann der Ausfall, den eine Familie erleiden würde, wenn die Mutter sich entschlösse, von Außerhausarbeit zu Inhausarbeit überzugehen.

Einzelne Versuche sind nun bisher allerdings gemacht worden zu erforschen, wie viel in den Arbeiterfamilien die einzelnen Familienglieder verdienen.

Die ältesten Untersuchungen sind die von Engel, fußend auf einigen hundert Einahmebudgets belgischer Arbeiter, welche Ducpétiaux in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts mit vieler Mühe und Sorgfalt durch Besprechungen und Berechnungen mit Arbeitern ermittelt hatte.

Wenn man aus diesen Budgets ausscheidet, was in denselben nicht aus Arbeit der Familienangehörigen, sondern bei den Aermeren etwa aus Unterstützungen aller Art, bei den Wohlhabenderen aus Besitz aller Art stammt, dann bleibt folgendes Ergebniß nach. Von allem Arbeitsverdienst stammen aus Arbeit des Mannes 64,6 Procent, aus Arbeit der Kinder 24,4 pCt. und aus Arbeit der Frau 10,8 pCt. Leider sind hier untereinander geworfen die Familien in denen die Frau außer Haus arbeitet, mit denen, in welchen sie nur im Hause arbeitet, es wird also wohl der Durchschnitt beiderlei Arbeiten sein, immerhin ist der Erwerb der Mutter der weitaus unbedeutendste Posten und brauchte ja nach dem oben Gesagten nicht ganz wegzufallen bei Aufgabe der Außerhausarbeit sondern er würde nur beschränkt. Aehnliche Versuche, welche wir an Arbeiterbudgets von le Play über französische Arbeiterfamilien anstellten, ergaben uns, daß der Vater 63,5, die Kinder 20,5, die Mutter 16 pCt. der Gesammteinnahmen aufbrachten, hier wäre der Posten der Mutter ein verhältnißmässig größerer, allein was hier als Durchschnitt gefunden ist, braucht nicht der wahre Durchschnitt zu sein, denn wir haben die Budgets von nur 40 Familien statt von mehreren hunderten gehabt, und die Zahl von 40 mag zu gering sein. Dagegen liegen uns aus der allerneuesten Zeit in trefflicher Bearbeitung wieder einige Hundert (245) Budgets von schlesischen Arbeiterfamilien vor*) Hiernach stellt sich für eine hohe industrielle Provinz Deutschlands, für Schlesien, die Sache so, daß der Vater 81 pCt. verdient, die Kinder 11 pCt., die Mutter 8 pCt. Das wäre für unsere Frage, Abschaffung der Hausfrauenarbeit außer Haus, wesentlich günstiger als was wir für Belgien und Frankreich gefunden hatten. Leider ist auch hier der Erwerb aus Arbeit im Haus und außer Haus nicht zu trennen und sind die nur 8 pCt. Verdienst der Mutter das Mittel aus einer Anzahl von Fällen, in denen die Mutter mehr aufbringt, und einer anderen Anzahl von Fällen, in denen die Mutter Nichts verdient. Es wäre nun übrigens eine nicht gar zu schwere Aufgabe, Untersuchungen, wie sie Fabrikinspector Frief für Schlesien angestellt hat, durch andere Fabrikinspektoren für andere Gegenden zu machen. Würde man hierbei von Anfang an auseinanderhalten die Familien in denen die Frau außer Hause arbeitet, und die, in welchen sie im Hause mitverdienen hilft, so würde man bald für Deutschland die Fragen beantworten können: 1) wie viel geht dem Familienbudget verloren durch Verzicht auf Außerhausarbeit der Mutter, 2) wie viel könnte die Mutter statt dessen durchschnittlich im Hause direct verdienen? 3) wie groß bliebe also der endliche Ausfall?

Unserer Ueberzeugung nach würde sich herausstellen, daß der directe Einnahmeausfall gar nicht sehr groß ist, und sollte sich das herausstellen, dann wäre die Frage, wie man die Mutter bewegen könnte, auf Arbeit außer Hause zu verzichten?

Nun, die Mütter würde man in vielen Fällen vielleicht bald auf seiner

*) Vergl. Frief, Die wirthschaftliche Lage der Fabrikarbeiter in Schlesien und die zum Besten derselben bestehenden Einrichtungen. Breslau 1876.

Seite haben, oft aber nicht die Familienväter. Der Grund für stärkeres Eingreifen des Staates in die Arbeit der Frauen und Kinder als in die der Männer ruht ja eben darin, daß man die erwachsenen männlichen Arbeiter nur gegen die Arbeitgeber zu schützen braucht, die Frauen und Kinder aber leider nur zu oft auch noch gegen die eigenen Versorger, Ehemänner, Väter und Vormünder sichern muß.

Soll man den Ehefrauen die Arbeit außer Hause verbieten? Die Frage ist, ehe sie beantwortet werden kann, erst noch zu spalten. Soll man den Ehefrauen, welche augenblicklich außer Haus arbeiten, die Außerhausarbeit verbieten? Hier sage ich unbedenklich nein, außer wenn man die Familien dafür entschädigt. Will man sich aber zu dieser Schadloshaltung entschließen, dann wird man eines Verbotes nicht bedürfen, dann werden die Leute von selbst zu diesem Verzicht unter dem sie nicht leiden, sich entschließen. Will man sich aber zu einer Entschädigung nicht entschließen, dann darf man auch nicht die Arbeit verbieten, namentlich nicht in gegenwärtigen schlechten Zeiten, da die Familie auf diesen Miterwerb der Mutter und Ehefrau angewiesen ist.

Anders schon stellt sich die Frage, ob man für Ehen, welche erst geschlossen werden sollen, die Außerhausarbeit der Ehefrau verbieten soll? Hier dürfte für ein Verbot schon eher plädirt werden. Die jungen Leute, die sich ehelichen wollen, wissen es ja dann im Voraus, daß sie auf Fabriksarbeit der Ehefrau nicht rechnen dürfen, dann fallen jedenfalls die Ehen fort, welche von Seiten der jungen Bursche geschlossen werden, damit sie faullenzen können, weil ja ihre jungen rüstigen Frauen für sie verdienen, und werden überhaupt Ehen weniger leichtsinnig geschlossen werden, wenn im Anfang der Erwerb des Mannes durch die Ehe nicht bedeutend zunimmt, wohl aber die Sorgen für den doppelten Haushalt sogleich wachsen.

In unserm letzten Bericht in der Revue sprachen wir uns principiell dafür aus, in großem Maßstabe öffentliche Gelder, Staats- oder Gemeindemittel zur wirthschaftlichen Erziehung der unteren Klassen zu verwenden, dabei dachten wir in's Besondere gerade an diesen Fall.

Man fordere in einer bestimmten Gegend, denn man kann, und das ist ein großer Vortheil, ganz im Kleinen anfangen, Fabrikarbeiter, deren Ehefrauen bisher in Fabriken oder sonst außer Hause arbeiten, auf, sich bei einer Behörde, am besten bei dem Fabrikinspektor zu melden, wenn sie sich entschließen wollen ihre Frauen dem Haus und der Familie wiederzugeben. Denselben ist leicht klarzulegen, wie groß der Ausfall an Einnahme bei Wegfall der Fabrikarbeit der Mutter ist, ebenso kann der Fabrikinspektor leicht der Familie klar machen, wie viel die Frau unter den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegend durch Inhausarbeit verdienen kann. Man wende nicht ein, wenn viele Frauen Inhausarbeit suchen, würde nicht genug Beschäftigung sich finden, das ist nicht richtig, denn genau so viel Inhausarbeit gesucht wird, wird Außerhausarbeit frei, es ist weiter Nichts, als ein Tausch der Inhausarbeit von Ledigen in Fabrikarbeit derselben, und der Fabrikarbeit von Verheiratheten in häusliche Arbeit. Durch solche Verhandlung zwischen dem Fabrikinspektor und dem Arbeiter wird sich schon bald herausstellen, wie groß, oder richtiger, wie gering der Ausfall in dem Verdienste der Ehefrau resp. Mutter ist. Auf diese Berechnung hin kann der Fabrikinspektor vorbehaltlich etwa communaler oder staatlicher Genehmigung mit den Familien unterhandeln über die Höhe der jährlichen Prämie, für welche sie auf ihr bisheriges Recht, die Frau außer Hause arbeiten zu lassen, verzichten.

Manche der einsichtsvolleren Familien werden sicher bei einer geringen Prämie sich hierzu entschließen', sie hätten vielleicht gern schon lange selbst den Schritt gethan, den sie für recht hielten, zu dem sie sich aber aus pecuniären Gründen nicht entschließen konnten. Diese Prämie wird dann bald nicht mehr auf der ersten Höhe zu bleiben brauchen, denn wenn die Arbeiter erst einmal den Segen verspürt haben, der aus einem geregelten Haushalt mit ordentlicher Kindererziehung fließt, dann werden auch bei Geringerwerden der Prämien nur Wenige Lust haben, zu dem alten unfamiliären Leben zurückzukehren.

Ausdrücklich sei aber noch hervorgehoben, daß diese Entschädigung nicht den Charakter einer Armenunterstützung annehmen darf, nein jeder Familie muß ein Recht darauf zustehen, sobald die Bedingungen richtig eingehalten werden, es muß den Charakter einer Nationalbelohnung annehmen.

Indirekt würde eine solche Nationalbelohnung auch den ledigen weiblichen Arbeitern zu Gute kommen, denn während bisher ledige und nicht ledige sich um die weit besser bezahlte Fabrikarbeit Concurrenz machten, fällt diese jetzt mehr und mehr den Ledigen zu und verschafft diesen einen Verdienst, der sie auf andere unsittliche Nebenverdienste leichter verzichten läßt.

Wir glauben nicht, daß die Summen, welche für diese Reorganisation des Familienlebens zu zahlen sein würden, sich sehr hoch belaufen, und wenn sie es thun sollten, weil sehr viele Familien davon Gebrauch machen, um so besser, er wird sich in der Gesammtwirthschaft des Landes, welches hiermit vorgeht, reichlich bezahlt machen und zwar nicht nur moralisch, sondern direkt wirthschaftlich. Wer macht so viele Kinder statt zu nützlichen Arbeitern zu jugendlichen und später alten Verbrechern als der Mangel an Erziehung. Nicht der Mangel an Bildung ist das Entscheidende, wohl aber der Mangel an häuslicher Erziehung? Wo die Mutter den ganzen Tag vom Hause fern ist und den Abend ebenso müde wie Gatte und Kinder heimkehrt, können da die jugendlichen Gemüther überwacht und gezügelt werden? Wenn der Mann eine kalte Stube und kein fertiges Essen findet, kann man es ihm verdenken, wenn er bis seine mit ihm einkehrende Frau geheizt und gekocht, auf eine halbe Stunde in die warme Kneipe geht? Und wie leicht wird aus der halb und halb nothwendigen halben Stunde eine ganze, zwei, drei, der ganze Abend. Und mit dem Abend geht der ganze Verdienst dahin.

Eine behagliche Häuslichkeit gilt es dem Arbeiter zu schaffen, die ist aber nicht möglich, wenn die Frau mit dem Manne das Haus des Morgens verlassen muß, um Abends erst mit ihm heimzukehren. Darum erziehe man den Arbeiter zu dieser behaglichen Häuslichkeit. Betrachtet man es als Erziehung, dann kann auch kein Anstand daran genommen werden, öffentliche Gelder dafür zu verwenden, denn die Aufgabe der Staaten, die Erziehung zu leiten, wird wohl von Niemand bestritten. Lesen- und Schreibenlernen, so nothwendig es ist, thut es nicht, die Erziehung, auf welche wir dringen, ist viel wichtiger.

Denjenigen, Der sich für den heilsamen Einfluß der Wohnung auf den Menschen interessirt, und diesen statistisch, d. h. in Zahlen faßbar nachgewiesen wünscht, machen wir auf unsere Arbeit über den Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit hiermit aufmerksam.*)

E. Laspeyres.

*) E. Laspeyres, Der Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris. Berlin, Dümler, 1869.

Handel, Gewerbe und Industrie.

(Bericht: Herausgegeben von Josef Landgraf in Stuttgart.)

Handel und Gewerbe im europäischen Staatshaushalt.

„Wir fordern die Thätigkeit des Staates zu Gunsten der Arbeit und der gewerblichen Unternehmungen," sagt Neumann-Spallart in seiner Volkswirthschaftslehre (Wien 1873) — und er hätte wohl, wäre an jenem Platze auch über den Handel zu berichten gewesen, beifügen müssen, zu Gunsten des Handels — „nur in denjenigen Fällen, wo es sich um die Bewältigung von gemeinsamen Aufgaben handelt, welchen der Stand oder der Einzelne nicht gewachsen wäre oder wo das höhere Interesse der Gesammtheit dem Egoismus des Einzelnen gegenüber gewahrt werden muß." So klar und befriedigend diese Kompetenzgeometrie auf den ersten Blick erscheinen mag, so weit gehen Theorie und Praxis auseinander, wenn man von Lehrstuhl zu Lehrstuhl, von Schule zu Schule und gar von Volkswirthschaft zu Volkswirthschaft nach den Strassensäulen sucht, welche jene Grenze der berechtigten und thatsächlichsten Staats- und Privateinflüsse auf das Wirthschaftsleben anzeigen.

Selbstverständlich ist nur das Eine, daß die jeweilige Entwicklung einer Volkswirthschaft auch eine verschiedene Beeinflussung durch die Gesammtheit bedingt; thatsächlich ist aber auch für Staaten auf annähernd gleicher Wirthschaftsstufe eine ganz verschiedene Auffassung der Staatsfunktionen zu beobachten. Wir nehmen keinen Anstand, auch die Wissenschaft theilweise für diese Thatsache mit verantwortlich zu machen. Fast möchte man glauben, daß der bisherige traditionelle Anbau des ökonomischen Wissensgebietes eine Schuld daran trage. Wenigstens will es scheinen als habe E. Sax durch seinen höchst beachtenswerthen Versuch, eine Verkehrsmittelwirthschaft herauszuschälen („Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirthschaft, Bd. I, Wien 1878) dazu Beweismaterial geliefert. Er theilt das, was man gemeiniglich unter Volkswirthschaft versteht, in drei Hauptgebiete: in die allgemeine theoretische Volkswirthschaft als die Gesammtheit der Elemente der menschlichen Wirthschaft, in die Thätigkeit des Staates auf volkswirthschaftlichem Gebiete und endlich in die Grundsätze wirthschaftlichen Gebahrens, welche aus den allgemeinen Lehren der Volkswirthschaft und der eigengearteten Natur der einzelnen Wirthschaftszweige abgeleitet werden können. Der Schwerpunkt für uns liegt aber in dem zweiten Gebiete der Staatswirthschaft, in welche ihm aber keineswegs die sogen. Finanzwissenschaft allein aufgeht. Allerdings, meint er, spielt in dem Verhalten des Staats gegenüber der Volkswirthschaft der eigene Haushalt des Staats eine hervorragende Rolle. Doch werden — und wir meinen Ad. Wagner's zweifellos bahnbrechende Arbeiten scheinen dieses erst recht zu bestätigen — die Maßregeln des Staates gegenüber seinen eigenen Bedürfnissen in der gesonderten Finanzwissenschaft leicht einseitig als Einnahmequellen, also von einem Standpunkte betrachtet, welchem bisher in der Regel die Gesichtspunkte der Volkswirthschaftspflege unvermittelt — und mitunter ebenso einseitig — gegenüberstanden. Erst die Verschmelzung dieser beiden theoretischen Gebiete zu einem höheren Gebiete der Staatswirthschaft (in diesem weitern Sinne) stellt die innere Einheit her, die in der getrennten Betrachtung verloren ging oder mindestens nicht klar und harmonisch genug

zum Ausdruck kam. Wir müssen heute noch darauf verzichten, unserem Gewährsmann in das von ihm so wacker in Angriff genommene Verkehrsmittelgebiet zu folgen und behalten uns vor, darauf demnächst einmal im Besondern zurückzukommen. Es liegt uns heute vielmehr nur erst daran aus der Praxis des europäischen Staatshaushaltswesens einen Begriff von dem einleitend Gesagten zu gewinnen; die eben erschienene neue Auflage einer vergleichenden Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben von Eduard Pfeiffer (Stuttgart 1877) liefert uns dazu ein erschöpfendes Material. Wer sich mit den Budgets der verschiedenen Staaten noch nicht näher vertraut gemacht hat, mag vielleicht eine besondere Quellenangabe für diese Ziffern überflüssig erachten. Nun giebt es aber kaum eine schwierigere Aufgabe, als die internationale Finanzstatistik. Die besten Kräfte haben sich an ihr versucht, mehrere statistische Kongresse sind an diese Arbeit herangetreten. Hier fehlt zu einem einheitlichen Schema der verschiedenen Staatshaushaltsdarstellungen nahezu Alles. Blos in den Hauptgruppen vermögen vielleicht noch die Begriffe sich zu decken, sagt von Riecke in seinem einschlägigen Berichte an die permanente Kommission des internationalen statistischen Kongresses 1876; in den Unterabtheilungen hört deren Kongruenz nur zu oft auf. Und doch ist nach dem gleichen Grundsatze, auf welchem in der Arithmetik das Rechnen mit „benannten“ Zahlen beruht, für die internationale Statistik die erste Vorbedingung der Vergleichbarkeit der Ziffern der Umstand, daß dieselben auf entsprechende Begriffe sich beziehen müssen. Selbst in den Budgets und Rechnungen eines und desselben Staates in den aufeinander folgenden Jahrgängen wechselt die Gruppirung. Es war deshalb keine kleine und eine hochverdienstliche Arbeit, daß Pfeiffer seine vor 12 Jahren erschienene Arbeit wiederholt und in mühsamster Weise aus allen den verschiedenen Etats die sachlich gleichartigen Summanden zusammengeklaubt hat. Wenn wir mit diesen Bemerkungen auch in weitern Kreisen auf dieses unentbehrliche Hülfsmittel für das Verständniß des modernen Staatswirthschaftswesens aufmerksam machen könnten, so würden wir darin nur die berechtigte Anerkennung finden, welche dem Verfasser für seine Arbeit gebührt.

Wenn von einer Förderung von Gewerbe und Handel gesprochen werden will, so muß dabei natürlich der gesammte Aufwand außer Ansatz bleiben, soweit er die vom Staate selbst betriebenen Erzeugungen und Gewerbe betrifft; nur in diesem Sinne sind die nachstehenden Ziffern zu verstehen. Dahin zählen also, da der Bergbau mit einbegriffen ist, neben den Bergämtern und allen denjenigen Anstalten, welche die Bergindustrie zu heben bezwecken, die Kosten für Gewerbe- und Handelskammern, soweit der Staat ihre Kosten trägt, wie das beispielsweise in Bayern theilweise noch der Fall ist, während in Preußen, Sachsen und Würtemberg die Handel- und Gewerbetreibenden unmittelbar dafür aufzukommen haben. Es kommen hierzu ferner die Kosten für Gewerbeausstellungen und Gewerbemuseen, Beiträge an Gewerbevereine, Vorkehrungen zum Schutze der Fabrik- und Handelsmarken, das Patentwesen und öffentliche Kreditanstalten, soweit nur letztere nicht Staatseinnahmequellen sind; ferner die Summen, welche im Interesse der Schifffahrt und der Fischerei mit Einschluß der Sorge für das Lootsenwesen aufgewendet werden. Wir kommen dabei zu folgenden fast allerwärts winzigen Beträgen: am tiefsten stehen der Kanton Bern und Ungarn mit je einem Pfennig pro Kopf der Bevölkerung; Italien mit 2 Pfennig, Bayern und Hessen mit je 3, Oesterreich und die deutschen Reichslande mit je 4,

Preußen, Würtemberg, Baden und der Kanton Basel mit je 6, Beglien mit 8, Frankreich und England mit 9, Sachsen aber mit 11 Pfennig. Spiegelt sich nicht in diesen Ziffern doch einigermaßen die ökonomische Bedeutung dieser Staaten: der industriereichste Staat in Deutschland, das rührige Sachsen, steht an der Spitze. Freilich würde der Eindruck noch viel wahrer werden, wenn die Vergleichung auch in die Specialetats fortgesetzt werden könnte.

Ein anderes Bild giebt die Zusammenstellung dieser Ausgabeposten mit der Gesammtsumme aller eigentlichen Regierungsausgaben, d. h. desjenigen Aufwandes, der von den Staatsregierungen nicht einer Einnahme zu Liebe geschieht. Leider sind hier die Kosten der Landwirthschaft nicht ausgeschieden, und dadurch ist die Vergleichung für Handel und Gewerbe als solche einigermaßen gestört. Auch hier steht Italien am tiefsten mit 2 pro Mille, ihm zur Seite stehen Großbritannien und Irland, dann Frankreich mit 4, Oesterreich-Transleithanien mit 5, Belgien und Sachsen mit je 6, Bayern und Würtemberg mit je 7, Elsaß-Lothringen und Baden mit je 9, Oesterreich-Cisleithanien mit 10, Preußen mit 17 pro Mille der eigentlichen Regierungsausgaben. Das, was Preußen auf diesem Gebiete leistet, ist gewiß rühmlich, da es siebenmal soviel als in Italien und England und viermal soviel wie in Frankreich beziffert. Dem gegenüber stehen die andern Staaten noch ganz wesentlich zurück. — Immerhin möchten wir bezweifeln, ob auch diese Ziffern untrügliche Beweise liefern, es sind dabei eben, wie das nicht anders sein kann, die von dem Volkswirthe v. Hermann sogenannten versteckten Staatsausgaben unberücksichtigt geblieben, d. h. jene ungeheueren Summen an Dienstleistungen, Nutzungen und Producten, welche in jedem Staate für Staatszwecke bestritten werden, ohne daß sie in irgend einem Staate im Budget erscheinen. v. Hermann erinnert in Bezug auf unser Gebiet besonders an die Leistungen der Handels- und Gewerbe-Vereine und wirthschaftlicher Korporationen aller Art. Und in der That kann auf solche Weise allerdings scheinbar England mit seinem reich entwickelten, durch das lokale Selfgovernement potenzirten Vereinswesen mit dem an solchen Einrichtungen zweifellos ärmeren Italien zusammengestellt werden, während dieselben in Bezug auf die Gesammtheit der fördernden Einflüsse, welche beider Staaten Volkswirthschaft von Außen empfängt, nur in dem einen der beiden aus dem unerschöpflichen Borne freier Initiative der Einzelnen, sich auch nicht entfernt miteinander vergleichen lassen. Aber auch noch ein Anderes ist hier einzuschalten, wie der Berichterstatter in diesen Fragen an den internationalen statistischen Kongreß in Wien 1857, der bekannte Finanzschriftsteller v. Hock, sehr korrekt hervorhebt und was gerade in die obigen Zahlen paralysirend eingreift: „Neben jenem verborgenen Empfangen und Ausgeben giebt es noch andere, offen am Tage liegende, aber unsichtbare und in der doppelten Bedeutung des Wortes unschätzbare Momente, welche zwischen dem Staate und dessen Bürgern hin und widergehen und ein unsichtbares Band zwischen ihnen flechten. Es sind dies das Gefühl der Sicherheit, des Selbstvertrauens, der Zuversicht in die Zukunft, der Zusammengehörigkeit und Machtfülle, welche ein gesunder und wohl geleiteter Staat jedem seiner Bürger einflößt und welche Eintracht und Vaterlandsliebe der letzteren, ihre geistige Begabung und physische Kraft auf ihn zurückfließen machen."

Doch erscheinen unseres Ermessens mit den obigen Ziffern die direkten Einflüsse des Staates nicht einmal erschöpft; auch die Ausgaben zur Förderung der schönen Künste zählen zum großen Theile hierher, besonders die Kunstsammlungen

aller Art, die Kunstausstellungen u. s. w. Pfeiffer ist im Zweifel, ob auch hierher die staatlich betriebenen Kunstgewerbe-Etablissements aller Art (man denke vor Allem an Frankreich) zu zählen seien; darüber kann u. E. eine Frage nicht bestehen; allerdings gilt dieses zunächst nur für das genannte Land, wo diese Anstalten Lehrer und Erzieher, nicht Konkurrenten in den von ihnen repräsentirten Branchen sind und sein wollen; in Deutschland und Oesterreich haben wir diese Auffassung erst noch zur Wahrheit zur machen. Finanziell steht hier an der Spitze Sachsen mit 21 Pf. pro Kopf der Bevölkerung, dann kommt Preußen mit 17, Belgien mit 15, Frankreich mit 13, Elsaß-Lothringen mit 12, Bayern mit 9, England und Würtemberg mit 7, alle übrigen Staaten mit 3—6 Pf. Da aber hier die Künste, Musik- und Kunstgewerbeschulen nicht eingeschloßen erscheinen, die Staatsgewerbe gleichfalls nicht darunter enthalten sind, wird diese ziffermäßige Darstellung schwerlich ein treues Bild der Verhältnisse gewähren. Zum Schlusse darf aber ein Hauptgebiet der Förderungsmittel für Handel und Gewerbe nicht übersehen werden, wir meinen das Kapital für öffentliche Bauten, wohin Straßen- und Brückenbauten, Wasserbauten aller Art im Binnenlande und an den Seen, Meliorationsbauten und Vorkehrungen gegen Ueberschwemmungen, Entwässerungen und Wasserversorgungen zählen. Hier steht an letzter Stelle Großbritannien und Irland mit 15 Pf. pro Kopf der Bevölkerung; es möchte fast unbegreiflich sein, wie solches möglich, wenn man nicht wüßte, daß England einmal durch seine glückliche Tieflage zum Meere, welche eine vollständige Bespülung des Landes gestattet (die meisten Industrie- und Handelsplätze sind durch Wasserstraßen verbunden), dann durch seine frühzeitige Ausbildung der Eisenbahnen leichter eine zentrale Verwaltung der Straßen entbehren konnte und dieselbe, freilich mit trauriger Wirkung den turnpike trusts überlassen durfte, ein Zustand, dem übrigens neuestens durch die freilich noch immer nur fakultativen highway-boards abgeholfen werden soll. Wie steht dagegen Frankreich da, bekanntlich der Musterstaat in Straßen- und Canalbau, dem freilich das für dieses Gebiet hochschätzbare centrale Regime sehr zu statten kam mit Mk. 5,49 per Kopf der Bevölkerung, also mit dem 36fachen gegen England. Das Musterländchen für Deutschland im Straßenwesen ist bekanntlich Baden, das mit M. 4,65 ausgezeichnet ist; man darf aber auch hier nicht übersehen, daß dieses Land dank seiner geographischen Ausdehnung die Eisenbahnen vollständig an Stelle der Landstraßen erster Ordnung setzen konnte, so daß ihm nur Gemeindewege und größere Verbindungsstraßen zu schaffen und zu unterhalten übrig blieben. Auch Preußen, das ja auch in seinen Prämien-Chausseen englische Studien gemacht hat und das im Momente an die Reform seiner einschlägigen Gesetzgebung geht, nimmt noch immer einen hervorragenden Platz ein mit M. 2.33, Bayern und Würtemberg figuriren mit 1,48 und 1,46, Italien, dessen Straßenwesen besonders im Süden noch recht mangelhaft ist und erst seit den sechziger Jahren eine besondere Reichs-Straßengesetzgebung hat, trägt jährlich M. 1,42, Oesterreich 1,26, Rußland 0,16 M. zu diesem wichtigen Staatsinventar bei. Werden übrigens die Straßen- und Brückenbauten allein genommen, so tritt Preußen wesentlich in der Reihenfolge zurück und Würtemberg erhält einen sehr ehrenvollen Platz neben Baden. Fluß- und Kanalbauten, heute die große Tagesfrage in Deutschland, geben zu folgender Stufenfolge Anlaß: Baden giebt am meisten: 16,4 pCt. seiner eigentlichen Regierungsausgaben; dann folgt Elsaß mit 15,7, Frankreich mit 10,5, Preußen mit 9,9, Belgien mit 8,5, Sachsen mit 7,4, Bayern und Würtemberg mit 5,3, bezw. 5,1, Oesterreich mit

4,6, Italien mit 4,5, Rußland mit 1,0, endlich Großbritannien, das auch hier den Kanalbau der Privatindustrie überließ, sogar Privatseehäfen kennt, mit 0,4 pCt.

Unsere vorstehende Darstellung macht keinen Anspruch, erschöpfend zu sein, schon deshalb weil sie mehr nur die direkte Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse in Bezug auf Handel und Gewerbe allein im Auge behielt; ihr Zweck ist erreicht, wenn sie auch einen nur bescheidenen und vergleichenden Einblick in den Staatshaushalt Europa's in Bezug auf eine Frage gethan hat, in welcher gerade für die nächste Zukunft das laissez faire, laissez aller noch nicht das Ende des ökonomischen Lateins sein dürfte.

Josef Landgraf.

Landwirthschaft.

(Bericht: Herausgegeben von **K. Birnbaum** in Leipzig.)

Ueber Fütterung und Fütterungsgrundsätze.

Selten ist eine Wissenschaft berufen gewesen, in kurzer Zeit so reformatorisch auf vielen Gebieten des praktischen Lebens zu wirken, wie die Chemie. Als Agrikulturchemie sucht sie die chemischen Vorgänge in dem Boden, in der pflanzlichen und thierischen Ernährung zu erforschen. Man hat erkannt, daß alle pflanzlichen Futtermittel aus Wasser und Trockensubstanz bestehen, diese letztere wieder aus unorganischen und organischen Bestandtheilen, daß diese weiter eingetheilt werden nach dem Gehalte oder dem Mangel des Stickstoffes in stickstoffhaltige und in stickstofffreie. Zu ersteren gehören die Protein- oder Eiweißstoffe, zu den letzteren die Rohfaser, das Rohfett und die Kohlehydrate: Stärkemehl, Zucker.

Die chemische Analyse ist aber nicht in der Lage, auch Aufschluß über diejenigen Quantitäten der Nährstoffe zu liefern, welche vom Thiere aufgenommen werden können, d. h. welche verdaulich sind. Im Allgemeinen ist die Verdaulichkeit der Nährstoffe in den Reservestoffen der Pflanzen (Samen, Knollen) größer, als in den Blatt- und Stengeltheilen (Heu, Stroh).

Um richtig zu füttern, müssen die Quantitäten der verdaulichen Nährstoffe nicht nur in einem bestimmten Verhältnisse zum Lebendgewichte der Thiere, sondern auch in einem bestimmten Verhältnisse zu einander stehen. Der Erste, welcher die Forschung nach diesem Gebiete lenkte, war Grouven. Er verschaffte der Fütterung nach chemischen Grundsätzen durch Aufstellung von Nährstoffnormen für alle Arten und Altersstufen der landwirthschaftlichen Nutzthiere Eingang. Später wurde auch die physiologische Wirkung und die Verdaulichkeit der Futterstoffe berücksichtigt, indem man neben der chemischen Analyse auch noch die Resultate von Fütterungsversuchen mit und ohne Respirationsapparat in Betracht zog, verdienstvolle Arbeiten, welche an verschiedenen landwirthschaftlichen Versuchsstationen ausgeführt wurden. Epochemachend wurden Anfang der sechziger Jahre die Untersuchungen von Th. Bischoff und Karl Voit mit dem Pettenkoferschen Respirationsapparate in München und von Henneberg und Stohmann, wodurch eine Grundlage zur Erforschung der Gesetze der Fleisch- und Fettbildung und der Verdaulichkeit des Futters geliefert wurde. — Heute nimmt man an, daß pro Tag und 1000 Pfd. Lebendgewicht z. B. für Milch-

kühe das Futter bestehen soll aus 24 Pfd. organischer Substanz im Ganzen mit 15,4 Pfd. verdaulichen Nährstoffen und zwar 2,5 Pfd. Eiweiß, 12,5 Pfd. Kohlehydraten und 0,4 Pfd. Fett. Da das Fett den $2^1/_2$fachen Nährwerth der Kohlehydrate hat, so entsprechen 0,4 Pfd. Fett gleich 1 Pfd. Kohlehydrate; diese zu den 12,5 hinzu, macht 13,5. Das Nährstoffverhältniß, d. h. das Verhältniß der Eiweißstoffe zu den Kohlehydraten ist demnach wie 1 : 5,4. Für Wollschafe ist dies Verhältniß 1 : 8 bis 9, für Mastschweine 1 : 5,5 bis 6,5.

Bei der Ausführung der Fütterung kommt es darauf an, die verschiedenen Futtermittel in der Weise zusammenzusetzen, daß die in der Norm aufgestellten Verhältnisse erreicht werden. Werthvolle Anhaltspunkte für die Rechnung liefern die Tabellen über den Nährstoffgehalt der Futtermittel von Wolff in Hohenheim. — Bemerkt muß noch werden, daß man für die Pferde das Futter meist nicht nach Nährstoffen berechnet, weil sich bereits erfahrungsmäßig bestimmte Futterrationen ausgebildet haben. So giebt man z. B. Reit-, Jagd-, Soldaten- und leichten Wagenpferden täglich 6—9 Pfd. Hafer, 6—8 Pfd. Heu und 2—3 Pfd. Stroh, Lastpferden aber 15—18 Pfd. Hafer, 12—15 Pfd. Heu und 4 Pfd. Stroh.

Um die Aufnahme der Nahrung zu erleichtern und die Verdaulichkeit zu steigern, wird das Futter durch Zubereitung ähnlich verändert, wie im Leibe des Thieres, wodurch dem Thiere eine Arbeit abgenommen wird. Die Veränderungen, welche das Futter im Thierleibe erfährt sind theils mechanischer, theils chemischer Natur. Bevor das Futter in den Magen gelangt, muß es zerkleinert und eingespeichelt werden, damit den chemisch wirkenden Verdauungssäften mehr Angriffspunkte geboten werden. Namentlich Thieren mit schlechten Kauwerkzeugen werden die zu verfütternden Körner gequetscht, verschroten oder vermahlen, Grün- und Rauhfutter wird zerschnitten und in Form von Heckfel verabreicht, Rauhfutter und Körner werden eingeweicht und eingequellt, Kartoffeln werden durch Dämpfen und Anbrühen erweicht und erwärmt ꝛc. — Da ferner weder Eiweißstoffe noch Stärkemehl direkt von den Darmzotten aufgesaugt werden können, sondern im Magen und besonders im Dünndarme verändert werden und zwar die Eiweißstoffe in ihre diffundirbare Modifikation, in Peptone, und das Stärkemehl in Dextrin und Zucker, so leitet man diese chemischen Umsetzungen der Zeitersparniß wegen schon gern außerhalb des Thierkörpers im Futter ein. Futterzubereitungsmethoden, welche dies erstreben, sind das Einsäuern, Einmaischen, Selbsterhitzen, die Brenn- und Braunheubereitung. Die Akten über den Werth dieser Zubereitungsmethoden sind zwar noch nicht vollständig geschlossen, doch steht es fest, daß den Thieren derartig zubereitetes Futter besser schmeckt und daher von ihnen in größeren Quantitäten aufgenommen wird.

Da die Aufgabe einer rationellen Fütterung darin besteht, durch richtige Auswahl der Futterstoffe mit den geringsten wirthschaftlich zulässigen Nährstoffmengen die höchste thierische Nutzung herbeizuführen, d. h. also mit möglichst wenig Unkosten möglichst viel zu leisten, so ergiebt sich daraus, daß nicht an allen Orten und zu allen Zeiten zur Erlangung eines und desselben Zieles auch dieselben Maßregeln für die Ernährung gelten können. Wo die Dreifelderwirthschaft (mit der Folge Brache, Winterfrucht, Sommerfrucht) herrscht, findet die Ernährung der Thiere im Sommer durch Beweiden der natürlichen Weiden und der verunkranteten Brachschläge statt. Die Dreifelderwirthschaft erstrebt möglichst große Körnererträge. Um

diese zu erlangen, ist die Düngung mit Stallmist unerläßlich, — künstlicher Dünger kann aus Mangel an Verkehrsmitteln noch nicht angewendet werden. Die Hausthiere sind demnach nur Mittel zum Zwecke der Erzeugung von Mist, sie sind Düngerproduzenten; direkten Nutzen verlangt man nicht von ihnen, sie sind ein „nothwendiges Uebel". Im Winter wird das auf den Wiesen geerntete Heu und Grummet und bei eintretendem Futtermangel Gerste- oder Haferstroh verabreicht. Beim Steigen der Kultur muß diese Wirthschaftsform einer intensiveren Platz machen. Dadurch daß die Nachfrage nach thierischen Produkten steigt, wird ihre Produktion lohnender; man ist deshalb bestrebt, die Nutzthiere besser zu ernähren, was man erreicht, indem auf dem Ackerlande nicht nur Getreidefrüchte, sondern auch Futterpflanzen gebaut werden. Derartige Betriebsformen sind die sog. verbesserte Dreifelderwirthschaft, in welcher die Brache nur alle 6, 9 oder 12 Jahre wiederkehrt, wo dann im 3., 6. oder 9. Jahre verschiedene Futterpflanzen (Klee, Wicken) und Hackfrüchte (Kartoffeln, Rüben, Mais 2c.) angebaut werden. Andere Betriebsformen mit Anbau von Futterpflanzen auf dem Ackerlande sind die Fruchtwechsel- und die Koppelwirthschaften. In ersteren werden Halmfrüchte, blattreiche Futterpflanzen, Hackfrüchte im Wechsel gebaut, weil Pflanzen mit möglichst unähnlicher Wurzelbildung auf demselben Felde besser nach einander gedeihen, als Pflanzen, welche mit gleicher Wurzelbildung auch dieselben Nährstoffe aus dem Boden entziehen, und weil die den Boden stark beschattenden, blattreichen Futterpflanzen der folgenden Frucht einen günstigen Stand gewähren. In der Koppelwirthschaft findet sich im Sommer Weidegang, während man in den verbesserten Dreifelder- und den Fruchtwechselwirthschaften die Thiere ausschließlich (auch im Sommer) im Stalle ernähren kann. Erklärlich ist es, wenn zu Zeiten der steigenden Kultur und des damit in Beziehung stehenden Ueberganges in eine intensivere Landwirthschaft die Geister heftig auf einander brennen. In keinem Gewerbe klebt man am Althergebrachten so gern, wie in der Landwirthschaft. Zu durchgreifenden Umänderungen entschließt man sich nur schwer, und das Neue wird einer oft feindseligen Kritik unterzogen. Von Alters her war man gewöhnt, das Heu als Normalfuttermittel anzusehen und benutzte dasselbe als Maßstab für die anderen Futtermittel; es wurden die sog. Heuwerthe aufgestellt. Danach sollten z. B. 100 Pfd. Heuwerth gleich sein 400—450 Pfd. Kleegrünfutter, 450—500 Pfd. Grünmais, 230—300 Pfd. Wintergetreidestroh, 175—200 Pfd. Sommergetreidestroh, 40—50 Pfd. Körner, 40—50 Pfd. Oelkuchen, 200 Pfd. Kartoffeln, 300 Pfd. Runkelrüben, 200 bis 250 Pfd. Rübenpreßlinge 2c. Die gesammte verabreichte Futtermasse wurde theoretisch in Erhaltungs- und Produktionsfutter getheilt, das erstere sollte nur zur Erhaltung der Thiere dienen; alles das, was mehr gegeben wurde, diente zur Erzeugung von Fleisch, Fett, Wolle, Kraft 2c., war also das Produktionsfutter. Diese Scheidung entsprach den thatsächlichen Verhältnissen des Ernährungsprozesses nicht, denn man übersah dabei, daß Thiere, welche auf ein Minimum Futter beschränkt waren, selbst im Hungerzustande noch Geringes von Milch, Wolle 2c. produzirten. Man berechnete, daß $^1/_{60}$—$^1/_{50}$ des Lebendgewichtes der Thiere oder auf je 100 Pfd. derselben $1^2/_3$—2 Pfd. Heuwerth als Erhaltungsfutter und als Gesammtfutter für Milchvieh $^1/_{30}$ des Lebendgewichtes oder auf je 100 Pfd. Körpergewicht 3—$3^1/_2$ Pfd., für Mastvieh $4^1/_2$—5 Pfd. Heuwerth erforderlich seien.

Heftig entspann sich der Kampf über die Frage ob Weidegang oder

Stallfütterung. Beim Weidegange findet die Ausnutzung der Futterpflanzen mit geringeren Unkosten statt; das Wohlbefinden und Gedeihen der Thiere ist ein größeres. Dies letztere ist besonders von hoher Bedeutung beim Zuchtvieh und der Aufzucht. Ferner kann die beste Qualität aus gewissen thierischen Erzeugnissen (vorzüglichste Tafelbutter und feinster Käse) nur beim Weidegang der Kühe erzeugt werden. Weidegang ist unbedingt nothwendig auf Flächen, welche so kurzes Futter liefern, daß es nicht mehr von der Sense, wohl aber vom Maule der Thiere erfaßt werden kann. Fast in jeder Wirthschaft finden sich sog. Nebenweiden (Getreidestoppeln, Futterfelder und Wiesen nach dem letzten Schnitt), welche nur durch Beweiden vollständig ausgenutzt werden können. Unter andern Verhältnissen dürfte die Stallfütterung auch im Sommer gerathen erscheinen. Für diese spricht zunächst der Umstand, daß durch Beweiden eines wohlbestandenen Futterfeldes ein großer Theil der Pflanzen von den Thieren zertreten und mit Exkrementen beschmutzt werden würde. Außerdem sind die meisten Pflanzen zur Zeit der Blüthe für die Fütterung zu reich an Eiweißstoffen. Kurz vor und während der Blüthe ist aber die Verdaulichkeit am größten. Demnach ist es sowohl unwirthschaftlich die Pflanzen zu alt werden zu lassen, als auch die Pflanzen in der Blüthe ohne Beigabe von anderen (stickstofffreien) Stoffen zu verfüttern. Diesen Uebelständen des Weideganges entgeht man durch die Stallfütterung, die Pflanzen können zu einer Zeit den Thieren vorgelegt werden, wo sie leicht verdaulich sind und das Verhältniß der Nährstoffe zu einander kann durch Beigabe anderer Futtermittel geregelt werden. Dem entsprechend liegen bei uns die Verhältnisse so, daß in (extensiveren) Gebirgs-Gegenden (Egarten-Wirthschaften) mit natürlichen Weiden und in feuchteren Klimaten (Norddeutschland — Koppelwirthschaften), welche den Graswuchs befördern, Weidegang herrscht, während in Gegenden, wo die Fruchtwechselwirthschaft betrieben wird (Mittel- und Süddeutschland) das Rindvieh im Stalle ernährt und nur im Herbst auf Nebenweiden getrieben wird. Den Schafen, sowie allem Jungvieh, besonders aber den Fohlen ist der Weidegang durchaus erforderlich; die Schweine werden meistens im Stalle gefüttert. Im einzelnen Falle finden sich mannigfache Modifikationen. So giebt es z. B. Milchwirthschaften, welche zur Erzeugung von einer das ganze Jahr hindurch qualitativ gleichen Milch, auch im Sommer Heu, Stroh, Hackfrüchte, käufliche Futtermittel, aber kein Grünfutter verfüttern, also im Sommer Trockenfütterung haben.

„Was Züchtung schafft, Ernährung aufbaut, muß Haltung und Pflege zur rechten Wirkung, zur vollen Nutzbarkeit bringen." Die höchsten Leistungen in der Thierzucht werden erst erreicht, wenn richtig ernährte Thiere auch zweckentsprechend gehalten und gepflegt werden. Vor Allem ist darauf zu achten, daß der Stall eine angemessene Temperatur hat; er soll im Sommer kühl, im Winter warm sein. Am zweckmäßigsten ist eine Temperatur von 11 bis 13° R. Ferner ist der Pflege und der Reinhaltung der Haut große Aufmerksamkeit zu schenken, indem bei reichlicher Einstreu Pferde und Rinder regelmäßig mit Striegel und Bürste geputzt werden. Auch ist Pferden, Rindern und besonders Schweinen in den heißen Monaten täglich Erfrischung durch ein Bad zu gewähren. In der Absicht der Thierzüchter liegt es keineswegs, immer Thiere mit normalen physiologischen Funktionen zu bilden, vielmehr ist der wirthschaftliche Zweck häufig die Erziehung von physiologischen Abnormitäten, von Krankheiten. So wird künstlich bei gewissen Thieren resp. Racen die

Fettsucht ausgebildet. Frühreife Thiere mit vollem Rumpfe, kurzem Halse, Kopfe und Gliedmaßen, Thiere mit guten Verdauungsorganen werden zunächst zweckentsprechend ernährt. Sie lagern das Fett zwischen dem Muskelgewebe ab und geben deshalb ein saftiges, zartes, hochgeschätztes Fleisch, was von schlechtgebauten spät reifen Thieren bei gleicher Fütterung niemals erlangt werden kann, da sich das Fett nicht zwischen der Muskulatur, sondern in der Bauchhöhle am Gekröse ansetzt. Der Höhepunkt der Mastung, die sog. Kernmast der wahren Mastthiere, wird aber erst erreicht, wenn die Haltung und Pflege der Fütterung entspricht. Thiere, bei denen die Fettsucht erzeugt werden soll, stellt man in einen düstern, kühlen Stall, um die Aufregung durch Gesichtseindrücke möglichst zu verhindern und durch eine niedrige Temperatur den Stoffwechsel zu erhöhen. Alle Gemüthserregungen (Zorn, Furcht) und alle überflüssigen Bewegungen sind sorglichst zu vermeiden. Im Elsaß war früher das barbarische Verfahren im Gebrauch, den Gänsen die Augen auszustechen; denn blinde Gänse wurden leichter fett und lieferten größere fette Lebern, welche zu Straßburger Gänseleberpasteten verarbeitet wurden. Ebenso wie die Fettsucht vom Menschen in seinem Interesse bei den Thieren ausgebildet wird, so werden auch andere Funktionen der Thiere höher gesteigert, als sie für die Erhaltung des Individuums und der Art nothwendig sind. Es sei an die Milchkuh erinnert. Im Naturzustande haben die Thiere nur soviel Milch zu geben, als zur Ernährung der Jungen nothwendig ist. Bei einem guten Milchvieh ist die Laktationsperiode aber über das ganze Jahr vertheilt; von einer Kuh werden in einem Jahre Quantitäten von 2000 bis über 4000 Liter Milch produzirt. Derlei bedeutenden einseitigen Leistungen entsprechend ist der ganze Körper modifizirt; die Milchdrüse ist fast übermäßig entwickelt, der Bauch mit dem Magen ist sehr groß zur Aufnahme massenhafter saftiger Nahrung, die Lungenthätigkeit tritt verhältnißmäßig zurück, die Thiere sind phlegmatisch, ihr Ernährungszustand ist meist schlecht, denn die stark arbeitende Milchdrüse gestattet keine Ablagerung von Reservestoffen (Fett) im Körper. Wie bei allen im hohem Grade einseitig ausgebildeten Thieren tritt der Begriff der Schönheit zurück. Eine „Milchmaschine" kann ebensowenig schön genannt werden, wie ein langbeiniges, langhalsiges, durch Trainirung abgemagertes englisches Rennpferd. Die Schuld dafür, daß die Schönheit oft nicht mehr mit der Leistungsfähigkeit gepaart werden kann, liegt in der Zeitrichtung, welche durch Arbeitstheilung die höchsten Leistungen fordert.

Eugen Werner.

B. Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Staats- und Rechtswissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von C. Gareis in Gießen.)

Vergleichende Rechtswissenschaft.

Der Berichterstatter ist heute in der Lage, auf ein Phänomen von großer und freudiger Bedeutung aufmerksam zu machen: die deutsche Jurisprudenz ist eben daran, einen Schritt zu thun, den man längst, aber vergeblich von ihr erwartet hat, nämlich die intensivere Beschäftigung mit der Rechtsvergleichung anzubahnen; die sogenannte komparative Rechtswissenschaft, bisher ohne besondere Stütze, ohne berufsmäßige Vertretung in Deutschland, hat es nunmehr gewissermaßen zu einer selbständigen Existenz daselbst gebracht und wird von da an unzweifelhaft einen höchst bedeutenden Aufschwung nehmen. Diese Wahrnehmung und diese Hoffnung knüpft sich an das Erscheinen eines eigenen Organs für Rechtsvergleichung, nämlich der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft", welche herauszugeben Prof. Franz Bernhöft (Rostock) und Docent Dr. Gg. Cohn (Heidelberg) das Verdienst haben. Das erste, eben erschienene Heft (ausgegeben Stuttgart 1878, bei Ferdinand Enke) läßt den Plan des Unternehmens vollständig überschauen und zwar nicht blos durch den ersten Artikel, den Programmartikel Bernhöft's „über Zweck und Mittel der vergleichenden Rechtswissenschaft", sondern auch durch sofort erbrachte thatsächliche Belege, nämlich die übrigen Theile des Inhalts der ersten Lieferung: die Uebersicht über das im deutschen Reiche geltende eheliche Güterrecht von Prof. Paul von Roth (München) und der Beitrag zur Geschichte der Checks von Dr. Cohn (Heidelberg) insbesondere.

Bei dem frohen Willkomm, welchen wir dem lang vermißten Organ für komparative Jurisprudenz entgegenbringen, dürfen wir freilich nicht vergessen, daß auch bisher schon in Deutschland für und durch die Rechtsvergleichung Erhebliches geleistet wurde. Der Prospekt der neuen Zeitschrift erinnert mit Recht an die grundlegenden Arbeiten Grimm's und Mittermaier's; ich erinnere an das umfassende Werk von Eduard Gans über Erbrecht, an Unger's Eherecht, und an das leider noch weit von seinem Abschlusse entfernte vortreffliche Handbuch des Handelsrechts von L. Goldschmidt, einer systematischen Bearbeitung aller Handelsrechte der Erde. Auch auf dem Gebiete des Wechselrechts ist für die Rechtsvergleichung Vieles vorgearbeitet durch Borchardt u. A., und Klostermann's „Patentgesetzgebung aller Länder" darf als Muster eines rechtsvergleichenden Werkes bezeichnet

werden; das Gleiche ist von Richard Schröder's Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland zu rühmen. — Von Bearbeitungen fremder Rechte sei hier auf die Darstellung von Julius Jolly: „Ueber die rechtliche Stellung der Frauen bei den Indern", besonders aufmerksam gemacht.

Aber es muß zugestanden werden, daß uns Deutschen in Bezug auf die komparative Jurisprudenz zur Zeit noch die Franzosen und die Italiener (man vergleiche z. B. die Zeitschrift Serafini's oder das Handelsrecht von Cesare Parodi), die Belgier und wohl auch die Engländer überlegen sind; mindestens beschäftigt sich die juristische Literatur der genannten Völker mehr mit der Rechtsvergleichung, als die deutsche Literatur, namentlich die periodisch erscheinende je gethan hat. Die Ursache dieses Verhältnisses mag hier ununtersucht bleiben, vielleicht liegt sie darin, daß wir Deutsche genug mit den eigenen Rechten, mit der Rechtszersplitterung zu thun hatten.

Den Werth des vergleichenden Rechtsstudiums erfährt zunächst Jeder, der sich einmal damit beschäftigt hat, an und in sich selbst durch eine rein subjektive Erfahrung, deren Vorgang schwer zu beschreiben ist. Ich für meinen Theil erinnere mich nicht, je einen größeren Genuß aus den juristischen Arbeiten gezogen zu haben, als damals, da ich an meiner Abhandlung über das moderne Gesellschaftsrecht (erschienen in Behrend's Zeitschr. f. Gesetzgebung und Rechtspflege Bd. V, S. 124 ff.) arbeitete. Gewiß ist es für jeden nicht von Natur zur Einseitigkeit verurtheilten Juristen ein anziehendes Vergnügen, die Rechtslage fremder Völker kennen zu lernen. Es ist aber äußerst schwierig, das Material hierzu zu finden, zumal da die Reisenden, welche fremde Erdtheile zuerst durchforschen, regelmäßig keine ausreichenden juristischen Kenntnisse und wohl meistens auch nicht das Interesse besitzen, die Rechtsinstitutionen, welche bei vielen Völkern zudem absichtlich in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt sind, zu studiren. Auch bildet die Sprachverschiedenheit hierin große Hindernisse. —

Abgesehen von jenen subjektiven Erfahrungen, von dem Reize, der darin liegt, die positiven Rechte fremder Völker oder längst entschwundener Zeiten nebeneinander zu stellen und nach Voraussetzung und Zweck mit unsern Rechten und unter sich zu vergleichen, hat die vergleichende Rechtswissenschaft einen objektiven höchst bedeutenden Werth und zwar sowohl in theoretischer als in praktischer Beziehung.

In praktischer Beziehung hat sie Werth zunächst für die Gesetzgebungspolitik, für gesetzgeberische Neuerungen. Nicht wenige thatsächliche Verhältnisse sind bei den verschiedenen Kulturvölkern unserer Zeit in nahezu übereinstimmender Weise geordnet und zwar ohne daß in allen Fällen von einem urangestammten oder von einem recipirten Rechte hierbei die Rede sein könnte; — es war und ist vielmehr die gleiche Bedürfnißlage, die Gleichheit der Voraussetzung in der Rechtsentwicklung, wodurch das gleiche oder ähnliche Recht hervorgerufen wurde: gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen, — dieser Satz gilt auch für die Rechtsschöpfungen. Unter einer Aktie, einer Obligation, einer Prioritätsaktie, einer Hypothek oder einem Wechsel denkt sich der Britte im Wesentlichen dasselbe, was der Deutsche, der Franzose und der Italiener, ja auch der Amerikaner darunter versteht; die Worte mögen verschieden sein, — das Wesen ist dasselbe, der Verkehr mit seiner zwingenden Macht hat hier wie dort dieselben Bedürfnisse nach Cirkulationsfähigkeit des Kapitals, nach Realsicherheit u. s. w. hervorgerufen und bei der Gleichheit der Kulturstufe der

betheiligten Kreise führen dieselben Bedürfnisse zu denselben Befriedigungsmitteln, zu denselben Gesetzen. Freilich stimmen diese letzteren nicht in allen Punkten überein, die komparative Jurisprudenz zeigt die Differenzen an und leicht ist alsdann den Gesetzgebungen der Staaten da, wo die Differenzpunkte sich als störend gegenüber dem internationalen Verkehre und seinen Bedürfnissen ergeben, eine Rechtsgleichheit diesen entsprechend anzubahnen. Die Rechtsvergleichung ist mithin in vielen Fällen bahnbrechend für eine im Interesse des Verkehrs gelegene Rechtsgleichheit, insoweit eine solche überhaupt möglich ist.

Eine andere Bedeutung dieser juristischen Disciplin liegt darin, vor Verirrungen zu warnen. Es giebt Einrichtungen, welche sich auf dem ersten Blick empfehlen, bei der Anwendung aber sofort erhebliche Nachtheile mit sich bringen; in solchen Dingen kann jeder Staat der unfreiwillige Lehrmeister der anderen Staaten sein. Die Kirchenpolitik z. B. ist eine Seite der Staatsthätigkeit, auf welcher gar mancher Staat noch zu lernen hat und sich die guten und schlimmen Erfahrungen anderer Staaten sehr wohl zu Nutze machen kann. In der Schweiz bestehen in Bezug auf die Kirchenpolitik — in dem Gesammtgebiete der Eidgenossenschaft, welche selbst ihre eigene Kirchenpolitik mit theilweise zwingender Beeinflussung der der Kantone treibt — 25 verschiedene Rechtsgebiete: innerhalb des verhältnißmäßig auch noch weiten Rahmens der eidgenössischen Bundesgesetze führt jeder der Kantone seine eigene Politik gegenüber den Religionsgesellschaften; zieht man zur Vergleichung auch noch den Rechtszustand heran, welcher von der 1874er Verfassung der Schweiz galt, so hat man nahezu ein halbes Hundert verschiedener Regelungen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, und man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man sagt, jedes denkbare Verhältniß zwischen den 2 genannten Mächten war in der Schweiz schon wenigstens einmal praktisch da und zum Rechtsverhältniß erhoben. Daß aus einer vergleichenden Zusammenstellung dieser Normen der Jurist und Staatsmann sehr Vieles lernen kann, hiernach manchen Kunstgriff einer kirchlich-fanatischen Partei vorabsehen, manchen Mißgriff einer zu gutgläubigen oder kurzsichtigen Staatsgewalt, manchen Fehler der „Prinzipienreiterei“ wie der Prinzipienlosigkeit vermeiden wird, wenn ihnen die Experimente und Erfahrungen anderer Staaten oder Zeiten klar vor Augen liegen, wird Niemand bestreiten.

Der theoretische Werth der rechtsvergleichenden Studien besteht zunächst darin, daß die einzelnen Rechtsinstitute tiefer und schärfer erfaßt, die Rechtsregeln in einer größeren Mannigfaltigkeit ihrer Beziehunpen erkannt werden, als ohne Vergleichung mit mehreren andern Rechten möglich wäre. Wir Menschen erkennen ja überhaupt nur mittelst der Kontraste, die Erkenntniß der objektiven Rechte unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von der Erkenntniß anderer Stoffe. Hatte und hat die Geschichte des Rechts eines einzelnen Rechtsgebietes ihren Hauptwerth darin, daß das heutige Recht gerade dann am besten erkannt wird, wenn man es werden sieht, wenn man sieht, wie es vorher war und nicht war, — so ist ein viel größerer Werth noch der Rechtsvergleichung beizulegen, die ermöglicht, daß die Kontraste sich mehren, die Gegensätze nicht bloß in Bezug auf Zeit, sondern auch in Bezug auf Raum und Volksart vermannigfaltigt werden. Den höchsten Werth aber muß man der vergleichenden Rechtsgeschichte deßhalb beilegen, weil sie allein im Stande ist, einer Rechtsphilosophie eine Zukunft zu schaffen. Es ist unglaublich, daß zu einer Zeit, in welcher die Naturwissenschaft auf ihren Gebieten allen aprio-

rischen Konstruktionen mit flammendem Schwerte ein Ende gemacht, in welcher die Geschichtsforschung allen Phantasien, die auf selbstgeschaffenen Bahnen vorschreiten wollen, die Thüre gewiesen und dafür mit den exakten Beweisen der Archive und der Steine sich ausschließend beschäftigt, daß zu gleicher Zeit noch Philosopheme möglich sind, die sich mit Aufstellung objektiver Rechtsnormen beschäftigen und das, was subjektiv empfunden oder subjektiv gewünscht wird, als ewig und unveränderlich, als von der Natur geschriebenes Recht darstellen. Weit bin ich davon entfernt, der Rechtsphilosophie Existenz oder Existenzberechtigung abzusprechen: sie hat die hohe Aufgabe, die Stellung des Rechts, der Rechtsidee, in dem Ideen- und Bedürfnißkreise der Menschen aufzusuchen und nachzuweisen, sie hat die Frage zu beantworten: woher und wozu die objektiven Rechte, sie hat die Rahmen und Voraussetzungen der rechtlichen Regelung menschlicher Verhältnisse klar zu stellen, und zu untersuchen: Wie und warum erheben die Menschen thatsächliche Verhältnisse zu rechtlichen, faktische Interessen zu Garantieobjekten? Indem sie diese Fragen zu beantworten und jene Aufgabe zu lösen hat, wird sie der innern Geschichte des Rechts und des Staats nahetreten, die Qualitäten des menschlichen Seins, namentlich den Willen und die Bedürfnisse untersuchen. Niemals aber wird sie sich dahin versteigen dürfen, jene Rahmen auszufüllen, an jene Voraussetzungen Normen selber zu knüpfen, Rechtssätze selber aufstellen zu wollen, als habe die „Natur" ein Rechtssystem geschaffen.

Was soll man dazu sagen, wenn ein „Naturrechts"-Lehrbuch, das im Jahre 1877 im deutschen Buchhandel erschien zur Motivirung des Erbrechts verkündet: „Wenn die positiven Gesetze ein Erbrecht einführen, so handeln sie dem Gesetz der Gerechtigkeit nicht entgegen; denn da die Güter des Verstorbenen naturrechtlich herrenlos werden, so wird durch die Aufstellung des Erbrechts keines Menschen erworbenes Recht gekränkt!" Was ist das „Gesetz der Gerechtigkeit?" Wer sagt, daß die Güter der Verstorbenen „naturrechtlich" herrenlos sind? Könnte man nicht mit gleichem Rechte sagen: die Güter der Verstorbenen sind „naturrechtlich" nicht herrenlos, sondern gehören „naturrechtlich" dem nächsten Verwandten oder dem Gemeinwesen? Welche Rechte endlich sind „naturrechtlich" wohlerworbene Rechte? — Oder was soll man gegenüber folgendem in dem nämlichen Buche geäußerten Satze sagen: „Der Grund der Rechtskraft der Verträge liegt in dem jedem Menschen zustehenden Verfügungsrecht innerhalb seiner Rechtssphäre." Es würde hier zu weit führen, die aprioristischen Konstruktionen eines Naturrechtssystems einigermaßen eingehend zu behandeln, kehren wir zur Aufgabe der Rechtsvergleichung zurück.

Die komparative Jurisprudenz hat gegenüber der Rechtsphilosophie und zum Vortheil dieser eine doppelte Aufgabe: sie zeigt einerseits die enorme Divergenz der Rechte; vergleicht man zwei oder mehrere zeitlich und räumlich oder überhaupt kulturhistorisch weit aus einander gelegene objektive Rechte, so wird man finden, daß sie mindestens sehr weniges Materielle gemeinsam haben, und dem unbefangenen Beobachter ist es alsdann nicht möglich, das Eine als Unrecht, das Andere als absolutes Recht zu zeichnen und ein „Naturrecht" aufrecht zu halten. Andererseits zeigt die Rechtsvergleichung die divergenten Rechtssätze in einem bestimmten Zusammenhang mit der Gesammtkultur der sie aufstellenden Völker und mit der Gesammtbedürfnißlage derselben; so wird sich für das Divergente und für das Kongruente regelmäßig ein Grund finden lassen in dem Divergenten und Kongruenten

der Lage der Völker. Es wäre leicht, zahllose Beispiele hierfür aufzuzählen, warum hier Todesstrafe häufig, hier selten, hier gar nicht besteht, warum hier Agrargesetze dieses oder jenes Inhalts, dort Handelsgesetze vorwiegen, warum die Ehe löslich oder nichtlöslich, monogamisch oder polygamisch eingerichtet, Selbstmordversuch oder Selbstverstümmelung straflos oder strafbar, die formlosen Verträge klagbar oder nicht klagbar sind u. s. w. — Das „Naturrecht" muß vor solchen Fragen in stumme Verlegenheit gerathen; die Rechtsvergleichung deutet die Verschiedenheit der Beantwortung jener Fragen in den einzelnen Gesetzen und Gewohnheiten an und weist auf den Grund derselben hin. Damit verweist sie aber auch den Rechtsphilosophen auf seine eigentliche Arena: die Untersuchung der Voraussetzungen, der Grundlagen aller Rechtsbildungen, — nämlich der menschlichen Natur und der Bedürfnisse derselben. Freilich darf sich die Rechtsvergleichung, um ihre Aufgabe zu erfüllen, nicht damit begnügen, in der Weise mechanisch und nur mosaikartig zusammenstellend vorzugehen, wie dies von Bastian und von Albert Hermann Post geschehen ist, worauf v. Prantl in v. Pözl's kritischer Vierteljahrsschrift (Bd. XVI., S. 265) bereits mit Recht aufmerksam gemacht hat.

„Eines schickt sich nicht für Alle," eine Arznei kann, wie sich ein triviales Sprüchwort ausdrückt, den Schmied gesund machen, den Schneider aber umbringen, — mit den Rechtsnormen geht es ebenso; die Tyrannis und die Republik, nicht minder die konstitutionelle Monarchie setzt „ihr Publikum" voraus. Das Naturrecht vermag derartige Verschiedenheiten nicht zu erklären, die Rechtsphilosophie aber begreift sie und die Rechtsvergleichung konstatirt sie — neben den ebenso lehrreichen Kongruenzpunkten der Rechte.

Vieles hat die komparative Rechtswissenschaft in Deutschland noch zu thun, einzureißen und aufzubauen. Hoffen wir, daß die neugegründete Zeitschrift mächtig hierzu beitrage.

Carl Gareis.

Geschichte.

(Bericht: Herausgegeben von **Harry Breßlau** in Berlin.)

Die wichtigsten Momente aus der Entwicklungsgeschichte des Reichskanzleramtes in Deutschland*).

Es ist eine interessante und vielleicht nicht allgemein bekannte Thatsache, daß die beiden Titel, deren Träger gegenwärtig in fast allen Ländern Europas an der Spitze des Militär- und Civilstaates stehen, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach nichts weniger als geeignet waren, von den Inhabern so hoher Aemter geführt zu werden. Den Marschall findet man als mariscalcus schon in dem alten Volksrechte der Alamannen, das Wort bedeutet Roß- (Mähren-) knecht und kann ursprünglich nur für einen unfreien Diener im Gebrauch gewesen sein. Als das Amt an Bedeutung gewann, ward zeitweise die den knechtischen Ursprung desselben vergessenmachende lateinische Bezeichnung comes stabuli (Stallgraf, davon das französische

*) Vergl. Ott. Lorenz, Reichskanzler und Reichskanzlei in Deutschland in dessen „Drei Bücher Geschichte und Politik, Berlin 1876". Mit Lorenz' Ansichten stimmt die nachfolgende Darstellung allerdings in vielen Punkten nicht überein.

connétable) für seinen Träger gebraucht, doch kam dann später die deutsche Benennung wieder zu Ehren. Sehr langsam nur und allmählich aber hat das Ansehen des „Marschall" sich gesteigert; am frühesten im französischen Reiche hat der Titel die Befehlshaber ganzer Heeresabtheilungen bezeichnet.

Römischen Ursprungs ist der Kanzlertitel. Abgeleitet von cancelli (Schranken, Gerichtsschranken insbesondere), bezeichnete er ursprünglich einen untergeordneten Gehilfen des Richters, wurde dann auch auf die Gerichtsschreiber und auf Urkundenschreiber überhaupt angewandt und so von den germanischen Völkern, die auf römischem Boden neue Staaten gründeten, beibehalten. Im fränkischen Reiche waren diese Urkundenschreiber seit der Zeit der karolingischen Herrscher ausschließlich geistlichen Standes; die Behörde, in der sie thätig waren, die Kanzlei, war das Bureau, in welchem die im Namen des Herrschers erlassenen, auf die Staatsverwaltung bezüglichen Schriftstücke angefertigt wurden; die Vorsteher derselben bezeichnet man etwa mit der Zeit Ludwig's des Frommen als oberste oder Erzkanzler. Daß sie als solche auf die laufende Verwaltung einen gewissen Einfluß ausüben konnten, braucht man nicht zu bezweifeln: aber an der eigentlichen Regierung und der großen Politik haben sie vor der Mitte des 9. Jahrhunderts keinen irgendwie hervortretenden Antheil gehabt; mit der moderner Minister läßt sich ihre Stellung auch nicht entfernt vergleichen.

Von Epoche machender Bedeutung für die Geschichte des Kanzleramtes ist nun aber die Regierung Ludwig's des Deutschen. Unter ihm erfolgte im Jahre 854 die Vereinigung der Aemter des Erzkanzlers und Erzkapellans in einer Hand. Der Erzkapellan war in der karolingischen Zeit ein sehr einflußreicher Beamter: die gesammte am Hof lebende Geistlichkeit stand unter seiner Aufsicht und Disciplin; Bitten und Wünsche, Streitigkeiten und Beschwerden des Klerus überhaupt wurden durch ihn an den Kaiser gebracht; auch auf die Besetzung geistlicher Aemter hatte er Einfluß. Kann so die Stellung, die er einnahm, mit der eines modernen Kultusministers verglichen werden, so ging sie doch noch darüber hinaus, indem der Erzkapellan zugleich der geistliche Berather des Herrschers war. Die so vereinigten Aemter des Erzkanzlers und des Erzkapellans waren nun bedeutend genug, um auch den ersten Kirchenfürsten des Reiches begehrenswerth zu werden; nach dem Rücktritt ihres ersten Trägers wurden sie 870 an den Erzbischof Liutbert von Mainz, den höchsten geistlichen Würdenträger des deutschen Reiches, verliehen. Seitdem ist es ständiger Gebrauch geblieben, das Erzkanzleramt in Deutschland nur dem vornehmsten Bischof des Reiches zu übertragen, und als solcher ist seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, genauer seit dem Jahre 965, definitiv der Erzbischof von Mainz anerkannt worden. Von da ab sind bis zum Ende des deutschen Reiches die beiden Aemter eines Erzkanzlers und Erzkapellans in Deutschland mit dem Mainzer Erzstuhl untrennbar dergestalt verbunden gewesen, daß sie der jedesmalige Erzbischof, wie es scheint, ohne besondere königliche Ernennung, bekleidete; die beiden rheinischen Kollegen des Mainzers, die Erzbischöfe von Köln und Trier, die eine Zeit lang mit ihm rivalisirt hatten, sind später mit den Titeln von Erzkanzlern für Italien und Burgund abgefunden worden, Titeln, die aber nie eine auch nur annähernd gleiche Bedeutung wie jener erlangt haben.

Mußten diese Verhältnisse zunächst die Folge haben, daß von dem Augenblick an, da der erste geistliche Würdenträger Deutschlands der Kanzlei vorgesetzt

wurde, auch die Behörde selbst, an deren Spitze er trat, an Einfluß und Bedeutung wuchs und sich allmählich von einem Bureau zur formalen Besorgung der schriftlichen Geschäfte zu einem Centralorgan auch für die materielle Seite der Reichsverwaltung umbildete, so verlieh andererseits das neue Amt doch auch seinem Träger einen wesentlichen Zuwachs an Macht und Rechten. Einmal ist es sehr wahrscheinlich, daß gerade an das Erzkanzleramt des Mainzer Erzbischofs die weitgreifenden Befugnisse desselben bei der Königswahl: das Recht, die Wahlversammlung zu berufen, die Wahlverhandlungen im allgemeinen zu leiten und bei der Wahl selbst die erste Stimme abzugeben, sich anknüpften. Sodann aber ist es kaum zu bezweifeln, daß dem Erzkanzler auch über die laufenden Geschäfte wenigstens ein oberstes Kontroll- und Aufsichtsrecht zustand. Dagegen liegt es auf der Hand, daß er, der eine große Erzdiöcese zu verwalten hatte und unmöglich immer am Hofe anwesend sein konnte, andererseits sich um die technischen Details der Kanzleiverwaltung nicht regelmäßig kümmern konnte. So entstand die Nothwendigkeit einer Vertretung des Erzkanzlers; zu diesem Zwecke wurde — gleichfalls noch unter Ludwig dem Deutschen — das Amt des Kanzlers geschaffen; der Titel Kanzler galt nun nicht mehr für das untergeordnete Schreiber-Personal der Behörde, sondern für dessen eigentlichen Chef, den Vertreter des Erzkanzlers, der selbstverständlich ein Geistlicher und nothwendig ein in den Geschäften erfahrener und gewandter Mann sein mußte. Damit ist schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts diejenige Organisation der obersten Reichsbehörde geschaffen worden, die sich dann — von vorübergehenden Störungen abgesehen, — bis zum Ende des 13. Jahrhunderts erhalten hat.

Ob innerhalb dieser ganzen Periode irgend jemals den Erzkanzlern ein Einfluß auf die Ernennung der Kanzler oder der unteren Bureaubeamten zugestanden hat, läßt sich nicht ermitteln: daß dies in den Zeiten größerer Machtentwicklung des Königthums, seit dem Regierungsantritt der sächsischen Dynastie nicht mehr der Fall war, darf man dagegen als feststehend betrachten. Alle Nachrichten, die wir über die Bestellung der Kanzler haben, weisen auf unmittelbare Ernennung derselben durch den König hin; ein Wechsel in der Person des Erzbischof-Erzkanzlers läßt die Personalverhältnisse der Kanzlei ganz unberührt; wiederholt befanden sich die Kanzler im entschiedensten politischen Gegensatz zu ihren nominellen Vorgesetzten. Und wenn sie in der staufischen Zeit vielfach den Titel Hofkanzler oder Pfalzkanzler führen, so ist das ein korrekter Ausdruck für das direkte Abhängigkeitsverhältniß derselben von ihren königlichen Herren.

Mancherlei Umstände, vor allem einerseits die immer zunehmende Concentration der Geschäfte der Reichsverwaltung am Hofe und in der Kanzlei, andererseits die persönliche Bedeutung vieler der Männer, welche das Kanzleramt bekleideten, führten nun dahin, daß die Kanzler allmählich unter allen Reichsbeamten die angesehenste Stellung erlangten. Regelmäßige Begleiter des Königs auf seinen Wanderungen durch das Reich, Vertrauensmänner und Berather desselben in allen Geschäften, vielfach am Hofe und in der Tradition dieser Geschäfte herangebildet, erlangten sie einen Einfluß, der weit über das hinausging, was sich aus der formalen Leitung der Kanzleigeschäfte unmittelbar ergab. Es ist nachgewiesen worden, daß im 12. Jahrhundert das Kanzleramt an und für sich seinem Inhaber den Rang eines Reichsfürsten verlieh; und es bedarf kaum weiterer Zeugnisse für die Stellung,

die ein solcher Kanzler am Hofe annahm, als der Anführung einer Stelle aus einem Manifest Kaiser Heinrichs' V. vom Jahre 1113: „Alles haben wir mit ihm", sagt der Kaiser hier von seinem früheren Kanzler Adalbert, „nichts ohne ihn angeordnet; er kannte die Geheimnisse des Reiches und kein Plan war ihm verborgen; ihm haben wir den ganzen Hof, ihm den ganzen Kriegsstaat untergeordnet; und nicht nur zum zweiten nach uns, sondern zur Hälfte unseres Geistes haben wir ihn gemacht". Mag nun auch in diesem Falle das persönliche Vertrauensverhältniß, das zwischen Heinrich und Adalbert bestand, dem letzteren ganz besonders zu statten gekommen sein, soviel ist unter allen Umständen gewiß: wenn man im 12. und 13. Jahrhundert überhaupt von einem Reichsministerium sprechen will und darf, so ist der Kanzler der alleinige Reichsminister gewesen.

Unter solchen Verhältnissen begreift man leicht, welche Bedeutung es haben mußte, wenn nach dem Untergang der Staufen, in der Zeit, als mit der festen Organisation des Kurfürsten-Kollegiums ohnehin ein starkes ständisch-oligarchisches Element in die Verfassung des zu einem reinen Wahlreich gewordenen deutschen Reiches eingetreten war, eine Anzahl hochbegabter und hochstrebender Männer, die nach einander auf dem Mainzer Erzstuhl saßen, den Versuch machten, die Reichskanzlei wieder in direkte Abhängigkeit vom Erzkanzleramte zu bringen. Diese Bestrebungen hängen mit anderen Plänen der Mainzer Erzbischöfe, bei denen es darauf ankam, die Reichsverfassung im Sinne einer ständisch-aristokratischen Regierungsform umzubilden, zusammen. Eins der wichtigsten Mittel zu diesem Zwecke wäre es gewesen, wenn es den Mainzer Erzbischöfen gelungen wäre, die Reichskanzler wieder zu bloßen Stellvertretern der Erzkanzler herabzudrücken und das Recht ihrer ausschließlichen Ernennung an sich zu reißen. Wiederholt sind sie bei diesen Bestrebungen dem Siege sehr nahe gewesen; wiederholt ist ihnen, die ihren Einfluß bei Königswahlen geschickt benutzten, um sich von den Thronbewerbern für ihre Stimme die wichtigsten Zugeständnisse machen zu lassen, in feierlichen Urkunden das Recht verbrieft worden, den Kanzler, den Protonotar und die übrigen Unterbeamten der Kanzlei nach ihrem Gutdünken zu ernennen und abzusetzen. Aber daß das von ihnen vertretene Princip zum vollen Siege gekommen wäre, läßt sich doch nicht behaupten. Es fehlt noch an Specialuntersuchungen über die hier in Betracht kommenden Fragen; soviel aber ist sicher, daß in der zweiten Hälfte des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein unmittelbarer und maßgebender Einfluß der Erzkanzler auf die Besetzung des Kanzleramtes kaum jemals nachweisbar ist. Die Kanzler sind vielfach ohne ihre Mitwirkung ernannt, sie gehören fast regelmäßig den Erblanden der jeweiligen Herrscher an, stehen meist schon längere Zeit, ehe sie zum Amt gelangen, in deren Dienst, erscheinen durchweg als Vertrauensmänner der Kaiser und nicht der Mainzer Erzbischöfe. Ob sie durch irgend welchen formalen Akt von den Letzteren in Pflicht genommen sind, steht nicht fest und ist von untergeordneter Bedeutung: daß die Kanzlei selbst der direkten Einwirkung des Mainzer Erzbischofs nur in sehr geringem Maße unterlag, ist sicher.

Nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklungsgeschichte der Reichskanzlei scheint nun aber ein seltsamer Vertrag gewesen zu sein, den im Jahre 1470 Kaiser Friedrich III., der alle Zeit seiner Regierung in Geldnöthen war, mit dem Erzbischof Adolf von Mainz abschloß. Der Kaiser überließ durch diesen Vertrag dem Erzbischof das Recht, die Kanzlei zu regieren und das Kammergericht zu besetzen,

Geographie.

(Bericht: Herausgegeben von A. Kirchhoff in Halle a. d. S.)

Der geographische Begriff Deutschland.

An einem wunderschönen sommerlichen Sonntagmorgen des Jahres 1864 war es, wo ich im traulichen Vorarlberg ein erstes Mal den Hochzinnen der Alpen zuwanderte. Eben hatte ich ein stilles kleines Kesselthal des herrlichen Bregenzer Waldes betreten, als über den wie von aller Welt abgeschiedenen Wiesenplan des Grundes ein Mönch in brauner Kutte, Sandalen an den Füßen mir entgegenkam; nach gegenseitigem Gruß richtete er die Frage an mich: „Sie kommen wohl aus Deutschland?" Wie mich die Worte betroffen machten! Eben noch hatte ich geschwelgt im Anschauen dieses über alle Beschreibung prächtigen deutschen Hochgebirges, wußte mich vom treuherzigen Schwabenstamm umgeben, und nun sollte das alles außerdeutsch sein! Freilich aber: ich war ja in Oesterreich, wo man sich, seit so lange immer nur Habsburger die deutsche Kaiserkrone getragen hatten, allmählich gewöhnte stolz herabzusehen auf die „draußen im Reich".

Auf den böhmischen Schlachtfeldern erhielt diese längst vorbereitete Trennung einen tieferen Sinn und wurde politisch fühlbarer. Wir pflegten nun neben dem norddeutschen Bund von süddeutschen Staaten zu sprechen ohne darunter Oesterreich mit zu verstehen; und als wir dann unter den dem alten Erbfeind eben abgerungenen Trophäen zu Versailles ein neues Kaiserreich aufrichteten, da hat es mancher unserer deutschen Brüder im schwarzgelben Lande gar bitter empfunden außerreichisch zu sein und darum die echt deutschen Siege nicht mit erkämpft zu haben. Unbewußt ist den meisten so über Nacht ein ganz neuer Sprachgebrauch eigen geworden: Deutschland ist nun das Deutsche Reich mit der Hohenzollernkrone, so steht's ja in der Verfassungsurkunde dieses Reiches selbst bestätigt.

Ein Wortstreit soll uns hier nicht aufhalten. Der Umstand allein schon, daß wir wohl von Oesterreich österreichisch, nicht aber dem entsprechend deutschreichisch bilden mögen, mithin von einem Deutschen Kaiser, einem Deutschen Heere, ja einem Deutschen Volke in jenem eingeschränkteren Sinne reden müssen, wirkt auf das bereits ganz allgemein gewordene Sprachgefühl, Deutschland bezeichne heut zu Tage nur noch das Deutsche Reich. Aber wie? Ist es denn wirklich auf einmal vorbei mit dem uralten, so viel umfassenderen Begriffe, den wir alle noch vor wenigen Jahren als selbstverständlich anzusehen pflegten? Ein Irrthum war er doch nicht, denn daß der Boden des deutschen Volkes, der deutschen Sprache und Literatur, der deutschen Kunst und Wissenschaft, der deutschen Geschichte überhaupt Deutschland getauft wurde, kann doch niemand tadeln. Nur das wird die Ansicht der meisten sein: seit 1866 und vollends seit 1871 hat Deutschland aufgehört ein verschwommener „geographischer Begriff" zu sein, er ist ein politischer geworden.

Wir protestiren dagegen auf's entschiedenste. Mag man immerhin der plötzlich aufgekommenen Gewohnheit sich fügen, unter Deutschland im Zeitungsstil den engeren Begriff unseres Reiches zu verstehen — es wäre nicht unverfänglich zu vergessen, daß der eigentliche Begriff des uns allen theuren Namens der sehr viel allgemeinere ist, und daß in diesem vollberechtigten Sinne Deutschland nach wie vor ein geographischer Begriff bleibt.

Thun wir ab von dem geflügelten Wort des längst begrabenen Diplomaten, was daranhing von Beigeschmack politischer Ohnmacht, so ist es nur ein trauriges Zeichen der im „Volk der Geographen" noch so weit verbreiteten geographischen Unbildung, wenn aus der einfachen Logik, daß über geographische Begriffe nur die wissenschaftliche Erdkunde abzuurtheilen habe, so selten einem das Interesse erwuchs zu hören, wie denn dies Urtheil laute.

Jedoch der Laie hätte Recht mit der beschämenden Gegenfrage: wo findet man denn eine wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland? In dem großen, allerdings überwiegend nur schildernden Werke des berühmten Elisee Reclus „Géographie universelle", das nun auch Deutschland zu behandeln angefangen hat, findet man nicht nur das Wort Deutschland bald im Sinn von Mitteleuropa, bald in dem neupolitischen gebraucht, sondern selbst hinsichtlich des letzteren allen Ernstes versichert: es habe „gar keine geographischen Grenzen"! Gewiß soll das heißen „keine natürlichen", indessen welch ein Mißbrauch wird eben mit diesem zur Kannengießer-Redensart herabgesunkenen Ausdruck „natürliche Grenzen" getrieben!

Kein Vernünftiger wird bestreiten, daß Deutschland zunächst das Land der Deutschen, d. h. einen ethnographisch-geographischen Begriff bezeichne. Auch daran zweifelt niemand, daß dabei nur an das deutsche Hauptland, an das Mutterland so vieler weit über alle Erdtheile zerstreuten Siedelungen deutscher Zunge, ja ganzer Tochterländer, also an das Herz Europa's zu denken sei. Aber wie weit wohnen denn in diesem Mitteleuropa Deutsche?

Es sei erlaubt diese Frage sprachenstatistisch in möglichster Kürze zu erledigen; das Genauere sieht man vortrefflich veranschaulicht auf der „Völkerkarte" im Andree-Peschel'schen Atlas des Deutschen Reichs.

Sofort gewahrt man, wie unberechtigt man im Süden die Alpen als Völkerscheide anspricht. Dazu sind die Alpen als breit gelagertes Gebirgsland mit zahlreichen und bequemen Uebergängen schon an sich wenig geeignet. Fast ausschließlich am Sanct Gotthard und an den westlichsten Quellarmen der Drau ist die Hauptwasserscheide zugleich die Sprachenscheide; sonst wohnen Deutsche über das Oberwallis südwärts bis jenseits des Monte Rosa auf italienischem Gebiete, die Etsch Südtirols hinab bis Salurn, dafür französisch redende Schweizer von Genf her bis dicht vor Siders im Rhonethal, und bis Freiburg an der Saane, um den Neuchateler See und im Jura bis gegen Basel hin, ladinsch und rumaunsch d. h. alterthümliche rätoromanische Mundarten redende Graubündner im Rheinquellengebirge und im Engadin. Ebenso wenig halten die nur zur Donau abwässernden östlichen Alpen die Völker aus einander; hier haben vielmehr die weit gen Osten ziehenden Längsthäler das Gebirgsinnere den Südslaven erschlossen, welche seit frühstem Mittelalter das ganze Saveland inne haben und bis an den blauen Golf von Triest hinab wohnen. Gleichwohl gehört auch dort der weitaus größte Theil des Gebirges den Deutschen: vom „Dreikopf" (Triglau, nicht Terglou), diesem Grenzpfeiler der drei europäischen Hauptsprachstämme, windet sich die deutsch-slowenische Sprachgrenze über die Drau herüber und hinüber, bis sie in der Marburger Gegend nordöstlich umbiegt.

Die ungarische Volksinsel (und fernerhin die rumänische) trennt die Südslaven von den ihnen näher verwandten Russen wie von ihren fernen Verwandten, den tschechisch-polnischen Westslaven. Während die Magyaren die deutschöster-

reichische Staatsgrenze nicht berühren, Deutsche vielmehr noch im Anschluß an das Gros der Nation (von den bis Siebenbürgen vorgeschobenen Posten abgesehen) den Nordwestsaum Ungarns bis Preßburg bevölkern, schneidet über die March herein (durch eine Art Isthmus zwischen Brünn und Olmütz) das Tschechenthum Mährens und Böhmens wie ein sich erweiternder Meerbusen tief in's deutsche Sprachgebiet, beinahe nirgends jedoch die Kammhöhe von Böhmerwald und Sudeten erreichend oder überschreitend, dem Erzgebirge ganz fern bleibend.

Weit verwickelter noch ist die Auseinandersetzung zwischen norddeutschem und polnischem Nationalgebiet: von Oderberg und dem äußersten Osten des preußischen Masurens bei Lyk springt das Polenthum in nahezu rechtem Winkel bis in den Westzipfel der Provinz Posen vor, setzt sich, durch das Deutschthum vielfach unterbrochen, in Westpreußen bis an's Putziger Wiek fort, wird jedoch auch seinerseits nach der russischen, ja über die russische Grenze hin von vielen kleinen Enklaven deutscher Bevölkerung durchschwärmt. Ueber die fernste Nordostgrenze Preußens wohnen endlich slavenverwandte Litauer am Memel und dem Nordgestade des kurischen Haffs.

Am kürzesten ist naturgemäß die deutsche Sprachgrenze gegen die Dänen; sie verläuft von der Flensburger Föhrde nach dem Lister Kopf von Silt, schließt mithin Alsen und die Düppler Schanzen aus, die friesischen Inseln bis an die Lister Dünenberge ein.

Das plattdeutsche Sprachgebiet reicht mit dem Niederländischen und Flämischen an der Nordsee bis hinter Dünkirchen. Hier, also auf nordfranzösischem Boden, beginnt erst die französische und wallonisch-französische Sprache. Durch letztere Sprachform dringt das Romanische gegenwärtig von der noch im 17. Jahrhundert flämisch redenden Umgebung Lilles auf östlichem Grenzzug gegen Brüssel und über Lüttich vor; dann, zwischen Lüttich und Aachen, biegt die Grenze südlich ab, überweist das Großherzogthum Luxemburg der deutschen Nationalität, um ferner südostwärts mitten durch das zu unserem Reichsareal geschlagene Lothringen (dessen Südwesthälfte französisch spricht) sich auf die Wasgauhöhe in der Straßburger Breite zu erheben, wo uns wenigstens im Oberelsaß der, wie man sieht, recht seltene Fall noch einmal begegnet, daß „die Schneeschmelz“ — so nennt man dort die Wasserscheide — deutsche von wälscher Zunge trennt.

Wer die „grande nation“ in Europa heißen darf, ist bezüglich der Kopfzahl nicht im mindesten streitig: allein die deutsche; sie zählt ohne die außereuropäischen Antheile gegen 60 Millionen, ist folglich nächst der chinesischen und indischen überhaupt die zahlreichste auf Erden; ihr kommt noch nicht einmal die russische, geschweige denn die französische gleich, welche als drittgrößte Europa's einschließlich der Wallonen rund 37 Millionen beträgt. Sind denn aber alle in dem soeben umrissenen europäischen Mittelland wohnhaften Deutschen durch ihre deutsche Sprache genügend als reinblütige Deutsche bewährt? Und kann man wirklich des Deutschen Vaterland mit entlehntem Dichterwort als den Raum bestimmen „soweit die deutsche Zunge klingt“?

Wir kennen uns seit kurzem durch die bekannte Zählung der Schulkinder des Deutschen Reichs nach ihrer Augen-, Haar- und Hautfarbe als eine sogar in dem nächst dem niederländischen deutschesten Staatsgebiet sehr gemischte Gesellschaft. Zumal in dem erst seit der Völkerwanderung deutsch gewordenen Südstreifen jenseit

der Donau wie im Schwarzwald hat die Vermischung mit den offenbar von Auge und Haar dunkleren Vorbewohnern unverwischte Spuren hinterlassen; und selbst das altgermanische Mittel- und Norddeutschland ist gar nicht so stark überwiegend von blonden Germanen bewohnt, wie man anzunehmen geneigt war. Wie bedenklich nun aber die Anwendung des Satzes sich erweist, aus der heutigen Sprache der Menschen sei ihre Abkunft zu erkennen, soll uns nicht nur die Erwägung der Thatsache beweisen, daß jener anthropologisch ermittelte unerwartet hohe Grad der Blutmischung unter der überall wesentlich gleichen deutschen Sprache bisher verborgen geblieben war, sondern ein Blick auf einen noch in unseren Tagen sich vollziehenden raschen Umwandlungsvorgang. Er betrifft den einzigen mitten im mitteleuropäischen Gebiet deutscher Sprache vorhandenen Rest des Slaventhums. Von der Bautzener Gegend zieht sich der Spree entlang bis abwärts von Kottbus das Ländchen der Lausitzer Wenden; diese reden zwar zur Stunde noch eine Abart des Tschechischen, indessen, seit volle 7 Eisenbahnlinien in Kottbus zusammenstrahlen, vertauschen sie ihre für allen Verkehr nach außen unbrauchbare Muttersprache in noch viel schnellerem Fortschritt mit der deutschen, als das in den jüngst vergangenen Jahrhunderten geringerer Verkehrslebendigkeit die Vorfahren derjenigen ihrer nächsten Blutsverwandten gethan haben, welche heute vom Spreewald bis Berlin wohnen und sich für reindeutsch halten.

Die Sprache kann also ohne jegliche Rassenkreuzung abgelegt werden wie eine altmodisch gewordene Tracht. Besonders vollzieht sich in mehrsprachigen Staaten ein solcher Umschwung, wenn die Mehrzahl der Staatsangehörigen zugleich die Sprache der Regierung und der wirthschaftlichen Hauptthätigkeit des Landes vertritt. So geht dasselbe Flämisch in Frankreich sichtlich seinem Untergang entgegen, welches sich in Belgien dem von einer geringeren Anzahl gesprochenen Wallonischen gegenüber lebenskräftig erhält. In Elsaß-Lothringen wird das Französische nun ebenso vor dem Deutschen zurückweichen wie umgekehrt das Deutsche vor dem Französischen bis 1870 zurückwich. Dagegen halten sich dieselben beiden Sprachen auf schweizerischem Boden durch die Jahrhunderte fast völlig das Gleichgewicht. Der Deutschtiroler macht dem genügsameren und thätigeren Italiener jenseit des Brenner im Etsch- und gar schon im Eisackthal langsam Platz, anderwärts hält sich der Deutsche und seine Sprache innerhalb Deutsch-Oesterreichs in der eingenommenen Stellung oder macht friedliche Eroberungen, wenn schon bescheidenen Umfangs, z. B. im Gehege der an Masse so stark überlegenen Tschechen. Gewaltiger verdeutscht der preußische Staat, und nicht am wenigsten half dabei die allgemeine Wehrpflicht; man schaue nur unsere Masuren an, was sie seit Uebertritt zum Protestantismus und in Folge ihrer immer eifrigeren Annahme deutscher Sprache und Gesittung für andere Leute geworden sind im Vergleich zu ihren nächstbenachbarten Brüdern jenseit der Grenze von Russisch-Polen.

Das alles führt uns zur Erkenntniß, daß die geschichtlichen Ereignisse in der Verschiebung der Staatsgrenzen nicht blos äußerlich sich fühlbar machen, sondern eine mehr oder weniger tiefe dauernde Rückwirkung im so gewonnenen Grenzumfang auf die Volksbildung, mittelbar folglich auch auf die Natur des Landes üben, so gewiß Wald und Flur, Dorf und Straße, kurz so zu sagen der Gesichtsausdruck eines Landes die Art seiner Bewohner abspiegelt; was war Westpreußen vor der Erwerbung durch Friedrich d. Gr., und was ist es jetzt!

Wir üben mithin keine Eigenmächtigkeit, glauben vielmehr einem, wiewohl nicht ganz klar bewußten, allgemeinen Gefühl nachzugeben, wenn wir in die Begriffsbestimmung von Deutschland ein stark politisches Moment aufnehmen. Es verstößt freilich gegen eine Schulansicht, zu der wir im Obigen einen Geographen hohen Ranges sich bekennen hörten, daß nämlich die Erdkunde nur von der Natur gesetzte Grenzen anerkennen dürfe. Jedoch welch ein Widerspruch gegen das innerste Wesen dieser Wissenschaft, die es mit der steten Wechselwirkung von Erde und Menschheit zu thun hat! Nur wo besonders starke Naturgegensätze auf einander stoßen, können wir Erdräume in „Länder" sondern ohne Hinblick auf den Menschen, etwa Sahara und Sudan, Poebene und Alpen; scharfe Grenzen stiftet immer erst der Bewohner einem Lande, ja er kann einem Stück Erdboden, das vorher gar nicht als Landindividuum erschien, zur Erfüllung seiner natürlichen Mission ein solches auszumachen mitunter erst verhelfen, wie Portugal und die Niederlande beweisen, er kann, wie das Beispiel des Sundes zwischen dem bis in's 17. Jahrhundert immer dänischen Südschweden und Seeland zeigt, sehr schwache natürliche Grenzen geschichtlich stärken und minder naturgemäße durch bessere ersetzen, wodurch z. B. aus dem zur Römerzeit gallischen Flachland der Helvetier und dem anstoßenden Theil der rätischen Alpen erst das Schweizer-Land geschaffen wurde.

Gewiß schafft nicht jeder Staatsbau ein Land, d. h. ein einheitliches oder aus verschiedenen Landestheilen bestehendes terrestrisches Einzelwesen, aber derjenige wird der glücklichste und nachhaltigste sein, der sich den gegebenen Naturverhältnissen am meisten anschmiegt und nicht Unzusammengehöriges gewaltsam zu vereinigen strebt. Darum hat schon aus geographischen Ursachen der russische Staat eine ganz andere Zukunft als der türkische, und darum hätte kein Darius-Genie aus dem Länder- und Völkerbündel eines Attila oder Dschingiskhan einen einheitlichen Staat zu fügen vermocht, während das römische Cäsarenreich über ein halbes Jahrtausend bestand, das chinesiche Kaiserreich des (auch von ihm erst so befaßten) Landes China trotz aller Katastrophen den Wandel der Jahrtausende ungeschmälert überdauert.

Deutschland nun scheint uns ein Ebenbild Italiens zu sein, in so fern es eine geographische Landeinheit blieb auch nach der politischen Zerspaltung, nur daß letztere in dem durch Hochgebirge und Meer rings geschlossenen und weniger im Inneren gegliederten Italien als fast durchweg naturwidrig viel gründlicher unter Cavour und dem König-Befreier vernichtet werden konnte. Die Abkehr der Schwyzer Eidgenossen vom Reich, seit sie 1495 die Zahlung des gemeinen Pfennigs weigerten, der Anfall des burgundischen Kreises an Spanien, woraus die Trennung in die heutigen Königreiche Niederlande und Belgien hervorging, die allmähliche Abscheidung des Länderkomplexes von den böhmisch-mährischen Ringgebirgen bis zum Südfuß der Alpen und zur Schweizer Grenze unter Habsburgs Scepter — das ist alles mit ähnlicher Menschenwillkür vollbracht worden wie die Zerbröckelung des ganzen übrigen alten Reichskörpers deutscher Nation: indessen diese letztere schwand oder ist, soweit wir sie noch zur Stunde vor uns sehen, bedeutungsarm in den Schatten der schirmenden Einheit des neuen Kaiserreichts getreten; von Lichtenstein, einem österreichischen Waldeck, abgesehen, ist nur noch Luxemburg ein trauriges Erinnerungsmal an die neidisch-argwöhnische Staatenschnitzerei am grünen Tisch in Wien; Deutsch-Oesterreich hingegen nebst der Schweiz und den zwei Küstenstaaten an den Rhein-

Maas-Mündungen dürfen deshalb als natürlichere Sonderbildungen aus dem gemeinsamen Mutterschooß des großen mittelalterlichen Reiches gelten, weil sie einer eigenthümlichen geographischen Sonderstellung dieser deutschen Länderräume und einer daraus folgenden Sonderart ihrer Bewohner gerecht geworden sind.

Fern sei uns an dieser Stelle eitle Spielerei mit chauvinistischer Zukunftspolitik. Wer mit der einmal gegebenen Sachlage rechnet und das Phantasiren über „natürliche Grenzen" anderen überläßt, wird die gegenwärtige Staatenkarte Mitteleuropa's als im ganzen wohlgeeignet anerkennen und ihr einige Dauer weissagen dürfen, ohne zu leugnen, daß diese naturvereinten Staaten Germania's theilweise oder insgesammt einmal wieder verschmelzen könnten, weil sie eben wesentlich doch aus demselben Fleisch und Blut bestehen. Und wo giebt es außer der rumänischen eine Nation in unserem Erdtheil, die sich gleich der deutschen in fünf Staatsgebiete austheilte?

Wir wollen nur noch mit wenigen Worten ausführen, wie so uns aus der verjüngten, doch aber noch bunten Karte Europa's ein durch Natur und Bevölkerung zusammenschließendes Deutschland trotz jener Pentarchie hervorleuchtet.

Wer unter uns Deutsch als seine Muttersprache redet, darf sicher, auch ohne rein deutsche Abstammung nachweisen zu können, als unser Volksgenosse gelten, denn er ist im Vollbesitz des wichtigsten Hülfsmittels an unserem nationalen Leben theilzu nehmen und wird es dazu benutzen. In dieser praktischen Rücksicht ist uns also die deutsche Sprachenstatistik viel wichtiger als für die nie zu erschöpfende genealogische Frage. Die Holländer und Flamänder, welche das Hochdeutsche nicht als Schriftsprache annahmen, vielmehr ihre plattdeutschen Mundarten dazu erhoben, trennten sich hierdurch allerdings tiefer von uns als Schweizer und Oesterreicher, mit denen wir innigste Literaturgemeinschaft behielten; doch gerade nach diesen Niederlanden lenkt der mächtigste der deutschen Ströme unablässig den westdeutschen Verkehr, nicht der niedrigste Höhenzug hält ihn auf, nur leidige Zollschranke hemmt. Das zweifellos deutsche Blut aller Bewohner des Königreichs der Niederlande wie der zu 54 pCt. die Bevölkerung Belgiens bildenden Flamänder verknüpft dieses litorale Staatenpaar mindestens ebenso eng mit dem gemeindeutschen Vaterland wie Boden und Flußlauf, Klima und Geschichte. Das Nämliche dürfen wir von der Schweiz mit 69, von Deutsch-Oesterreich mit 53 pCt. deutsch redenden Einwohnern behaupten; hat doch am Vierwaldstattsee die standhafte Vertheidigung der (wie eine ehrwürdige Ruine allein hier noch in unsere Zeit vererbten) altgermanischen Bauernfreiheit den urdeutschen Kern für den erst im laufenden Jahrhundert geographisch natürlich bis zur Genfer Pforte ausgewachsenen Bundesstaat gebildet, und — wer wüßte nicht, daß Babenberger und Habsburger aus der bairischen Donaumark mit ihren deutschen Mannen das „Oesterreich" erschufen und dort gegen Ungarn und Türken die treue Donauwacht zum Schutz Gesammtdeutschlands hielten? Wir rechnen dabei die unorganischen Anwüchse des slavisch-italienischen Istrien-Dalmatiens, des polnisch-ruthenischen Galiziens mit der buntscheckigen bukowinischen Spitze natürlich nicht mit zu Deutsch-Oesterreich, obgleich uns Triest seiner ganzen neueren Geschichte und Handelsbedeutung gemäß sogar als eine der Hauptstädte des letzteren erscheint. Wer uns aber in tschechischem Nationaleifer Böhmen und Mähren aus dem deutschen Länderverband wegen des Ueberwiegens der slavischen Bewohnerzahl herausreißen wollte, dem hätten wir zu entgegnen: der Theil folgt dem Ganzen.

Ob Otakar's Unterliegen auf dem Marchfeld ein Unglück für die Böhmen war, ob die Antheilschaft Preußens an den polnischen Theilungen der großmächtigen Zarin ein Unrecht zu schelten sei — das hat der Geograph nicht zu entscheiden. Aber durch die einmal geschehenen Ereignisse ist die ihrem Wesen nach deutsche Staatsgewalt Oesterreichs in dem ihrer Wiegenstätte innig geographisch verbundenen, übrigens schon seit Alters von Millionen Deutscher bewohnten Böhmen-Mähren zur Herrschaft gelangt, und darum werden wir nicht umhin können, die Grenze Deutschlands an die Karpaten zu verlegen, wie wir nicht minder, jetzt mehr denn je, die preußisch-russische Grenzlinie zugleich als die deutsche ansehen, obgleich über die Hälfte der Posener Polen sind und am Memel das Litauische herrscht wie um Metz das Französische.

Reclus stimmt überzeugungsvoll ein in den Ausspruch Bernhard Cotta's: es giebt vom geologischen Standpunkt kein Deutschland. Jedoch letzterer bestätigt in demselben Werke, in welchem er das sagt, thatsächlich den Begriff Deutschland in unserem Sinne, wie schon der Titel „Deutschlands Boden" verräth. Der Geolog allein wird freilich nie ein „Deutschland" fest zu umgrenzen vermögen, aber man darf behaupten: es giebt wenig so gut geologisch zu charakterisirende Länder wie unser Deutschland, wenn wir es fassen als das Alpengebiet von der Gruppe des Mont Blanc ostwärts mit der tertiär-quartären Vorstufe der Hochfläche bis zum Jura und zur Donau, dem weit älteren Mosaik der dann folgenden, von der Wasserscheide zur Donau ab durchweg nach Nord- und Ostsee abwässernden Mittelgebirgslandschaften und der jugendfrischen Diluvialebene des Nordens, welche fast genau so weit gen Westen reicht als niederdeutsche Mundart. Aehnlich ist dieser weite Landesraum klimatisch eine Einheit; daß die schönen Rothbuchenwälder überall bei uns gedeihen, nur nicht mehr hinter Königsberg, erinnert uns allerdings an dort schon beginnendes russisches Kontinentalklima mit zu kurzen Sommern, — in Ostpreußen hat eben deutsches Schwert und deutsche Bildung wie allerwärts in unserem Osten die bereits von Tacitus hier vermißte „natürliche Grenze" aufgeführt. So vereint sich physische, ethnische und historisch-politische Betrachtung zu dem wissenschaftlich begründeten, gar keiner Tagestendenz dienenden Schlußsatz: es giebt noch im wahren Sinne des Worts und in kaum irgendwo verkümmertem Umfang ein Deutschland.

Alfred Kirchhoff.

Philosophie und Aesthetik.

(Bericht: Herausgegeben von M. Carriere und J. Huber in München.)

Das Wunder des Seins und das göttliche Selbst.

Es war einmal ein alter Indier, der jeden Morgen darüber erstaunte, daß er selber war und eine Welt um ihn; warum ist Etwas und nicht Nichts? Das große Wunder des Seins stand ihm als Problem vor Augen, und mit diesem Staunen begann nach Platon und Aristoteles die Philosophie. Doch meinten die griechischen Denker, und sie hatten wohl recht, daß nicht das alltägliche Geschehen in seinem gesetzlichen ruhigen Verlauf, sondern daß scheinbare Unterbrechungen desselben, Erdbeben und Verfinsterungen von Sonne und Mond, das Sinnen der Menschen nach dem Grund und Zusammenhang der Dinge geweckt haben.

In dieser Ideenreihe schreibt einer unserer jüngeren Mitforscher, Professor Liebmann zu Straßburg, in seinem Buche: „Analysis der Wirklichkeit": „Wer irgend etwas ohne Weiteres für selbstverständlich hält ist kein Philosoph. Wem das Dasein von Etwas durch den Umstand, daß es immer so war wie heute, hinreichend erklärt ist; wer sich in die Welt und sich selber nicht so weit zu vertiefen vermag, daß ihm das Dasein beider und ihr gegenseitiges Verhältniß als ein großes Problem auf's Herz fällt, wer die Existenz der ihn umgebenden unendlichen Natur als begreiflich erachtet bloß weil sie eben existirt, und seine eigene Existenz hinreichend dadurch begründet findet, daß er dann und dann vom Vater erzeugt und von der Mutter geboren ist, um eben seinerseits im üblichen Geleise weiter zu leben, weil und wie alle andern es auch thun; wer beim Anblick des sternbesäten Himmels in wolkenloser Nacht niemals eine Art von staunendem Grausen über diese unendliche und ewige Weltmaschinerie empfunden hat, in der er sich als einer der Millionen Bewohner eines der kleinsten unter diesen zahllosen Weltkörpern verflochten sieht, welcher Affekt sich denn in die ernsthafte Frage auflöste: Warum? wozu? — hineingeflochten in diese unentrinnbare Weltmaschinerie mit dem deutlichsten Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit! — oder falls dies Gefühl nur subjektive Chimäre sein sollte, woher denn diese Chimäre und dieser unausrottbare Respekt vor ihr? — wer nie gefühlt hat, daß die strenge und allgemeine Naturgesetzlichkeit alles Geschehens eben so sehr der Erklärung bedarf, als sie nach der alltäglichen Auffassung erklärt, — der bleibe draußen!" Wir aber können selbst unter den philosophischen Schriftstellern die Gelehrten und die Selbstdenker unterscheiden; die ersteren leben in Büchern, forschen philologisch nach den Gedanken der Alten und Neuen, und werden dadurch zu kritischen Erwägungen angeregt, die anderen stehen im Leben, werden von seinen Problemen ergriffen und ringen im Schweiß ihres Angesichts nach deren Lösung. Sind sie dabei Männer der Wissenschaft, so werden sie zusehen, was im Lauf der Jahrhunderte der menschliche Geist bereits zur Beantwortung der großen Fragen ans Licht gebracht, und werden sich selbst fortbildend in den Zusammenhang der Entwicklung einfügen. Liebmann's Buch ist solchen Problemen, dem Raum, der Zeit, der Bewegung, der Causalität, dem Darwinismus, dem Instinkt dem Verhältniß von Gehirn und Geist, von Ideal und Wirklichkeit gewidmet, und die Leser, die mit ihm Aufklärung suchen, die werden wohl finden, daß das Denken schwer ist, wenn man sich nicht mit der landläufigen Phrase des Materialismus begnügt, und wenn man gegen sich selber ehrlich ist im Streben nach Wahrheit aber gerade darum empfehlen wir das Buch und werden Gelegenheit finden bei der Erörterung solcher Fragen auf Liebmann zurückzukommen, für heute bleiben wir beim Wunder des Seins stehen.

Es bietet uns nicht blos die Thatsache, daß etwas ist, sondern es steigert sich durch die Erfahrung des Zusammenhangs aller Dinge. Keine Kraft wirkt für sich allein, sondern kommt im Verein mit andern Kräften ihnen gegenüber oder mit ihnen gemeinsam zur Aeußerung. Kein Wirken wird von einem Gegenstand auf den andern fertig übertragen, vielmehr regt einer den andern an, daß er einen neuen Zustand in sich hervorbringt. Es ist der Begriff des Endlichen, durch Anderes bedingt zu sein. Wie sich die Dinge von einander unterscheiden und auf einander beziehen, wie sie auf einander wirken, darin tritt ihre Natur zu Tage, das macht ihr Wesen aus, sie sind für einander da. Sein Verhalten zum Wasserstoff, zum

Schwefel, zum Kohlenstoff macht das Wesen des Sauerstoffs aus, und dies zeigt sich, indem er mit ihnen in Verbindung tritt. Nun verbinden sich stets 8 Gewichtstheile Sauerstoff mit einem Gewichtstheil Wasserstoff zu Wasser, ein Theil Wasserstoff mit 6 oder 12 Theilen Kohlenstoff, mit 16 Theilen Schwefel. Ist von einem der Stoffe mehr vorhanden, so bleibt das unverbunden zurück. Nun aber gehn auch 8 oder 16 oder 24 Theile Sauerstoff mit 16 Theilen Schwefel, mit 6 oder 12 Theilen Kohle zu neuen Verbindungen zusammen, und so sind alle Elemente in einem gesetzmäßigen Verhältniß zu einander, sie verbinden sich nach festen Gewichtsgrößen, und wenn man weiß in welcher Gewichtsmenge ein Körper sich mit einem andern verbindet, so kann man daraus berechnen, in welcher Beziehung er zu allen andern bekannten Elementen steht; 6 Theile Kohlenstoff können 1 Theil Wasserstoff, 8 Sauerstoff, 16 Schwefel vertreten oder sind ihnen äquivalent. Das Sein der Dinge besteht in ihren gegenseitigen Beziehungen, das All ist ein System von Kräften, die auf einander angewiesen sind, und das All ist kein Chaos, sondern ein Kosmos, ein gesetzlich geordnetes Ganzes, in das alles Besondere eingegliedert ist; jeder Zustand, jede Eigenschaft eines Wesens findet Eigenschaften und Zustände anderer Wesen, die ihm entsprechen, mit denen es zusammenwirken und so sich bethätigen kann. Nur dem Geistesträgen scheint das selbstverständlich; der Denker steht staunend still und fragt nach den Gründen dieser herrlichen Thatsache der Erfahrung.

Ist es möglich hier als das Ursprüngliche, Anfängliche eine Vielheit von einander unabhängiger, nichts von einander wissender blinder Atome zu setzen, die zufällig zusammenverwachsen und die Welt bilden? Kann man das zufällig nennen, daß die Beziehung des Wasserstoffs zum Sauerstoff und zur Kohle, sofort auch die Beziehung der Kohle zum Sauerstoff bedingt? Wahrlich, da kann nur die Gedankenlosigkeit es leugnen, daß hier nicht eine außereinanderseiende Vielheit, sondern eine allbedingende Einheit das Erste ist, daß sie sich zur Vielheit besondert und daß die Vielen in ihr begriffen und von ihr durchwaltet bleiben. Wir können nur innerhalb einer gemeinsamen Einheit unterscheiden, die Unterschiedenen sind stets auf einander bezogen, und alle besonderen Wesen und Kräfte stehen in diesem wechselseitigen Zusammenhang als die Glieder eines großen Organismus. Ein System von Kräften ist nur dadurch möglich, daß die Art und Weise jeder Kraft mit Rücksicht auf alle anderen besteht und wirkt. Das schließt den Zufall aus und setzt an seine Stelle das ordnende Gesetz. Und wie in solchen Gesetzen vernunftnothwendige Bestimmungen sich ausprägen, die es dem Physiker, dem Mathematiker möglich machen aus dem Begriff der Schwere z. B. das Fallgesetz und die Bewegung der Planeten um die Sonne abzuleiten, — und Newton hat ja eine ganz allgemeine Bewegungslehre mathematisch begründet, und dann unser Sonnensystem als dadurch bestimmt nachgewiesen, — wenn wir, sage ich, vernunftnothwendige Formen des Wirkens der Dinge erkennen, so sind diese dem Denker das Zeugniß der in der Weltordnung waltenden Vernunft. Unterschiedenes für einander hervorrufen und auf einander beziehen in dieser durchgehenden unzerbrüchlichen Gesetzlichkeit, wie die Naturwissenschaft sie nachweist und zur eigenen Voraussetzung hat, das ist eine Leistung, welcher nicht eine blinde, sondern nur eine sehende einheitliche Urkraft gewachsen ist.

Daß wir Wirkungen von Kräften oder Gegenständen außer uns wahrnehmen

und ebenso auf andere Einfluß üben und Dinge verändern, das erfahren wir fortwährend; wir sehen die Welt in beständiger Wechselwirkung des einen Wesens zum andern, vom Eisen, das in feuchter Luft rostet d. h. sich mit Sauerstoff verbindet, vom Holz das im Feuer verbrennt, d. h. zu Kohlensäure und Asche wird, bis zur Sonne, welche die Erde anzieht und alle Planeten am Bande der Schwere ihre Bahn beschreiben läßt. Hätten wir nun eine ursprüngliche Vielheit außereinanderseiender Wesen, so wären sie durch einen leeren Raum von einander getrennt, und wäre es nicht einzusehen wie sie auf einander wirken sollten; und wie kann etwas da thätig sein, wo es nicht ist? Newton selber, der Begründer der Gravitationslehre, bekannte: daß ein Körper auf einen andern in der Ferne durch ein Vacuum wirken könne, scheint eine große Ungereimtheit; Gravitation (die gegenseitige Anziehung der Körper im Verhältniß zur ihrer Masse) muß durch Ein beständig nach bestimmten Gesetzen wirkendes Agens erzeugt werden. Das führt uns wieder auf die ursprüngliche Einheit der Urkraft, die sich selbst in einem System von Kräften entfaltet, aber als Einheit in und über der Besonderung bleibt; so bleiben die Unterschiede auf einander bezogen; Eine Substanz umfaßt und durchdringt alles, wie in unserem leiblichen Organismus als Atome von einem gemeinsamen Lebensprinzip geordnet, verbunden und durchdrungen sind, Ein Lebensgefühl des Ganzen die besonderen Empfindungen möglich macht. Wir sagen mit Lotze: „die Korrespondenz der Dinge ist nicht ein Glücksfall, der aus vielen möglichen, aber unwirklichen Fällen des Nichtzusammenpassens von einander unabhängiger, ihrem Wesensinhalt nach selbständiger Wesen einzig und allein zur Wirklichkeit gekommen ist, sondern sie beruht darauf, daß alles Seiende nur Ein unendliches Wesen ist, das in den einzelnen Dingen seine stets gleiche, mit sich identische Natur nothwendig in zusammenpassenden Formen ausgeprägt". Es ist eine thätige Einheit, eine Urkraft, die alles in sich setzt, und nicht in die Vielheit zerfällt, sondern dieselbe in sich zusammenhält; darum haben die besonderen Kräfte unter einander übereinstimmende Gesetze, und können sie auf einander wirken, sich verbinden, weil sie innerhalb der Einheit stehen.

Und blicken wir auf die organische Welt, so erkennen wir eine Stufenreihe der Entwicklung, und sehen, wie das Höhere aus dem Niederen hervorgeht; „durch den Kampf um's Dasein und durch Vererbung" sagt man, und meint die Gedankenlosigkeit das Räthsel gelöst zu haben, während die Frage bleibt: wie denn die von einem Organismus errungenen Vorzüge auf einen anderen übergehen, sich vererben können, wenn der Organismus nichts wäre als ein Haufwerk von einander unabhängiger Atome, die in rastlosem Stoffwechsel immer andere werden? Und wie kann der Kampf ums Dasein das Vollkommenere hervorbringen, wenn dies nicht bereits in dem Wesen angelegt ist und als das Ziel besteht, ohne das ja überhaupt keine Entwicklung gedacht werden kann? Denn die Anlage des Keimes, das Bildungsgesetz und das Ziel machen erst aus der Veränderung die an sich zusammenhängende Entwicklung. Der Emporgang des Lebens verweist uns auf die Urkraft als Organisationsprinzip, durch welches alles Besondere seine Bildungsgesetze und sein Ziel bestimmt erhält.

Die organischen Wesen, die Organisationsprinzipien aber setzen den anorganischen Stoff voraus, und können nichts gegen dessen Gesetz und Wesenheit thun, wohl aber die besonderen Atome zu neuen und eigenthümlichen Verbindungen

kombiniren, so daß nun im Zusammenwirken die Lebenserscheinungen zu Tage kommen. Erst in den Organismen aber erwacht das Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, und nun erst werden die Bewegungen der Atome, der Schwingungen der Luft und des Aethers als Wärme oder Kälte, als Geschmack oder Geruch, als Ton oder Farbe und Licht empfunden, erst jetzt wird das All gefühlt und genossen und erhält im Lustgefühl des Lebens und der Liebe jegliches seinen Werth und seine Bedeutung. Wir haben selbstlose und selbstseiende Kräfte oder Wesen, und beide sind für einander da, und erst in der Wechselwirkung mit jenen kommen diese zu sich selbst, und erbauen nun in der eigenen Innerlichkeit ein Reich der Freiheit und Sittlichkeit, der Erkenntniß und der Schönheit. Der Naturmechanismus ist die Grundlage, der Träger, die nothwendige Bedingung einer idealen Welt, welche durch die Subjektivität des Geistes hervorgebildet wird und das Gute verwirklicht. Wäre dies möglich ohne die allumfassende einige Urkraft, die nun nicht blos als Naturordnung, die nun auch als sittliche Weltordnung sich erweist? Und könnte sie dies, wenn sie nicht selber Intelligenz und Wille, Weisheit und Liebe wäre?

Daß das Seiende ist, das leugnet kein Atheist, kein Materialist. Aber das Dasein Gottes, zumal des außerweltlichen, ist für viele Zeitgenossen fraglich, ja mehr als fraglich geworden. Wie nun, wenn uns die Betrachtung, was das Seiende ist, dazu führt, daß es mit dem Gottesbegriff, wie er das Ideal der Vernunft ist, übereinstimmt? Dann brauchen wir nicht mehr nach Beweisen für dessen Realität zu suchen. Das ursprünglich Eine, das alles schafft, allgegenwärtig und ewig alles durchdringt, das Unendliche, das sich nicht auflöst und zersplittert in die Vielheit des Endlichen, sondern als das Eine sich selber erfaßt und damit über allem bei sich selbst ist, die Urkraft die ihrer selber mächtig, und damit nicht blos Natur, sondern auch Gemüth, Wille, Geist ist, dies, wozu die Betrachtung des Seienden uns hinführt, das was das Seiende selbst ist, scheint mir gerade der Gottesidee zu entsprechen.

Aber seit Spinoza, seit Hegel sagen Viele, daß das Göttliche wohl im Menschen zum Bewußtsein komme, nicht aber in eigener Wesenheit bewußt sei. Dann muß Gott auf den Menschen warten, daß dieser ihm denkt, und Feuerbach hat recht, daß Gott dann nur ein Gedanke des Menschen ist. So lehrt Strauß in seiner Dogmatik: Gott ist an sich unpersönliche Wesenheit. Denn als Personen fühlen und wissen wir uns nur im Unterschiede von anderen gleichartigen Personen außer uns, mithin als endliche; im Gebiete der Endlichkeit gebildet dürfe der Begriff der Persönlichkeit nicht auf ein Wesen übertragen werden, das kein anderes Wesen außer sich hat; Persönlichkeit und Göttlichkeit seien Begriffe, die einander ausschließen. Persönlichkeit sei sich zusammenfassende Selbstheit gegen Anderes, daß sie damit von sich abtrennt; Absolutheit sei das Umfassende, Unbeschränkte, daß die im Begriff des Persönlichen liegende Ausschließlichkeit von sich ausschließt. Darum soll man Gott nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit fassen; das Absolute ist das in's Unendliche sich stets Personificirende. Der Schlußsatz ist richtig. Persönlich ist das Unendliche nur durch fortwährende Willensthat, durch fortwährende Selbstverfassung, und dazu bedarf es der Entfaltung im Endlichen, dazu muß das Wirkende sich vom Gewirkten unterscheiden, um sich als Selbst zu erfassen. Die Urkraft entfaltet sich zum System der Kräfte, sie ist in demselben gegenwärtig, sie ist ihrer selbst mächtig, und unterscheidet sich als das Bestimmende

vom Bestimmten, und damit sind die Bedingungen zum Selbstbewußtsein gegeben. Das Selbstbewußtsein ist thatsächlich vorhanden, wir sind selbstbewußt; das setzt voraus, daß wir sind, unserer selbst inne sind und uns im Unterschiede von Anderem erfassen. Damit ist die Möglichkeit wie die Wirklichkeit erwiesen, daß das Sein in eigener Thätigkeit sich bestimmt und erfaßt. Selbstsein, Bewußtsein und Wille macht das Wesen der Persönlichkeit aus. Sprechen wir aber Bewußtsein und Willen dem Absoluten, dem Unendlichen ab, so ist es nicht das in sich Vollendete, Vollkommene, sondern ein viel Unvollkommneres als das Endliche, da erst im Selbstgefühl, in der Freiheit der Werth des Lebens aufgeht, und das Selbstlose, das weder von sich noch von anderen empfunden und gedacht wird, so gut wie gar nicht da wäre. Das Unendliche hat ja dann da ein Ende, wo das persönliche Leben beginnt, wenn es nicht selber persönlich ist. Es ist persönlich, wird man sagen, aber nur in seiner Entfaltung zur Endlichkeit. Aber woher Vernunft und Wille im Endlichen, wenn sie nicht auch in dessen wahrem Wesen und Quell, im Unendlichen sind? Wir sind Ich als dies eine Wesen, das in der Vielheit der Glieder, in der Vielheit der Vorstellungen, Empfindungen und Strebungen entfaltet ist; und Kraft dieser Entfaltung können wir uns als Selbst, als die eine und einigende Macht in der Vielheit dieser Bestimmungen von ihr unterscheiden und erfassen; aber das ist Alles nicht außer uns, sondern in uns. So wäre Gott als das Ursein, die Urkraft nicht Selbst, wenn er sich nicht im Reich der Natur wie des Geistes zu einer Fülle von Kräften erschlossen hätte; so aber kann er nun von ihnen sich als das Schöpferische und Allumfassende unterscheiden und zu sich selbst kommen, bei sich selbst sein. Er wäre nicht selbstbewußt ohne seine Offenbarung und Entfaltung in der Geisterwelt, aber er ist so wenig aufgelöst und zersplittert in sie wie unser Ich in unsere Vorstellungen; denn sonst wäre nicht mehr das Eine, sondern nur das Viele. Gott ist Subjektivität als Einheit in der Allheit, als das Ich des Universums. Das Universum nennt auch Strauß im Neuen Glauben seinen Gott, und findet, daß es innerlich Vernunft und Güte sei. Wohlan denn: Güte ist die Gesinnung eines wollenden Wesens, das sich selbst bestimmt, das frei ist; und was wäre das für eine Vernunft, die nicht sich selber vernähme, nichts von sich wüßte? Wohl doch eine recht unvernünftige! Vernünftige Vernunft und Güte setzen, um wirklich zu sein, den selbstbewußt wollenden Geist, die Subjektivität voraus. Wir müssen Ernst machen mit dem großen Wort des jugendlichen Hegel: daß die Substanz, der Lebensgrund aller Dinge, als Subjekt gefaßt werde, als im All entfaltete und zugleich sich selbst erfassende Wesenheit.

Dahin aber geht das Ringen vieler Denker unseres Jahrhunderts. Schelling, Baader, Krause haben neben Hegel die Persönlichkeit Gottes betont; Lotze und Lazarus von Herbart ausgehend, Weiße und Fichte der Sohn mehr von Hegel kommend, Trendelenburg, Ulrici, Wirth, Sengler, Franz Hoffmann, Ritter, Melchior Meyr, Zeising, Johannes Huber und Andere, ja die Mehrzahl der selbständig Philosophirenden ist über den gewöhnlichen Pantheismus hinausgeschritten, bei dem kein Halt ist: entweder Atheismus und damit die Vielheit außereinanderseiender blinder Atome das Ursprüngliche, und die Aufgabe daraus das Wunder des Seins zu erklären, — oder eine sehende, vernünftige, wollende Einheit, die aus sich das Viele entfaltet und sich als Einheit selbst erfaßt. Dann ist Gott sowohl der Welt immanent als transcendent: immanent, ihr einwohnend, denn alles ist sein, er ist

ja das Seiende selbst, und transcendent, als das Eine über alle Besonderungen hinausgehend, sie überschwebend und beherrschend, in und über ihnen bei sich selbst seiend und zugleich Herr des Seins, die Urkraft, die ihrer selbst mächtig ist.

Man nennt den Menschen, die für unsere Erfahrung höchste Weltthatsache, einen Mikrokosmos; und der Mensch ist ein kleines Ganzes, ist das eine Ich, nicht außer dem Leibe, sondern im Leibe, als Selbstgefühl, eine Fülle von Empfindungen, Strebungen und Gedanken, aber nicht aus diesen zusammengesetzt, sondern vielmehr durch eigene Thätigkeit sie hervorbringend und dadurch fähig, sich im Unterschiede von ihnen als diese eine und einigende Kraft zu erfassen und Selbst zu sein. Bilden wir darnach den Begriff des Makrokosmos, so ist er kein bloßes Haufwerk von Atomen, sondern ein System von Kräften, selbstlosen und selbstseienden, die in ursprünglicher Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander stehen, und dadurch die eine Urkraft bezeugen, die sich in ihnen besondert, das Unterschiedene herrschend und harmonisirend durchdringt und so sich als ordnendes Prinzip, als Vernunft und Liebe erweist, und das nur kann, weil sie bei sich selbst, weil sie Selbst ist. Wir wissen, daß unser Erkennen dem Knaben gleicht, der in Muscheln Wasser aus dem Meere schöpft, aber wir sehen das Meer und staunen täglich neu vor dem großen Wunder des Seins.

M. Carriere.

Medicin und Gesundheitspflege.

(Bericht: Herausgegeben von F. Seitz in München.)

Das Schulturnen und die Heilgymnastik.

Die Griechen, das erste Kulturvolk des Alterthums, haben als Aufgabe der Schule die gleichmäßige Ausbildung des Geistes und des Leibes erkannt. Der Durchführung derselben in ihren Gymnasien verdankten sie den höchsten Grad körperlicher Gewandtheit, Schönheit und geistiger Bildung, die sie vor allen anderen Völkern auszeichneten. Die Wiedereinführung der leiblichen Ausbildung in die Schule im vorigen Jahrhundert war das Verdienst des deutschen Pädagogen Basedow. Er sah in der harmonischen Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte das Endziel der Erziehung und führte zur Erreichung desselben den Wechsel geistiger und körperlicher Thätigkeit in der von ihm in Dessau gegründeten Musterlehranstalt — dem Philanthropin — ein. Nach ihm war es Friedrich Jahn, welcher der von ihm nach dem altdeutschen Wort Turnei genannten Gymnastik die Herzen der Jugend gewann. Es sollte ihr durch das Turnen das Bewußtsein eigener Kraft geweckt und zugleich das deutsche Volksthum im Kampfe gegen die Fremdherrschaft gestärkt werden. In die militairischen Uebungen aufgenommen, hat das Turnen die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres mächtig gehoben. Es gebührt dem Wehrturnen ein Antheil an den Erfolgen desselben im letzten Kriege gegen Frankreich.

Nach Basedow und Jahn hat sich besonders Adolf Spieß um die Ausbildung des Turnens und zwar vorzüglich zu pädagogischen Zwecken, um das Schulturnen verdient gemacht. Die obligatorische Einführung des gymnastischen Unterrichts in die Schulen, wie sie in Preußen im Jahre 1842 und seitdem in

allen anderen deutschen Staaten verfügt wurde, ist von größter Wichtigkeit für die leibliche Gesundheit und Kräftigung der heranwachsenden Generation. Noch wird ihm aber nicht die nothwendige Zeit an manchen Orten gewidmet. Ein oder zwei wöchentliche Stunden sind für denselben ungenügend. Das Turnen wird zu spät nicht gleich mit dem Eintritt in die Schule, sondern erst in höheren Klassen begonnen und hört zu früh schon vor anderen Lehrgegenständen auf geübt zu werden. Vielfach wird auch das weibliche Geschlecht in der Zeit des Turnunterrichts gegen das männliche verkürzt, als ob er dem Mädchen nicht in gleicher Weise zuträglich wäre, wie dem Knaben. Besonders bestehen bei vielen Eltern noch Vorurtheile gegen denselben, obgleich er am besten geeignet ist die schädlichen Einflüsse der Schule, die in dem langen Sitzen und geistiger Anstrengung begründet sind, wieder auszugleichen. Durch das Turnen kann auf die normale körperliche Entwicklung überhaupt und gegen manche ererbte oder durch ungünstige Lebensverhältnisse hervorgerufene krankhafte Anlage heilsam gewirkt werden. Die mit ihm verbundene allseitige kräftige Muskelbewegung bethätigt den Umlauf des Blutes und regt zu vollem, tiefem Athmen an. Besonders auf die für die Erhaltung der Gesundheit so wichtige Erweiterung des Brustkorbs ist das Turnen wie andere Leibesübung, so das Schwimmen, Fechten und Reiten von guter Wirkung. Junge Leute, die sich einem sitzenden Gewerbe widmen, werden am sichersten von dem nachtheiligen Einfluß desselben auf mangelhafte Ausdehnung der Brust, durch fortgesetzte Turnübungen bewahrt. Es soll denselben darum Gelegenheit geboten werden, solche auch nach dem Austritt aus der Elementarschule in den gewerblichen Fortbildungsschulen fortzusetzen.

Dasselbe gilt auch für Mädchen. Für sie sind passende Leibesübungen noch nothwendiger als für Knaben und müssen auch bei ihnen über die Elementarschule hinaus in den höheren Töchterschulen fortgeführt werden, bis der Körper einen gewissen Abschluß der Entwicklung erreicht hat, bis etwa zum 15. Jahre. Herkommen und conventionelle Verhältnisse bedingen bei ihnen eine mehr sitzende Lebensweise. Ihre Beschäftigungen und Spiele in und außer dem Hause erfordern weniger Kraftanstrengung und Muskelthätigkeit als dies bei Knaben der Fall ist. Darum ist das Turnen zur Stärkung ihres Muskelsystems und zur Förderung einer normalen Entwicklung ihres ganzen Organismus bei Mädchen noch nothwendiger als bei Knaben. Es wird die bei ihnen viel öfter als beim männlichen Geschlecht vorkommende Blutarmuth, die Muskelschwäche, die Schmal- und Engbrüstigkeit, die Verkrümmung des Rückgrats durch passende körperliche Uebungen am sichersten verhütet. Die durch letztere wachsende Kraft der Bewegungsnerven wird in gleicher Weise günstig auf das Empfindungs-Nervensystem einwirken und das so häufige Auftreten der Hyperästhesie des letzteren, welche die Grundlage des Heeres von Nervenstörungen, an welchen Frauen zu leiden haben, bildet, beschränken.

Aus den gymnastischen Uebungen, wenn sie von erfahrenen Lehrern überwacht und geleitet werden, kann der Gesundheit kein Schaden erwachsen. Dieselben haben vor Allem das Uebermaß in Muskelanstrengung, zu dem junge Turner durch zu großen Eifer und Ehrgeiz sich manchmal verleiten lassen, zu verhüten. Die eintretende Uebermüdung giebt sich durch mangelhafte Ausführung der Bewegungen, durch auffallende Blässe oder Röthe des Gesichts, durch rasches, fliegendes Athmen und heftiges Herzklopfen kund. Blutarme, muskelschwache Kinder müssen von starker

Anstrengung ihrer Kräfte abgehalten werden. Es wird die Aufgabe des Lehrers sein für die Lufterneuerung in den Turnlokalen und für einen geeigneten Temperaturgrad in denselben Sorge zu tragen. Dabei müssen die Turner angehalten werden, daß sie im Turnlokal sich keiner Zugluft aussetzen und sich im Winter vor der Entfernung aus demselben abkühlen. Auch müssen dieselben gewarnt werden, daß sie nicht solange ihr Körper durch anstrengende Uebungen erhitzt und ihr Athmen beschleunigt ist, ihr Herz stärker pocht, durch Trinken kalten Wassers Abkühlung suchen. Auch sollen sie von der die Athmungsorgane benachtheiligenden Einwirkung von Staub oder Rauch im Turnlokal bewahrt werden. Bei richtiger Beaufsichtigung werden sich die Turner auch nicht leicht äußerliche Beschädigung und Verletzungen: Quetschungen, Verwundungen, Erschütterungen und Verrenkungen oder Beinbrüche zuziehen. Während der Uebungen eintretende Krankheitserscheinungen: Schmerzen, Husten, Blutungen, Uebelkeit, Schwindel, Ohnmacht erheischen das sofortige Unterlassen derselben und längere Ruhe. Unverständige Eltern suchen aus ganz verfehlter Sorge um das leibliche Wohl ihrer Kinder oft um Befreiung vom Turnunterricht nach. Durch Belehrung, daß Turnen für die leibliche und geistige Entwicklung derselben vortheilhaft sei, daß sie die Vernachlässigung desselben durch keine noch so gute Pflege oder was immer für Mittel ersetzen könnten, werden Lehrer und Aerzte dieselben beruhigen können und ihren späteren Dank sich verdienen. Das meist von den Eltern vorgebrachte Motiv für ihr Gesuch um Befreiung ihrer Kinder von gymnastischen Uebungen, daß dieselben in ihrer körperlichen Entwicklung und ihrem Wachsthum zurückgeblieben, blaß, mager und schwächlich seien und darum keine gute Haltung hätten, muß das Turnen als das beste Mittel zur Verbesserung dieser Mängel erscheinen lassen. Es giebt nur wenige Krankheiten, welche den gymnastischen Unterricht ganz und gar und für immer verbieten. Solche sind Herzkrankheiten, chronische Bronchitis, fortgeschrittene Lungentuberculose, Lähmungen einzelner größerer Körpertheile, Epilepsie und Hernien. Wirklich bestehende Verkrümmungen erheischen die Dispensation vom gewöhnlichen Turnunterricht, sie eignen sich zur heilgymnastischen Behandlung. Die besonders bei muskelschwachen Mädchen in einer schlechten und fehlerhaften Haltung sich aussprechende Neigung zur (Skoliose) seitlichen Verkrümmung der Wirbelsäule verbietet das Turnen nicht, erheischt aber von Seite des Turnlehrers besondere Beachtung des individuellen Kräftezustandes und Verhütung jeder Uebermüdung durch zu anstrengende Bewegung.

Eine zeitweilige Dispensation vom Turnen muß eintreten bei allen acuten fieberhaften Krankheiten nicht bloß während der Dauer des Fiebers, sondern auch in der Reconvalescenz bis zur völligen Wiederkehr der Kräfte. So lange von überstandenen acuten Krankheiten noch Blässe und Muskelschwäche als Folgen derselben zurückbleiben, müssen Kinder nicht zum Turnen angehalten werden. Es kann ihnen bloß passive Assistenz als Zuschauer bei den Uebungen gestattet werden. Nur an Husten Leidende sollen ganz von den Turnlokalen ausgeschlossen werden. Auch fieberlose leichtere Krankheiten von kurzer Dauer: Heftige Zahn- und Ohrenschmerzen, Angina, Rheumatismus, Neuralgien und Krämpfe, gastrische Störungen bedingen eine zeitweise Dispensation vom Turnen bis zur völligen Erholung. Die im kindlichen Alter häufigen chronischen Dyskrasien: Skrophulose und Rhachitis erheischen im Allgemeinen keine gänzliche und vollständige Befreiung vom Turnen. Dieses kann solchen Kindern sogar von Vortheil sein. Doch kann bei ihnen das zeitweise

Auftreten von Augenentzündungen, Ausschlägen, Drüsenanschwellung, Gelenk- und Knochenleiden eine zeitweise Dispensation nothwendig machen. Diese bei den genannten und anderen fieberlosen chronischen Krankheiten, äußerlichen Uebeln und Gebrechen zu bestimmen, muß im einzelnen Falle dem gewissenhaften ärztlichen Ermessen überlassen werden.

Die freien activen Muskelbewegungen des Turnens und auch passive durch Knetung, Streichung, Erschütterung waren schon im Alterthum, wie es besonders von Asclepiades, der um's Jahr 90 v. Chr. die griechische Heilkunst in Rom zu Ansehen brachte, bekannt ist, zur Heilung von Krankheiten in Anwendung. Der Schwede H. P. Ling (gestorben 1839) führte zu diesen beiden Bewegungsarten noch eine dritte die duplicirte oder Widerstandsbewegung ein, wo bei genau vorgeschriebenen Bewegungen ein geregelter Widerstand entgegengesetzt wird. Mittelst derselben ist man im Stande die meisten willkürlichen Muskel in isolirte Aktion zu versetzen und unter Beistand eines geschulten Gehülfen die Wirkung einer Muskelkontraction in ihrem Grade dem Heilzweck entsprechend zu regeln. Ling hat, unterstützt von Professor Retzius, der zu Heilzwecken verwendbaren Gymnastik die Anatomie und Physiologie des willkürlichen Muskelapparates zu Grunde gelegt und so ein wissenschaftliches System der Heilgymnastik aufgestellt. Dasselbe wurde seit den vierziger Jahren unter dem Namen der schwedischen Heilgymnastik von mehreren Aerzten: Eberhardt Richter, Neumann, Schreber, Behrend, Eulenburg u. a. in Deutschland eingeführt und weiter ausgebildet.

Es handelt sich bei der Heilgymnastik nicht wie beim Turnen um Frei-, Reck-, Barren-, Hantel-, Sprung-, Schwing- und andere derartige begrenzte oder allgemeine Körperübungen allein, sie hat die Aufgabe, diesen oder jenen Muskel oder eine Gruppe von Muskeln behufs der Ausführung eines erkannten Heilzweckes in eine bestimmte Thätigkeit zu versetzen. Der Heilgymnast muß bei seinen Kuren wie der interne Arzt und Chirurg seine Verordnung der Krankheitsform und der Individualität des einzelnen Falles anpassen. Die Heilgymnastik wurde wie andere Heilmethoden anfänglich von Enthusiasten, deren es in der Medizin wie in allen Berufsarten eine große Zahl giebt, als eine Panacee für alle Krankheiten angepriesen. Die nüchterne Beobachtung hat ihre Anwendung allmählich auf ein kleineres Gebiet von Krankheiten eingeschränkt, in welchem sie eine durch die Erfahrung berechtigte Stellung neben anderen Mitteln einnimmt. Dahin gehören Muskel- und Gelenkkrankheiten. Gegen das Schwinden und die fettige Entartung erkrankter Muskel ist die Heilgymnastik von guter Wirkung, indem sie erhöhte Innervation und Blutströmung in denselben zur Folge hat. Auch gegen die Folgen von Gelenkentzündungen, Gelenkcontracturen und Ankylosen haben sich die passiven Bewegungen der Heilgymnastik als heilsam bewährt. Bei den meist von Muskelschwäche herrührenden Rückgratsverkrümmungen bilden die richtig gewählten activen und passiven Bewegungen einen Hauptttheil der orthopädischen Behandlung. Ein ausgedehntes Feld bieten die Lähmungen der heilgymnastischen Kur. Ihre Wirkungen fallen hier mit denen der lokalisirten Elektrizität zusammen. Sie erweisen sich am günstigsten bei solchen, die von abgelaufenen akuten Krankheitsprozessen, Rheumatismen und Traumen zurückgeblieben oder in Folge von Entzündung und Apoplexie der Nervencentren: des Gehirns und des Rückenmarks entstanden sind. Guten Er-

folg hat diese Behandlungsweise vorzüglich bei hysterischen Lähmungen. Man darf den Erfolg bei dieser letzteren Art von Lähmungen zum großen Theil auf Rechnung der vortheilhaften Wirkung schreiben, welche tägliche körperliche Uebungen auf die Ernährung, den Stoffwechsel und das Allgemeinbefinden ausüben. Wegen dieser bei manchen chronischen Krankheiten erfahrungsgemäß feststehenden günstigen Einwirkung derselben auf Störungen der Blutbereitung und der Innervation bildet die Heilgymnastik theils ein schätzbares Unterstützungsmittel für andere Kurmethoden, theils ein selbständiges Heilmittel bei denselben. So hat sie sich bei manchen Unterleibsbeschwerden: Konstipation, Hämorrhoiden, Fettsucht, bei der Gicht, besonders aber bei Nervenleiden: Hyperästhesie und darauf begründeter Hypochondrie, Schlaflosigkeit, ja selbst beginnenden Seelenstörungen erfolgreich erwiesen.

Regelmäßige körperliche Bewegung hat großen Werth für Verhütung mancher Krankheiten, so besonders für Berufsarten, welche an eine sitzende Lebensweise in eingeschlossenem Raum: im Bureau, Magazin oder der Werkstätte gebunden sind. Freilich können Geschäftsleute solche nicht weit von ihrer Wohnung auf Turnplätzen oder in Turnhallen suchen. Wohl aber können sie täglich auf ihrem Zimmer durch eine bestimmte Art von gymnastischen Uebungen sich einen Einfluß auf die Bewegung des Darmkanals und die dadurch hervorgerufene Anregung seiner Ausleerungen, den Blutumlauf, die Hautausdünstung und die Erkräftigung des Nerven- und Muskelsystems verschaffen. Zu diesem Zweck genügen eine Anzahl von Freiübungen und Rumpfbewegungen wie sie der verstorbene Prof. Dr. D. G. Moritz Schreber zu Leipzig in seiner ärztlichen Zimmergymnastik, die bereits fünfzehn Auflagen erlebte, beschrieben und mit Abbildungen erläutert hat. Professor Dr. Carl Reclam in Leipzig hat in seinem jüngst erschienenen Buche: Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege. Berlin 1877. A. Hofmann u. Co., welches vielfache Anregungen zur Förderung der Gesundheitspflege in lebendiger Darstellung giebt, fünf Uebungen: das Rumpfkreisen, die Laufbewegung auf einer Stelle, das Axthauen, das Armwerfen vor und rückwärts und das Niederlassen und Aufstehen bezeichnet, welche ohne Geräthe ebenso für Männer als für Frauen, für Kinder wie für Greise im Zimmer ausführbar sind. Wir können aus eigener Erfahrung die Zimmergymnastik als ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Rüstigkeit bis in's hohe Alter empfehlen. F. Seitz.

Naturwissenschaft.

(Bericht: Herausgegeben von G. Jäger in Stuttgart, Edm. Reitlinger in Wien, J. Wiesner in Wien und K. Zittel in München.)

Der Kreislauf des Stoffes in der Pflanzenwelt.

Die Enthüllung jener räthselhaften Vorgänge, welche sich bei der Stoffbildung der Pflanzen abspielen, bieten nicht nur ein physiologisches, sondern auch ein allgemeines naturwissenschaftliches Interesse dar. Erstens, weil erfahrungsgemäß die chlorophyllhaltige (grüne) Pflanze, indem sie aus unorganischen Stoffen organische erzeugt, nicht nur ihren eigenen Leib aufbaut, sondern auch das aus-

schließliche Ernährungsmaterial für die chlorophyllosen Pflanzen, für die pflanzenfressenden Thiere und somit auch für die Thiere überhaupt liefert; und zweitens, weil die Formen der in der Pflanzenwelt vorkommenden Ernährung fast ebenso viele Formen des Stoff-Kreislaufes bedeuten.

Man hat begreiflicherweise den Ernährungsvorgängen der grünen Pflanzen eine größere Aufmerksamkeit zugewendet als denen der nicht grünen, und zwar nicht nur aus wissenschaftlichen, sondern auch aus praktischen Gründen. Es schien lohnender, zu ergründen, wie aus dem ärmlichen Nährmaterial der grünen Pflanze, aus Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Salpetersäure unter Mitwirkung von minutiösen Mengen gewisser Mineralsalze, durch die Kraft des Sonnenlichtes sich jenes Heer von Stoffen bildet, über deren Entstehung in der Pflanze die Chemie, trotz ihres so weit fortgeschrittenen Zustandes doch noch so wenig zu sagen weiß, als zu erfahren, durch welche Prozesse die chlorophyllfreie Pflanze diese mannigfaltigen Stoffe bei der Ernährung wieder in einfachere Stoffe und zum Theile schließlich wieder in die Nahrungsmittel der grünen Pflanze zurückführt. Und es schien auch praktisch lohnender, die Lebensbedingungen unserer wichtigen Kulturpflanzen, die ja alle chlorophyllhaltig sind, kennen zu lernen, als etwa dem Ernährungsprozesse der aus feuchtem Waldboden oder in dumpfen Kellern emporsprießenden Pilze nachzugehen.

Trotz eines weitaus größeren Aufwandes an wissenschaftlicher Arbeit ist man in der Ergründung des Ernährungsprozesses der chlorophyllhaltigen Pflanze nicht viel weiter als in der Erforschung des viel einfacheren Stoffwechsels der chlorophyllosen gekommen. Die Nahrungsmittel der ersteren sind genauer gekannt als die der letzteren, aber der Stoffwechsel innerhalb des Organismus ist hie wie dort fast durchweg noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Schon die Fundamentalfrage: Ist denn nur die mit Chlorophyll versehene Pflanze der alleinige natürliche Erzeuger der organischen Substanz? konnte bis jetzt nicht endgültig gelöst werden. Wir können mit Bestimmtheit auf diese Frage nur Folgendes antworten: Thiere und nicht grüne Pflanzen sind unvermögend, aus ausschließlich unorganischer Nahrung organische Substanz zu erzeugen. In dem freien Walten der unorganischen Kräfte vermochten wir bis jetzt Prozesse, welche zur Bildung organischer Substanzen führen, nicht aufzufinden. Und doch drängt uns die Annahme einer Urzeugung der Organismen zu einer anderen, wie mir scheint, ebenso zwingenden Annahme, nämlich zu der einer ersten Erzeugung organischer Substanzen aus unorganischer.

Treten wir näher an die Sache heran.

Die bekannten, die Urzeugung betreffenden Experimente Pasteur's sind, wie heute wohl allgemein anerkannt wird, überschätzt worden. Sie lehrten uns bloß, daß unter bestimmten Versuchsbedingungen Urzeugung nicht stattfindet. Sie zeigten auch, daß Hefe, Bacterien und ähnliche Fermentorganismen nicht elternlos entstehen. Die Frage der spontanen Erzeugung von Organismen wurde durch jene Experimente nicht erledigt. Nägeli hat auch hier wieder seinen Scharfsinn und sein von der Zeitströmung unabhängiges Urtheil gezeigt; denn kurz nach der fast allgemeinen Annahme der Pasteur'schen Behauptungen hat er unerschütterlich die Möglichkeit einer jetzt noch bestehenden Urzeugung vertheidigt. Heute sind wohl alle der Sache näherstehenden Naturforscher wieder auf diesen Standpunkt

zurückgekehrt. Nur sucht man die erste Entstehung der Lebewesen ernstlich nicht mehr dort, wo Fäulniß- und Gährungsprozesse ablaufen, weil die Pasteur'schen Versuche lehrten, daß zur Hervorbringung dieser Vorgänge der Zutritt von Fermentorganismen, zumeist in Form der atmosphärischen Keime, unbedingt nothwendig ist; man sucht sie anderwärts. Die Schwierigkeit des Gegenstandes hielt bis jetzt die Forscher ab, hierbei den sicheren Weg des Experimentes zu betreten; man wagte sich nicht weiter, als bis zur Aufstellung von mehr oder minder plausiblen Vermuthungen. So hat beispielsweise G. Tschermak in seiner geistvollen Rede: „Die Einheit der Entwicklung in der Natur"*) sich über die Frage der Urzeugung und ihr etwaiges Zustandekommen folgendermaßen ausgesprochen: „Allerdings giebt es kein Experiment, welches in völlig überzeugender Weise eine heute noch stattfindende Urzeugung beweist, aber ebenso keins, das ihre Unmöglichkeit ausspricht. Jeder Versuch, welcher zeigt, daß in geglühter oder sorgfältig gereinigter Luft keine Urzeugung zu Stande komme, unterliegt dem Einwurfe, daß jene Luft dadurch so verändert sein kann, daß ihre Beschaffenheit der Bildung der Organismen überhaupt ungünstig ist. In allen Fällen aber bleibt der Einwurf unbezwinglich, daß die Urzeugung gar nicht dort ihren Sitz haben müsse, wo ihn der Experimentator von heute sucht. Nicht in der Gährung und Fäulniß, sondern am Boden der See'n und des Meeres, in sumpfiger und feuchter Erde könnte sich die Erscheinung vollziehen, wenngleich nicht in so auffälliger Weise, daß am Grunde des Meeres eine lebende Schichte erkennbar würde, wie solche der nun widerlegte Glaube an einen Bathybius annahm."

Der Gedanke, die ersten belebten Wesen aus Schlamm oder Erde hervorgehen zu lassen, ist bekanntlich alt; er gewinnt aber in der Art, wie ihn Tschermak motivirt, erneutes Interesse. Der genannte Gelehrte erinnert nämlich an jenen Bestandtheil des Bodens, welcher als Feinerde durch die Untersuchungen der Agronomen bekannt wurde. Die Feinerde liegt im Boden, mit anderen gröberen Theilchen gemengt, und bedingt durch ihre merkwürdigen Eigenschaften zum großen Theile die Fruchtbarkeit des Ackerlandes. Sie nimmt Wasser in wechselnden Mengen auf, absorbirt Gase und Dämpfe, verändert Satzlösungen, nimmt aus denselben bestimmte Bestandtheile und hält sie mit großer Kraft fest; sie erzeugt mit Salzen, die ihr in Lösungen dargeboten werden, in manchen Fällen lose Verbindungen, und steigert die Verbindungsfähigkeit mancher einfacher zusammengesetzter Körper; sie zeigt unter bestimmten Verhältnissen einen lebhaften Stoffwechsel. Kurzum, es ergeben sich im Boden höchst merkwürdige und mannigfaltige Bedingungen für die Entstehung von Verbindungen, welche es plausibel erscheinen lassen, gerade dorthin den Schauplatz der Urzeugung zu verlegen.

Für die Naturforschung ist, wie selbstverständlich auch der genannte Forscher betont, dieser — wenngleich fesselnde — Gedanke, jetzt noch belanglos; aber daß ein Mann von der strengen Richtung Tschermak's denselben zum Ausdrucke brachte, ist ein deutliches Zeichen, daß der Pasteur'sche Standpunkt, von dem aus eine gegenwärtig noch wirkende Urzeugung im negativen Sinne entschieden zu sein schien, nicht nur von Botanikern und Zoologen, sondern von den Naturforschern überhaupt verlassen wurde.

*) Gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien am 30. Mai 1876.

Daß auch jetzt noch eine generatio aequivoca bestehen könne, wird also heute wohl allgemein wieder zugestanden; ob sie thatsächlich noch wirksam sei, dies zu entschleiern, bleibt der Zukunft vorbehalten. Daß aber zum mindesten in früheren Epochen der Existenz unseres Erdkörpers Urzeugung geherrscht haben mußte, ist eigentlich selbstverständlich.

Ob man nun eine früher bestandene oder eine heute noch thätige Urzeugung der lebenden Wesen annimmt; in beiden Fällen stößt man auf die schwierige Frage, aus welchen Substanzen die ersten Lebewesen hervorgegangen sein mochten, oder noch hervorgehen.

Die Organismen selbst geben uns einen Anhaltspunkt, um der Lösung dieser Frage näher rücken zu können. Ihre spezifische Zusammensetzung aus verbrennlichen, zumeist hoch zusammengesetzten Kohlenstoffverbindungen, nämlich aus sogenannter organischer Substanz, die fortwährende Verwerthung solcher organischen Stoffe zum Aufbaue der kleinsten organisirten Bausteine der Zellen (Elementarorganismen Brücke's, Micellen Nägeli's und Schwendener's) lenkt uns auf den Gedanken, daß die Organismen aus sog. organischer Substanz hervorgegangen sind. Der Urzeugung der Lebewesen dürfte mithin eine Urzeugung organischer Stoffe vorangehen oder vorangegangen sein. Dieser Prozeß der Entstehung organischer Substanz aus unorganischer wäre nichts anderes als ein spezieller Fall der Stoffmetamorphose überhaupt, die sich in der unbelebten Welt fortwährend und zum Theil unter unseren Augen abspielt.

Freilich haben sich alle organischen Substanzen, die bis jetzt aufgefunden wurden, als Abkömmlinge von lebenden Wesen erwiesen; allein der Umstand, daß es bereits gelungen ist, zahlreiche dieser organischer Körper in ähnlicher Weise synthetisch, wie es in der Pflanze geschieht, aus Kohlensäure, Wasser, Ammoniak &c., darzustellen (z. B. Harnstoff, Ameisensäure, Alizarin, Indigo, Zucker &c.) berechtigt zur Annahme, daß eine Synthese solcher Verbindungen unter gewissen Umständen auch außerhalb der Organismen stattfindet oder stattfinden konnte. Zwischen hochzusammengesetzten organischen Körpern, z. B. Eiweißkörpern und den organisirten einfachster Art, ist wohl keine weite Kluft. Die Annahme, daß die Moleküle solcher hochzusammengesetzter frei entstandener Körper unter bestimmten Verhältnissen eine ähnliche Verbindung eingehen, wie die Moleküle einer Flüssigkeit zunächst zu einer „Molekulverbindung" vereinigt sind, und daß diese Molekülgruppen selbst oder mit anderen vereint einen Molekülkomplex bilden, der unter Umständen sich in kleine Gruppen auflöst, welche das frühere Spiel von Neuem fortsetzen; — diese Annahme ist nicht zu gewagt. Unter dieser Annahme wäre die Entstehung des Organisirten aus den sog. organischen Substanzen vorstellbar. So gedacht, bestände zwischen dem leblosen Stoffe und den belebten Wesen keine Kluft.

In sehr anschaulicher Weise hat G. Tschermak in seiner früher erwähnten Rede einen ähnlichen Gedanken ausgeführt, indem er in dem Ballungstrieb der Materie die fortschreitende Entwicklung derselben erblickt. Den Gasen, welche direkt aus Molekülen bestehen, die Flüssigkeiten, welche sich bereits aus sog. Flüssigkeitsmolekülen (Molekülverbindungen) zusammenfügen, die Kolloide, welche, nach ihren Eigenschaften zu schließen, einen noch komplexeren Bau besitzen, sind die Formen, welche der Ballungstrieb der Materie uns schon in der leblosen Welt vorführt und

die in der aus der unbelebten hervorgehenden lebenden Materie uns nur gesteigert entgegentreten. —

Es ist oft und selbst noch in jüngster Zeit die Ansicht ausgesprochen worden, daß die erste Hervorbringung im Bereiche des Belebten eine mit Chlorophyll versehene Zelle, also eine höchst einfach gebaute grüne Pflanze gewesen sein müßte. Diese weitverbreitete Ansicht stützt sich auf die Erfahrung, daß im Bereiche der Natur die Entstehung der als organische Stoffe bekannten Kohlenstoffverbindungen nur in chlorophyllhaltigen Organismen beobachtet wurde. Allein dagegen lassen sich gewichtige Bedenken erheben. Vor Allem ist hervorzuheben, daß das Chlorophyll in der Pflanze selbst aus organischen Stoffen entsteht, und zwar, wie ich gezeigt habe, aus einem Körper, welcher sich auch im Finstern bilden kann und die gelbliche Farbe der etiolirten (vergeilten) Keimlinge bedingt. Aus diesem Körper, welchem Pringsheim vor Kurzem den Namen Etiolin gegeben hat, entsteht, unter dem Einflusse des Lichtes, der grüne Pflanzenfarbstoff, das Chlorophyll. Das Etiolin selbst geht aber, wie Sachsse und ich unabhängig von einander fanden, aus den im Samen, oder z. B. bei der Kartoffelpflanze im Knollen, enthaltenen Reservestoffen, meistens aus Stärkmehl hervor. Setzt man für die erste Entstehung des Chlorophylls die Entstehungsweise voraus, welche in den Pflanzen jetzt noch stattfindet, so müßte in jener grünen Pflanze, welche als Ausgangspunkt der lebenden Welt angenommen wird, das Chlorophyll entstehen, wenn die Zelle schon fertig ist, oder doch schon organische Substanz da ist. Man sieht also, daß diese hypothetische erste grüne Pflanze uns die Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen nicht zu erklären vermag.

Nimmt man nicht zu der höchst gewagten Annahme seine Zuflucht, daß das Chlorophyll selbst jener oben erwähnte hypothetische, hochzusammengesetzte Körper war, der in Kontakt mit anderen die Brücke zwischen lebloser Materie und den Lebewesen bildete, so sieht man sich genöthigt, die so viel verbreitete Ansicht, daß die chlorophyllhaltigen Organismen den Ausgangspunkt der belebten Welt bildeten, aufzugeben, und chlorophyllose Lebewesen als die ersterzeugten anzunehmen.

So vermögen wir also die erste und Hauptfrage im Kreislauf des Stoffes der Pflanze und der Organismen überhaupt noch nicht zu lösen. Wir wissen nicht, welche Verbindungen der Elemente: Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel und Eisen den Uebergang der leblosen Materie zur belebten vermittelten. Ob es dieselben Körper sind, welche wir heute als Nahrungsmittel in die chlorophyllhaltige Pflanze eintreten sehen, oder höhere zusammengesetzte Kohlenstoffverbindungen, hierüber zu urtheilen fehlt uns noch jeder Anhaltspunkt.

Doch verlassen wir das Gebiet dieser tief verhüllten Räthsel und gehen wir auf jenen Theil unserer Frage ein, welcher mit unseren heutigen Kenntnissen und Methoden lösbar wurde und theilweise auch bereits gelöst vorliegt. —

Wir kennen allerdings nur zum geringsten Theile jene chemischen Prozesse, welche sich innerhalb der Pflanze abspielen; aber was an Stoffen von außen in sie eintritt, was sie selbst wieder nach außen abgiebt, kennen wir ziemlich genau. Und auch die Endprodukte ihres Stoffwechsels sind der Hauptsache nach gekannt.

Was die Pflanze am Ende ihrer Laufbahn als lebender Organismus an organischer Substanz produzirt hat, ist bei allen Pflanzen im Großen und Ganzen betrachtet so ziemlich dasselbe: es sind Kohlenhydrate, namentlich Cellulose, Stärke

und Zucker, ferner Fette und Eiweißkörper. Fast in jeder einzelnen Zelle finden sich Körper aus diesen drei Gruppen vor. Nie aber fehlt in einer Zelle die Cellulose, welche ja die Haut der Zellen bildet und Eiweißkörper, welche in Jugendzuständen der Elementarorgane im Inhalte der letzteren prävaliren, aber selbst in ausgelebten Zellen niemals ganz fehlen. Körper dieser drei Gruppen bilden die Hauptmasse der trockenen Substanz, welche die Pflanze als Endprodukte des Stoffwechsels in ihren Organen aufgehäuft hat. Nebenher treten zahlreiche andere chemische Stoffe auf, die aber alle in Bezug auf Masse gegen die genannten zurücktreten.

In dem, was sie nach außen abgiebt, bietet die Pflanze uns nicht mehr ein so einheitliches Bild dar. Alle Pflanzen transpiriren, geben also Wasserdampf ab, alle athmen, gleich den Thieren, und geben wie diese stets Kohlensäure ab. Aber die grüne Pflanze unterscheidet sich von der nichtgrünen dadurch, daß sie im Lichte die Kohlensäure zerlegt und Sauerstoff nach außen abgiebt. Dadurch sondern sich die Pflanzen schon in zwei scharf von einander unterscheidbare Gruppen. Während die ersteren fortwährend Kohlensäure abgeben, im Sonnenlichte aber noch zudem Sauerstoff, und, so lange es die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft zulassen, Wasserdampf, bieten die nichtgrünen in Betreff ihrer Stoffabgabe eine größere Mannigfaltigkeit dar, namentlich jene an der untersten Stufe der Pilze stehenden Organismen, welche bei Gährungen interveniren, die hierbei neben Kohlensäure je nach ihrer Natur noch Alkohol, Milchsäure, Essigsäure, Buttersäure 2c. nach außen, und zwar in reichlicher Menge abgeben.

Noch auffälligere Unterschiede ergeben sich, wenn wir die Pflanzen nach dem, was sie von außen aufnehmen, vergleichen. Auch von dieser Seite betrachtet, sondert sich die grüne Pflanze auf das Schärfste von allen übrigen ab. Für die nicht grünen ergeben sich aber die Gruppen: Parasiten, Humusbewohner, Fermentorganismen und endlich die durch Darwin wieder an's Licht gebrachten fleischfressenden Pflanzen.

Die Nahrungsmittel der grünen Pflanze sind mit großer wissenschaftlicher Schärfe geprüft worden. Es ist heute gewiß, daß Kohlensäure, Wasser, Ammoniak (oder Salpetersäure) für den Bedarf dieser Organismen an Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff ausreichen, daß man denselben aber die genannten Elemente auch in etwas höher zusammengesetzten Verbindungen zuführen kann, z. B. als Harnstoff, Harnsäure, Leucin, Tyrosin, Glycocoll. Es ist nunmehr auch gewiß, daß gewisse mineralische Substanzen zur Entwicklung der chlorophyllhaltigen Pflanze unbedingt nöthig sind; und seit Jahren weiß man, daß dies Verbindungen sind von Schwefel, Phosphor, Eisen, Kalium, Kalcium und Magnesium. In der Asche der Pflanzen erscheinen diese Mineralsalze und ebenso verbleiben sie als Rest der Verwesung im Boden. So giebt die Pflanze dem Boden das zurück, was sie von ihm erhielt, und was — wie gering auch die Menge gewesen war — für ihre Entwicklung nothwendig war. Worin die Bedeutung dieser Bodennährstoffe besteht, ist vielfach noch räthselhaft, umsomehr, als diesen Mineralsalzen nicht etwa eine dem Aufbaue der Thierknochen vergleichbare mechanische Aufgabe zufällt, sondern dieselben vielmehr in dem chemischen Prozeß, der die lebende Pflanze beherrscht, verwickelt sind. Daß der Schwefel zur Entstehung der für jede Zelle nöthigen Eiweißkörper erforderlich ist, leuchtet ein, denn er nimmt an ihrer chemischen Zusammensetzung Antheil. Für den

Phosphor ist nur als wahrscheinlich anzunehmen, daß er zur Entstehung der Eiweißkörper, welche fast konstant von Phosphaten begleitet werden, nothwendig ist. Im Molekül der Eiweißkörper fehlt dieser Grundstoff. In Betreff der physiologischen Bedeutung des Eisens weiß man seit Langem, daß es zur Entstehung des Chlorophylls nothwendig ist, indem in Entwicklung begriffene ergrünungsfähige Gewächse selbst bei günstigster Beleuchtung bleichsüchtig werden, wenn Eisenverbindungen unter ihren Nahrungsmitteln fehlen. Es ist mir vor etwa einem Jahre gelungen, zu zeigen, daß Eisen an der Zusammensetzung des Chlorophylls partizipirt, aber auch schon im Etiolin, aus welchem im Lichte das grüne Pigment hervorgeht, enthalten ist. Ueber die physiologische Bedeutung der Kali-, Kalk- und Magnesiasalze ist nichts Sicheres bekannt. Indeß darf man auf Grund von Versuchen, welche Nobbe vor einigen Jahren ausführte, annehmen, daß das Kalium zur Entstehung der Stärke in den Chlorophyllkörnern nothwendig ist. Ueber die Rolle dieses Elementes bei der Stärkemehlbildung liegen indeß nicht einmal Vermuthungen vor.

Der von außen eintretende Stickstoff passirt indifferent die grüne Pflanze. Der im Dunkeln von diesen Gewächsen aufgenommene Sauerstoff wird zum großen Theile bei der Athmung verwendet; der zur Tageszeit aus der Kohlensäure in den Blättern entbundene Sauerstoff wird zum größeren Theile der Atmosphäre preisgegeben und nur in kleiner Menge zur Athmung gebraucht. Die bei der Athmung gebildete Kohlensäure erhielt ihren Kohlenstoff aus der bei der Assimilation gebildeten organischen Substanz. Es zerstört also jede grüne Pflanze während ihres Lebens einen Theil ihrer organischen Substanz, indem sie dieselbe bei der Athmung zu Kohlensäure verbrennt. Indem sie organische Substanz aus todter Materie synthetisch erzeugt, sammelt sie Spannkraft, welche beim Verbrennen des Holzes und der Kohle am Herde oder in der Lokomotive in lebendige Kraft umgewandelt wird. Sie selbst aber setzt durch den Athmungsprozeß Spannkraft in lebendige Kraft um, die sie zum Betriebe ihres eigenen Organismus ebenso nöthig hat wie das Thier; denn mechanische Arbeitsleistungen sind mit dem Leben der Pflanze in gleicher Weise verknüpft wie mit dem des Thieres, nur treten uns dieselben an dem letzteren prägnanter entgegen. Rasch durcheilt das Wasser die grüne Pflanze. Die Geschwindigkeit, mit welcher es sich nach verschiedenen Richtungen in die Organe verbreitet, ist eine verschiedene; am raschesten bewegt es sich in der Längsrichtung der Holzfasern und Gefäße und gelangt so am schnellsten an die wichtigsten Verbrauchsorte, zu den Blättern. Aber auch in bestimmte Richtungen eilend, ist die Geschwindigkeit keine konstante, sondern von der Menge des Verbrauchs abhängig, also in letzter Linie von den äußeren Bedingungen der Verdunstung. Wie in jüngster Zeit ausgeführte Versuche lehrten, wird die im Lichte vorsichgehende hoch gesteigerte Verdunstung grüner Pflanzentheile durch den im Chlorophyllkorn erfolgenden Umsatz von Licht in Wärme hervorgerufen. Da nun mit dem Wasser die Nährstoffe des Bodens in die Pflanze eintreten, so muß die physiologische Bedeutung dieser durch das Licht hervorgerufenen Transpirationssteigerung darin bestehen, die Zufuhr der Stoffe zur Pflanze gerade in einer Zeit zu erhöhen, in welcher die Bedingungen für die Produktion organischer Substanz die günstigsten sind.

Die Menge des Wassers, welche von der Pflanze als Organisationswasser oder zum Aufbauen chemischer Verbindungen zurückgehalten wird, verschwindet gegen

das Quantum, welches durch die Transpiration der Luft wieder zugeführt wird. Man sieht leicht ein, daß der rasche Wechsel des Wassers in der Pflanze ihrer Stoffbewegung nur zu gute kommt. Der Zweck dieses Durchtriebes großer Wassermengen durch die Pflanze ist aber noch ein anderer. Die für die Pflanze nothwendigen Mineralsalze werden von der Feinerde des Bodens mit einer Kraft und Zähigkeit festgehalten, daß mit dem Bodenwasser der Pflanze nur außerordentlich verdünnte Lösungen dieser Körper zugeführt werden können. Durch die kolossalen Wasserquanta, welche die Gewächse rasch durchströmen, gelangen aber die nöthigen Mengen dieser Stoffe noch rechtzeitig an die passende Stelle.

Dasjenige Nahrungsmittel der Pflanze, welches bei der Produktion der organischen Substanz am meisten in's Gewicht fällt, ist die Kohlensäure, das einzige natürliche kohlenstoffhaltige Nahrungsmittel der Pflanze. Denn jeder organische Stoff enthält Kohlenstoff und etwa fünfzig Prozent der Trockensubstanz, welche die Pflanze erzeugt, ist Kohlenstoff. Nichtsdestoweniger nimmt die Pflanze, wie die von Moll in Utrecht ausgeführten sehr sorgfältigen Untersuchungen neuerdings bestätigt haben, ihren ganzen Bedarf an Kohlensäure aus der Atmosphäre, welche bekanntlich nur spärliche Mengen dieses Gases (0,04 Vol. Proc.) enthält.

Die grüne Pflanze verwandelt also, im Großen und Ganzen betrachtet, allerdings die aufgenommenen Nahrungsmittel durch fortgesetzte Synthesen in die hochzusammengesetzten Endprodukte des Stoffwechsels, welche auf dem kurzen Wege der Verbrennung oder durch Verwesung oder durch Eintritt in den Stoffwechsel der Thiere schließlich wieder in die Nahrungsmittel der Pflanze zurückverwandelt werden; allein in gewissem Sinne durchläuft der Stoff in diesen Pflanzen selbständig seinen Kreislauf. Das Wasser wird von ihnen aufgenommen, abgegeben und schließlich wieder aufgenommen. Die Nährsalze des Bodens treten in ihre Organe ein, um, kaum dem Boden wiedergegeben, ihnen abermals zuzufließen. Die Kohlensäure wird in diesen Pflanzen reduzirt, zum Aufbau organischer Substanz verwendet, welche, durch den Athmungsprozeß in Kohlensäure rückverwandelt, ihr abermals zur Nahrung zu dienen. In bestimmten Epochen der Entwicklung tritt an den Gewächsen diese Form des Stoffkreislaufs noch deutlicher hervor. So bei der Keimung und beim Blühen. Die keimende Pflanze erzeugt selbst keine organische Substanz, verbraucht aber einen großen Theil ihrer eigenen Substanz zur Athmung; die hierbei frei werdende Kohlensäure tritt aber in die ergrünenden Keimtheile wieder als Nahrungsmittel ein. Die nicht grünen Theile der Blüthe athmen auf Kosten der überkommenen Stoffe und schaffen Kohlensäure, die sie selbst nicht zu verwerthen vermögen, die aber wieder den grünen Theilen der Pflanze als Nahrungsmittel zu gute kommen.

Ein echter Parasit steht im Kreislaufe des Stoffes der Pflanze zu seinem Ernährer qualitativ in demselben Verhältnisse wie eine Blüthe zu dem grünen Sprosse, der sie trägt. Die vom Wirthe einer Orobanche (Sommerwurz) aufgenommene Kohlensäure geht in seinen grünen Organen in Berührung mit den übrigen Nährstoffen in organische Substanz über, welche der Parasit aufnimmt und durch Athmung wieder in Kohlensäure verwandelt.

Eine in Bezug auf ihre Ernährungsverhältnisse höchst interessante Gruppe von Pflanzen sind die Humusbewohner. Ihre unterirdischen Organe wuchern in verwesenden Pflanzentheilen, in humusreichem Waldboden. Sie sind entweder

gänzlich chlorophylllos wie der Fichtenspargel Monotropa hypopitys, oder wie ich an der nicht grün erscheinenden Nestwurz Neottia Nidus avis zuerst auffand, chlorophyllhaltig. Erstere vermögen unorganische Nährstoffe gar nicht zu assimiliren, letztere wohl, aber in so untergeordnetem Grade, daß die von ihnen produzirte organische Substanz zum Aufbaue ihres Körpers nicht ausreicht. Sie nähren sich ausschließlich oder vorwiegend von verwesenden Pflanzenstoffen, wobei nicht ausgemacht ist, ob sie Huminkörper oder andere, im Zerfalle noch nicht so weit vorgeschrittene Pflanzenstoffe, aufnehmen. In jedem Falle ist ihre Existenz von den grünen Pflanzen ebenso abhängig wie die der Parasiten und der Thiere. Wie die letzteren schließen auch sie mit der grünen Pflanze den Kreis, innerhalb welchem der Kohlenstoff in verschiedenen Verbindungsformen läuft, als Kohlensäure in die grüne Pflanze eintretend, und in derselben Form aus dem Humusbewohner austretend.

Es sei erlaubt, hieran anknüpfend, den Gedanken auszusprechen, daß die Humusbewohner als Abkömmlinge der grünen Pflanzen angesehen werden können, und wahrscheinlich den Uebergang von den letzteren zu den ersten Parasiten vermitteln. Der nicht unerhebliche Chlorophyllgehalt in der Neottia Nidus avis reicht für ihre Stoffbildung nicht aus. Diese kleine Menge an grüner Substanz erscheint vom Standpunkte der Descendenztheorie aus betrachtet, als ein Rest des Erbes, von einer grünen Stammpflanze überkommen. Von der relativ chlorophyllreichen Nestwurz bis zur völlig chlorophylllosen Monotropa herrscht ein allmählicher Uebergang. Diese Pflanze steht aber schon an der Grenze zwischen Humusbewohnern und echten Parasiten und ist, wie die Untersuchungen Drude's gezeigt haben, eigentlich eines sowohl als das andere: in Buchenwäldern Humusbewohner, in Nadelwäldern, wo ihre Wurzeln Saugorgane entwickeln und an Fichtenwurzeln sich festsetzen, Parasit.

So entwickelt also die Welt der grünen Pflanzen Formen, welche sich in der Lebensweise von ihren Stammeltern entfernen, und einen Stoffwechsel darbieten, welcher mit jenem der Thiere ähnlich ist und demselben in einigen Hauptzügen ganz gleich gesetzt werden kann.

Die Pilze sind entweder Parasiten, oder Humusbewohner oder endlich Fermentorganismen, welche letztere im Stoffwechsel von allen übrigen Pflanzen sich scharf unterscheiden.

Die Hefeformen der alkoholischen Gährung: Bier-, Branntwein- und Weinmosthefe, sind die bekanntesten Repräsentanten der Fermentorganismen. Die bekanntlich sehr kleinen Zellen dieser Hefearten sind aber noch wahre Riesen gegen jene atmosphärischen Keime, welche sich bei der Buttersäure und Milchsäuregährung vermehren und die in die Gruppe der Spaltpilze gehören. Nach Nägeli's Schätzung wiegen 30000 Millionen dieser Fermentorganismen in Form atmosphärischer Keime, also im lufttrockenen Zustande, kaum 1 Milligramm. Dies mag eine Vorstellung geben, wie leicht diese Keime in der Atmosphäre sich verbreiten können, aber auch wie rasch bei ihrer im Vergleiche zum körperlichen Inhalte außerordentlich großen Oberfläche ihr Stoffwechsel von statten gehen müsse.

Die Fermentorganismen leben nur in Flüssigkeiten, oder auf nassen oder wenigstens stark feucht erscheinenden Substraten; also in den beiden letzteren Fällen in Flüssigkeitströpfchen. Ihr Stoffwechsel erzeugt Kohlensäure, welche gasförmig

austritt, aber nebenher noch reichlich organische Substanzen, welche an die umgebenden Flüssigkeiten abgegeben werden, so Alkohol, Bernsteinsäure, Glycerin bei der alkoholischen Gährung; Milchsäure, Essigsäure, Buttersäure, Propionsäure &c. bei den sauren Gährungen. Diese Körper sind offenbar Produkte des Zerfalles, aus höher zusammengesetzten Nahrungsmitteln (z. B. Zucker) entstanden. Hier bricht nun der Kreislauf des Kohlenstoffes ab; allein er wird auf verschiedene Weise wieder aufgenommen. So sehen wir z. B. überaus häufig auf sauren, gährenden Flüssigkeiten sich anfangs zarte, später oft sehr dicke Ueberzüge von Schimmelpilzen bilden, welche die genannten Säuren als Material zur Athmung aufnehmen und hierbei wieder zu Kohlensäure zurückverwandeln. Bedenken wir, daß die Fermentorganismen Nahrungsstoffe bedürfen, wie z. B. Zucker, welche direkt nur im pflanzlichen Organismus erzeugt werden, so ergiebt sich in unserem Falle folgender Kreislauf des Kohlenstoffes: die Kohlensäure wird von der grünen Pflanze aufgenommen und in Zucker verwandelt. Dieser dient dem Fermentorganismus als Nahrung, wird in Kohlensäure und niedriger zusammengesetzte organische Substanzen zerlegt, welche durch die Athmung einer Schimmelvegetation wieder in Kohlensäure rückverwandelt wird.

Ohne organische Substanz kann kein Pilz bestehen, womit noch nicht gesagt sein soll, daß er in keinem Sinne die Fähigkeit hätte, aus unorganischen Substanzen organische hervorzubringen. Der Kohlenstoff muß dem Pilz — er mag nun Parasit, Saprophyt oder Fermentorganismus sein — in Form einer organischen Verbindung geboten werden, allein der Stickstoff kann durch den chemischen Prozeß eines Pilzes auch aus unorganischen Substanzen aufgenommen und zum Aufbau der höchstzusammengesetzten stickstoffhaltigen organischen Verbindungen, z. B. der Eiweißstoffe verwendet werden. So ist es bekannt, daß die Hefearten ihren Stickstoffbedarf durch Ammoniakverbindungen, die Schimmelpilze durch salpetersaure Salze decken können. Dies legt den Gedanken nahe, ob nicht auch die höheren Parasiten und Humusbewohner, z. B. Orobanchen, Neottia, Monotropa, unorganische Stickstoffverbindungen in gleicher Weise zu assimiliren vermögen. Wäre dies richtig, so könnte jede Pflanze aus den niedersten Stickstoffverbindungen die höchsten, nämlich die Eiweißkörper aufbauen. Dadurch würden sich alle Pflanzenformen in schroffen Gegensatz zu allen ausgesprochenen Thierformen stellen, welchen bekanntlich die Fähigkeit, höher zusammengesetzte Verbindungen aus niederen zu bilden, abgeht. Aber auch in diesem Falle dürfte man eine fortgesetzte Synthese der Stickstoffverbindungen in der Pflanze nicht annehmen, indem erwiesenermaßen auch Spaltungen höher zusammengesetzter Stickstoffverbindungen, wie solche im Thierreiche Regel sind, auch innerhalb des pflanzlichen Organismus sich vollziehen. Dennoch scheinen diese Rückbildungen nicht bis zu den Ausgangspunkten, nämlich bis zur Bildung von Salpetersäure oder Ammoniak zurückzugehen, so daß ein Kreislauf des Stoffes, wie ihn der Kohlenstoff innerhalb der Pflanze oder mehrerer Pflanzenformen durchmacht, für den Stickstoff nicht zu gelten scheint.

Und nun zu der letzten Gruppe, den fleischfressenden Pflanzen. Darwin hat bekanntlich das große Verdienst, wieder die Aufmerksamkeit auf jene Pflanzen gelenkt zu haben, welche Insekten fangen, und das noch größere, durch eine ausgedehnte Reihe von planvoll angelegten Untersuchungen, den Nachweis geliefert zu haben, daß in vielen Fällen dieser Insektenfang zum Zwecke der Er-

nährung der betreffenden Pflanzen erfolgt, indem die letzteren Flüssigkeiten ausscheiden, durch welche das Fleisch der gefangenen Thierchen in gelöster Form der Pflanze zugeführt wird.

Die Ansicht, daß es fleischfressende, oder wie Pfeffer sich jüngsthin passender ausdrückte, fleischverdauende Pflanzen giebt, ist nicht neu. Prof. Cramer hat jüngsthin, in einem interessanten Vortrage (Ueber die insektenfressenden Pflanzen. Zürich, 1877) die historische Seite des Gegenstandes eingehend behandelt und gezeigt, daß John Ellis schon im Jahre 1769 diese Ansicht aussprach. Noch mehrmals tauchte derselbe Gedanke wieder auf, um aber bald wieder in Vergessenheit zu gerathen, offenbar, weil die durch die unmittelbare Beobachtung des Insektenfanges angeregte Vermuthung über die physiologische Bedeutung dieses Vorganges früher niemals in genauerer Weise experimentell verfolgt wurde.

Darwin's Beobachtungen über die Verdauung gefangener Insekten durch gewisse Pflanzen sind vielfach bestätigt worden, und die Thatsache, daß Muskelsubstanz in den Stoffwechsel bestimmter Pflanzen eintritt, steht nunmehr vollkommen fest. Eine sehr gründliche Darstellung des physiologischen Vorganges der Verdauung thierischer Stoffe durch die Pflanze hat jüngsthin Pfeffer in den landwirthschaftlichen Jahrbüchern von Nathusius und Thiel gegeben, welche auch deshalb Beachtung verdient, weil der Autor diesen physiologischen Prozeß unter einen allgemeineren Gesichtspunkt bringt, indem er zeigt, daß auch andere, nichtinsektenfressende Pflanzen Stoffe ausscheiden, welche lösend auf gewisse Substanzen, mit welchen die Pflanze in Berührung kommt, wirken und die dann in ihren Stoffwechsel eintreten. Pfeffer deutet hier namentlich auf die Pilze hin, deren Mycelfäden durch die verschiedensten Medien hindurchwachsen und die Widerstände oft durch Auflösung der im Wege stehenden Substanz beseitigen oder häufig gerade feste Zellwände aufsuchen und durch dieselben sich ihren Weg bahnen, und dies offenbar nur deshalb, um die Substanz dieser Wände in ihren Stoffwechsel einzuführen. Es sei mir erlaubt, hier eine von mir angestellte Beobachtung mitzutheilen, welche die Ausscheidung löslich machender Sekrete durch die Pflanzentheile sehr anschaulich macht. Das Laub, welches im Herbste von den Bäumen sich löst, bildet im Frühlinge häufig eine ziemlich zusammenhängende Decke am Boden der Wälder, Gärten u. s. w. Diese zusammenhängende Laubmasse wird nun im Frühlinge von Gräsern, Seggen, Ornithogalum u. a. Pflanzen mit linearen Blättern durchbrochen, indem sich diese Organe durch die Laubdecke zierlich hindurchbohren. Es ist dies nun natürlich kein mechanisches Durchdringen, sondern ein chemischer Vorgang. Die Blattspitze scheidet hier offenbar ein Sekret aus, welches lösend oder zerstörend auf die Substanz der Laubmasse wirkt.

Die Verdauung von Insektenfleisch seitens der Pflanze erfolgt entweder in ähnlicher Weise wie die Verdauung der Speisen im thierischen Magen, nämlich durch Löslichmachung der Muskelbestandtheile in Folge Ausscheidung von pepsinartigen Körpern und Säuren, oder es tritt, wie z. B. bei Utricularien eine weitgehende Zersetzung der Insektenleiber ein, welche nach Pfeffer durch Fermentorganismen (Bacterien) hervorgerufen wird.

In keinem der genannten Fälle reicht die Stoffzufuhr, welche die Fleischverdauung im Gefolge hat, für die betreffenden Pflanzen aus. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es eben nur stickstoffhaltige Stoffe und, wie Pfeffer mit Recht ver-

schließliche Ernährungsmaterial für die chlorophy
fressenden Thiere und somit auch für die Thiere
weil die Formen der in der Pflanzenwelt vork
viele Formen des Stoff-Kreislaufes bedeuten.

Man hat begreiflicherweise den Ernährun
eine größere Aufmerksamkeit zugewendet als de
nicht nur aus wissenschaftlichen, sondern auch au
lohnender, zu ergründen, wie aus dem ärmlichen
aus Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Sal
minutiösen Mengen gewisser Mineralsalze, durch
jenes Heer von Stoffen bildet, über deren Entste
trotz ihres so weit fortgeschrittenen Zustandes do
als zu erfahren, durch welche Prozesse die chlor
faltigen Stoffe bei der Ernährung wieder in ei
schließlich wieder in die Nahrungsmittel der grün
schien auch praktisch lohnender, die Lebensbeding
pflanzen, die ja alle chlorophyllhaltig sind, kenne
nährungsprozesse der aus feuchtem Waldboden o
sprießenden Pilze nachzugehen.

Trotz eines weitaus größeren Aufwandes an
in der Ergründung des Ernährungsprozesses der
viel weiter als in der Erforschung des viel einfa
phyllosen gekommen. Die Nahrungsmittel der er
die der letzteren, aber der Stoffwechsel innerhalb de
fast durchweg noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Schon die Fundamentalfrage: Ist denn nu
Pflanze der alleinige natürliche Erzeuger der organi
nicht endgültig gelöst werden. Wir können mit Be
Folgendes antworten: Thiere und nicht grüne P
ausschließlich unorganischer Nahrung organische S
freien Walten der unorganischen Kräfte vermochten
zur Bildung organischer Substanzen führen, nicht
uns die Annahme einer Urzeugung der Organisme
scheint, ebenso zwingenden Annahme, nämlich zu de
nischer Substanzen aus unorganischer.

Treten wir näher an die Sache heran.

Die bekannten, die Urzeugung betreffenden
wie heute wohl allgemein anerkannt wird, überschä
bloß, daß unter bestimmten Versuchsbedingungen Ur
zeigten auch, daß Hefe, Bacterien und ähnliche Fer
entstehen. Die Frage der spontanen Erzeugung v
jene Experimente nicht erledigt. Nägeli hat auch
und sein von der Zeitströmung unabhängiges Urthei
fast allgemeinen Annahme der Pasteur'schen Behau
die Möglichkeit einer jetzt noch bestehenden Urzeug
wohl alle der Sache näherstehenden Naturforscher n

ideale Allgemeinheit und die, um mich so auszudrücken, abstrakte Bedeutsamkeit gemein, mit dem besondern Zweck desselben aber (der Erinnerung an einen großen Mann oder an eine große nationale That) nichts zu thun haben; und in dieser allgemeinen Fassung ist hier der Ausdruck „monumental“ zu verstehen. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Erweiterung des Begriffs im Grunde alle Künste mehr oder weniger an der Monumentalität partizipiren müssen. Es ist ja ohnehin schon im Wesen der Kunst überhaupt, als dieser Verwirklichungssphäre der aus dem Schöpfungsdrange der menschlichen Phantasie hervorgehenden Gestalten, und folglich auch im Wesen der einzelnen Künste begründet, daß sie, gegenüber der ihr nicht minder nothwendig als Vorbild für die Wahrheit dieser Gestalten dienenden Naturrealität, das Gepräge einer gewissen Idealität an sich tragen muß. Ferner aber ist daran zu erinnern, daß, da auch das reale Kulturleben sich vielfach in Formen von wesentlich allgemeiner Bedeutung verwirklicht, folglich auch die Kunst, wenn sie sich dieser Formen als Motiven für ihre produktive Thätigkeit bemächtigt, nothwendig denselben allgemeinen, d. h. idealen Formcharakter annehmen muß, wenn sie nicht mit jenem Lebensinhalt und mit sich selbst in Widerspruch gerathen will.

Ein deutliches Beispiel davon gewährt die Architektur; solche Sphären, wie das allgemeine Recht, die allgemeine Volksvertretung, die allgemeine Verwaltung, die Nationalvertheidigung, der Welthandel, die Religion, die Wissenschaft u. s. f., haben nicht nur keine individuelle Bedeutung, sondern sie stehen vielmehr im Gegensatz dazu, sofern sie die individuelle Beschränktheit, den Egoismus des Einzeldaseins zum Wohle des Ganzen aufheben. Daraus folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß auch die Formen, in denen sich solche Sphären verwirklichen, allgemeiner, d. h. in gewissem Sinne abstrakter Natur (abstrakt, weil sie eben von der individuellen Beschränktheit abstrahiren) sein müssen. Bemächtigt sich daher die Architektur für ihre Zwecke derselben, d. h. baut sie Justizpalläste, Parlamentshäuser, Ministerien, Kasernen, Artillerieschulen, Gouvernementsgebäude und Kadettenhäuser, Börsen und Kaufhallen, Kirchen, Universitäten, Akademien, Bibliotheken und Museen u. s. f., so darf sie das nicht in Formen thun, welche, wie das Wohnhaus, einem partikularen Bedürfniß entsprechen, sondern in solchen, welche jenem allgemeinen Charakter des betreffenden Gebiets adäquat sind, d. h. sie muß monumental sein. Man sieht, daß hier von dem engeren Begriff des Monuments als einer specifischen Denkmalsform nicht weiter die Rede ist.

In diesem allgemeinen Sinne gehört allerdings der Begriff des Monumentalen vorzugsweise der Architektur an; dies liegt zum Theil, wie schon Aristoteles bemerkt hat, darin, daß die Architektur nicht mimetisch ist, d. h. daß sie nicht, wie die Plastik und Malerei, ihre Formen aus der Natur, als ihrem Vorbilde, entnehmen kann. Sie ist daher vorzugsweise die abstrakte Kunst und hat als solche einen vorwaltend monumentalen Charakter. Wenn man daher von einem „architektonischen Monument“ und von einem „plastischen Monument“ spricht, so hat der Ausdruck „Monument“ dort und hier eine ganz verschiedene Bedeutung, da man bei der Plastik zunächst immer an das Denkmal im engeren Sinne denken wird, bei der Architektur aber keineswegs. Der Ausdruck „Baudenkmäler“ z. B. hat lediglich den Sinn einer kunsthistorischen Urkunde schlechthin.

Indessen hat die Plastik diesen Charakter des Monumentalen in jenem allgemeinen Sinne doch erst in der modernen Kunst eingebüßt. Die antike Skulptur

Daß auch jetzt noch eine generatio aequiv
wohl allgemein wieder zugestanden; ob sie thatsä
entschleiern, bleibt der Zukunft vorbehalten. Daß
Epochen der Existenz unseres Erdkörpers Urzeug
eigentlich selbstverständlich.

Ob man nun eine früher bestandene oder
gung der lebenden Wesen annimmt; in be
schwierige Frage, aus welchen Substanzen die
sein mochten, oder noch hervorgehen.

Die Organismen selbst geben uns einen An
Frage näher rücken zu können. Ihre spezifische
lichen, zumeist hoch zusammengesetzten Kohlenstoffv
nannter organischer Substanz, die fortwährende
Stoffe zum Aufbaue der kleinsten organisirten T
organismen Brücke's, Micellen Nägeli's und E
den Gedanken, daß die Organismen aus sog. organisch
Der Urzeugung der Lebewesen dürfte mithin e
Stoffe vorangehen oder vorangegangen sein. D
ganischer Substanz aus unorganischer wäre nichts
der Stoffmetamorphose überhaupt, die sich in der u
zum Theil unter unseren Augen abspielt.

Freilich haben sich alle organischen Substanzen,
als Abkömmlinge von lebenden Wesen erwiesen; alle
gelungen ist, zahlreiche dieser organischer Körper in
es in der Pflanze geschieht, aus Kohlensäure, Was
(z. B. Harnstoff, Ameisensäure, Alizarin, Indigo, Zu
daß eine Synthese solcher Verbindungen unter gewis
der Organismen stattfindet oder stattfinden konnte.
organischen Körpern, z. B. Eiweißkörpern und den
wohl keine weite Kluft. Die Annahme, daß die Molek
frei entstandener Körper unter bestimmten Verhältniss
gehen, wie die Moleküle einer Flüssigkeit zunächst zu e
einigt sind, und daß diese Molekülgruppen selbst oder
lekülkomplex bilden, der unter Umständen sich in klei
frühere Spiel von Neuem fortsetzen; — diese Annah
dieser Annahme wäre die Entstehung des Organisi
Substanzen vorstellbar. So gedacht, bestände zwische
belebten Wesen keine Kluft.

In sehr anschaulicher Weise hat G. Tscherm
Rede einen ähnlichen Gedanken ausgeführt, indem
Materie die fortschreitende Entwicklung derselben erbl
aus Molekülen bestehen, die Flüssigkeiten, welche sich
molekülen (Molekülverbindungen) zusammenfügen, die
Eigenschaften zu schließen, einen noch komplexeren T
welche der Ballungstrieb der Materie uns schon in d

das — eine Statue beschlossen war. Die Zukunft wird, ebenso wie bei dem für Berlin projektirten Goethe-Denkmal, lehren, ob es nicht besser gewesen wäre, statt der obligaten und in den meisten Fällen unpassenden Statuenform eine Kolossalbüste mit geeigneter architektonischer Umgebung aufzustellen.

Was die Malerei betrifft, so hat bei ihr der Begriff des Monumentalen wieder eine wesentlich verschiedene Bedeutung als bei der Plastik und der Architektur. Zwar könnte man die monumentale Malerei insofern mit der monumentalen Plastik in Parallele stellen, als sie beide der Erinnerung an nationale Größe dienen, nur daß die Plastik in der Denkmalsstatue*) die persönlichen Träger dieser Größe uns vor Augen stellt, während die Malerei die großen Begebenheiten selbst, in anschaulichen Gesammtbildern, zur Darstellung bringt. Aber wenn schon hierin der Malerei ein größerer Spielraum hinsichtlich der Komposition gewährt ist, so entfernt sie sich von der Schwesterkunst noch mehr dadurch, daß sie als monumentale Malerei wesentlich Wandmalerei ist, sich also — wenn man von dem Inhalt der Darstellungen absieht — als Ornament an die Architektur anlehnt, gleichviel ob sie — wie in der Vorhalle des Museums in Berlin, an der Münchener Pinakothek und andrerorts — zur Dekoration der Außen-, oder aber zur Dekoration der Innenarchitektur verwandt wird. Formell ist sie hier Dienerin der Baukunst und hat sich als solche auf's Engste, nicht nur hinsichtlich des Styls, sondern auch hinsichtlich des Inhalts ihrer Darstellungen an dieselbe anzuschließen und ihr unterzuordnen. Aus dieser ihrer Stellung ergiebt sich auch die Richtigkeit der von mir schon in einem früheren Bericht ausgesprochenen Ansicht, daß es das Verhältniß beider Künste zu einander umkehren heiße, wenn in dem Bauplan für ein bestimmtes Gebäude, z. B. ein Museum, große Räume nur zu dem Zweck eingerichtet würden, daß daselbst Wandgemälde ausgeführt würden, vollends wenn der Inhalt der betreffenden Darstellungen nur in sehr entfernter Beziehung zu dem Zweck des Gebäudes steht. — Aber selbst wo das richtige Verhältniß (sowohl hinsichtlich der Form wie des Inhalts) beobachtet ist, würde dem Wandgemälde dennoch der Charakter echter Monumentalität mangeln, wenn ihrer Kompositionsweise jenes Gepräge einfacher Größe und idealer Strenge abgeht, das einmal die nothwendige Bedingung des Monumentalen ist. Und dieser Mangel haftet den meisten unsrer monumentalen Malereien an. Entweder greift ihre Kompositionsweise, wie in dem preisgekrönten Entwurf für die Ausmalung des Kaiserhauses zu Goslar, allzusehr in das Gebiet der äußerlichen Realhistorie hinüber, womit denn die ebenfalls und aus demselben Grunde fehlerhafte koloristische Behandlung im Zusammenhange steht, oder sie entfernen sich von der Würde und dem Ernst des Idealismus so sehr, daß sie, wie die Kaulbach'schen Wandgemälde an der Pinakothek, statt eine „Ruhmeshalle der modernen deutschen Kunst“ (was die Aufgabe war) darzustellen, zum großen Theil eine geistreiche zwar, aber immerhin gänzlich unmonumentale Satyre auf gewisse pedantische Bestrebungen der deutschen Kunst und deren Vertreter zur Anschauung bringen. Unzweifelhaft hat der Realismus, namentlich auf historischem Gebiete, und nicht minder der Humor seine volle künstlerische Berechtigung; aber beide wirken nur da ihrer Natur angemessen und folglich auch nur dann wahrhaft künst-

*) Die beliebten Kriegsdenkmäler, sowie die Grabdenkmäler haben, vom allegorischen Figurenschmuck abgesehen, einen mehr architektonischen als plastischen Charakter, ähnlich wie die römischen Triumphbogen, Obelisken u. s. f.

und Zucker, ferner Fette und Eiweißkörper. S
sich Körper aus diesen drei Gruppen vor. Nie
lose, welche ja die Haut der Zellen bildet und
zuständen der Elementarorgane im Inhalte der
ausgelebten Zellen niemals ganz fehlen. Körp
Hauptmasse der trockenen Substanz, welche die
wechsels in ihren Organen aufgehäuft hat.
chemische Stoffe auf, die aber alle in Bezug a
rücktreten.

In dem, was sie nach außen abgiebt, bi
so einheitliches Bild dar. Alle Pflanzen transpi
alle athmen, gleich den Thieren, und geben wie
die grüne Pflanze unterscheidet sich von der nicht
die Kohlensäure zerlegt und Sauerstoff nach auß
die Pflanzen schon in zwei scharf von einander u
die ersteren fortwährend Kohlensäure abgeben, i
Sauerstoff, und, so lange es die Feuchtigkeitsverh
dampf, bieten die nichtgrünen in Betreff ihrer
faltigkeit dar, namentlich jene an der untersten
nismen, welche bei Gährungen interveniren, die
ihrer Natur noch Alkohol, Milchsäure, Essigsäure,
zwar in reichlicher Menge abgeben.

Noch auffälligere Unterschiede ergeben sich,
was sie von außen aufnehmen, vergleichen. Auch
dert sich die grüne Pflanze auf das Schärfste von
grünen ergeben sich aber die Gruppen: Parasiten,
nismen und endlich die durch Darwin wieder an
Pflanzen.

Die Nahrungsmittel der grünen Pflanze
Schärfe geprüft worden. Es ist heute gewiß, daß
(oder Salpetersäure) für den Bedarf dieser Orga
stoff, Stickstoff und Sauerstoff ausreichen, daß m
Elemente auch in etwas höher zusammengesetzten V
als Harnstoff, Harnsäure, Leucin, Tyrosin, Glycoco
daß gewisse mineralische Substanzen zur Entwicklun
unbedingt nöthig sind; und seit Jahren weiß man, d
Schwefel, Phosphor, Eisen, Kalium, Kalcium und
Pflanzen erscheinen diese Mineralsalze und ebenso v
wesung im Boden. So giebt die Pflanze dem Bode
erhielt, und was — wie gering auch die Menge
wicklung nothwendig war. Worin die Bedeutung
ist vielfach noch räthselhaft, umsomehr, als diesen Mi
Aufbaue der Thierknochen vergleichbare mechanische A
vielmehr in dem chemischen Prozeß, der die lebende P
Daß der Schwefel zur Entstehung der für jede Zelle n
ist, leuchtet ein, denn er nimmt an ihrer chemischen Zus

bringen. Wenn kein monumentales Bauwerk projektirt wird, ohne daß der Plastik und der Malerei von vorn herein ein Platz darin angewiesen wird, worin sie, — in engster Beziehung zu dem Zweck des Bauwerks — ihre künstlerische Thätigkeit entfalten können (einer nachträglichen, nicht schon in der architektonischen Konstruction vorgesehenen Dekoration mit Skulptur und Malerei, wie das heute gewöhnlich ist, fehlt eben solch organischer Zusammenhang), wenn bei plastischen Denkmälern auf angemessene architektonische Umgebung geachtet würde, so würde sich durch solche innige Verbindung ein reiches und weites Feld für alle drei Künste gewinnen lassen, das den modernen Bestrebungen im Bereich der Monumentalität sicher zu Gute käme.

Max Schasler.

Musik.

(Bericht: Herausgegeben von **Emil Naumann** in Dresden.)

Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes.

Die Feinde des Da Capo.

Wenn eine Partei, welche die Freiheit in der Kunst zu vertreten vorgiebt, dahin gekommen ist, daß sie jede Meinungsäußerung, die nicht völlig mit ihrem Glaubensbekenntniß stimmt, für ketzerisch und der Ausrottung würdig erklärt, dann ist es für solche, die die Freiheit in der Kunst nicht zu Parteizwecken, sondern um ihres selbst willen lieben, an der Zeit, jenen Unfehlbaren den Spiegel vorzuhalten, in welchem sie sich als die schlimmsten Feinde aller wirklich selbständigen und unabhängigen künstlerischen Bethätigung und Ueberzeugung erkennen können.

Daß hierzu in einem Ihrer Revue gelieferten Monatsbeitrag weder Raum, noch Gelegenheit gegeben ist, leuchtet ein, und so unterlasse ich es, an dieser Stelle Zustände zu photographiren, deren Darstellung eines viel umfassenderen Rahmens bedürfen würden. Daß aber die Musik gerade das Gebiet ist, in welchem eine extreme Partei die Infallibilität für sich und die Ihrigen in Anspruch nimmt und jede von ihren Anschauungen abweichende Meinung, ohne Rücksicht auf deren Begründung, mit dem Bann belegt, soll hier nicht verhehlt werden; auch nicht, daß wir unter diesen Exaltirten, wie im politischen, konfessionellen und socialen Leben der Gegenwart, Leuten begegnen, die eine freie Meinungsäußerung und das Recht Kritik zu üben, nur sich und ihren Gesinnungsgenossen vindiciren, ein gleiches Recht bei Andern aber mit Feuer und Schwert unterdrückt wissen wollen und zwar um so fanatischer, je größer ihre Unwissenheit in den Dingen ist, um die es sich handelt.

Wenn es uns nun auch, wie schon gesagt, nicht einfallen kann, diese Gattung von Musikern und Musikfreunden oder deren Spielarten hier im Ganzen schildern zu wollen, so wird es doch den Raum eines Revue-Berichtes nicht überschreiten, wenn ich auf einige wenige unter den vielen hundert Zügen aufmerksam mache, welche uns die Don-Quixoten-Natur jener Exaltados unzweideutig kennzeichnen und die zugleich als Vorläufer einer Darstellung der Geistesphysiognomie derselben in deren Totalität, die ich einer gewandteren Feder überlasse, willkommen sein dürften. Ehe ich jedoch hiermit beginne, sei wieder einmal betont, daß ich nicht Personen, sondern Tendenzen, nicht Talente, sondern deren Irrthümer

das Quantum, welches durch die Transpiratioı
Man sieht leicht ein, daß der rasche Wechsel i
Stoffbewegung nur zu gute kommt. Der Z
Wassermengen durch die Pflanze ist aber noch
nothwendigen Mineralsalze werden von der Fein
und Zähigkeit festgehalten, daß mit dem Bodenwa
lich verdünnte Lösungen dieser Körper zugeführt
salen Wasserquanta, welche die Gewächse rasch
nöthigen Mengen dieser Stoffe noch rechtzeitig a

Dasjenige Nahrungsmittel der Pflanze,
organischen Substanz am meisten in's Gewicht fäll
natürliche kohlenstoffhaltige Nahrungsmittel der
Stoff enthält Kohlenstoff und etwa fünfzig Proze
Pflanze erzeugt, ist Kohlenstoff. Nichtsdestoweni
von Moll in Utrecht ausgeführten sehr sorgfäl
bestätigt haben, ihren ganzen Bedarf an Kohlensä
bekanntlich nur spärliche Mengen dieses Gases (0,

Die grüne Pflanze verwandelt also, im
allerdings die aufgenommenen Nahrungsmittel du
hochzusammengesetzten Endprodukte des Stoffwechse
der Verbrennung oder durch Verwesung oder du
der Thiere schließlich wieder in die Nahrungsmitt
werden; allein in gewissem Sinne durchläuft der
ständig seinen Kreislauf. Das Wasser wird von
und schließlich wieder aufgenommen. Die Nährs
Organe ein, um, kaum dem Boden wiedergegebe
Die Kohlensäure wird in diesen Pflanzen reduzirt,
stanz verwendet, welche, durch den Athmungsprozeß
ihr abermals zur Nahrung zu dienen. In bestim
tritt an den Gewächsen diese Form des Stoffkreisla
bei der Keimung und beim Blühen. Die keimen
organische Substanz, verbraucht aber einen großen
Athmung; die hierbei frei werdende Kohlensäure trit
theile wieder als Nahrungsmittel ein. Die nicht gr
auf Kosten der überkommenen Stoffe und schaffen
zu verwerthen vermögen, die aber wieder den grüner
rungsmittel zu gute kommen.

Ein echter Parasit steht im Kreislaufe des
Ernährer qualitativ in demselben Verhältnisse wie
Sprosse, der sie trägt. Die vom Wirthe einer Or
nommene Kohlensäure geht in seinen grünen Organe
Nährstoffen in organische Substanz über, welche de
Athmung wieder in Kohlensäure verwandelt.

Eine in Bezug auf ihre Ernährungsverhältnisse
Pflanzen sind die Humusbewohner. Ihre unte
verwesenden Pflanzentheilen, in humusreichem Wa

als keinen zufälligen hinzustellen, wie er ja auch einmal gelegentlich aus einer freien Fantasie hervorgehen könnte, sondern als einen, durch eine tiefbegründete künstlerische Nothwendigkeit bedingten und geforderten. In einer freien Fantasie würde Niemand genöthigt sein, an die Gegensätzlichkeit der beiden verschiedenen Themen irgendwelche weitere Consequenzen zu knüpfen, sie erschließen sich daher dort unserem musikalischen Verständniß, wenn sie auch nur ein einziges Mal an unserem Ohre vorüberziehen, da sie eben nur in dem Momente ihres Auftretens wirken sollen. In der Sonate dagegen knüpft sich gerade an ihre Gegensätzlichkeit auch alles weitere Verstehen und Genießen, da uns nur diese in den Stand setzt, die im Laufe des Tonsatzes erfolgende Steigerung der entgegengesetzten Naturen beider Themen bis zu deren stärksten Konflikt zu verfolgen und uns darüber Aufschluß zu gewähren, ob das anfänglich sich Fliehende sich endlich findet, oder in absoluter Unversöhnlichkeit auseinander weicht. Da wir nun in der Musik nicht, wie in der Malerei und Plastik, die wesentlichen Momente eines Kunstwerks mit einem einzigen Blicke zu ergreifen und festzuhalten vermögen, sondern, bei der successiven Darstellung einer Tonschöpfung immer nur einen Moment nach dem andern in uns aufnehmen können, um ihn dann erst durch die Erinnerung mit einem größeren Ganzen zu verbinden, so würde die im ersten Theil eines Sonatensatzes vor sich gehende Aufeinanderfolge seiner beiden Hauptthemen, falls sie ohne Wiederholung erfolgte, unserem Gehör und Gefühl sehr wohl als eine ganz unabsichtliche erscheinen können, wie sie uns aus Tonwerken mancher anderen Musikstyle bekannt ist. Gerade aber weil wir im ersten Theile des ersten Sonatensatzes an keinen blos vorübergehenden Erguß dieser oder jener musikalischen Stimmung denken sollen, sondern weil uns der Tondichter im Gegentheil sagen will: „Hier stelle ich Euch Liebe und Haß, Freude und Leid in ihrem noch unvermittelten Gegensatz hin,“ führt er uns die beiden Hauptthemen, welche die Dolmetscher solcher entgegengesetzten Empfindungen sind, zweimal vor, und nur also in Folge der damit zusammenhängenden Wiederholung des ersten Theiles machen sie sich unserem Gedächtniß in jenem, ihrem einander ausschließenden oder sich ergänzenden Wechselverhältniß verständlich, auf welchem alles beruht, nur so werden sie zugleich unserem Innern bis zur plastisch-musikalischen Anschaulichkeit gegenständlich. So auch nur sind wir in den Stand gesetzt, den Tonsatz in seinem ferneren künstlerischen Werdeproceß, der eben entweder in einer allmählichen Annäherung oder in einer noch tieferen gegenseitigen Entfremdung der beiden vorherrschenden Grundgedanken besteht, mit Interesse zu begleiten und unserem Gefühle zu vermitteln, denn der Tondichter hat uns ja, durch die zweimalige Nebeneinanderstellung der ihm wichtigsten Tongebilde seiner Schöpfung, ausdrücklich gesagt, daß wir auf diese unsere Aufmerksamkeit zu concentriren haben. Sie sind uns daher bei ihrem Wiedererscheinen keine Fremdlinge mehr und wir vermögen ihnen, selbst auf den verschlungensten Pfaden, die sie späterhin beschreiten sollten, mit unserer vollen Theilnahme zu folgen.

Da es hiernach klar sein dürfte, daß eine Weglassung des Da Capo sich ebensowohl als ein roher Eingriff in den Geisteszusammenhang, wie in die der Kunstform der Sonate eigenen schönen Proportionen erweist, welche Letztere derselbe sämmtlich aufhebt und verschiebt, so muß ein derartiges Beginnen als ein gewaltiges Stück Zopf in unserem modernen Musiktreiben bezeichnet werden, das als ein solches, nämlich in seiner Sinnwidrigkeit und Häßlichkeit, nicht nur jedem

image
not
available

weise Absicht von Grund aus, sondern man erzielt durch eine solche Verstümmlung des ersten Theils auch den weiteren Mißstand, daß der zweite Theil nunmehr übermäßig ausgedehnte Dimensionen seinem Vorgänger gegenüber einzunehmen beginnt, Proportionen, welche alle ursprünglich so schönen Verhältnisse verschieben und auf diese Weise den ganzen majestätischen Aufbau des herrlichen Satzes auf den Kopf zu stellen scheinen.

Als ich, bei einem Besuche des nun schon von uns geschiedenen Moriz Hauptmann in Leipzig, diesem größten Humoristen unter den ersten Tonkünstlern unseres Jahrhunderts, über den eingerissenen Unfug der geschilderten Art zu klagen begann, meinte derselbe mit heiterstem Behagen: „Wunderbare Käuze, diese modernen musikalischen Himmelsstürmer! Es hat es doch noch Niemand langweilig gefunden, oder als veraltete Tradition und überwundenen Standpunkt bekämpft, daß der Schöpfer aller Dinge den links von der Nase des menschlichen Antlitzes gebildeten ersten Theil, rechts von der Nase ohne jede Variante wiederholt. Auch die Bildhauer und Maler haben sich über dieses ihnen von der Natur vorgeschriebene Da Capo, das sich überdies auch noch auf zwei Beine, zwei Arme und Schultern 2c. erstreckt, niemals beklagt. Ebensowenig die Betrachter eines Zeuskopfes von Otricoli, oder einer Madonna Sixtina und ihres göttlichen Kindes. Selbst die Poeten hat es bis heute weder betrübt, noch in Wuth versetzt, daß im Sonett die vierzeilige und die dreizeilige Strophe eine Wiederholung erleiden. Aber die Musiker sind nun einmal reizbare, nervöse Gesellen, die, wenn es ihnen gerade an einem zu zerhackenden Kollegen fehlt, ihr Müthchen an der Kunstform, oder an Gott weiß was sonst, kühlen müssen!“

Daß diesem Scherz ein tiefer Sinn innewohnt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie ein voll uns zugewandtes Antlitz erst der ganze Mensch ist, während einem Profil, so schön dasselbe sein mag, der Totaleindruck mangelt, so verwandelt sich auch die musikalische Silhouette der beiden Hauptthemen des Sonatensatzes erst bei deren Wiederholung in eine Totalansicht beider. Wie leichtsinnig es unter diesen Umständen ist, wenn (wie dies leider auch von tüchtigen Künstlern mitunter geschieht) das Da Capo des klassischen Sonaten-Allegro's unter dem Vorwande weggelassen wird, daß das Konzert sonst zu lange dauere und das Publikum nicht früh genug nach Hause gelange, wird Jedermann ersichtlich. Man verschone uns wenigstens in der Kunst mit der Eisenbahneile und der oberflächlichen, an nichts mehr zu haften vermögenden Unruhe, die unser Zeitalter nach so vielen Seiten hin ergriffen hat.

Anders liegen die Verhältnisse den Tondichtern der Gegenwart gegenüber. Diesen muß es selbstverständlich anheimgestellt bleiben, ob sie in ihren dem Sonatenstyl angehörenden Tonsätzen das Da Capo beibehalten oder wegfallen lassen wollen; d. h. ob sie das Allegro der Sonate, der Sinfonie, des Streichquartetts und der übrigen Kammermusik, dessen Aufbau die Gegenüberstellung von Gegensätzen und deren endliche Versöhnung als ideelle Basis dient, in klassischer Reinheit oder in deren Trübung verwirklichen wollen. Wir dürfen überdies nicht vergessen, daß Beethoven, durch Erweiterung des Sonatensatzes mittelst der demselben an seinem Ende organisch angefügten großen Coda, unseren Modernen eine Art von Milderungsgrund für das Unrecht der Weglassung des Da Capo an die Hand gegeben hat. Denn selbst wenn die Wiederholung des ersten Theiles in solchen,

muthet, die Phosphate des Fleisches sind, weld
kommen. Ihren Kohlenstoffbedarf müssen sie a
dies in derselben Weise, wie die übrigen grün
Kohlenstoffes ist mithin in ihnen derselbe, wie bei
Es läßt dies schon ihr Habitus vermuthen. Ihre
ja sowohl zur Aufnahme als zur Assimilation der
entwickelt, während ihr Wurzelsystem, welches der
und neben Wasser dem Stickstoff in Form von
Salzen zugeführt wird, nur wenig ausgebildet ist.

Der Lauf des Stickstoffs durch die insekt
deshalb ein ganz anderes Bild als bei allen and
moniak oder die salpetersauren Salze des Bodens
Pflanze ein und werden schließlich unter Aufnah
körper umgewandelt. Letztere treten durch den thi
Thier ein und erfahren eine Umwandlung in and
nun entweder nach einfacher Löslichmachung oder
nismen bis zu einem gewissen Grade zerlegt wu
Pflanzen aufgenommen. Erst der Verwesungsproze
stanzen der insectenfressenden Pflanzen wieder in d
moniak- und salpetersauren Salze zurück, welche nun
der grünen Pflanze geworden sind.

Bildende Kunst

(Bericht: Herausgegeben von F. Reber in München und

Die monumentalen Bestrebungen in d

Wenn ich aus der Betrachtung gewisser ab
der Kunst der Gegenwart Veranlassung nehme, n
Wesen des Monumentalen und namentlich über sei
Bedürfniß des modernen Kulturlebens auszusprech
Beseitigung eines etwaigen Mißverständnisses — d
der Ausdruck „monumental" hiebei im weitesten Sin
sich zwar seiner Wortbedeutung nach (von „Mo
idealisirende Behandlung der Denkmalsform; denn
ein architektonisches oder ein plastisches Monument
allgemeinen Bedeutsamkeit und, selbst wenn es sic
ein bestimmtes Individuum handelt, in seinem ü
reichenden Formcharakter nothwendig das Gepräg
geistigen Erhabenheit, kurz einer Idealität, welche
und allzukonkrete Individualisirung als einen Feh
tadelndem Sinne als „genrehaft" zu bezeichnen pf

Die Bedeutung eines idealistischen Formch
in dem Zweck sowohl wie in dem Wesen des Den
aber auch auf Gebiete übertragen, welche zwar mi

Quartettspielern **Joseph Haydn**, bei dem, ebenso wie die Tonfarbe und thematische Melodie, auch die Dynamik, die Vertheilung von Schatten und Licht, sowie alles, was mit dem Vortrag zusammenhängt, groß, einfach und schlicht gehalten ist, mit soviel kleinlichem Aufputz falscher Sentimentalität und mit einer solchen Anzahl vom Tondichter nicht gewollter Pianissimos, Fortissimos, Crescendos, Diminuendos und Sforzandos ausführen hören, daß sich der große Altmeister, der ganz Natur und unverfälschtes Gefühl ist, über diese seine Veräucherung und Besprengung mit Parfüms und Patchuli, wenn er sie hätte ahnen können, im Grabe herumgedreht haben würde. Seine Interpretatoren wollten den herrlichen Alten hierdurch offenbar salonsfähiger machen, als er und seine jugendfrische Ursprünglichkeit ihrem, von der Blässe der Reflexion und des Weltschmerzes angekränkelten Gefühl erscheinen mochte. — Auch die Verhetzung oder Verschleppung der **Tempi** bei Haydn, Mozart und vielfach auch bei Beethoven — nämlich die Steigerung des Allegros zum jagenden Presto und die Verlangsamung des Andante sostenuto bis zum schleppenden Adagio oder Largo — sind Symptome der hierher gehörigen Art und abermalige Belege für den Glauben unserer Romantiker, daß sie unsere Altmeister der modernen Welt erst wieder mundrecht zu machen hätten. Jedes Wirken und Streben aber, das aus einem tiefen Irrthum oder einem falschen Prinzip hervorwächst, gehört, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, zu den Kennzeichen eines eingetretenen Zopfzeitalters.

Die geschilderte Verballhornisirung des **Vortrags** unserer Altmeister ist daher ebensowohl Zopf, als das Kreuzschlagen unserer Fortschrittler vor dem Da Capo im Sonaten-Allegro. Haydn, Mozart und Beethoven haben wahrlich nicht nöthig, ihr ästhetisches Gefühl durch die nachträgliche Weisheit einiger Apostel unter den Neu-Romantikern **rectificiren** zu lassen, ganz abgesehen davon, daß es, wie wir erfahren haben, sowohl mit den Stylgesetzen, wie mit den Prinzipien, auf denen die Sonatenform ruht, streitet, den ersten Theil nicht zu wiederholen. Wer sich bezüglich einer solchen Unterlassungssünde auf einige unter den letzten Arbeiten Beethoven's beruft, zeigt damit nur, wie unzureichend er selber über das eigentliche Wesen der Musik nachgedacht, oder sich in das Studium der Form dieser Kunst vertieft hat, die, weil sie ihre Schöpfungen nur in einer bestimmten Zeitfolge zu entwickeln vermag und dieselben nicht, wie die **bildenden** Künste, mit einem einzigen Blick erfaßbar in den **Raum** hinstellt, anderer und häufigerer Momente der Uebersichtlichkeit bedarf, wie jene. Davon wissen aber viele unserer Neuerer entweder überhaupt nichts, oder die Trauben sind nur darum sauer, weil sie ihnen zu hoch hängen, d. h. der in sich geschlossene und abgerundete Tonsatz wird nur darum für abgethan erklärt, weil sie mit ihm nicht fertig geworden sind; darum behandeln sie thematische Erfindung und Durchführung von oben herab oder glauben die Gesetze der klassischen Kunstform nach Belieben umwandeln zu dürfen. Das Schwierige bei Seite werfen, ist freilich bequemer, als es beherrschen lernen. Es kann uns daher kaum noch in Erstaunen versetzen, daß ihnen auch jede gründliche Kenntniß der Musikgeschichte und des Geistes der kulturgeschichtlichen Epoche mangelt, aus welchen die verschiedenen Style und Formen der Tonkunst, mit einer von Innen treibenden Nöthigung im Laufe von Jahrhunderten hervorgegangen sind. Hätten sie hiervon nur den leisesten Begriff, so würden sie einsehen, wie lächerlich es wirkt, wenn sie das, was organisch gewachsen und geworden ist und sich als

war, auch in ihren Denkmalsstatuen, wesentlich
dieser Darstellungen, die Götter, Heroen, Athle
deutung besaßen. Außerdem gewährte, selbst w
stimmter Personen, z. B. berühmter Redner, Phil
das freie hellenische Kostüm mit seinem wechselvol
von vorn herein die Möglichkeit, der statuarischen
Größe und idealer Erhabenheit zu verleihen. In
aber eben der monumentale Charakter.

Unsere heutige Plastik ist in dieser Beziehu
nur fehlen ihr jene allgemeinen Idealmotive gän
Bedürfniß zu solcher Art Gestaltungen fühlt, ge
althellenischen Mythologie zu machen — was im
duktiven Kunst führt, — sondern es erwächst ihr a
statuen handelt, aus der Alternative, entweder das
oder aber ebenfalls wieder zur Vergangenheit, näm
Gewandung zu greifen, eine Schwierigkeit, die
überwinden ist. Denn wenn das Zeitkostüm sic
welche von der Monumentalität gefordert wird, wider
Gewandung in noch höherem Grade den Forderung
und wenn gar Beides — wie dies häufig genug
bunden wird, d. h. wenn der Künstler zwar das Z
selbe zugleich möglichst durch den idealen Faltenw
verdecken sucht, so tritt meistens der innere Widersp
im besten Falle ist es ein ärmlicher Nothbehelf,
einfachen und edeln Größe, worin schon Winkelm
Schönheit setzte, zur Anschauung zu bringen verm
dieser und anderer Uebelstände — z. B. daß die m
mäler ganz isolirt auf geräuschvollen Plätzen inmitten
stehen, wodurch die für eine pietätsvolle Betrachtun
unmöglich gemacht wird — endlich von dieser ga
Abstand nehmen und dafür, besonders wenn es sic
schaft, einen Dichter, kurz um einen Heros des Gede
womöglich in Verbindung mit architektonischer Ornam
weil dabei das Kostüm in Wegfall kommt — unte
als das Standbild und jedenfalls viel leichter in ed
werden kann.

Es scheint übrigens, als ob unter den Künst
dieser Uebelstände Platz greife; wenigstens deutet
einer unserer genialsten Bildhauer, Reinhold Be
eröffneten Konkurrenz für das Alexander v. Humb
Bestimmung des Programms zuwider, nicht eine
Konkurrenzausstellung gesandt hat; offenbar in de
den körperlich kleinen und schwächlichen Mann, noch d
Statue von der weltumfassenden Bedeutung dieses
eine Vorstellung zu geben vermöge. Allerdings hat
des genialen Werks, dasselbe abgelehnt, weil einm

die Bedürfnisse und Leiden der heutigen Menschheit Platz gemacht. Unsere Dichter haben sich der romantischen Träume völlig entschlagen, und ihre Augen sind hellen Blickes den oft harten und strengen Anforderungen des wachen Tages zugewandt.

Auf keinem poetischen Gebiete zeigt sich diese Erscheinung deutlicher, als auf novellistischem Felde. Statt der abenteuerlichen Erfindungen der Romantiker, sucht die moderne Novelle, so gut wie der moderne Roman, den Menschen der Gegenwart in der ihm eigenthümlichen Kultursphäre auf. Sie schildert ihn gleichsam als das nothwendig so oder so gewordene Naturprodukt des Bodens, auf welchem er entsprungen, der Umgebung, in welcher er aufgewachsen ist, der politischen, religiösen und socialen Einflüsse, die seine Entwicklung gehemmt oder gefördert haben. Das Kulturgeschichtliche bildet den festen Hintergrund der Erzählung, die Lokalfarbe leuchtet vor, treueste Lebenswahrheit der Gestalten und Charaktere wird angestrebt. Ein demokratischer Zug geht durch diese ganze neuere Literatur. Nicht mehr der geistig bevorzugte oder durch Standesprivilegien begünstigte Ausnahmemensch, nicht mehr der Dichter und Maler, wie ihn Tieck und Eichendorff, nicht mehr das unbefriedigte, vornehm blasirte Adelsherz, wie es die Gräfin Hahn-Hahn oder A. von Sternberg mit Vorliebe geschildert, nehmen das Interesse unserer Schriftsteller und ihrer Leser in Anspruch, sondern der arbeitsame, kämpfende, duldende Mann aus dem Volke, der Bürger und Bauer mit seinem alltäglichen Thun und Treiben, mit seinem minder raffinirten, klarer durchsichtigen Geistes- und Gemüthsleben, dem es gleichwohl nicht an tief ergreifenden, echt tragischen Konflikten fehlt. Hierin vor Allem liegt die große Bedeutung der Dorfgeschichte und all' jener Novellen, welche das Leben einzelner Stände und Schichten der Gesellschaft mit daguerreotypischer Detailtreue behandeln. Den Anfang dazu machte Immermann mit seiner trefflichen Schilderung des westfälischen Bauernlebens in der Oberhof-Episode seines „Münchhausen“. Ihm folgten im Laufe der nächsten Jahrzehnte Auerbach mit seinen schwarzwälder, Rank mit seinen böhmischen, Gotthelf und Keller mit schweizerischen, Weill und Erckmann-Chatrian mit elsässer, Silberstein und Rosegger mit österreichischen, Blicher und Goldschmidt mit jütländischen, Björnstjerne Björnson mit norwegischen Dorfgeschichten, Melchior Meyr und A. Oppermann mit Erzählungen aus dem Ries und dem Bregenzer Walde, und Reuter, Groth, Mähl 2c. mit ihren klassischen Darstellungen norddeutschen Bauernlebens, denen sich Leopold Kompert's und A. Bernstein's Novellen aus dem jüdischen Volksleben anschlossen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß von diesen Schriftstellern ein Volksstamm nach dem andern, eine Schicht der Gesellschaft nach der andern in ihrer originellen Eigenthümlichkeit entdeckt und als neuer Stoff für die Literatur gewonnen ward.

Zu diesen Pflegern der kulturgeschichtlichen Novelle der Gegenwart, die der Alltagswirklichkeit des Lebens den künstlerischen Spiegel vorhält, gesellt sich als das jüngste, höchst bedeutsame Talent der Galizier Karl Emil Franzos mit seinen „Juden von Barnow“, seinen Kulturbildern „Aus Halb-Asien“ und deren neuester Folge „Vom Don zur Donau“. Er erschließt uns in genialer Anschaulichkeit zum ersten Mal die vertraute Bekanntschaft mit der seltsam gemischten Bevölkerung des österreichischen Karpathenlandes und der benachbarten halbbarbarischen Länder, die unter russischer, rumänischer und türkischer Herrschaft stehen. „Halb-Asien“ nennt er jene Länder, weil ihm diese Bezeichnung die eigenthümlichen Kulturverhältnisse

lerisch, wenn sie am richtigen Orte und in der
im Staffeleigemälde oder in der Illustration.
selbständiges, in keiner Beziehung zu einem an
und dem es folglich zu dienen bestimmt ist, st
ihm sowohl in Bezug auf Wahl der Motive,
und endlich auch in Bezug auf Technik (denn d
verbunden) nicht die engbegrenzten Verpflichtung

Die unleugbare Thatsache, daß es heutzu
plastik wie mit der Monumentalmalerei so übel
der Frage, worin der Grund davon zu suchen
fehlt es uns ja nicht, wohl aber an den kultur
die einer monumentalen Auffassungsweise in ung
Motive. Unsere heutige Kultur ist nicht nur nach
in allen seinen mannigfaltigen Sphären, sondern a
lichen Forschung hin vorherrschend realistischer
braucht nur an das entschiedene Dominiren der F
wachsende Bedeutung, welche — namentlich im B
Religion (um sogleich die abstraktesten, oder, wer
nennen) — die Naturwissenschaften sich erober
Kulturleben wesentlich bestimmende realistische Ten
auf die Kunst, namentlich hinsichtlich der Motivge
Cornelius, den bedeutendsten Repräsentanten des
Malerei, durch den Romanticismus der altdüsseldo
Gegenwart läßt sich eine allmähliche Zunahme des
das Genre, die Landschaft, das Thierstück und d
historische und religiöse Malerei überwuchern und
besiegt haben, ist nur die naturgemäße Folge jen
des öffentlichen Lebens.

Es ist nun die Frage, ob es nicht ein Mi
von dem völligen Untergange zu retten. Von ein
sie die „Verbindung für historische Kunst" zwar i
verständlicher Weise anstrebt, dürfte in dieser Richtu
sein, wie von einer regelmäßigen Staatsunterstützu
und zufällige Gelegenheiten benutzen kann; alles
Treibhausexperimente. Wenn ein Remedium nicht
dem inneren Wesen der modernen Kunst geschöpft
einer monumentalen Kunst der Gegenwart meiner
Frage der Zeit. Aber es giebt doch vielleicht ei
aufzuhalten. Wenn man erwägt, daß die Haup
und zwar gilt dies von der Architektur nicht n
Malerei — in dem Mangel eines eigentlichen ori
sich auf eine mehr oder minder geschickte Verwe
geschöpften Stylformen beschränken und damit ein
bekunden, so möchte eine Besserung nach dieser S
sein, daß man den Versuch macht, die bisherige J
sie, soweit von Monumentalität die Rede ist, grunds

Aristokratie, in Südrußland hingegen der Erhaltungskampf der Polen gegen das Ausrottungssystem der Regierung, in Rumänien wiederum ein Lebenskampf der Juden gegen die Roheit der slavisch-romanischen Bevölkerung. Solche Kämpfe sind naturgemäß von tief tragischer Natur; dennoch hat der Verfasser sie nicht mit einem schwarz-galligen Pessimismus dargestellt. Im Gegentheil, er ist redlich bemüht, in diesem Ringen der Kultur mit den Mächten der Finsterniß die vereinzelten Lichtpunkte zu erspähen, welche den endlichen Sieg der Humanität über Gewalt und Roheit in Aussicht stellen, und die Wege anzudeuten, auf denen sich ein Ausgang aus diesem fahlen Zwielicht gewinnen läßt.

Franzos begann seine schriftstellerische Laufbahn mit der Novellensammlung „Die Juden von Barnow", wenngleich dieselbe durch zufällige Umstände einige Monate später, als die Kulturbilder „Aus Halb-Asien", veröffentlicht ward. Diese ergreifenden Schilderungen aus dem Ghetto einer kleinen podolischen Stadt finden ihre Ergänzung durch zahlreiche Novellen in den nachfolgenden Werken des Verfassers, und geben in ihrer Gesammtheit ein nach allen Seiten hin vollständiges Bild der unglaublich niedrigen Kulturstufe, auf welcher nicht allein die jüdische, sondern auch die christliche Bevölkerung dieser Gegenden steht. Bei allem Mitgefühl für die Unterdrückten verhehlt der Verfasser nicht ihre Schwächen, ihr starres Festhalten an mittelalterlich finsteren religiösen Satzungen, ihre Renitenz gegen das Eindringen deutscher Bildung; aber indem er die Ursachen dieser Zustände aufdeckt, weist er zugleich nach, daß es nicht die Schuld der polnischen Juden ist, wenn sie auf einer anderen Kulturstufe verharren, als ihre glücklicher situirten Glaubensgenossen in England, Deutschland und Frankreich. Der staatsmännisch weise Ausspruch, welcher, seit Franzos ihn zum ersten Male hinwarf, fast zum geflügelten Wort geworden ist: „Jedes Land hat die Juden, die es verdient", könnte als Motto für die Mehrzahl dieser Erzählungen dienen, die ebenso belehrend wie unterhaltend sind. Allerdings verfolgen sie, neben dem rein künstlerischen, auch einen Tendenzzweck: sie wollen durch Beleuchtung der schreienden Mißstände ihr Theil zur Beseitigung derselben beitragen — aber es begegnet dem Verfasser doch nur selten, daß er über seinen humanitären Bestrebungen die Aufgabe des Dichters, des Artisten vergißt. Gleich den meisten modernen Schriftstellern, ist er Realist auch in ästhetischer Hinsicht; aber sein Auge hat den Blick eines Malers für die geheimsten landschaftlichen Reize selbst der ödesten Haidegegend, und es webt über seinen Schilderungen oftmals ein Duft magischer Schönheit und Poesie, wie er nur den tiefsten Tiefen eines lyrisch besaiteten Gemüths zu entsteigen pflegt. Man höre z. B. den Eingang der tragischen Geschichte vom wilden Starosten und der schönen Jütta, welche die Juden aus fanatischem Glaubenseifer bei Nacht und Nebel dem jungen polnischen Edelmann rauben, der die Geliebte, nach freiwillig erfolgtem Religionswechsel derselben, zu seiner Gemahlin erheben will: „Es ist ein trauriges Land, das Land Podolien; auch der Frühling kommt spät in die große Ebene. Aber weil er ein rechter fröhlicher Tröster ist, so verklärt und überglänzt er dann auch vor Allem, was seines Trostes am meisten bedürftig ist: die öde, braune Haide, welche nun des weißen, glitzernden Wintermantels beraubt ist und wieder vor Gott in ihrer entsetzlichen Leere liegt — „wie eine Bettlerhand". Er aber löst ihr die Lappen des alten Gewandes von den Schultern und umhüllt sie mit jungem Grün und Haideblumen und erheitert ihre Armuth durch bunte Falter und Lerchensang

angreife; eine Art der Debatte, von der, wie im
Vertreter extremer Anschauungen so wenig wisser
Gefechtsweise fast ausschließlich in einer Herbeiziehu
Herabsetzungen und Verdächtigungen des Chara
besteht, die sie sich, in weiterer Consequenz eine
Weise zurecht machen müssen, wie sie sie brauch
sie bearbeiten wollen, zu wirken. Ist ein solches
wackeren Ritter ohne Furcht und Tadel dem Rozi
legen die Lanze ihres Vorurtheils ein und machen,
auf eine gläubige Menge berechneten Schlagwort
den Garaus.

Mit einer solchen blinden Wuth in der V
vollkommen ähnliche Verirrungen unserer Fanatiker
überein. Als eine der vornehmsten darunter führ
durch welches die Adepten der Partei die Wiederho
legro eines Sonaten- oder Sinfoniensatzes vervehmt
sich an den Umstand, daß Beethoven, der in
Wiederholung des ersten Theiles im Allegro ausdr
nahmsweise in seiner letzten Sinfonie unterläßt. D
eine Abschüttelung der Traditionen einer veralteten
aller derer, die an dergleichen noch festhalten. Hä
musikalischen Literatur umgesehen, so würden sie be
einer viel früheren Zeit, Werke in denen noch nich
zu spüren ist, Allegrosätze aufweisen, die keine Wie
besitzen. Dazu gehören z. B. Beethoven's in seiner F
Op. 30 für Geige und Klavier, oder Mozart's schon
Op. 7., die an Tiefe und Bedeutung weder mit de
fonien, noch mit seiner Esdur-, Gmoll- und Jupiter
stände nun wirklich in Beethoven's Auslassung des
Da Capo einer seiner bahnbrechenden Fortschritte, s
sondern schon jenem Jugendwerke des Meisters, j
vielmehr Mozart's kleiner D-durfinfonie das Verd
meintlich veralteten Traditionen befreit zu haben.
uns noch eine ganze Reihe ähnlicher Fälle darbiet
schon ad absurdum, nicht weniger die letzte aller
jenige in C-moll, Op. 111, und sein Streichquarte
Werke, obwohl sie derselben Zeit angehören wie
ein durch das Wiederholungszeichen ausdrücklich vorg
Theiles ihres Allegro's besitzen. Noch überzeugende
welchem die Kunstform der Sonate ruht, mit wel
es in der Verurtheilung jenes Da Capo zu thun h
tention nach stellt der klassische Sonatensatz zwei gl
ander gegenüber, und zwar zwei Themen, die eben
und ihrer melodischen, rhythmischen und harmonis
trastiren, wie sie sich, gerade in Folge dieses
gänzen. Die Aufgabe des Tondichters besteht nun

C. Feuilleton.

Wie pflegt und schützt man das Kind in seinen ersten Lebensjahren?

Von

Prof. C. Hennig in Leipzig.

„Von Vater und von Mutter sanft umfangen
„Die Händchen in dem Lockenkopf der Schwester
„Siehst Du es schlummern . . .“

Die Antwort auf obige Frage scheint leicht und fällt auch in ihrer Ausführung Manchen gar leicht; ihre Kinder wachsen ihnen fast spielend zu und sind immer gesund, frisch und heiter, wie sie es sein sollen — Andere sinnen und quälen sich Tag und Nächte hindurch über die Aufgabe ab, wie sie ihre Sprößlinge heranfbringen mögen, und erziehen doch häufig schwächliche und kranke Pflanzen. Diese in allen Städten sich wiederholende Erfahrung giebt zu denken und soll, wenn auch schon viel durchgesprochen, noch einmal erwogen werden.

Die Kinderwelt wird gern mit einem Blumengarten verglichen. Was liegt auch näher als solch ein Vergleich? Gesäet sind die menschlichen Sprößlinge; gesäet oder gepflanzt die uns erquickenden Blumen und Fruchtbäume. Die in den Kindern uns heranwachsende Pflanzschule, welche sich in den reiferen Kinderjahren aus dem Blüthenteppiche mehr in eine grünende Baumschule verwandelt, fordert nicht allein unser Staunen heraus als eine unendlich fort sich erneuernde Schöpfung gleich den lieblichen Kindern des Frühlings in Flur und Hain: sie erhebt auch in ihrer Ursprünglichkeit, Unbescholtenheit und Anmuth unser Herz und ergänzt das alternde Gemüth derer, welche sich mit den Kindern näher abgeben, zu ihnen selbstlos herablassen; endlich gebiert die Unbehülflichkeit des schwachen Säuglings, des noch dem Thiere gleich am Boden dahinkletternden, aber schon sein Köpfchen erhebenden jungen Menschen zwei neue fruchtverheißende Seelenblüthen: Liebe und Zärtlichkeit. Während aber den Eltern die Liebe zu ihren eigenen Kindern mit selben geboren wird: erwächst aus der Menschenliebe, dem Prüfstein aller Religionen, die besondere Liebe zur Jugend, nämlich auch zu den fremden Kindern, in deren Augen sich unsre allgemeine Herkunft spiegelt und auf die Erwachsenen erwärmend zurückstrahlt.

Die Wildlinge sprossen am kräftigsten ungebunden auf, sind aber einer Veredelung und Verpflanzung, überhaupt einer gewissen Zucht zugänglich — aber es läßt sich an den Pflanzen wie an den Menschen zu viel ziehen, verziehen, künsteln — körperlich und ethisch überfüttern, ästhetisch überfeinern; ja manche Senker verhungern und verkümmern bei scheinbar bester Kost und Pflege.

Welche Bedingungen nun bringen und erhalten uns gesunde, schöne, gute und einst brauchbare Kinder?

Musiker, sondern auch jedem Musikfreunde ent doch auch dieser moderne Zopf, gleich seinen einem, durch falsches Kunstprinzip hervorgerufene So verstieg sich Hogarth (dem gewiß Nieman demungeachtet zu der, seitdem als ästhetischer Ir die Wellen- oder Schlangenlinie schöner sei, als linie, welche er, im Vergleich mit jenen, für h Wellenlinie an den Formen des menschlichen mit Einschränkung) schön zu nennen, weßha einem gewissen Punkte hin berechtigt erscheint; so stände, Künste und Style angewandt werden Landschaftsmalerei, auf Bilder mit vielen Perso die Architektur, führt sie zu den größten Verz Daher die Schnecken, Schnörkel und Zwiebelkup kunst oder die gewundenen, geschraubten und ge der Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts bis zur allem die Auflösung alles organischen Zusammenh werke, oder der aus vielen Figuren bestehenden jenes Zeitalters.

Wenn nun Hogarth's Prinzip, auf die bild angewandt, sinnlos erscheint, so würde es nicht musikalischerseits eine Forderung, die in ihrer Be Drama in gewissen Momenten einen Schein von die Forderung nämlich, hier nicht überall die ge zu ihrem Austrag zu bringen, sondern da, wo es matischen Handlung erheischt, mit ihnen zu breche musik gegenüber zur Geltung bringen wollte, de sichtlichkeit, deren gesammter gedanklicher und orga Existenzberechtigung lediglich auf der Entwicklung Gesetzen der Proportion, Symmetrie und künstleris formen beruht.

Man muß es selbst erlebt haben, wohin ei Sonaten- und Sinfoniestyls, wie sie in der Aus Allegro's vorliegt, zu führen vermag! Ein Dirige weder prüfen noch denken, sondern, nach Art der wenige Wortführer geleiteten Menge, nur blind n spruch und unter Mißbrauch der Worte „Fortsc wird, ließ den ersten Theil des Allegro's von B wiederholen. Nun hat aber der Tondichter gerad zweite Theil dieses Satzes eine ungewöhnlich beiden Hauptthemen daher dem Gedächtniß un werden müssen, falls wir die aus ihrem Schoos an ihr Ende mit Verständniß verfolgen wolle anfänglich einander Auge in Auge gegenübergestellt ersten Theil jenes Allegro's so kurz und knapp wi nun auch hier das Da Capo gestrichen, so zerst

noch, nachdem er längst das Ei verlassen, zum Unterschied vom erwachsenen Menschen regeren Blutumlauf beibehält und das ganze Leben hindurch wärmer als das Säugethier bleibt. Obgleich nun des Kindes Pulsschläge rascher erfolgen als die des Erwachsenen, so sinkt doch bald nach der Geburt die Körperwärme des Kindes bis nahe zur späteren Grenze, zeitweise sogar unter diese herab, namentlich, wenn der Wärmeverlust, welcher an der frei abdunstenden Haut um so lebhafter eintritt, je feuchter die Haut und je kälter oder luftbewegter die Umgebung des Kindes ist, nicht durch Verhüllung der Haut oder durch neue Wärmezufuhr ersetzt wird. In warmen Klimaten, in sonnenbestrahlten Räumen wird daher der Säugling kaum eine Bedeckung und nur in der Nacht einen geschützten Raum bedürfen. Die erste Verkühlung, während die Haut des eben geborenen Kindes abdunstet, ist sogar ein wesentliches und erwünschtes Mittel, das Athmen gründlich und dauerhaft anzuregen, oder wenigstens zu unterstützen.

Frühgeborene und schwächliche, blutarme Kinder bedürfen dichtere, wärmere Bedeckung und im Winter sogar künstliche Wärme. Die natürlichste, gleichmäßigste Erwärmung findet der Säugling an der Seite seiner Mutter. Manche fabeln von Müttern, die ihre Kinder durch die eigene Last während des Schlafes erdrückt haben. Eine wahre, liebevolle Mutter wird sich vorsehen, daß Mund und Nase des Kindes nicht ihrem eigenen Körper anliegen oder durch ein Bett oder Zeugstück verdeckt und verstopft seien; nie wird eine solche Mutter ihr Kind fahrlässig tödten. Miethlingen und rohen, im Gemüth gestörten (von ihren Liebhabern verlassenen) Müttern wird man allerdings ebenso wie den Kranken und den Geistesschwachen das Neugeborene entfernt lagern müssen. —

Also nur, wenn Säuglinge nicht das mütterliche Lager theilen dürfen und an sehr kalten Tagen giebt man ihnen zur Seite und zu den Füßen eingehüllte Wärmflaschen oder mäßig erhitzte Steine. Obgleich der Säugling und auch noch das ältere Kind 2—1 Grad höhere Eigenwärme besitzt, als der Erwachsene, so ist doch des Kindes Vermögen, den durch Strahlung vor sich gehenden stetigen Wärmeabgaben an seine Umgebung Ersatz zu bringen, um so geringer, je weniger es kräftig athmet und sich bewegt. Die willkürlichen Bewegungen, in den ersten Lebenswochen noch durch unbewußte und zwecklose ersetzt, tragen nebst der Ernährung und Athmung zum Wärmeersatze bei, erfolgen aber, weil der Säugling leicht ermüdet und viel Schlaf bedarf, nicht genügend und anhaltend, um den kleinen Körper auch bis in den Nachtschlaf hinein zu heizen. Demnach wird der Säugling je nach Klima und Jahreszeit eine einfache bis doppelte Hülle für den ganzen Körper mit Ausnahme der Arme und des Kopfes bedürfen und ein mäßig weiches Lager, dessen Fußende sich in kalten Nächten ein Stück über den Leib des Kindes heraufschlagen und in dieser Gestalt lose um das Kind befestigen läßt. Außerdem kann der Säugling eine äußere Luftwärme unter 10° R. nur in späteren Lebensmonaten längere Zeit ertragen, ohne starr und steif, ja krank zu werden: erheischt also eine Zimmerwärme von 16—15, Nachts 14° R.

3. **Licht.** Pflanzen, welche man in einem dunklen Raum erzieht, werden und bleiben bleich; statt des Grüns der Blätter und des Farbenschmelzes der Blüthen giebt es nur Weiß und kränkliches Gelb. Steckt man Bohnen in einen Erdnapf und läßt diesen in einem Keller mit kleinem Oberlichte stehn, so gehen die Samenkörner zwar auf und entwickeln lange Ranken; aber diese Ranken klettern schleunig mit schwanken Stengeln zum Lichtloch empor und erhalten erst hier an ihren Kronen einen Anflug saftigen Grüns. Die Sonnenblume wendet ihr Angesicht der Tageskönigin zu und verfolgt sie bis zum Scheiden am Abend.

Obgleich dies fast Jedermann weiß, läßt man doch noch Familien in Kellern und Alkoven ohne Fenster wohnen.

Bisweilen tritt der Arzt in ein Gemach mit dicht zugezogenen Vorhängen. Der un-

nach dem Vorgange Beethoven's erweiterten Sä
begegnen wir doch, wie im älteren Sonatensatz
beider Hauptthemen, da ja ein solches auch in
und für das fortfallende Da Capo des ersten T
Demungeachtet thäten auch unsere neuesten Si
Beethoven in allen seinen Sinfonien, mit Ausne
ihm erfundenen großen Coda gethan, die Sonc
nischen Aufbau an uns vorüberführten. Lieferten
nicht zu verachtenden Beweis, da diejenigen der
beiten von Brahms, Bruch, Raff, Rubin
mann, die den organischen Gesetzen dieser Stylw
durchschnittlich auch die bei weitem bedeutendsten
sind, was die Genannten auf diesem Gebiete gesch

Wie weit wir aber auch in unseren Kor
gehen mögen, wir haben keinerlei Recht, an die Vo
zu rühren. Das Zeichen des Da Capo in den
Beethoven's, Mendelssohn's, Schumann's
den Niels Gade, trotz seines Vorhandenseins i
streichen zu wollen, heißt einfach, Anmaßung un
immer unzertrennlich verbundenen Untugenden, auf

Wollte man uns einwerfen, daß doch auch
der Sonatenform falle und daß dieselbe trotzdem we
und Weber, noch bei Cherubini, Mendelss
Wiederholung angelegt sei, so erwiedere ich, daß ge
stärksten Beweisen für die Wahrheit der von mir
Sinfoniestyl vindicirten gedanklichen Entwicklung ge
Vorgänge und die aus ihnen hervorgehende Han
Versöhnung der in solchen Musikstücken anklingende
söhnlichkeit kann daher im Verlaufe eines derartige
dies wäre sogar undramatisch, da ja erst das nach
Konflikte zu übernehmen und darzustellen hat. Es
türe noch nicht darauf an, ob der musikalische
Sonatenform ruht, hier schon durch ein Da Capo
Rundung und Anschaulichkeit gelangt. Wir solle
inneren Prozeß, um den es sich in Sinfoniesätzen
wie dort, bis zu seinem völligen Abschluß durc
Sonatensatz dagegen vollzieht sich die einmal begon
angefangenen Tonstückes selber, und wir müssen da
Stand gesetzt sein, jenen Dualismus und den ih
seinen letzten Konsequenzen verfolgen zu können,
die Gegensätze, um die es sich dabei handelt, dur
ausdrücklich als solche markirt worden sind.

Ein Anhängsel des von mir geschilderten D
und mit dem Geiste unserer Genieperiode im al
Nüancirung, durch die ein Theil unserer mode
Haydn's, Mozart's und Beethoven's zu entstellen

Viele Kinder der ärmeren Klassen ersetzen die in ihren engen, schlechtgelüfteten und oft überheizten Wohnungen ihnen zu karg zugemessene, mit Tabakgeruch oder Rauch oder mit Grubengasen verpestete Luft dadurch, daß sie ungeheißen früh das Freie suchen und eine Art von Landstreicherleben führen, bis sie sich Mittags vom Hunger nach Haus treiben oder Abends einfangen lassen.

Wie soll aber der unbeholfene Säugling die Luft genießen, da er sie nicht aufsuchen kann? Sie muß ihm zugebracht oder er derselben zugeführt werden.

Man lüftet in warmer Jahreszeit dadurch das Wohnzimmer, daß man in demselben ein unteres Fenster am Tage aufläßt, da die verbrauchte schwerere Luft die tieferen Schichten des Zimmerraumes einnimmt. Wo Zugwind zu fürchten ist, wird die Thür dieses Zimmers verschlossen gehalten oder das Fenster so lange geschlossen, als die Thür offen stehen muß. Im Winter lüftet man durch ein mit frischer Luft versehenes Nebenzimmer oder, in dessen Ermangelung, durch den Vorsaal. Doch schon in der zweiten Woche kann bei ruhigen, sonnenwarmen Stunden auch im Winter stundenweis unmittelbar das Kinderzimmer gelüftet werden. Auch der Wöchnerin werden dadurch schwere Krankheiten erspart, welche verbrauchte, pilzhaltige Luft zur Ursache haben.

In der zweiten bis dritten Lebenswoche, je nach Kraft des Säuglings, kann der Letztere auch bei kalter Jahreszeit bereits Viertelstunden lang der freien Luft ausgesetzt werden. Er wird vor dem täglichen Bade ins Freie getragen, oder man hat zwei Stunden nach dem Bade zu warten, ehe man ihn hinausträgt. Bei heftigem Wind und Schnee, bei Kälte unter + 10° R. unterbleibt der Ausgang. Ruhig fallender Regen ist nicht zu scheuen. Während des sanften Regens und kurz nach Gewitterregen ist die Luft am reinsten und stärkendsten.

Auf Hochebenen, berglosen Flächen und entwaldeten Inseln und Seeküsten hat die althergebrachte Gewohnheit, die Kinder über Mittag auszuführen, weil zu dieser Zeit das Thermometer am höchsten stehe, Nachtheile für empfängliche Kinder, zumal wenn sie eben gebadet oder am ganzen Körper abgewaschen sind. Um die Mittagszeit zieht nämlich die erwärmte Luft der Flächen die schwerere kalte Luft des Nachbarlandes oder des Meeres heran und giebt zu Erkältungen, wie zu Halskatarrhen Anlaß. Hier sind die frühen Morgenstunden und die späteren des Nachmittags für den Ausgang am passendsten. In den Fabrikstädten sind außerdem die Morgenstunden je früher, um so freier von Ruß und Staub. Wo Wald fehlt, bieten geschützte Wiesen und Gärten einen nicht zu verachtenden Ersatz. Während des Tages, besonders im Sonnenschein, athmen ja die Blätter Lebensluft aus und verarbeiten die von Menschen und Thieren ausgeathmete, von den Oefen ausströmende untaugliche Luft, die Kohlensäure.

In dieser Rücksicht hat man längst darauf hingewiesen, wie heilsam auf die Einwohner im Zimmer aufgestellte größere Blattpflanzen wirken; wo diese nicht zu beschaffen sind, ist die trockne Zimmerluft durch Wasserbecken aufzubessern, welche während des Winters die oberen Etagen des Ofens einnehmen und frei abdunsten.

Vor Zugluft sind zarte Kinder sorgsam zu schützen. Sie dürfen sich demnach nicht lange in Straßen mit hohen Häusern oder auf Kirchhöfen während windigen Wetters aufhalten.

Wann die Witterung den längeren Aufenthalt im Freien überhaupt verbietet, ist die gut gelüftete Stube, ein Vorsaal, eine Laubhalle oder ein bedeckter Gang im Sommer den Kleinen anzuweisen. Da anhaltend strenge Winter um so sicherer zu erwarten sind, je nördlicher der betreffende Landstrich liegt: so ist den Bauherren wiederholt einzuschärfen, daß sie die bewohnbaren Zimmer und die Schlafgemächer nie nach Norden verlegen. Und denen, welche gezwungen sind, die Nordseite einer Straße zu beziehen, muß namentlich um ihrer Kinder willen es am Herzen liegen, daß sie die besten, sonnigsten und luftigsten Zimmer den jüngeren Kindern einräumen — leider sind in den Nordwohnungen manchmal kaum zwei so gewünschte zu beschaffen.

die gemeinsame Kulturarbeit vieler einander die
für willkürlich erfundene Schemata dieser oder jener
geistloser Kopf wird freilich der geistvollsten Form
zuhauchen vermögen; aber ist es denn nicht klägli
derer verantwortlich zu machen, die dieselbe zur
viel richtiger urtheilt da Platen, wenn er mit
ihre Ideenarmuth hinter einer klassischen Kunstfor

Wollte man euer Geschwätz ausprägen
Würde die Welt einsehn, daß es ein

Placiren wir daher die Verkünder der A
organischen Proportionen in der Musik dahin, wo
haben: außerhalb des Gebietes aller wahren Ku
bei dem sich das Grenzenlose in das Begrenzte zus
zu Formen verdichtet und zusammenhängende Umr
Reich der Kunst an. Keiner der Bekenner aber je
tigen musikalischen Nihilismus hat uns bisher scho
sei, ein in der Form sich organisch entwickelnde
strengem oder gebundenem Styl zu liefern. Gerad
verächtern, die am meisten das große Wort führten
quartett, ihre erste Sinfonie oder ihren ersten wirkl
Satz noch schuldig, uneingedenk des Schiller'schen W
Form zerbrechen dürfe.

Jedenfalls rufen wir allen unseren Fachgenos
und Schildhalter einer herrschsüchtigen und sich
Neuerungen in der Praxis fortreißen zu lassen, die
geborenen gesunden musikalischen Gefühl, wie vor
stehen können. Es scheint mir überdies mit der
streiten, blind nachzubeten, was eine extreme Part
kämpft, als neues Evangelium verkündet.

Literatur.

(Bericht: Herausgegeben von Adolf Strodtmann

Karl Emil Franzos und die kulturgeschichtli

Wer die Entwicklung der Literatur unsres
Blicken verfolgt, Dem muß sich sofort der scharfe G
die schriftstellerische Produktion der letzten vierzig
gehenden drei bis vier Jahrzehnte steht. Ein in d
ein phantastisches Spiel mit den Dingen, dem nu
schönseligen oder dämonischen Zerfaserung des eig
Form und den Inhalt des künstlerischen Schaffen
klaren Realismus, einer ernsten Beschäftigung mi
einem tief eindringenden Sichversenken in das i

Zur Zeit der Sommer-Brechdurchfälle wird die Thiermilch einige Zeit nur eiskalt gegeben oder ganz weggelassen werden müssen; dann tritt an die Stelle rohes Eiweiß in abgekochtes, wieder auf 30° R. erkaltetes Wasser frisch eingequirlt, mit geringem Salzzusatze, oder eines der bessern Ersatzmittel. Die leidigen Ersatzmittel bleiben, so sehr sie auch angepriesen werden, ein großes Stück hinter der Nährkraft der Milch zurück. Am ersprießlichsten sind noch: das leider etwas umständliche Liebig'sche Verfahren mit Malz und Potasche, die Leguminose mit Milch oder Eizusatz oder in Fleischbrühe gekocht, und der Kraftgries.

Ehe das Kind nicht sechs Zähne besitzt, taugen ihm dicke Suppen und Fleisch nicht; noch unpassender sind Brot und Kartoffeln. Erst gegen Ende des ersten Lebensjahres kann zu Gemüsen und feinem gekochten Obste übergegangen werden. Will man das Kind vom Fleische fern halten, oder ist letzteres zu theuer oder zu fett, so büßt man mit rohen oder halbweichen Eiern, mit Milchspeisen und durchgeschlagenen Suppen die Hülsenfrüchte zu und giebt reichlich gute, frische Butter zum ausgebackenen Brode. Cacao ist zu billigen; Kaffee, Thee und Chokolade sollten von den Kinderjahren ganz fern bleiben. Um diese Zeit, etwa bis zum 3. Lebensjahre, hat das Kind Anspruch auf 5 Mahlzeiten täglich, vom 7. Jahre an kann es sich, wenn es nicht schwächlich ist, mit 4 bis 3 begnügen und nun auch mit den Eltern so ziemlich alle Hauskost theilen — wofern das Maß des Einzuverleibenden dem Alter entspricht.

Diese Regeln sind von der Natur selbst vorgezeichnet: Die Milchzähne sind kleiner, schmäler; wer ihnen vor der Zeit zu harte Aufgaben stellt, giebt zu Magenbeschwerden und Darmstockungen des Kindes Anlaß. So vergessen nur gar zu Viele, daß der Säugling noch keinen oder unzulänglichen, unkräftigen Speichel besitzt und daher die mehligen Stoffe noch nicht in Zucker umsetzen und verdauen kann. Die Mehlbreie bleiben daher kleisterartig im Magen liegen, verstopfen dessen feine Poren und Drüschen und hindern so nicht allein mechanisch die Blutbildung, sondern geben auch noch wie alle zu fetten oder gar ranzigen Genußmittel und wie zu frische Säfte zu Gährungen im Innern des Verdauungskanales Anlaß. Dann giebt es unruhige Nächte und wenig gründliche Beschwichtigungsmittel, denn der gerühmte Kamillen- oder Baldrianthee erhitzen dem armen Kinde nur noch den Kopf. Der Zulp ist aber der Inbegriff aller vorher genannten Schlechtigkeiten und wird mit einer schmerzhaften Mundkrankheit, den Schwämmchen, leider nicht von den unverständigen Erwachsenen, die es verdient hätten, sondern wieder von dem Kinde bezahlt.

Die Hausthiere, die ihre Jungen fütternden Vögel und wilden Vierfüßler kennen viel besser als die Mehrzahl der Menschen, was dem Magen der Brut zusagt, und bringen sorgfältig nur das Leichtverdauliche in angemessenen Pausen herbei. Und obgleich die Säuglinge viel eher selbständig werden als der junge Mensch, so nehmen sie doch neben oder nach der Muttermilch nicht alles Genießbare auf, was ihnen vor das Maul kommt, sondern wählen das weichste, mehr flüssige, wasserreiche aus.

Auch das jüngste Kind deutet durch Loslassen der Brust und befriedigte Mienen unzweifelhaft an, daß es genug hat und widerstrebt gewaltig den Fütterungsversuchen mit Zwieback und Kaffee, bis nach einigen Wochen sein Geschmack gegen die aufgedrungene unzweckmäßige und überreichliche Kost abgestumpft ist.

Das 6. bis 7. Lebensjahr giebt durch den Zahnwechsel das Signal, daß nun Mannigfaltiges, Härteres und mehr auf ein Mal als früher, aber auch nicht hastig oder zu heiß genossen werden darf.

6. Schutz vor Unbilden und Gefahren. Es ist in den bisherigen Sätzen schon angedeutet worden, daß sich vieles Ungemach verhüten läßt, was man, wenn es einmal eingetreten, schwer oder nicht wieder gut machen kann. Ein verkrümmter Rücken läßt sich selten ganz wieder gerademachen und kostet Jahre lange Lagerung auf Matratzen und Stützapparate; aber vorbeugen läßt sich zeitig und gründlich.

derselben kurz und richtig zu charakterisiren schei
sind diese Länder zwischen das gebildete Europ
durch welche der asiatische Nomade zieht; nicht
wohner und einige Grenzpfähle sind sie von de
nicht bloß landschaftlich erinnern diese weiten
schwimmenden Hügelketten, welche sich jenseit d
der Karpathen hinziehen, an Gegenden, welche n
Mittelasien. Nein, auch in den politischen und s
begegnen sich seltsam europäische Bildung und asi
wärtsstreben und asiatische Indolenz, europäische H
samer Zwist der Nationen und Glaubensgenossensch
Westens als ein nicht bloß Fremdartiges, sondern
liches erscheinen muß. Die Schale, die Form sin
Westen entlehnt; der Kern, der Geist sind vielfach
Allgemeinen herrscht in diesem Theile des Osten
Nacht, sondern ein seltsames Zwielicht, im Allge
und Südrußland weder so gesittet wie Deutschland
sondern eben ein Gemisch von Beiden — Halb-As

Diese absonderlichen Kulturverhältnisse zu s
vielen Andern durch Herkunft und Lebensschicksal
Städtchen als Sohn deutscher Eltern geboren u
Hause herangewachsen, hat ihm ein früh geweckte
den Blick geschärft und ihm den Verhältnissen de
Unbefangenheit gegeben. Er hatte Gelegenheit, dies
zu studiren; langjähriger Aufenthalt und zahlreiche
Sitte und Eigenart jenes Völkergewirres vertraut
seits auch das Leben der westlichen Kulturvölker
Und darin vor Allem besteht der fesselnde Reiz sei
sich einen Stoffkreis wählte, in welchem er, wie
welchen vor ihm kein Anderer ausgenützt hat.

Es liegt in der Natur der geschilderten Ve
Erzählungen ein sehr düsteres Kolorit tragen, un
uns begegnet, einen bitter satirischen Stachel hat.
beginnt mit den charakteristischen Worten: „Das F
nacherzählt. Wer es liest, Dem wird diese Versic
Denn diese Geschichte trägt den Stempel ihres A
größte, unbarmherzigste und sorgloseste Poet wag
fache Effekte. Ihm Solches nachzudichten, wäre fi
lohnende, aber sicherlich eine traurige Arbeit. D
auf anderem Standpunkt. Ihm darf nicht die S
sondern die Wahrheit. Es fällt ihm oft schwer,
bitter schwer — gleichviel! er muß seine Pflicht
und traurige Pflicht! Ist doch das ganze Leben
ein unausgesetzter Kampf westlicher Kultur gege
Ostens: — in Galizien ein Vertheidigungskampf de
gegen die maßlose Willkürherrschaft des polnischen

Luftzug bringen gewöhnlich die Objekte der niederen Jagd aus den Wohnungen. Gegen böse Mücken und giftige Fliegen, welche bei schwülem Südwind und in der Nähe von Ställen die armen hülflosen Kleinen anzufallen pflegen, schützen feine, durchsichtige, allseitige Bettvorhänge, wie man sie in Italien längst führt. Kleine Hunde sind bissiger und gefährlicher als große; die Katze ist, wenn sie gut behandelt, nicht geneckt noch gequält wird, ein treues, den Kindern sehr zugethanes und zum arglosen Spiele aufgelegtes Thier, viel weniger zu fürchten, als es gemeinhin geschieht. — Jetzt kommen wir an die großen Feinde in Gestalt der Lieben und der Freunde, welche das Kind umgeben und besuchen. Sie mögen dem Kinde noch so wohl wollen und Gutes erweisen, ein Laster können sie fast ohne Ausnahme nicht lassen, daß sie ihm Zuckerwerk und süße Backwaaren mitbringen. Zum Fenster hinaus mit allem Naschwerk! dort auf der Straße holen es die darbenden Vöglein, denen das Süße gut bekommt; im Kindermunde aber und im Kindermagen kostet es jedes Jahr wenigstens einen Zahn, eine Woche gute Eßlust, die Schmerzen nicht gerechnet. Man werfe hier nicht ein, daß die Neger in den Pflanzungen zur Zeit der Ernte mit Zuckerrohr abgespeist werden und doch prächtige Zähne und gute Kräfte behalten. Der verdünnte und eingehüllte Zuckersaft, wie er auch in den Mohr- und Pastinakrüben und im Obste enthalten ist, schadet Niemand; aber die eingezuckerten Früchte, die Marzipane, Makronen, Crèmes, Windbeutel, Mohrenköpfe, Nußtorten, Baisers rc. rc. Der einzige unschädliche Kuchen ist der einfache mit Semmelteig, wie er auf den Kirchweihfesten in Deutschland gebacken wird.

Vor hoher Sommerhitze und stechender Sonne ist das bloße Haupt des Kindes durch einen leichten Strohhut sorgfältig zu schützen.

Viel Noth und Plage, Siechthum und Tod läßt sich abwenden, wenn man jüngere Kinder vor Pocken (durch das Impfen der Schutzblattern), Masern, Scharlach, Keuchhusten und Rachenbräune durch hinreichend lange, strenge Absperrung bewahrt. Das inficirte ganze Haus muß vom Kinde gemieden werden. Unsterbliches Verdienst haben sich diejenigen englischen und deutschen Aerzte erworben, welche (seit 1791) nach Andeutungen der Araber die kühlende Behandlung der fieberhaften Krankheiten unter den hitzigen Ausschlägen, namentlich des Scharlachs und der Pocken, durchführten.

Vor Erkältung bewahrt das gesunde Kind am sichersten Gewöhnung an die Kälte, welche von der Geburt an stufenweis fortzuschreiten hat. Es wird von unserem Geschlechte nicht mehr verlangt, daß die Wöchnerin sich und ihr Neugeborenes alsbald wie unsere Vorfahren thaten und es noch jetzt Küstenbewohner Amerika's thun, im nächsten Flusse oder Meere taufe: aber der einreißenden Verweichlichung läßt sich eine vernünftige Schranke setzen. Der Säugling, welcher eine Eigenwärme von 30,5° R. besitzt, bedarf für die ersten Bäder Wasser von nicht mehr als 29°; im 2. Lebensjahre ist er bereits mit 20°, aber kürzer zu baden und mit leinenen Stoffen abzutrocknen, auch bedarf es nun nicht mehr der Federbetten, sondern wird auf Matratzen gelagert und mit einer überzogenen Wattdecke, im Winter mit einer der Kälte entsprechenden Zahl wollener Decken zugedeckt. Die spartanischen Gesetze und die russischen Gewohnheiten sind nur Uebertreibungen der großen Wahrheit, daß Verzärtelung schwächt und zu Krankheiten geneigt macht. Die Kinder werden an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, wenn sie im ersten Lebensjahre täglich, vom zweiten an wöchentlich 2—3 Mal gebadet, an den Zwischentagen mit verschlagenem bis kaltem Wasser oder Schnee abgerieben werden. Kräftige Kinder freuen sich auf das Wärmegefühl, welches auf die kurze kalte Behandlung folgt. Schwächlinge bedürfen einer Ausnahmsbehandlung, z. B. kann man dem Bad- oder Waschwasser Seesalz zusetzen, worauf die Erwärmung schneller folgt, oder etwas Wein verabreichen. Gute Kost, wozu in der späteren Kindheit auch

Schier rührend liegt der Frühling auf der podo
sich ein Lächeln der Freude um ein verhärmte
sich auf und hält seinen Einzug in's Städtlein.
und links der Straße, neigt er seinen Zauberstab
geschiedenen Stätten der Todten, daß hinter ihn
in dichten Blüthenzweigen wiegt, so über den kl
Grabsteinen mit den krausen hebräischen Zeichen.
und neigt seinen Stab gegen die Fenster und
Und dann gegen die Herzen der Menschen, und
fröhlich. Der Frühling ist allgütig — er vergißt
vergessen zu haben scheint; selbst in die düsteren,
Judenstadt bringt sein Hauch. Und die Armselige
und grüßen ihn, so gut sie eben können — in
Natursinn haben sie nicht; der ist herausgequält
Volkes. Wer ruhelos über die Erde gehetzt wird,
die Erde ist!" — Dieser schwermüthige Eingang
richtige Stimmung, um die nachfolgende melancholis
Gewalt durch Gewalt erwidert wird, wie Wahnsinn
und Fanatismus entspringt, wie die Jüdin, der ma
den Christen"! und der Starost, welchem man da
den Juden"! knirscht. Und daran schließt sich die
„Wir wollen nicht die traurige Frage entscheid
größerem Rechte sagt. Aber ein anderes Wort la
dieser sonderbaren blutigen Geschichte. Durch die
Tage hinein hat die Lüge fortgeklungen, daß nur d
aber blind, und es ist nicht zu zählen, wie viel Bl
willen geflossen sind. Laßt uns endlich die Wahrh
selig macht, der Glaube aber blind, und laßt un
immer, mit ganzem Herzen und mit ganzer Kraft.
keine Geschichten mehr geschehen, wie die vom n
Jütta!"

Über irrationale Bestandtheile der deutschen Sprache.

Von
Robert Hamerling.

Der Mensch setzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erstaunen durch die unbewußte Kunst, mit welcher er seine Sprache bildet. Und wieder setzt er denselben in Erstaunen durch den Leichtsinn, mit welchem er seine Sprache verdirbt, nachdem er damit zu Stande gekommen.

Von dieser Verderbniß oder allmählichen Verkümmerung abgesehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Rest, welchen die geheimnißvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im Ganzen der Sprache sich kundgiebt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reste finden sich vielleicht in keiner anderen Sprache so häufig wie in der deutschen. Kaum hat irgend eine andere so viel Schwankendes und einen so großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieselbe Zerfahrenheit zu Grunde, eben derselbe Mangel an fester, gediegener Kraft der Krystallisation und Consolidation, der bis zur Stunde auch die deutsche Metrik, die deutsche Orthographie, ja selbst das Staatswesen der Deutschen zu keiner sichern, einheitlichen, festen Form gelangen ließ? —

Was die unbewußte Vernunft im Bau der Sprache versäumt, was sie nicht völlig durchdrungen und bewältigt hat, wer anders könnte berechtigt sein, es zu corrigiren, als die bewußte Vernunft der Sprachbildner in erster Reihe, der Schriftsteller?

Jeder Autor sollte sich mit seiner Muttersprache denkend beschäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er diesen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerstreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von der „Irrationalität" dieses Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Feder des deutschen Schriftstellers nicht energischer sträubt, beispielsweise, zu schreiben: „Ich habe das Möglichste gethan".

Wir bedienen uns dieses absurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichst groß", „möglichst tief" u. s. w.

Wann werden wir Deutsche uns vernünftiger Weise begnügen, wie die übrigen Nationen, das „Mögliche" zu thun?

Es hat mich gefreut, wenigstens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft", S. 276 der Reclam'schen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit" zu lesen. —

Giebt es einen Autor, der so recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten" niederschreibt? Trotz seinen, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Ursprungs — welch' ein sprachliches Mondkälbchen ist es doch, dieses „mit nichten!"

„Es nimmt mich Wunder" ist correctes Deutsch, aber ich gestehe, daß ich es wunderlich finde.

Eins der der vertracktesten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „an Muthen sein" (Feigenblätter II. S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Noth", „zum Besten haben", „der erste Beste" können wir kaum mehr missen oder ändern. Aber man besehe sie nur etwas genauer, oder versuche sie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird sich darüber klar werden, daß diese Redeweisen ziemlich salopp und unbeholfen gebildet sind.

Ein bekanntes Beispiel ungeschickter Wortbildung ist unser „Bedienter". Wie immer man diese Form erklären mag, sie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprach-

Dieselben wie die für Pflanzen: guter Boden
rung je nach Alter und Jahreszeit, Schutz und end
Seele, abgewechselt mit Ruhe.

1. Guter Boden. Der Boden des kindlic
Pflanzstätte, wo das Kind das irdische Licht erblick
Der eigentliche Mutterboden, in welchem seine zarte
Eltern, im weiteren Sinne seine Vorfahren. E
Geschlecht eine starke Nachkommenschaft zaubern; d
dorbenen Bauern kommt gleich härter, derber auf di
„die vier Wände" gellender an als der Sprößling
gelehrten. Trotzdem aber kann ein schwaches Di
heranwachsende Cäsar einsah, daß er zu weichlich
tragen konnte, warf er das Weibische ab und stählte
und Römer durch Anstrengungen bei Wind und We

Gesunde Aeltern werden vorausgesetzt —
dem Säuglinge, selbst schon dem Ungeborenen Unter
in einzelnen Fällen nie ganz auswetzen läßt. Als
die Ehe schloß! — Die Mutter kann aber ungemein
Säuglinge nützen und viel Schmerzen ersparen, wenn
bereitet. Es ist keine Uebertreibung, sondern ein wich
auf diese wichtige und schönste Verrichtung des Wei
Kindheit beginnen muß.*)

Die weitere Pflanzstätte ist nächst den Eltern
sich in der Pflege des Ankömmlings zweckmäßig abwe

Einen tiefen Schatten wirft auf irdische Wohlfa
zeit, welches durch die Freizügigkeit wesentlich geförde
ortes ist eine Forderung der Selbstbestimmung und i
übervölkert ist. Hat sich ein junges Ehepaar aber ein
Kinder eine trostlose Jugendzeit, wenn alle zwei od
gewählt oder von der Behörde vorgeschrieben wird.
kleinen Hausstände, welche als Aftermiethen in den
womöglich alle Quatember, also viermal im Jahre
Die Kinder, welche solchen unstäten Familien ange
Heimath mehr"; das Erwachen ihres jungen Geis
fliehende Bilder, ihre Erinnerung ist ein Wirrwarr i

Wo Ruhe und Bleiben im Hausstand vorwal
dem reiferen Kinde, vielmehr noch im späteren Alte
überkommenen Gegenstände des geliebten sonnigen,
ersten Stock gelegenen Kinderzimmers oder, bei geri
um die Bildnisse im gemeinschaftlichen einzigen Fa
Einbildungskraft des einzelnen Gliedes; wenn schon
kreise geschieden sind, tauchen liebe, auch trübe Bilde
sich in die Einheit des Gedankenganges ein. Biswe
Blumengartens einer ganz fernen Gegend, der uns
Kindheit zurückversetzt, in denen wir zur selben Z
Blüthen, aber auch denselben sie pflegenden Händen

2. Wärme. Ehe das Kind den Muttersch
höhere Eigenwärme als die letztere. Es erinnert d

*) Das Nähere besagt eine kleine Schrift: E. Hennig,
1873. S. 24.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben", heißt es bei Goethe; und so gewöhnt sind wir an Nachlässigkeit und Willkür in der Casusbildung, daß ich vielleicht der Erste bin, der diesen lapsus calami bemerkt und der darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen". —

Wir sagen: „ich werde es gewahr", „er will es nicht Wort haben". Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, das „es" sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen". Aber warum schleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl des Laien irre zu führen und ihn gleichsam zu narren? Wär' es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werde dessen gewahr", „er will dessen nicht Wort haben?"

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren", „Euer Excellenz", u. s. w., indem er uns belehrt, „Euer" sei in dieser Verbindung Genitiv (Vestrûm excellentia, nicht vestra.) Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Culturſprachen zu schreiben: „Eure Excellenz?" — „Euer Wohlgeboren" thäten wir am besten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Casusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen", „ein Pferd zu Schanden reiten". Seltsam erscheint die Construction: „Jemanden los werden." Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle." Warum der Conjunctiv?" —

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandtheile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenen s nicht entrathen zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschiebung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Theilnahmslos" klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als „theilnahmlos". Wollen wir „rücksichtslos" sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos" sagen statt „lichtlos". Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich. In Glockers „Mineralogie" S. 185 fand ich das Compositum „Formsähnlichkeit" gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Vertheidiger des eingeschobenen s consequenter Weise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos", „schadlos" — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die Mißbildungen „schadlos", „reglos" allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfniß veranlaßt, einigemal entschlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manchesmal den Kopf zerbrochen, ist unser Compositum „Helfershelfer". Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? also einer der dem Helfer beim Helfen hilft? Oder soll man's für eine Art von Reduplication nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie Aehnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer".

Eine merkwürdige Denkträgheit verräth sich in gewissen corrumpirten Wortformen, in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird.

beleuchtete Raum blendet ihn, der aus hellem Tages
gewöhnen sich seine Augen an den Contrast, so daß
Mutter und daneben den wieder unter Vorhängen se
Gesicht noch dazu mit einem wollenen Tuche dicht
nach der Ursache dieser künstlichen Finsterniß und d
luft auf diese Weise halb abgeschnitten werde. Er we
Stoffe leicht Fasern und Stäubchen in die beim Er
fallen. Die Antwort lautet, das Kind sei eben gel
Helle sehen, weil es sonst schlimme Augen bekomme
lings Kopf in ein Häubchen oder Mützchen gesteckt,

Unnöthige Vorsichten! das Gehirn, der ganze
mit Blut vom Schöpfer versorgt, daß die Blutwärm
durch zu heiße Zimmer und Betten künstlich in Schr
vor Erkältung schützt, wie Tausende von Kindern
ohne Schaden barhaupt ausgetragen werden. Und
eitrige Entzündung der Bindehaut betrifft, so wird di
verdorbene Luft, nasse Zimmerräume und durch Fing
welche ansteckenden Eiter zufällig auf des Neugebor
kann jeder Arzt nähere Auskunft ertheilen und nac
angeben, welche früh genug angewandt das allerl
Unheil abwenden. Nur grelles Tages- oder Lampen
oder Petroleumlicht zu nennen, können der Sehkraft d
Dieser Uebelstand tritt aber um so leichter unvermuthe
im Dunkeln gelassen hat. Man gewöhne ihn daher
Licht wird vom Kinde bald nach seiner Geburt aufge
das ängstlich schreiende Kind. Nur während seines S
mit dem Kopfende gegen das Fenster, damit nicht
Augenlider hindurch störend in das Innere falle.

4. Luft. Freie Luft und Sonnenlicht erzieh
regeln. Kein Stahl, keine China, keine Eier- oder
tur kann die Hautfarbe dem ganzen Leibe, die Frisc
große Naturmaler, der Licht- und Dunstkreis thut.
nehmung bezeichnend, daß der Indianer sich unwohl
nachten soll, daß jede enge, der Luft nicht zugängl
fällt wie der Alp im Schlafe. Es ist auch nicht allei
lande als dem heimischen Herde, welche den Bergbe
Bergen und Wäldern zieht, — es ist auch die
welche seine Jugenderinnerungen umspielt, in welcher
und kräftig entwickelt, welche seinen gesunden Sch
gutem Gange erhalten hat.

Sauerstoffreiche Luft bedarf schon der Säuglin
verdorbene Luft (die von Menschen ausgeathmete od
strömende Kohlensäure, Stickgas, Kohlendampf, Erdö
Blumen) in Zimmern, so bekommen darin verweilen
sind, um so sicherer Unruhe, sogar Krämpfe oder sie
mit blassem Gesicht und blauen Lippen, wachen a
wieder auf, wenn nicht schleunig die Fenstern des
Kind aus dem Bett genommen, in die freie Luft
Wasser bespritzt wird. Der schnell hinzugerufene A
anzustellen, unter anderm künstliche Athembewegunge

über den grünen Klee loben" — „lügen wie ein rother Hund" — „das geht noch über das Bohnenlied" — „da liegt der Hase im Pfeffer" — u. s. f.

Ueber den Ursprung dieser Redensarten sind die Gelehrten selbst nicht einig. Meist werden sie auf diese oder jene Anekdote zurückgeführt, die längst verschollen und vergessen, oder auch — wer weiß? — von irgend einem sinnreichen Forscher zu diesem Behuf ersonnen ist. — Aber lohnt es sich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: „Was will das eigentlich sagen: „über den Löffel barbieren?" soll ich ihm eine alte, vielleicht läppische Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären, und mich von ihm auslachen lassen, wenn er sieht, daß der Deutsche sich Jahrhunderte lang mit wunderlichen, unsinnigen Redensarten schleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen sind? —

Ich sehe die gelehrten Herren, denen Alles, was sich auf sprachgeschichtlichem Wege nur irgendwie erklären läßt, als heilig und unantastbar gilt, die Köpfe schütteln. Aber ich wünschte über diese geschüttelten Köpfe hinweg mich durch diese Zeilen mit meinen schriftstellerischen Collegen direkt zu verständigen. Warum soll sich der Schriftsteller nicht einem Deputirten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Gesetze giebt? —

Die schönsten Erklärungen und die gründlichsten Auseinandersetzungen Derjenigen, die da glauben, ein an sich richtiges Prinzip umstoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweisen, daß das eine oder andere der angeführten Beispiele nicht glücklich gewählt ist, werden an der Thatsache nichts ändern, daß es im Deutschen eine erkleckliche Anzahl von Ausdrücken, Formen, Zusammensetzungen und Redensarten giebt, die entweder von Hause aus nicht rationell gebildet, oder verderbt sind, oder bei welchen die ursprüngliche etymologische Bedeutung der Bestandtheile mit der gegenwärtigen in einem für die logische Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegensatze steht, und daß an vielen dieser Bildungen sich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftsteller noch immer möglich ist, entschieden Falsches oder Absurdes durch Nichtgebrauch in Vergessenheit gerathen zu lassen, und Correctes, Vernünftiges dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an seine Stelle zu setzen. Lege nur Jeder dies Prinzipielle sich nach seinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktische Folge.

Um den Kaiserstuhl.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Nun war die „tausendzeltige Stadt", die ein Jahr lang mit ihrem unermeßlichen Troß die letzte kaiserliche Veste am Oberrhein umschlossen gehalten, wie im Morgenlicht hinrinnender Geisterspuk vom Erdboden verschwunden und einsam thronten die Thürme Breisachs wieder auf ihrer Felswand über der schönen, im Frühlingssonnenglanz lachenden, von Menschenhand und Pferdehuf verwüsteten, zerstampften, für den Beginn und das Ende kommenden Geschlechts in todte Oede verwandelten Ebene zwischen dem Waskenwalde und Schwarzwald. Mit seinem eigenen Leben hatte der General von Erlach seinem Oberfeldherrn für den Besitz der unschätzbaren Festung zu haften, doch seine Auf-

Die wohlthätige Einwirkung von Sonne un
als an den unglücklichen Kindern, welche Anfänge
wuchses (Rachitis) an sich tragen, also verkümm
Gliedmaßen und eine schmale Brust haben: Bäder
wechselt mit kalten Waschungen der kranken Theile,
dagegen aufgeboten worden. Ja die verkrüppelten
drange, sobald die Frühlingssonne Wiesen und Feld
von sich und plätschern ungestraft im kühlen Bach
betten und heiße, dumpfe Zimmer rauben solchen Ki

5. Passende Nahrung. Bleiben wir glei
heit stehen. Ihre ersten, leicht übersehenen Anzeich
selten angeboren ist, wie bei der ebenso gefürchteten
Drüsenkranken, nächst dem Mangel an Licht und gute
zu suchen. „Ein guter Magen verdaut Alles", hört
spielen aus den unbemittelten Volksklassen belegen.
und doch halb verhungernde Kinder springen sich alle
Anlage wieder aus, zumal wenn sie auf dem Lande
daß Säuglinge außer der Mutterbrust noch mit di
Wurst, Gurken und Obst, ja mit rohem, unreifem Obst
und doch nicht immer sofort erkranken, auch zunächst
häufig genug kommen die Folgen später nach in Form
Köpfe (welche man fälschlich oft für Wasserköpfe hält)
Anschwellungen, wäre es auch nur eine Magenerweite
der Teufel oder „der falsche Blick" oder „der böse
haften Anerzogenen herhalten!

Die richtige Ernährung eines gesunden Kindes
wenn die Eltern nur guten Willen, Ordnungssinn,
Geduld besitzen. Die Hauptsache fällt zunächst natürl
sie dem Liebling tagesüber alle 2—3 Stunden, nach de
ihre eigne Milch dar, hält sie dabei eine vernünftige
nur einmal, endlich gar nicht mehr auf das Stillen ei
Kind trefflich, fast spielend gedeihen. Nur sehe d e M
jeder Mahlzeit an einer Brust sich satt trinke. Will es a
Durst gestillt hat, so erniedrige die Mutter die Zim
ziehe sich aus der heißen Mittagsluft in ein kühles G
Laubdach zurück und reize des Kindes Wangen und Ki
Manchmal wird das Kind auch durch zu dicke, war
den Ueberbleibseln der Muttermilch den Körper des K
Aufmerksamkeit überwacht, daß es in gehörigen Zeita
sofort von dem Säuglinge entfernt wird. Das täglich
vor den Folgen kleiner Vernachlässigungen.

Wo der Mutter Brust nicht ausreicht oder dies
der ersten Kindeszähne versiecht: da tritt Kuh- oder
Stelle und wird anfänglich mit etwas Wasser verdün
süßer Sahne und etwas Milchzucker verbessert. Es ist
daß die Mutter, solange sie selbst noch etwas bieten kan
gebe; die Thiermilch wird durch vorher gereichte Fra

In sehr heißer Zeit und bei Gewitterluft mu
mehrmals am Tage frisch beschafft oder über Eis gehalt
damit sie nicht säure; saure Milch verursacht dem Ki

In der That, eine überraschend-wundersame Aehnlichkeit, fast Gleichheit war's, welche sich zwischen den beiden jungen, fürstlichen Feldherren darbot. Beide dem sächsischen Herzen Deutschlands entstammend, von früher Jugend auf mit weitschauenden Plänen auf Tod und Leben im Kampf mit römischer und habsburgischer Herrschsucht, das deutsche Reich von dem verderblichen Joche derselben zu befreien. Beide in jugendlicher Vollkraft des Geistes und des Körpers, als Heerführer und Staatsmänner die Ersten ihrer Zeit, aus Eigenstem geworden, riesenhaft emporgewachsen, dann getragen von der Bewunderung, Verehrung, Liebe und Zukunftshoffnung des ganzes Volkes. Doch beide auch gezwungen von der Zwietracht, Scheelsucht und Schwachmüthigkeit ihrer deutschen Mitfürsten, durch einen Bund mit dem alten Erbfeinde des Reichs die Möglichkeit zu gewinnen, ihre hohen Gedanken zu verwirklichen. So hatte Moritz von Sachsen gebietend, ein Kaiser ohne seinen Namen, dagestanden, als ihn vor 85 Jahren im Dunkel schleichender Verrath auf dem Peinerfeld 33 Jahre alt aus den Reihen der Lebendigen, den Annalen der Geschichte, unberechenbarer Größe ausgelöscht, um das deutsche Reich mit seinem Fall in die alte Chaosnacht zurückzustürzen. So stand heut', als Enkel des nämlichen Sachsenstammes, als Erbe seines großen Vermächtnisses Bernhard von Weimar, um ein Jahr älter nur, doch um einen hohen Gewinn reicher. Anklagend blickten noch immer von Westen her die deutschen Städte Virten, Tull und Metz auf das Gedächtniß des Churfürsten Moritz zurück, die er als Entgelt der Beihülfe Frankreichs in König Heinrich's des Vierten Hand hatte legen müssen, die sein früher Tod bis jetzt dem Reiche genommen. Doch in ohnmächtigem Ingrimm blickten heut König Ludwig der Dreizehnte und sein kluger Berather auf die nämliche Beihülfe, die sie für den nämlichen Zweck des Raubes deutscher Länder Bernhard von Weimar umsonst — gratis et frustra, hätte Bartholomäus Laubacher gelacht — zugebracht. Ohnmächtig, denn sie sahen ihn mit stolzem Ruck die Glieder schütteln, daß wie in der alten Thierfabel die übergeworfene Haut des geduldigen Esels von ihnen abflog und unter ihr das Haupt des Löwen hervorbrach, dessen Stärke ihres ränkevollen Beistandes nicht mehr bedurfte und Zähne aufwies, die vernehmlich von ihrem Kraftbewußtsein und der Entschlußfestigkeit redeten, was sie für sich gewonnen, keinem Andern als Beute zu überlassen.

Die Herzogskrone des Elsasses lag unbestritten in der Hand des jungen Feldherrn, der über das mächtigste, siegreichste Heer der Gegenwart gebot. Wenn er sich dieselbe zu der seines sächsischen Fürstenthums auf's Haupt setzte, erhob er seine Hausmacht zur Ebenbürtigkeit mit derjenigen der ersten Reichsfürsten, übertraf sie alle an persönlicher Bedeutung, Entschlossenheit und Gunst, welche ihm beinahe die gesammte Bevölkerung Deutschlands, vor Allem die kriegerischen Bestandtheile desselben entgegenbrachten. Und sein Thun beließ keinen Zweifel, daß er ohne eine Anfrage im Kaiser- und Königsschloß des Ostens und Westens sich mit dem neuen Goldreif jener Krone zu schmücken gedachte.

Unermüdlich thätig, Alles selbst beobachtend, verbessernd tauchte er blitzartig, bald hier, bald dort, jetzt in den Städten und Vesten des Oberrheins, in den Bergen des Schwarzwaldes und der Vogesen auf. Manchmal von glänzendem Gefolge, öfter von wenigen Vertrauten nur begleitet, erschien er unerwartet inmitten der Nacht, überraschte die Sorglosen, ahndete streng Unbotmäßigkeit gegen seine Anordnungen, lohnte freigebig die Pflichterfüllung und suchte mit rastlosem Aufwand aller Kraft den vernichteten Wohlstand seines neuen Landes aufzurichten. Er feuerte zur Wiederbewirthschaftung der seit Jahren verlassenen, von hohem Unkraut überwilderten Aecker an, ermuthigte das Gewerbe, den Handel, setzte durch unnachsichtiges Gebot der Wegelagerei, dem Treiben der Buschklepper und Schnapphähne wenigstens in der Rheinebene ein Ziel. Langsam, aber im Stillen sich unablässig weiter ausbreitend, durchschlich die Pest die von Hungersnoth

Von wie zahlreichen Gefahren wird das Ki
und wie wenige Kinder werden wirklich auf die Da
wohl an Schutzengel der Kleinen glauben; diese Schr
des Körpers und die schon beim jungen Thiere aufti
etwas Dargebotenes oder wirklich Bedrohendes f
namentlich die Mutter und Geschwister der Kleinen
und geschaffen, wenn sie nur die Stimme der Natur

Da giebt es zunächst Schutz vor äußeren
Wenn einmal das Cottage-System eingeführt sein w
der hohen Häuser und steilen finsteren Treppen w
fürchten haben. Einstweilen muß, so lange es klein
geschützt werden durch bewegliche Spaliere, welche ih
verwerflichen offenen Kellertreppen versperren. Die
ebenfalls mit Gestellen; man lasse nicht Zündhölzcher
zündbaren, offen liegen und brenne im Kinderzim
Petroleum.

Wenn man ein jüngeres Kind im Zimmer obe
kurz, allein zu lassen genöthigt ist, so setze man es
Schlüsselbein ist, wenn das Kind vom Stuhle oder T
auch bald wieder geheilt — eine Verstauchung des Rü
des Kopfes machen sich manchmal erst nach Jahresfri
Pflege nicht allemal ausgeglichen werden.

Eine unselige Sitte ist das Einschließen der
hohen Stühlchen, welche an den Tisch der Erwac
Gelegenheit geben sollen, sich mit den Andern zu unt
schaftlich zu essen. An den Brustbrettchen solcher Stü
zum Halse herabgeglitten und, wenige Minuten un
nahe gewesen.

Eine goldene Regel, sehr einfach, und doch
Kind nicht eher sich aufrichten, den Kopf heben
als bis es selbst sich zu tragen vermag; erst
sitzen ohne zu wanken, und so kommt die Stufenleiter
bei dem einen eher, bei dem anderen später. Alles v
alle Brustkörbe und Fallkissen der Stirn sind nutzlos

Das Fahren auf schlechtem Pflaster erschüttert
Kind über solche Stellen hinweggetragen und wo m
Sandplätze, im Sommer auf schattigen Rasen oder i
Giftpflanzen dem Kinde nicht erreichbar sind. Sta
Schornsteinen, sowie der Geruch des Kartoffelfusel
mungen und Spielplätzen abgehalten oder wenigstens
werden. Aus den Spaziergängen haben wir Aerzte
Schleifkleider mit schwerer Mühe verbannt — aus d
Teppichstaub und andere Lungenfeinde aufwirbelnden
ärger als die Schleppen dicht am Boden hinkehren,
Bösen noch nicht ausmerzen. — —

Spielwaaren mit giftigen Pflanzen- und
aus den Spielstuben verbannt — da tauchen wieder bl
decken auf.

Laßt uns jetzt eine andere Rotte der bewußt
Kindesalters ein Wenig betrachten. Das Insektenpu

Nun saß am Mittag köstlichen Maientags ein junges elsäßisches Bauernmädchen mit langen goldenen Zöpfen unter den Bändern der silbergestickten Haube auf einer grünen Anhöhe der Vorberge der Vogesen und blickte träumerisch-nachdenklich vor sich hinaus. Hinter ihr, etwas weiter aufwärts am Rande von einem Bach durchströmter Schlucht lag ein einsamer Gebirgshof, halb von Tannenwald verdeckt; an ihrer Seite aber rieselte ein kleiner, heller Quell durch das Frühlingsgrün, dicht von sonnenartig leuchtenden großblättrigen Ranunkeln, Vergißmeinnicht und vielartigen Orchideen umblüht. Das Mädchen hatte eine Anzahl davon gepflückt, sie dann, indeß offenbar gleichgültig, auf zwei geöffnete Briefe in ihrem Schooß fallen lassen und verwandte keinen Blick der Freude und Bewunderung auf die neue blühende und duftende Herrlichkeit um sie her, sondern hielt ihre Augen über die weite Rheinebene ihr zu Füßen ostwärts hinüber auf die lange, duftblaue Kette des Schwarzwalds geheftet, die sich unabsehbar gen Nord und Süd im Strahlengeflimmer der Luft verlor. Allein auch über diesen köstlichen Fernblick drückte ihr Gesicht keine Befriedigung aus; er schien ihr etwas täglich Gewohntes und als solcher völlig gleichgültig zu sein, ja langweilig, fast noch mehr. Denn ihre Brust hob sich unter dem kleidsamen Mieder, und ihr Mund seufzte leise, als bilde der dunkle Bergrücken drüben mit seinen aufglänzenden Hochkuppen ihr den Anlaß dazu.

Da lugte, von ihr unbemerkt, ein Kopf rechtshin um den Buschrand, ein Fuß schlüpfte hervor, und hoch und kraftvoll gewachsene Männergestalt bewegte sich geräuschlos im Rücken der Ahnungslosen über die blühende Halde heran. Es fiel auf den ersten Blick beinahe schwer, in dem braunen, von dichtem Bart umschlossenen Gesicht den ehemaligen Klosterzögling Raudibusch zu erkennen, nur die großen, eigenartigen Augen hatten ihren knabenhaften Ausdruck und Schimmer so treu bewahrt, daß sie keinen Zweifel über ihren Besitzer lassen konnten. Aber sie leuchteten jetzt noch mit besonderem Glanz und machten die Lippen offenbar unbotmäßig, die Absicht, welche der lautlos Herankommende verfolgt hatte, durchzuführen, denn noch ein halbes Dutzend Schritte entfernt, gehorchte der Mund dem ihm auferlegten Befehl nicht länger, sondern ihm entflogs mit lautem Freudenruf: „Regi"! — und Regine Lindinger's Stirne fuhr mit einem Ruck herum und ihre kleinen Füße unter dem kurzen, derben Bauernrock setzten sich zum Aufspringen an. Doch dann hielt die Hast der Stirn und der Füße gleichmäßig inne und nur der Kopf nickte als Erwiederung des Grußes: „Kommst Du einmal? Ich dachte, wir würden dich nicht mehr sehen und Du seiest mit drüben, hinterm Gebirg im Burgund."

Vielleicht ein wenig gemachter gleichgültig, allein in der nämlichen Art war es gesprochen, wie die Augen vorher auf die Blumen, das frische Wiesengrün, in die ganze lachende Frühlingswelt hinausgesehn. Der besondere Glanz in Raudibusch's Augen war jedoch noch immer zu mächtig, als daß er etwas Befremdendes in Antwort und Behaben des Mädchens wahrzunehmen vermochte. Er hatte die Hand in sein Wamms getaucht, zog mit strahlendem Blick ein Pergamentblatt draus hervor und entgegnete:

„Es hatte Grund, daß ich seit einem Monat fast nicht heraufgekonnt — Du, Regi, ich bin Hauptmann geworden, sieh' her, da steht's und der Name des Herzogs drunter, von ihm selbst geschrieben."

Regine warf einen Blick auf das ihr vorgehaltene Schriftstück, der blitzschnell den Inhalt desselben zusammenfaßte und seine Richtigkeit feststellte, aber ihr Mund antwortete nur, und abermals durchaus gleichgültig:

„Dein Gedächtniß scheint als Hauptmann gelitten zu haben; es sind sechs Wochen und drei Tage heut."

Nun sah er ihr erstaunt in's Gesicht. „Du freu'st Dich nicht mit mir — gar nicht ein wenig?"

„Ich? Warum? Ich bin ja nicht Hauptmännin geworden —"

ausgegohrenes Bier gehört und gesteigerte Muskelar
und wohlthätig machen.

7. Abwechslung von angemessenen

Die bei dem Säuglinge erwachenden Sinne
Erziehung so gut wie die nach und nach dem Sch
Die Augen dürfen nicht zu nahe Gegenstände anhalt
sich während der Ermüdung leicht das Schielen ange
jetzt mit Hausarbeit am Pulte überbürdeten Schull
mit Widerwillen. Die Kurzsichtigkeit und Engbrüsti
müssen bei dieser Art von Ueberbildung überhandneh

Das Gehör ist zeitig entwickelt; es sollte im
werden. Für angenehme Töne ist das junge Gemüt
mit Ausnahmen. Es ist eine zwecklose Barbarei,
motive und an die Lärmglocke gewöhnen zu wollen.
in das babylonische Gewirr der Bahnhöfe noch in
Waldconcerte und in die kleinen Schaubühnen der lä
linge gehören auch in letztere nicht, sondern nur auf d
Freund Frühling auf Wiese und Flur zu veranstalten

Schreckbilder und Schrecklaute, Gespenstergeschi
machen körperlich und seelisch kranke Kinder, „Ner
gemäße Zuchtruthe ist unersetzlich und leider zu sehr

In des Kindes geistige Erziehung theilen sich
Geschwister; sie ist zunächst und vorzugsweise spielend
ken lähmend und giftig. Dem Beispiele strebt das
emsig nach; wir können mit dem Beispiele und gew
durch Belehrung in Wort und Schrift.

Ueber die spätere Erziehung des Kindes und
Kindheit Eingehendes zu bringen, würde die Grenzen
Eines sei der Beherzigung empfohlen. Auf einer Ve
vorigen Sommer in Leipzig abgehalten wurde, war
von den Aerzten nicht mehr wolle in die Schulfrage
wird in Deutschland, welches auf seine Schulbildun
Kindergehirn überfüttert. Wenn man auf un
der ferner zwingen will, noch nach dem Nachtmahle
Ferien mit schwierigen, oft unkindlichen Aufgaben zu
Gesichter und die lebensmüden Augen der heranwach
die zur Mode werdenden Kopfschmerzen für uns sp
mehreren meiner Obhut anvertrauten Familien erle
„lieber bei den lieben Engeln im Himmel zu sein",
arbeiten nicht zu bewältigen vermochten.

Aber nicht allein die Geistesthätigkeit, auch
das Kind ist, um so öfter und anhaltender Abwech
Muskeln müssen das Verbrauchte zu ersetzen Stoff
kleines Kind über Ermüdung spazieren; ein schlech
lange und angreifend zu turnen oder zu schwimme
kehrt und nachtheilig, wie wenn Schulkinder der
Höchste angespannt werden, weil einige Bevorzugt
vorwärts kommen und ihre Eltern klagen, daß si
tigt seien.

Sanftes Wiegen, am besten in einer Häng

„Ich weiß nicht, was daran zum Lachen und weshalb es ein Spaß wäre, wenn ich mich verheirathen will. Andre thun das auch, wenn sie so alt sind wie ich, und es ist doch einmal eine Abwechslung. Und wenn Du Hauptmann geworden bist, sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch Hauptmännin werden soll und mich ebenso darüber freuen wie Du."

Diesmal war ihr nach dem kuriosen Wort Hauptmännin kein Insektchen wieder zwischen die Lippen gerathen, sondern sie hatte den Satz ohne jede Beirrung und Unterbrechung ruhig zu Ende gesprochen, nur ließ sich nicht grade heraushören, daß ein Uebermaß der Freude, von welcher er geredet, darin zum Ausdruck gekommen war. Dagegen regte es stark den Eindruck, als ob Raudibusch allmählich an seinen Ohren, Augen und noch einigen sonstigen Sinnen zu zweifeln angefangen, deren Beeinträchtigung auch auf seine Zunge eine lähmende Wirkung mitüben mußte, denn er brachte mühsam stotternd hervor:

„Du willst — einen von den Beiden — heirathen?"

Ihr Kopf nickte. „Es ist mir ganz gleichgültig, welchen, aber ich will Hauptmännin werden."

Sie trat unwillkürlich bei'm letzten Wort einen Schritt zurück, denn die Lähmung war plötzlich wie durch ein zauberkräftiges Heilmittel von Raudibusch's Zunge abgesunken, statt des kindlichen Schimmers funkelte es von einem, Regine bis dahin völlig fremden, doch auch jetzt noch knabenhaften Zornaufglanz in seinen Augen und er rief:

„Das ist ja schändlich, ist ja ein höllisches Schurkenstück —!"

Die Reihe der Verwunderung und halben Aengstlichkeit von dem unerwartet heftigen Ausbruch ihres Gefährten war an Regine gekommen. „Von mir — daß ich —?" fragte sie stockend.

Eigentlich sprach alle Logik dafür, daß ihre Frage bejaht werden müsse oder es schon vorher gewesen sei. Aber in dem Kopf des neuesten Hauptmanns der Armee Bernhard's von Weimar mußte es noch immer ebenso unlogisch zugehen, wie es jetzt wieder verwirrt in seinen an ihr vorbeiweichenden grauen Augensternen lag, denn er antwortete halb hastig und halb stotternd:

„Von Dir? Wie sollte ich — Du bist ja ein Kind und weißt gar nicht und denkst gar nicht. — Aber von den Beiden ist es eine Nichtswürdigkeit — und wenn Einer es noch einmal wagen sollte, so will ich ihm zeigen —"

Er besagte es nicht weiter mit Worten, was er zu zeigen gedachte, doch es schien, als ob er es symbolisch durch die That ausdrückte, denn er hatte sein Schwert von der Hüfte gerissen, hieb und stach damit auf die beiden wehrlosen Werbebriefe, daß sie in weiße Fähnchen verwandelt umherflogen, und bohrte, noch unbefriedigt, die zurückgebliebenen größeren Stücke mit berserkerhaftem Ingrimm in den blumigen Rasengrund. Er beschäftigte sich, ohne das daneben stehende, stumm dreinblickende Mädchen zu beachten, so lange und ausschließlich damit und sein Gesicht flammte noch immer von so ungewöhnlicher Röthe, daß sie ihn nach einer Weile leise am Aermel zupfte:

„Du, Raudi, bist Du mir böse?"

Da er nur wortlos den Kopf schüttelte, fuhr sie fort:

„Du sagtest, ich bin ein Kind und weiß nichts und denke nichts. Was weißt und denkst Du denn?"

Nun drehte er die Stirn und sah ihr voll in's Gesicht. „Willst Du denn keine Hauptmännin werden?"

„Nein, gewiß nicht!" Ihre Augen betheuerten es ebenso unverbrüchlich wie der Mund. Dann lachte sie fröhlich auf: „Du hast noch immer den Baum von der Kastelburg mit den silbernen Blättern in den Augen. Da drüben muß er stehn; wenn's nicht so goldig in der Luft wäre, müßt' man die Mauern von hier sehen können, glaub' ich."

„Wo meinst Du, Regi?"

gefühl nicht sympathische. Das „lucus a non luce
der Sprachbildung nicht gar so unerhört. Man f
diente", gelegentlich im Sinne des Gegentheils von
Ursprung nach zunächst bedeuten, gebraucht werden.
die sonderbare Anwendung, die das französische
Redensart findet, zu erinnern.

Wir sagen: „Der Schauspieler markirte au

Was heißt marquer? — „Bezeichnen", k
goût marqué pour quelque chose" heißt eine entsc
dessein marqué, une intention marquée, ist ein deutl
Absicht. Man sollte also denken, die Rolle markire
hebung des Einzelnen vortragen. Aber nein — es
hin, oberflächlich, ohne scharfe Betonung und Schat
= „nicht markiren".

Man wird mit einer Erklärung, mit einer R
wird mir sagen, jene Redensart bedeute das Betone
das Nebensächliche fallen gelassen wird, und in so
Markiren, ein Hervorheben, nämlich eben der Haupt

Aber es ist ebenso absurd, zu sagen: „ich ma
will: „ich markire nur die Hauptpunkte derselben", als
jenen entfernten Gegenstand genau", wenn ich sagen
die Umrisse desselben genau. —

Wollte nun aber Jemand z. B. auch das W
„irrational" finden, weil ja beim Bergbau nicht geb
graben wird, so würde es dem Sprachforscher vermu
mit irgend einer gelehrten Erklärung, mit der Darl
achteten Bedeutung des Wortes „bauen" etwa, abzut

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wen
eine abgestorbene Bedeutung des Stammwortes zurü
lebendigen Bedeutung desselben nichts mehr gemei
spruch steht. „Irrational", und darum unsympath
niemals völlig sprach-vernünftig (rational) war, so
Sprachsinn erloschen, aus dem Sprachbewußtsein v
oder Umformung solcher Worte kann in den wenigst
der Sprachschatz neben einem solchen irrational geword
zur Verfügung hat, so wird der feinsinnige Autor die
der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen
Worte den Vorzug giebt.

Wären wir gegen die Forderung etymologisch
abgestumpft, und gewöhnt, sorgsamer auf die Grund
so würden wir manches Lächerliche vermeiden, und
lassen, von einem „trocknen Humor" zu sprechen.
„Trockene Feuchtigkeit" also! — Das „Volk der
Bischen gedankenlos. —

Die deutsche Casusbildung ist von Hause au
ziöse; dazu kommt dann noch manches Willkürliche,
„von meiner Seite", „von deiner Seite", aber „von
der Kritik" u. s. w. Warum „von Seiten?" Wa
gefügte n?

Die Schriften unserer besten Autoren sind en

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe; und so gewöhnt sind wir an Nachlässigkeit und Willkür in der Casusbildung, daß ich vielleicht der Erste bin, der diesen lapsus calami bemerkt und der darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen“. —

Wir sagen: „ich werde es gewahr“, „er will es nicht Wort haben“. Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, das „es“ sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen“. Aber warum schleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl des Laien irre zu führen und ihn gleichsam zu narren? Wär' es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werde dessen gewahr“, „er will dessen nicht Wort haben?“

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren“, „Euer Excellenz“, u. s. w., indem er uns belehrt, „Euer“ sei in dieser Verbindung Genitiv (Vestrûm excellentia, nicht vestra.) Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Culturſprachen zu schreiben: „Eure Excellenz?“ — „Euer Wohlgeboren“ thäten wir am besten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Casusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen“, „ein Pferd zu Schanden reiten“. Seltsam erscheint die Construction: „Jemanden los werden.“ Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle.“ Warum der Conjunctiv?“ —

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandtheile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenen s nicht entrathen zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschiebung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Theilnahmslos“ klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als „theilnahmlos“. Wollen wir „rücksichtslos“ sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos“ sagen statt „lichtlos“. Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich. In Glockers „Mineralogie“ S. 185 fand ich das Compositum „Formsähnlichkeit“ gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Vertheidiger des eingeschobenen s consequenter Weise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos“, „schadlos“ — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die Mißbildungen „schadlos“, „reglos“ allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfniß veranlaßt, einigemal entschlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manchesmal den Kopf zerbrochen, ist unser Compositum „Helfershelfer“. Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? also einer der dem Helfer beim Helfen hilft? Oder soll man's für eine Art von Reduplication nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie Aehnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer“.

Eine merkwürdige Denkträgheit verräth sich in gewissen corrumpirten Wortformen. in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird.

So sagen wir z. B. „schlecht und recht", was
richt" lauten müßte. „Richt" entspricht dem latein
bedeutet ebendasselbe: schlichtes Haar ist gerade he
und Lockengekräusel. Ist es nicht arg, daß der De
es scheint, das klanglose e mundgerechter und bequ
„schlicht" in „schlecht" corrumpirt, obgleich dies letzte
tung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälschlich auch in d
zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienst d
hätten, mit jener corrumpirten Form zu brechen un

Die Neigung des Deutschen, bei den Worten
Bedeutung zu achten, verräth sich auch in der Naiv
ähnlich klingende deutsche Worte von himmelweit ve
umsetzt, und so z. B. aus dem griechischen μίλτος e
(gemeiner Hadwerker) einen „Bönhasen", aus d
„Meerkatze" gemacht hat. Da man hier bei den
unbedingt nichts denken darf, sind solche fast kindlich
Gedankenlosigkeit überhaupt zu befördern? —

Auch aus heimischen Sprachelementen zusam
sinnlos, weil sie entweder in ähnlicher Weise wie
verderbt sind, oder die zu Grunde liegende Bedeut
Unser „Maulaffe" ist offenbar kein Affe, sondern
unser „Oelgötze" hat nichts mit dem Oel zu thun
götze", von dem althochdeutschen Ella, „die Fremd
Mensch mit einem ausländischen Götzen, den m
seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blume
Es geht noch an, wenn wir „Sündflut" schreiben s
hat doch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir
wenn wir uns einfallen lassen, bei „blutjung", „b
bei „Hagestolz" an Stolz, bei „blitzblau" an den
Keuschheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhistorik
jenen Zusammensetzungen so viel wie „bloß, nackt", „
„Stolze" = Diener, Gefährte, Geselle, und „hage"
licher, nicht verheiratheter Knecht, Bursche, Junge, g
„blitzeblau" und „gritzegrau" sind Superlative, durch
bildet. Ganz recht. Das Irrationale wäre hier a
demonstrirt. Wenn es sich nur ebenso leicht aus de
des sprechenden Volkes verbannen ließe! Es bleibt d
Wortbildungen der Irrthum gar so nahe und die G

Es giebt keinen deutschen Poeten, der nicht b
seelenallein" ist. Ich habe oft darüber nachgeda
dazu kommt, eine so ganz besondere Prärogative des

„Flöten gehen" — „zu Paaren treib
hagelvoll" — „Backfisch" — „Strohwittr
„Windsbraut" — „mit Kind und Kegel" —
Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine ver

Ohne den mindesten Anspruch, irgend etwas
wir sprichwörtliche Redensarten vom Schlage der fo

„Auf den Hund kommen" — „in die Pfan
brechen" — „über den Löffel barbieren" — „einem

klüg.“ Berchta von Schwarzburg tastete schwankend nach einem Baumstamm, sich zu stützen und eine plötzliche Angst durchlief ihre Augen. „Tödten? Sagt, entsinne ich mich? ist Eure Berchta nicht auch eine Todesgöttin, die dem als Verhängniß naht, zu dem sie hintritt?“

„Ihr entsinnt Euch recht, doch Ihr deutet falsch. Eine Walkyre ist sie, die dem Helden naht, um ihn mit ihrem Blick, ihrem Zauberlaut zum Höchsten zu begeistern, ihn dem ruhmvollen, völkerbeglückenden Ziel entgegen zu heben, für welches das Schicksal seine starke Hand bestimmt. Dann, wenn er es erreicht, die Erde dem Schnee seines Hauptes nichts mehr zu bieten vermag, dann nimmt ihre Lippe die Seele von der seinen und trägt sie auf weißem Fittig zum neuen Leben Walhall's hinauf. So ist sie auch eine Göttin des Todes, wie die des Lebens, denn unsere Väter wußten, besser als wir heut', daß beide nur Aeste eines Stammes sind. Kommt, Fräulein, die Zeit drängt für die Berchta, die Leben bringen und gewinnen soll.“

Die junge Gräfin warf noch einen stummen, seltsamen Blick in den weiß rinnenden Schaum des kleinen Wasserfalles hinunter, nickte ihm langsam mit der Stirn und folgte nun willenlos ihrem Führer nach. Sie schritten in den einsamen Bauernhof, der sie fast sechs Monate hindurch beherbergt, kehrten indeß schon nach wenigen Minuten zurück und schlugen, von Regine und Raudibusch begleitet, westwärts hinüber schmalen Gebirgspfad, dem Innern der waldbedeckten Vogesenkette entgegen, ein.

Schräger ging die Sonne, hinter dem Elsässer Belchen absinkend wich sie aus dem engen Thal, das sich mit tiefem Einschnitt in den Waskenwald hineinzog, laue Dämmrung aus blauen Schatten und Duft gewoben überlagerte ein Städtchen am Rande weltvergessen ringshin hoch umwallten, friedlichen Bergtrichters. Durch die schmale Hauptgasse des Orts ritt im letzten Zwielicht ein kleiner Reitertrupp, dem ähnlich, der einst Bartholomäus Laubacher und Regine Lindinger durch Sturm- und Wetternacht im Sexauer Thal begegnet war. Wenigstens befand sich die nämliche hohe, jugendliche Gestalt mit dem weißen Aufglanz zwischen den Lippen darunter, von der das Waldkircher Bürgerkind damals gemeint, so müsse nach seiner Vorstellung ein Kaiser oder König oder Herzog aussehen. Hier indeß achteten wenig Blicke auf die vom beginnenden Nachtschleier umhüllt schnell Vorüberziehenden, die offenbar ein andres, vorherbestimmtes Ziel im Auge hielten, denn sie bogen durch das alte Stadtthor wieder in's Freie hinaus, noch eine Weile hart an der Felswand entlang, bis es sie wie mit waldigem Dach aufnahm. Doch schien's nur so aus der Ferne, drunter selbst erwies es sich als ein ehemals sorgsam angelegter, jetzt vielleicht seit einem Menschenalter verwilderter Park französischen Stil's, in dem noch da und dort an den labyrinthartig verschlungenen Wegen übermooste Bruchstücke einst weißer Marmorbilder schimmerten; die Springsäulen der zerbrochenen Leitungen waren verstummt, aber über die von kunstvoller Hand gebildeten Felsabhänge rauschten die Wasser noch mit demselben, Echo an der Bergrunde weckenden Niedersturz fort, wie sie es gethan, als noch Ohren hier auf ihr Brausen gelauscht und Leben diese Leere erfüllt hatte.

Es war unverkennbar das frühere Besitzthum, die Anlage irgend einer fürstlichen Laune, die in stiller Abgeschiedenheit den ländlichen Sommerresidenzen der französischen Könige nachzueifern getrachtet hatte. Künstlich von Bosquet und Laubgängen verdeckt, stand ein halbes Dutzend von Cavalierhäuschen für Gäste, Gefolge, Dienerschaft; ein schloßartiges, doch einstöckiges Gebäude lag, durch beträchtlichen Zwischenraum von ihnen getrennt, weiter hinauf, auf höherer, die Aussicht rings in den Bergkessel beherrschender Rampe. Vor ihm stieg Herzog Bernhard vom Pferde, das ein Diener fortführte; er verabschiedete mit kurzem Gruß seinen Begleiter, nur der Oberst Josephus Wagner folgte ihm in die offne Thür des Schlößchens. Dies war sichtlich für die Aufnahme eines Gastes hergerichtet worden, doch nur in einem einzigen, zum Uebernachten bestimmten Raume, der ein frisch bereitetes Bett enthielt. Der junge Feldherr warf flüchtigen Blick darauf und sagte: „Ich wünsche Euch auch, zu ruhen, wie ich's gedenke, Oberst.

gabe war keine schwierige, denn nicht nur so weit
Himmels sich erstreckte, bedrohte kein Feind das ih
vom Gipfel des Feldbergs und des Elsässer Bel
Ferne zu keiner Macht mehr hinüber, die Widers
Bedrohung auszuüben Kraft besaß. Zum ersten M
jährigen Krieges zu nahen. Zum ersten Mal stan
gefaßt, ein deutsches Heer da, binnen kurzer Frist
nirgendwo ein zweites vorhanden war, ihm Sieg u
Jahren waren die eisernen Würfel auf die andre
nach dem Tode Gustav Adolph's Kaiser Ferdinand
Willenskraft Albrecht Waldstein's geschienen, das w
Bernhard von Weimar, der Bestimmende für die Zuk
durch das auf den weichen Flügeln des Frühjahrswin
dahinflog und seine bange Sehnsucht in freudige Hoff
murmelten, mit den Zähnen knirschend, auch die fin
der kaiserlichen Hofburg zu Wien — „es ist ein Wo
die Lohe abzuwehren, eh' sie unser eignes Dach faßt

„Herz gefaßt, Pater Joseph! Breisach ist u
du Plessis, Herzog von Richelieu, seinem sterbenden
Hand seiner Politik, freudeberauscht in's Ohr geschr
einmal mit irrleuchtendem Blick die brechenden A
Evangelium als Viaticum für die dunkle, unbekannt

Es war nur ein Kopf, in welchem der Sterb
verrechnet, den auch der Scharfblick des größten P
daß er zu spät erkennen mußte, er habe dem Pater
falsches Geleit in das Jenseits gegeben, an das
ebensowenig glaubte, als der Kardinal und Bischo
Frankreich mit den Leichen Hunderttausender von
Blutströmen seiner katholischen Brüder angefüllt hat

Ein Heer war's, auf das zum ersten Mal
deutschen Volkes sich zu richten vermochten, weil
beenden, den Frieden zu erzwingen. Ein Heer,
gleich denjenigen Waldsteins, Tilly's, Gustav Adolp
ein Werkzeug, der Arm eines Hauptes, das ihn will
seine bereitwillige Fügsamkeit und Todesverachtung
Namen, einer Persönlichkeit, doch in ihr mit einer
schwung, als sie seit dem Beginn des unheilvolle
gebracht worden. Wenige gedachten mehr, daß diese
daß er bereits seit hundertundzwanzig Jahren De
der Väter Hader war, der auf die Enkel sich räche
der nicht abgestumpft und gleichgültig in seine L
weiter zu denen der Vorväter zurückblickte, mochte e
der Erkenntniß überkommen, daß im Verlauf des la
sich heut' wiederholt, mit anderem Namen und ande
des Hauptes und Herzens eine fast schon verschollene
reiche der Vergangenheit lebendig wieder heraufg
heutigen Tags, der drei Menschenalter gesehn, no
mit dem ersten Aufblick des Kindes den Bernhard
zu begrüßen, als dieser den nicht minder edlen,
des Churfürsten Moritz von Sachsen geführt.

daß auf jedem derselben in altfränkischer Schrift und Sprache eine Versstrophe verzeichnet stand. Dann las er mechanisch — der Mond lag so hell auf den großen Buchstaben, daß die Augen keinerlei Anstrengung bedurften:

„Entfern' dich, eitles Ruhmeswesen,
Dein schnödes Blendwerk trügt mich nicht,
Es hat mein Herz sich auserlesen,
Was weder Zeit noch Wechsel bricht.
Dein falsches Scheinen
In Glück und Freud'
Kehrt bald in Weinen
Der schnellen Zeit
Vergänglichkeit."

„Der schnellen Zeit Vergänglichkeit", murmelte der Leser nach. „Will der alte Holzladen mir Antwort geben? Das ist's — wo sind sie geblieben, die hier gelebt? Alles still und leer. Aber sie haben gelebt, geathmet —"

Sein Kopf flog plötzlich herum und blickte ungewiß hinter sich zurück. Ging noch ein Odemzug, ein Laut jenes versunkenen Lebens durch die öden Räume? Ihm war's gewesen, als ob ein Geräusch, ein Stimmenton — Nein, es befand sich Nichts im Gemach außer ihm selbst, dem im Holz fortklopfenden Gewürm und dem unbestimmt fordernden Klopfen in seiner Brust, und den Blick zur rechten Seite hinüberwendend, las er die Inschrift der anderen Holzwand:

„Wie Blumen, die des Sommers blühen,
Und wenn der Abend sich einstellt,
Sich zu der Erde wieder ziehen,
So ist das Wesen dieser Welt.
Wohl wer im Leben
Bei Freud' und Leid
Sich nicht ergeben
Der schnellen Zeit
Vergänglichkeit."

— — — —

Drinnen in der Mitte des Schlößchens kam ein leiser Schritt durch gleichfalls mondhellen Gang, dann hielt Andreas Rothenflüg plötzlich inne, denn vor ihm an einer Biegung tauchten die goldblonden Zöpfe und die silbergestickte Bauermädchenhaube Regine Lindinger's auf, und er flüsterte hastig: „Seid ihr schon gekommen, Kind? Es ist gut, denn ich höre, der Herzog ist ermüdet und will sich früh' zur Ruh' legen."

Die Angeredete, die bei seinem Nahen eine Bewegung gemacht hatte, fortzueilen, dann jedoch stehen geblieben war, hielt den Kopf abgedreht und erwiederte nichts, und er fuhr rasch fort: „Der Augenblick ist so günstig wie möglich; sie trifft Admet so nicht wieder an. Wo ist Virginia?"

„Virginia?" Die Stirn des Mädchens flog wie von unsichtbarer Hand gewaltsam herumgerissen ihm jetzt entgegen und ihrem Mund entfuhr die Wiederholung des Namens. Doch nicht mit der Stimme Regine's, und Rothenflüg streckte in instinktiver Hast den Arm nach ihr. „Du bist nicht — wer bist Du, was suchst Du hier?"

Aber seine Hand griff in's Leere; in der Flurwand mußte sich eine verborgene Seitenthür befinden, die der Fremden bekannt gewesen und durch welche sie spurlos verschwunden. Betroffen starrte er einen Moment auf die geschlossene Wand, dann stieß er erschreckt zwischen den Lippen hervor: „Die Herzogin!" und eilte in der nächsten Sekunde athemlos durch den Korridor zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder „der schnellen Zeit Vergänglichkeit"! Der Schluß beider Strophen auf den alten Läden, die Worte dessen, was Alles umher in stummer Sprache kundthat, das

geschwächte Bevölkerung des Landes, und ohn
beachten, richtete Bernhard, unbewegt von den B
seiner Umgebung das nächste Hauptziel seiner Be
Heilmitteln aller Art dem drohenden Anwachs de
heit zu begegnen. Doch plötzlich, wenn man ihn
er sich schon wieder in der Mitte seines Feldlager
auf über Neuenburg gegen Basel hinaufgezogen, le
Theiles seiner Truppen in die Freigrafschaft, um a
licher Heeresmacht zu vertreiben, und schloß keinen
Rastlosigkeit sich für denselben vorgesetzt, erreicht z

Nur ein einziges dieser Ziele hatte Bernhar
er diesem seit Monaten, vielleicht mit noch größe
einem zweiten und durch Hunderte von Augen und
fältigsten Nachforschungen und unausgesetzter Bem
Spur der schon aus dem Lager vor Breisach v
schwester Xaveria aufzufinden.

Vielleicht wäre er, wie es manchmal zu ge
gekommen, wenn er seine Aufmerksamkeit nicht in
Nähe, schärfer auf diejenigen verwandt hätte, welch
sich hatte. Es waren dies von kriegerischen Pe
Wagner und der Obristwachtmeister Bartholomäus
Hauptleuten Steinkallenfels und Teufel von Birk
jungen Feldherrn auf seinen Umherritten bildeten,
geworden, ohne daß er eine geplante Absicht in de
seiner Seite wichen, ahnte. Als nichtmilitärischer
dem Titel und Range eines „fürstlichen Rathes“ b
mehr und mehr dem Herzog als kluger, weitsichtiger
geber unentbehrlich geworden, gewißermaßen ein Pa
mit scharfem Blick begabt, in das heimliche Netzg
an den Höfen der deutschen und auswärtigen Für
dungen und seine Gedankenverknüpfungen erstreckte
an Kenntnissen und Talenten hatte sich unter der
neben ungewöhnlicher Gelehrsamkeit ihn nicht mi
und Meister des schriftlichen Worts nach allen Ric
hauptsächlichsten Werth in der Schätzung Herzog B
stimmung beider in dem Ziel, dem sie gemeinsam zust
an eine Wiederherstellung des Friedens, der Wohlfa
als dessen schlimmeren und gefährlichen Feind er
Frankreich und den Cardinal Richelieu betrachtete
dem Letzteren zur Zeit der Klugheit noch widersp
Cisterzienser Bruders doch unermüdlich, im Still
Verhältniß zwischen Bernhard von Weimar und
lockern, so wie den ersteren vor den Fanggarnen
und zu beschirmen. So blieb nichts zwischen de
geheim; nur rührte dieser mit keinem Wort an d
der Herzogin von Aiguillon und Bernhard, wäh
keinerlei Mittheilung über den Grund seiner Nac
machte. Doch besaß er auch keine Kenntniß d
nie Erwähnung davon gethan, daß die Gesucht
frühere Ordensschwester, sondern seit mehreren Ja
bekannt gewesen sei.

„Was wollt Ihr — weshalb seid Ihr hier —?"

„Euch zu fragen, ob Ihr um einer Magd willen thun wollt, was Ihr um den Frevel des Feldzeugmeisters Reinach nicht thatet, wovon Ihr sagtet, daß Ihr es nie gethan?"

„Ich verstehe Euch nicht — das ist — das heißt?"

„Euer Wort brechen."

Ein Beben durchrüttelte seine Hand, die sie wieder gefaßt; er murmelte irr vor sich: „Ich gab mein Wort?"

„Und ich kam hierher, es Euch zurückzugeben. Lebt wohl!"

Diesmal schwand ihre Hand leise aus der seinen, daß es statt ihrer Wärme die verlassene kalt überhauchte. Und wie von einem Schauder eisiger Leere angefaßt, hielt er jetzt die langsam entweichende mit zitterndem Wort:

„Weshalb, Clemence —?"

„Weil Ihr jenes Wort einer Anderen gabt, die es nicht verdiente. Die ein Werkzeug war, Euch mit dem Zauberblick des Ruhmes, der Macht, des Goldes zu bethören, Eure Schwäche zu nutzen, um Stärke für Andre daraus zu gewinnen. Die gesandt war, Euch zu betrügen, wie sie sich selbst betrog —"

„Womit, Clemence?"

Ihre Hand antwortete; sie zog die seinige nach sich und schloß sie fest auf das leichte Mieder, unter dem es ihm weich, warm und ungestüm entgegenwallte. „Weil dies Herz einer Anderen gehört, als der, welche Euch vor einem Jahr die Rose bot. Weil es mit keiner Stimme mehr redet, als mit seiner eignen, für Niemanden in der Welt mehr sinnt und klopft, als für sich selbst. Weil es nichts mehr nehmen will, nur dahingeben, willenlos, zu Tode besiegt, sich selbst. Weil ich Dich liebe, Bernhard, wie kein Weib einen Mann glühender geliebt, und sterben muß, wenn Du mich jetzt nicht aufhebst."

Die Arme um seinen Leib schlingend, glitt sie an ihm nieder auf die Kniee; er stand sekundenlang über sie gebeugt und sah das Mondlicht auf ihrem Goldscheitel spielen, hörte das krampfhafte Athmen ihrer zusammengebogenen Brust, ein verhaltenes Wimmern ihrer Lippen. Dann hatte sein Arm sie umfaßt, hob sie und trug sie auf die seit einem Menschenalter unberührte Ruhebank des zum ersten Mal wieder von lebendigem Doppelherzschlag durchpochten Gemaches. Leise knisterte der verblichene Brokatüberzug unter der leichten, warmen, duftausathmenden Last, die in stummer Regungslosigkeit, nur mit groß geöffneten Augen ausgestreckt auf dem Lager ruhte, und Bernhard von Weimar kniete vor ihr und flüsterte noch einmal wie gegen übermächtig steigende Trunkenheit aufringend:

„Ich fragte Dich vorhin, bist Du kein Trug? Schwöre es mir, gieb mir den Beweis! Bist Dist Du das, wonach mein Herz schlägt — was bist Du?"

„Du sagtest es auch vorhin, was Dein Herz verlangte, Fleisch und Blut — ich bin's."

„Clemence — —"

Ihre Arme schlossen sich mit glühendem Aufsturm der Leidenschaft um seinen Nacken und besinnungslos schlossen sich seine Lippen auf die ihrigen — dann wichen hbeide erschreckt noch einmal auseinander und die halb im betäubenden Rausch Versinkende oben lauschend die Stirn. Durch die offen gebliebene Thür, in die der Mond breiten Strahlengarbe hineinwarf, kam vom Garten her, fast aus unmittelbarer Nähe klang's, ein Menschenlaut, der anhebende Gesang einer hell die Nacht durchtönenden Mädchenstimme:

„Hast auch du den Ruf vernommen,
Grünes Licht in Wald und Au?
Wollt auch ihr zum Feste kommen,
Schlanke Kinder, roth und blau?
Fliegt, ihr Elfen, schafft, ihr Zwerge,
Eilt und streuet Glanz und Duft!
Mit dem Teppich schmückt die Berge,
Mit dem Odem füllt die Luft!"

Es mußte eins der kleinen herumschwirren
zwischen Regine Lindinger's rothe Lippen hineini
plötzlich ihre Erwiederung abbrechend, fest auf ei
daß ihr Gesicht sich bis zur Stirn hinauf lebh
rasch fort, als bemühe sie sich, das kleine aufdrin
schleunig dadurch fortzusprudeln:

„Weshalb sollte ich mich darüber freuen?
ihr da drunten thut und werdet? Gutes wird da
ebenso wie es ist, und ist Alles nur langweilig
Nun sind's nächstens sechs Monate, daß wir hie
und der Schwarzwald drüben liegt. Erst war's
darnach kommt der Sommer und wieder der
wieder — wozu? Mir scheint, das ist Alles grad'
mann geworden bist."

Raudibusch blickte sie jetzt verwundert-betr
lässig, doch es schwirrte der Ton einer gereizten
nie von ihren Lippen gehört, unverständlich-wunde
daß er verwirrt stotterte:

„Der Herzog —"

„Ist Dir wohl das Liebste, was Du auf d

„O gewiß, mein Leben würde ich für ihn
fiel der junge Hauptmann mit begeistert aufleuchte

Regine Lindinger stand jetzt rasch auf. „D
dann eine Stunde Deiner Lebenszeit so unnütz an
Ich kann's nicht länger, sondern muß zur Gräfin.

Sie ging; mit noch größerem Staunen und
ihr nach, holte sie ein und fragte stotternd:

„Habe ich Dir etwas gethan, Regi?"

„Du?" Sie stand still. „Gar nichts, ich
Gewiß nicht Dein Leben, das würde mir nicht e
wenn ich's wäre, thät' ich's auch nicht. Aber doch
bist, kannst Du mir einen Rath geben —"

Sie ging an den Platz zurück, auf dem sie
beiden Blätter vom Boden, die sie zuvor achtlos
erhalten, sogar zwei zugleich, und soll auch meine
werden, grade wie Du. Ich weiß nur noch nich
lasse. Hier bietet es mir der Hauptmann Friedrich
Hauptmann Wolfgang Teufel von Birkensee. Da
von ihnen selbst geschrieben, grad' wie von D
schöner und räthst Du mir auszuwählen?"

Raudibusch, der junge Hauptmann, sah sie
holte gedankenlos:

„Schöner? Auswählen?" Dann brach er
lächter aus: „Die wollen Dich heirathen, Regi? All

Es machte sehr kurzen Moment den Eindru
finde, denn ihre Lippen verzogen sich flüchtig,
frohsinnige Lachen mit einzustimmen beabsichtigt
Worte, welche sie statt dessen hervorbrachten, daß
zwar der eines gründlichen Irrthums gewesen,
lichen Gemisch der alten Gleichgültigkeit, neuester

Knirschen eines Fußes im Sand, gewahrte eine Gestalt und ihren Schatten zugleich, die in eiligem Lauf schützende Laubwand zu gewinnen trachtete. Allein im Flug überholte er sie, streckte die Hand nach ihrem abgewandten Gesicht: „Berchta!" — Da glänzte der Mond auf goldenem Scheitel, den die Silberhaube der Elsässer Landdirnen krönte, und der herumgebogene Blick sah in die Züge Clemence's von Aiguillon. Hastig ließ er sie fahren. „Du? Bist Du mir nachgefolgt oder fliehst Du vor mir —?"

Von der wilden, taumelnden Aufregung, der plötzlichen Wiederbegegnung verwirrten sich seine Sinne. Er blieb steh'n und fügte bewußtlos hinzu: „Es ist Alles Trug — sprich, Clemence — und ob Du Climene bist — Du hast mein Wort. Sprich Deines, verlangt es noch nach mir, so kehre ich mit Dir zurück —"

Doch die Angeredete schüttelte heftig, lautlos die Stirn und streckte abweichend die Hand gegen ihn. An den Boden festgebannt, sah er ihr nach, wie sie eilig fortschritt und im Mondlicht verschwand. Dann pochte eine Minute nachher die Hand Herzog Bernhard's laut an die Thür eines der Cavalierhäuser: „Erwacht! Wir brechen auf!" und staunend-erschreckt fuhren die Schläfer in die Höh'.

Als der Mond, der nur kurzen Bogen über die Kuppen des Waskenwaldes beschrieben, im Niedergang stand, sah er den Reitertrupp, der am Abend im letzten Zwielicht gekommen, schon wieder thalabwärts gegen Osten in die erste Morgenstunde hinausziehen. Todeseinsam lag der verlassene Park mit seinen schweigenden Häusern zwischen dem blühenden Bosquet vor der offenen Gartenthür, von deren weißen Holzläden „der schnellen Zeit Vergänglichkeit", stumm auf die weißen, fallenden Wasser hinüberblickte. Der ganze, weltabgeschiedene kleine Bergkessel schien in leblosen Schlaf ewiger Ruhe versunken, ohne Laut und Regung, und leuchtend zogen die Sterne über ihm auf, denen das schwindende Mondlicht die uralte Herrschaft zurückgab.

Nur eine Regung gewahrte der scheidende Blick des Mondes noch, die einer noch tiefer in's Gebirg hineinschreitenden weiblichen Gestalt. Bald rasch vorwärtsstürzend, dann als breche sie zusammen und schleppe sich auf Krücken weiter. Aber sie raffte sich immer wieder auf und setzte ihren Weg fort, wie ein Wandrer, der sich unverrückbar festes Ziel vor Augen hält und aus dem Willen, dies zu erreichen, den schwankenden Füßen Kraft zurückgewinnt. Sie trug die Kleidung eines elsässischen Bauermädchens, der letzte Mondstrahl zog Gold- und Silberglanz über ihren Scheitel. War es Regine Lindinger oder Clemence von Aiguillon? Wer beide kannte, mochte sich nicht getrauen, es zu unterscheiden, ohne den Ton ihrer Stimme zu hören.

Jedenfalls schritt sie den Weg nicht zum ersten Mal, sondern kannte ihn, hielt ihn auch jetzt sicher inne, wo das Licht um sie wich, tief eingeschnittene Felsschlucht zur Linken und Rechten steile Wände emporhob, Tannendunkel sich über ihr dicht zusammenwölbte. Lange Zeit, und aus der Finsterniß kam nur das Stöhnen ihrer erschöpften Brust, manchmal ein irrer Ton dazwischen, wie nächtlicher Schmerzenslaut eines zu Tode verwundeten Thieres. Dann brach in der Ferne rother Schein durch Stämme und Geäst, wuchs an, und wunderliche Schatten, dunklem Nebelgewoge gleich, wallten darüber und davor, durch knisterndes Nadelgezweig empor. Es waren schwarze Rauchwolken, die sich über feuriger Bivouaklohe ballten und zerwirbelten; um die brennenden Scheiter hockten Männer, Weiber, Dirnen und Buben, junge Bursche schürten die Flammen, der erste Blick ließ sie insgesammt als dem fremden Volk „mit schlangenhaft bewegtem Stern im bläulich weißen Aug'" angehörig erkennen, das überall den Fersen der Heerkörper, der Verheerung und Brandfackel folgte und seit dem Ende des Winters um der Pest willen aus dem sächsischen Feldlager mit dem übrigen Troß ausgewiesen, sich außerhalb der Bannmeile desselben hierher in schützende Bergkluft gezogen hatte. Ein phantastisch-realistisches Bild war's, das die Lagerstatt der „Kaltschmiede" den Augen der jetzt nah Herangekommenen darbot. Einige, wie es schien, erst eben von einem Streifzug Zurückgekehrte verzehrten ihr Nachtmahl, goldene und silberne Becher blinkten in den Händen der Aeltesten. Unverständlicher Gesang, von eintönig schwirrendem

„Da —“ sie nahm seine Hand und deutete
über. „Siehst Du, ganz links hinauf, wo's so steil
Er hatte, um der Richtung ihres Blicks
Arm um ihren Nacken gelegt und bog den Kopf d
feinen Haarfäden desselben ihm vor den Augen i
flimmerten.

„Ja, der Kniebis“, antwortete er — „aber
in der Luft —“

„Und dann steigt's weiter rechts so lang un
der wie ein ungeheurer Knauf aussieht, das muß –

„Die Stelle sein, wo wir zusammen über's
noch, Regi, und denkst Du's noch?“

„Wie wir um den Holzstoß tanzten. Du den

„Und wie wir nachher im hohen Gras lage
Und Du sagtest, daß Du wollt'st, wir beide hätten
chen daran —“

Ihr Kopf lag, von seinem Arm umschlunge
Lippen lagen, herabgesunken, fest auf ihrem Goldhaar
Augen wie im Traum: „Und ich sagte immer und
viel herrlicher kommen.“

„Meinst Du's noch, Regi?“

Sein Arm hatte sie nicht losgelassen, doch sei
weichen Kinderwange hin, eng hinangeschmiegt, und
aufschlug, traf sie auf kaum Handbreit in die sein
auch athmeten die seinigen, so dicht, daß sie sich be
lang sah sie athemlos, wie aller Macht über ihre
diese beiden nahen, silbergrau perlenden Augen hin
lichen Schauer durch ihren Körper, wie der Morgen
Baumes an der Kastelburg es in Kindertagen vor
rang ängstlich nach Luft, ihre Stirn glühte auf und
los und stotterte: „Du erstickst mich — laß mich –

Nun stand sie ihm wieder auf mehrere Schr
mühsam, und beide blickten sich stumm und rathlos
gingen nach einer Weile gleichzeitig wie in schwei
auseinander, bis das Mädchen, sich mit der Hand i

„Was für einen abscheulichen Bart Du beko
ein Reibeisen und ich spür's im ganzen Gesicht, u
Bist Du eigentlich deshalb heraufgekommen?“

„Ich? Deshalb? Ja — nein —.“ Des j
über ihre Worte, wie über einen mit Felsstücken
gewann und zugleich mit dem Versuch, auch die Au
zusammenhängender fortfuhr: „Ja, ich kam —
Wichtiges, etwas, das im Geheimen schon sehr lan

Er suchte nach der Fortsetzung. „Und da
offenbar mit außerordentlichem Interesse. Aber,
sehen, wählte sie ein leider höchst verfehltes Mittel,
die Augen zum ersten Mal wieder voll in diejenige
sie indeß unverkennbar den hoffnungsvoll begon
endung plötzlich wieder ab, denn jener ergänzte je
Confundirung:

„Dir mitzutheilen — auch, der Gräfin weg

Hier ist Besseres, das was sie brauchen, das Einzige, was ihnen hilft. Ein Tropfen thut's, denn es ist das Kostbarste zwischen Mond und Erdgluth. Nimm's, und Dein Herz sagt Sittah Dank."

Sie hatte ein noch kleineres, einem Amulet ähnelndes Glas von der eignen Brust gezogen, das ihre Körperwärme in sich aufgenommen und die Hand der Empfängerin mit beinahe heißem Strom durchlief. Die Letztere legte antwortlos eine weiche, mit Gold gefüllte Börse in die geschmeidigen Finger zurück, welche jene ebenfalls wieder an den Versteck des Busens zurückgleiten ließen, und Sittah's Mund summte dazu:

„Das Eine mild, das Andre stark,
Es quillt das Blut, es schwillt das Mark;
Das Eine faßt, das Andre giebt,
Wer liebt, der haßt, wer haßt, der liebt;
Vertauscht im Nu, wie Weiß und Roth,
Wo Feuer loht deckt Asche zu."

„Betrügst Du mich nicht?"

Ein Auflachen ließ zwischen den feuchten Lippen des Mädchens im Streiflicht der Lagerflammen die bläulich-weißen Zähne hervorschimmern. „Die Sterne betrügen nicht, nicht die Fluth, die unter'm Mond schwillt und drunten aus den Adern der Unsichtbaren quillt. Wir betrügen nur uns selbst, denn unsre Fluth muß steigen und fallen. Hörst Du den Reigen hallen und schweigen? Komm mit, Dich zu neigen, im Fluge zu wallen! Den Glühenden allen Dein Glühen zu zeigen! Doch Keinem zu eigen, sich selbst zu gefallen, im Wirbel der Geigen aus blühenden Zweigen durch rauschende Hallen vorbei nur zu wallen —"

Sie rief noch ein unverständliches Abschiedswort in der Sprache ihres Stammes, dann sah die Zurückbleibende die farbig-leuchtende Gestalt wieder, einem in buntem Schmelz gleißenden besinnungslos vom Flammenschein angelockten Nachtfalter gleich, sich zum Takt der Becken und Cymbeln unter den braunen Genossinnen von der rothen Lohe überstrahlt drehen und wenden. Mit glühendem Blick richteten nun sich die Augen der am Feuerrand müßig ausgestreckten jungen Burschen auf sie. Ihr nachtschwarzes Haar flog unter den blitzenden und klirrenden Goldbildern des Stirnbandes, an den schmalen Handgelenken zogen die Armgeschmeide funkelnde Lichter in die Waldrunde hinaus. Feurig-anmuthig bog sich der schlanke Leib, kam und floh, von den sich durcheinander ringelnden Gewändern umflattert und umflimmert. Nun war's bei plötzlicher Wendung, wie aus seltsamer Täuschung oder noch wundersamerer Schärfung der Augen geboren, als schwinde die gleißende Hülle in völlig durchsichtigen Schleier auseinander und offenbare vom Nacken bis zur Sohle herab jeden verlockenden Reiz bis auf das Klopfen des Herzschlags unter der entfesselten, ungestüm wallenden Brust, und die Fürstentochter des fremden Volks sang laut in das Auftönen der Schellen, in den Wirbelsturm ihrer Glieder:

„Das Eine faßt, das Andre giebt,
Wer liebt, der haßt, wer haßt, der liebt,
Vertauscht im Nu, wie Weiß und roth,
Wo Feuer loht, deckt Asche zu."

Die einsame Zuschauerin am Rande der im Nachtwind murrenden Tannenstämme hielt noch eine Minute lang den Blick irr auf das irr und irrer vor ihren Augen kreisende Bild gerichtet, dann hob sie den Fuß in's Waldesdunkel hinein, abwärts gegen Osten, der Rheinebene zu. Hinter ihr verklang, allmählich auswimmernd, Gesang und Cymbelspiel; nur vor den festgeschlossenen Lidern blieb ein glühender Kreis, in dessen Rahmen es wie mit vom Wahnsinn belebten Schatten durcheinander taumelte, und in der Finsterniß knisterte es nur dann und wann unter der leichten Sohle einer Wildkatze, die dem Morgengrauen entgegenschlich, mit tödtlichem Ansprung ihre schlummernde Beute zu umklammern

gelten, und andre Lippen müssen ihnen Laut und
Deine Zeit, Kind, wie die Frühlingsblumen da;
wandelt sie des Lebens einzige, holdeste Weishei
Eins vermag die Thorheit noch, zu sorgen, daß
Stunden der Weisheit versäumen und verlieren."

Sie waren an den Rand des hochstämmi
dem plätschernden Bach aufwärts. Vor ihnen tö
dichte Schattendach der Nadelbäume über ihnen w
Regine blieb jetzt steh'n und sagte: „Dort ist ihr
sie — seht, ich hatte Recht."

Sie wies mit der Hand durch das Unterh
saß eine weibliche Gestalt, gleichfalls in bäuerlicher
ihren Füßen unablässig weißquirlenden und zerrin
hinunter. Der Schall desselben übertönte den herann
in einiger Entfernung inne und umschloß die Sitze
Dann zwang er heitren, lächelnden Ausdruck um sei
„Virginia!" und zusammenfahrend flog die Stirn
empor. Sie hob sich von ihrem Sitz und stand un
mit reglos fragenden Augen entgegenblickend, bis
zu überwinden vermochte, doch wie in geheimer Sc

„Ihr, Rothenflüg? Was bringt Ihr?"

„Eine alte deutungsvolle Göttersage, die mit
die Märe von der Göttin Berchta, welche unsere V

„Eine armselige Göttin, Freund; ihr paßte
Hoffnungslose."

„Ihr sagt's mit Recht, denn sie muß harren
die Unholdinnen ihr Spiel treiben. Aber dann erw
den hohen Geliebten, den strahlenden Sonnengott
lang Verlorenen, und um sie leuchtet und blüht die
des neuen Lebens. Es ist keine Märe, Fräulein, o
erwachenden Erde allein, sondern auch die Eure,
unsere Väter einst die große, gütige Mutter unse
Waltenden versetzt und verehrt. Ich komme, Euch
daß es Zeit ist."

Wie ein jäher Schreck durchfuhr es sicht
Gräfin, die mit zitternder Hand an ihre Stirne em
„mir war's hier, die Wasser sangen's, als ob alle
nur, glück- und leidlos dem Dahinrauschen lausch
kommt mir wie ein Bote aus andrer Welt — laßt
an's Ende. Er bedarf meiner nicht und ich trage i
trugloser — mir ist, als lebe er hier in Wirklichkei
Abglanz, ein Schein seines Selbst für Euch Ander

Sie hatte die Hand auf ihre Brust gedrückt,
mit der Stirne: „Ihr täuscht Euch — weil Ihr
Macht steht, die selbstgewobene Täuschung abzu
genügt. O es ist süß, ist göttergleich, noch den H
spielend das Herz mit solchem Schleier umnebeln
seinen wesenlosen Trug zu zerreißen. Kommt, Herr
licher Weg liegt vor uns, bis wir das ärmliche
Geliebte der schönen Göttin Berchta heut' Aben
legen wird."

„Heut' Abend? — Ihr wollt mich tödten, n

Zum dritten Mal verstummte die Zunge des Sprechers plötzlich und fügte erst nach geraumer Weile, als ob er selbst nichts von der Unterbrechung wahrgenommen, in nämlichem Ton hinzu: „Pest —“

Aber zugleich flammte es zornig über sein Gesicht in die Höh' und er stieß aufbrausend hinterdrein:

„Gottes Tod, was seht ihr mich an? Seid ihr Narren geworden, oder haltet ihr mich dafür?“

Die Blicke aller im Saal Befindlichen hatten sich befremdet auf ihn gerichtet und wichen jetzt unruhig vor dem ungewohnt heftigen Ausbruch seines Wesens zur Seite. Doch nun lachte der junge Feldherr, seinen flüchtigen Zorn bemeisternd:

„Ihr habt Gesichter, als hätte Euch alle der Alp heut' Nacht gedrückt. Oeffnet die Fenster, die Luft hier schnürt Euch die Brust. Sie riecht nach Moder, als ob seit Menschengedenken kein Lebendiger zwischen den Wänden geathmet.“

Einer der anwesenden Hauptleute vollzog den Auftrag und der fast glühende Anhauch eines wolkenlosen Julitags strömte herein. War es die Wirkung des raschen Gegensatzes, die vorige Röthe in den Zügen des Herzogs machte plötzlicher ihm von der Stirn niederfließender Blässe Raum, und seine Rechte tastete einen Moment nach der Lehne des Thronsessels zurück, neben dem er gestanden. Doch dann lachte er wiederum:

„Ich glaube, der Wein steckt noch in uns allen, den unsere gute Stadt Neuenburg uns gestern zugebracht, denn beim Dionys, ich sehe Euch doppelt vor mir stehen, Rothenflüg. Das ist ein gutes Omen und deutet auf doppelt klugen Rath. Kommt, ihr Herren, ein guter Ritt wird unsre Köpfe klar machen!“

Er zog Andreas Rothenflüg noch mit sich zur Seite. „Schmollt nicht, Ihr brachtet mich auf, ich weiß nicht warum. Es ist der Wein — Ihr verspracht mir, daß Ihr sie —“

„Sie,“ wiederholte er nach beträchtlichem Innehalten, und es war zweifelhaft, ob dies dem früheren geglichen, oder einen Nachdruck auf das Wort gelegt — „auffinden und zu mir führen würdet.“

„Wann befiehlt Eure Durchlaucht?“

„Könnt Ihr's? Habt Ihr die Spur gefunden?“ Es leuchtete in den Augen Bernhard's, dessen Gesicht sich mit blühendem Lebensroth übergoß.

„Ich hoffe — ich verspreche es.“

„Euer Wort ist Gold, ich weiß es. Nehmt, Rothenflüg!“ Der junge Herzog riß ungestüm eine schwere goldene Kette von seiner Brust und schlang sie um den Nacken seines Raths. „Nicht Gold für Gold, kein Lohn — nur der Dank eines Bettlers Rothenflüg. Wo habt Ihr sie entdeckt, wo ist sie?“

„Wann kehrt Ihr zurück, Durchlaucht?“

„Morgen Abend — nein, ich reite nicht' Könnt' ich die Welt gewinnen, was wäre sie dagegen, den Himmel um eine Minute zu versäumen!“

Es zuckte leicht mit bitterem Einschnitt um die Mundwinkel des ehemaligen Thennenbacher Mönches. „Ihr habt ihn lang' um ein kleines Bruchstück der Welt versäumt, hoher Herr, länger als vielleicht ein Anderer es um die ganze gethan haben würde. Morgen Abend soll er Euch hier empfangen und Euch den Willkommstrunk kredenzen, wie gestern Euch die schönste Jungfrau von Neuenburg den Goldbecher dargebracht.“

Herzog Bernhard preßte die Hand Rothenflüg's in der seinigen. „Den Goldbecher eines neuen Lebens — verlangt bis zum Ende desselben von mir, Rothenflüg was Ihr —“

„Nehmt mehr Geleit mit Euch nach Hüningen, gnädigster Herr.“

„Ist das Eure Bitte? Ihr seid sparsam oder verschwenderisch mit Eurem Begehren. Wozu?“

„Die Berge treten Euch hart an den Weg und die Schnapphähne treiben in den Schluchten noch ihr Gewerbe.“

Wir haben guten Weg heut' gemacht und gutes R
bedarf für heut' nichts mehr."

Die letzten Worte waren Erwiederung auf
der Herzog völlig allein die Nacht in dem Gebäude
fügte lächelnd hinzu: „Glaubt Ihr, daß mir Ge
daß ich Geister fürchte?"

„Es ist bekannt geworden, im Lager weiß e
heut' Abend hier übernachtet", gab der Oberst zur

„Meinethalben die ganze Welt, Wagner,
bekümmerte." Wie ein ganz leiser Ton von Bitter
des Sprechers, der eiliger hinterdrein fügte: „Habt
wir auf." Und Joseph Wagner ging, seinen zuvor sch
den Cavalierhäusern zu.

War Bernhard von Weimar so ermüdet, wi
wußte er es selbst nicht, doch er handelte jedenfalls n
Ruhebedürfniß. Draußen hatte sich beinah' volle M
und begann den schweigsamen Thalkreis mit einer
auch die Gemächer des einsamen Gebäudes und zo
wie an unsichtbarer Hand mechanisch durch die verl
andre, öd und still, die meisten ohne Anzeichen, Re
geathmet. Nur jetzt gelangte der Umherwandelnde in
melancholischer als die übrigen, von der Vergangenh
das sie beseelt, redete. Es war ein Gartensaal mit
an der Wand, doch der Brokatüberzug des letzter
dem Holz gelbes Mehl von Bohrwürmern gehäuft.
laut, und der Klang seiner Stimme kam sonderbar v
auf eine Thür gegenüber zu; unverschlossen und halt
Hand nach, öffnete sich, und der Blick fiel überrascht
mit seinen Trümmern, hochwuchernd blühenden Geb
hinaus. Unsagbar schwermüthig, keine Regung un
Wasser, nur ein fast schwül berückender Duft der ve
darüber. Bernhard von Weimar blickte stumm in d
wiederholte: „Einsam", doch mit leiserer Stimme, u
es ihm fröstelnd vom Scheitel herab.

Weshalb befand er sich hier? Er hatte von de
Welt vernommen und da sein Weg ihn in die Näh
sich aus dem tausendfachen Getriebe und dem Gedank
allein in diese märchenhafte Stille zu flüchten. Aber
nicht beruhigend, wie er gedacht. Sie besaß etwas
draußen aus der lebendig-todten Wildniß und nich
drinnen in der eignen klopfenden Brust. Sie kamen
aber lautlos, ohne Sprache. Ein unnennbares Gen
tauchend, nun mit höhnischem Blick, nun als grül
unruhvoller pochende Herz.

Bernhard von Weimar hatte nicht allein J
selbst getäuscht, als er gesagt, daß er sich nicht vor
nichts über ihn vermocht, wenn sie Gestalt, Stimme,
gehabt. Aber es durchrann ihn mit wechselndem S
ihre Anwesenheit, ihren Hauch fühlte, ohne sie zu be
Herzschlag wollten, der ihm bis in's Ohr hinauftön
unheimlichen Runde ab und fiel gedankenleer auf di
der geöffneten Thür, verweilte eine Zeit lang darauf,

wieder. Vielleicht noch hier, wenn meine Reise sich verzögert. Reitet Ihr weit und gedenkt Ihr lange fortzubleiben?"

„Nach Hüningen, morgen Nacht kehr' ich zurück. Wenn ich Euch noch in Neuenburg finde, Clemence —"

Er brach ab, denn plötzliche Erinnerung an das Versprechen Rothenflüg's ließ ihm die Zunge stocken und der Ausdruck seiner Miene beendigte den Satz in andrer, deutlich in ihr lesbarer Weise, als es die Absicht der Worte gewesen.

„So nehmen wir wieder keinen Abschied!" ergänzte nun Clemence, „sondern erneuen immer unsern Gruß: Auf Wiedersehn!" Sie berührte ihr Pferd mit der Gerte und der Zelter schoß vorüber. Bernhard von Weimar blickte ihr stumm nach; ihre weiße Baretfeder leuchtete noch einige Sekunden wie ein niederirrender Stern durch das Grün und ihre schlanke Gestalt war im Walde verschwunden. Doch an der Stelle, wo sie versunken, blieb etwas Andres, tauchte deutlicher heraufwachsend vor seinem Blick aus dem Schatten des Laubes. Eine weibliche Gestalt, die gleichfalls die Züge Clemence's von Aiguillon trug, nur nicht auf dem Zelter, sondern wie schwebend in der Luft hingestreckt, und nicht von dem Sonnengeringel, das hie und da die Aeste durchzitterte, sondern von weiß rinnendem Mondlicht überflossen. Sie regte sich nicht, nur wie von unsichtbarer Elfenhand fortbewegt, glitt langsam das Mieder von einem rosigen Schimmer herab, in dessen Mitte wie mit blutigem Kelch eine wirkliche dunkelrothe Rose glühte.

Ein Schauer überlief den jungen Herzog; er murmelte: „Wenn sie Frankreich, wenn sie den Himmel über mich niederzustürzen versucht hätte, mich zu zermalmen — ich wüßt's ihr Dank."

Hastig wandte er sein Pferd, winkte den in einiger Entfernung verbliebenen Begleitern und ritt nach Neuenburg zurück. Um einige Stunden später brach er mit einem Gefolge von zwölf Bewaffneten an der Seite des Obersten Joseph Wagner und des Obristwachtmeisters Bartholomäus Laubacher wieder auf und schlug, dem Lauf des Rheines entlang, die auf Basel führende Straße ein. Bald darnach verließ auch Andreas Rothenflüg in Begleitung des Hauptmanns Raudibusch das Feldlager und wandte sich westwärts den Vogesen zu, und als Dritte verließ gegen Abend die Herzogin Clemence von Aiguillon die Stadt. Ob sie, die Rückkehr des jungen Feldherrn dennoch nicht mehr erwartend, bereits nach Frankreich aufbrach oder nur einen Ausritt in die beginnende Mondnacht unternahm, ließ sich nicht deutlich erkennen, doch wies das geringe Geleit nur weniger vertrauter Diener eher auf das Letztere hin. Andrerseits sprach für die erstere Annahme, daß sie gleichfalls den Weg stromauf, die bequemste nach Frankreich führende Straße einschlug, und daß die Nacht verging, ohne sie nach Neuenburg zurückkehren zu lassen.

Dann brach sonnenfreudig der Morgen des 18. Juli des Jahres 1639 an. Wie zum Hochsommerfest des Lebens geschmückt lachte die weite, grünleuchtende Rheinebene, standen die machtvollen Bergwände hüben und drüben in prangendem Stolz. Ein Sonntag war's, die Natur athmete Frieden und auf den Gesichtern der Bürger und Frauen der Stadt Neuenburg, die sich hierhin und dorthin in's Freie hinauswagten, stand Hoffnung und Zuversicht einer besseren Zeit, eines Friedens auch für ihre kleine, sturmzerrissene Welt unter dem großen ruhvollen Zeltdach des Weltenraums. Nur ein häßlicher, entstellender Anblick und Laut mischte sich in das langentbehrte, wohlthuende Bild, ein plumper Karren, der von schellenbehängten Pferden gezogen mit dumpfem Rollen die Gassen der Stadt durchzitterte. Hier und da hielt er vor einem Hause an, und vom Kopf bis zum Fuß dichtverhüllte Männer, aus deren festgeschlossenen Kapuzen nur die Augen durch schmalen Schlitz hervorsahen, huben eine lang und starr in Sackleinwand genähte Last an den Karren, warfen sie gleichgültig-hastig auf den stummen, ebenso gearteten Inhalt, der den Wagen schon hoch anfüllte, und dieser rollte weiter, zum Thore hinaus, dumpfschollernd über die Brücke, irgend einer dem Weg des Lebens

fallende Wasser des entseelten Parkes, die leeren
war's, das sie alle in schweigsamem Chor rede
einzige unter diesen traurigen Schatten, ihre Spra
nehmlich, verständlich herauf? Deutlicher und
über dich der schnellen Zeit Vergänglichkeit dahi
dich war. Was brachte sie dir, was fordertest du
daß sie dich betrog? Warst nicht du es, der de
dem eitlen Ruhmeswesen, dem schnöden Blendwer
etwas auserlesen, das weder Zeit noch Wechsel br
„Blumen, die des Somme

Der Einsame sprach es leise vor sich hin
welken. Sie waren weise, die es sich als tägliche
Sommer noch ihnen gehörte. Sie hielten sich m
gegangen, verschollen, doch nicht todt, denn sie hab
die des Lebens werth gewesen, aber mehr werth, als de

Ein kälterer Schauer als bisher durchrann
Feldherrn, nicht vom Haupt diesmal ausgehend, er
vom innersten Herzen empor. Doch zugleich dreh
wie sie es schon einmal gethan. Es war aberma
Lebens hinter ihm durch das verödete Zimmer g
sammenschreckend zurück, denn wenige Schritte entfe
Mondlicht umronnen, stand eine junge Landdirne
wußte nicht, ob es Wirklichkeit oder nur ein Gebild
hastig auf die Erscheinung zutretend:

„Bist Du auch ein Trug, oder Fleisch und

„Ich habe Euch das Bett für die Nacht bere
verhaltener Stimme.

„Eine Dienstmagd? Was ist's, Du bist e
sie ist warm und meine ist kalt, bis an's Herz hin

Bernhard von Weimar sprach es mit halb
Hand nach der des Mädchens aus. Es faßte die
dunkles, duftausströmendes Etwas zu ihm empor u
anders klingender Stimme als vorhin:

„Ich bot Euch die erste Rose des vorigen J
Hand; ich bringe Euch die erste dieses Frühlings

„Clemence — —"

Ueberraschung und ungläubiges Staunen l
ein Drittes noch, das Clemence von Aiguillon's se
sie erwiederte:

„Was erschreckt Euch, Bernhard?"

„Mich? Nicht mich! Wie kommt Ihr hie
behüteter Stunde! Es ist einsam hier, wie unter

„Wovor sollt' ich mich bei Euch fürchten,
wehte ihm in's Gesicht; er löste mit einem Zucken,
aus der ihrigen und stieß tonlos aus: „Geht —

„Die Rose, Bernhard!"

Der Duft des voll erschlossenen rothen R
langsam sagte die Stimme Clemence's hinterdrein:

„Morgen ist sie verblüht, wenn Ihr sie he

„Wie Blumen, die des Sommers blühen",
plötzlich wieder mit stürmischem Schlag. Seine H
ließ nicht erkennen, ob abwehrend, ob der Rose e

hier — und hätte warten können mit ihr bis zum letzten Augenblick, möchte es noch, und nur eine Minute lang am Schluß — wenn Ihr die Geschichte der Herzen schreibt, Friedrich, sucht, es zu erklären. So zog ich Ihm einst mit Spee nach als die Kunde von Ihr zu mir kam — nur die Luft unter demselben Himmelsbogen mit ihm zu athmen, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören — und so stehe ich noch heut' vor Euch, hier, wo Er heut' Abend —"

Ihr Mund stockte und ihre Hand bebte in der des Alten. „Ihr seid die beiden Sterne meines Lebens und dieser irren Zeit," entgegnete er mit feuchtem Blick, „und wenn ich Euer Glück gesehn, da will ich an denen, die meine Schüler waren, lernen, zu begreifen suchen, was sie selbst heut' nicht verstehen. Ich weiß durch Rothenflüg Alles, was seit dem Tage geschehn, an dem Ihr uns verlassen, Berchta. Doch Eines begreife ich nicht, daß Friedrich's von Spee vierzigjährige Vernunft sich damals nicht geweigert, dem unbesonnenen Andrängen Eures zwanzigjährigen Herzens nachzugeben."

Lächelnd hob Berchta von Schwarzburg das Haupt. „Lernt, Friedrich! Nicht an mir, lernt an ihm, dem Edlen der zu den Todten gegangen, daß ein Herz nicht altert, sondern ewige Jugend — nennt sie Thorheit — bewahrt, wenn es, wie das seine, nur Einen Inhalt einschließt, die Liebe. Sie weigerte nicht, konnte nicht verwehren, was die Liebe verlangte. Und wollt Ihr ihn heut' schelten für das, was er gethan, ich segne ihn immerdar." —

Und glanzvoll ruhig ging die Sonne des 18. Juli hoch durch den Zenith, stieg abwärts und barg sich hinter dem Scheitel des Elsässer Belchen, den sie königlichem Haupt gleich mit goldrother Krone umstrahlte. Regine Lindinger wanderte vereinsamt durch den schönen Abend umher; sie gedachte des Glückes, das ihre hohe Freundin erharrte, sagte sich, daß sie selbst in dieser Erwartung ebenso glücklich mit ihr sei, und seufzte doch ab und zu dazwischen auf. Ihr Fuß trug sie ziellos, sie ging, ohne zu wissen, wohin sie wollte und was sie suchte. Die lange Einsamkeit in den Bergen, glaubte sie, lasse es ihr interessant erscheinen, das Lager wieder zu sehen, aber als sie die ersten Zeltgassen durchschritten, fand sie es langweilig, gleichgültig, abstoßend, sehnte sich nach der geschmähten Einsamkeit zurück und bog am Rande der alten Stadtmauer in grasverwachsene Stille ein. Zwielicht begann darüber hinzufallen, doch mit der Dämmrung auch hier sich eigenartiges Leben zu regen. Es tauchte aus dem Weidengestrüpp am Rhein und kam vom Feldlager herüber, wisperte, lachte, mischte sich durcheinander und sonderte sich in Gruppen, so daß es Regine bald mit halblautem Gewoge wieder umgab. Offenbar zogen aus den Klüften und Löchern der Vogesen die Schaaren heran, denen das Betreten der Zeltstadt verboten war, wie Dämmrungsschwärmer zu einem Stelldichein, hierher, um den Soldaten den weiten Weg zu ihren Kostbarkeiten, die sie in Körben und Säcken mit sich schleppten, zu ersparen, unter dem Schirm des einfallenden Dunkels ihr Gewerbe zu treiben, zu handeln und zu tauschen, zu täuschen und trügen. Das wie aus dem Boden aufwachsende geschäftig-gedämpfte Treiben hatte etwas Wunderliches, phantastisch die Sinne Aufregendes, und das Mädchen sah halb neugierig, halb scheu drein, als sie sich selbst von der Seite her am Arm gezupft fühlte und den Kopf wendend in die dunklen, doch aus der Tiefe wie Irrlicht flimmernden Augen einer Zigeunerdirne blickte, deren Hand sie im Gedränge berührt. Regine schüttelte kurz die Stirn mit einer Miene, die deutlich besagte: „Spar' Deine Mühe, ich kaufe nichts", doch die Fremde hob sich wie eine heraufgleitende Schlange an ihr Ohr und flüsterte mit heißen Lippen:

„Hat Dein Schatz endlich gesprochen, was Dein Herz verlangt?"

Regine hatte eine fast widerwillige Bewegung sich zu entfernen gemacht, doch plötzlich hielt sie inne, sie wußte nicht, ob ihr Mund das Wort nachgemurmelt oder nur das Herz es geklopft: „Mein Schatz —?" und ihr Ohr neigte sich der seltsamen Stimme, die hastig fortfuhr:

„Ich sagte Dir's, der Bär und die Sieben sind zu stark und die Zahl in Deinem

Der Gesang schwieg einen Moment. Um Cl
Lächeln, sie blickte mit verschwimmendem Augenster
„Ist das eine Dryade, Bernhard, die aus tausend
auch „zu unserem Fest zu kommen“? Sie mahn
fest — ja fest —“

Draußen hub es wieder an:

„Leuchtend wölbt die Bog
Sich aus blauem Lichtgest
Und die schönen Götter al
Ziehen goldnen Klanges e
Ihre warmen Herzen schla
Ihrem Fuß entströmt der
Du auf weißem Taubenw
Hehre Huldin, steh' uns b

„Was willst Du?“ Clemence von Aiguill
Bernhard von Weimar hatte eine Bewegung, sich
Thür schließen — Dryaden, welche Stimme besitzen
„Nein, ich lasse Dich nicht, keine Sekunde lan
Goldklang ihrer Stimme zu uns hereinziehen! Ihre we
Das ländliche Mieder über ihrer Brust hatte si
und hob es sich, heimlich vom Mondenlicht überstre
Arme zogen das Haupt des Geliebten willenlos in
und Wärme und glühendem Verlangen herab. Und
wie ein jubelndes Brautlied begann nochmals der f

„Sieh, Dir flehen alle H
Alle Herzen lauschen Dir
Sieh, Dir glüh'n die Be
Und die Ströme rauscher
Aus der Erde heil'gem S
Loht des Blitzes Widersc
Auf zu Dir, Du Weltall
Hohe Berchta, wie sind

„Berchta!“ Die Stirn Bernhard's von Wein
die Höh' gefahren, er sprang auf und blickte verstört
gluthüberloderte Antlitz Clemence's, die ihre Arme n
einem Stück von sich selber gleich, nach sich gezoge
geschlossen und wie in Traumesangst stammelte ihr
„Berchta? Wer ist das, was soll sie? Küs
„Sag', Virginia, dann kennst Du sie!“
Bewußtlos hatte er es ausgestoßen, und ih
unter ihnen starrte es wie gelähmt, wie in das
Gespenstes, hervor. Dann schrie ihr Mund ein W
kenne auch Dich jetzt — Du bist's —“ und wie mi
sie den Namen „Climene“! rang noch einen Mome
gegen seine Kraft, die sich gewaltsam von ihr losmach
wie eine Todte niederbrechend, zu Boden. Sie hörte
Berchta!“ mit dem Bernhard durch die Thür, durc
in die Nacht hinausstürzte. In seinen Ohren rausch
vor seinen Augen flimmerte das Weben der Mon
jagenden Blut, das in seinen Schläfen hämmerte,
zu sehen, zu erreichen glaubte. Dann rann es in
schlungene Wege hinauf, hinab, zurück. Doch u

fort. Sie stand erschöpft, die Hand auf die athemlos kämpfende Brust gepreßt, und besann sich zum ersten Mal, was sie gewollt, weshalb sie sich allein hier in der Finsterniß befinde? Aus kindischer Thorheit, für jeden, der es wüßte, zum Lachen, sich selbst zum Spott — woher war sie gekommen und wie fand sie aus dem Gewirr zurück? Sie tastete hastig, den Fuß wendend, um sich; das Wasser ihr zur Rechten murmelte mit sonderbar gespenstigem Ton, daß es ihr unheimlich über den Rücken schauderte, ihr war's als irre sie im Kreis in ausgangslosem Labyrinth umher. „Nun ist er wieder nicht da und würde mich nicht hören, wenn ich riefe, und Raudi ebenso wenig," grollte es ihr in der Brust, und ihr Mund kämpfte zwischen Zorn und Schluchzen, lautrufend „Raudi!" herauszustoßen. Da schlug unfern von ihr eine gedämpfte Stimme an ihr Ohr: „Seid Ihr's?" und der Pater Wolfgang Metzger erwiederte, ein wenig weiter zurück: „Ich bin's."

„Ihr war't in Breisach und habt mit Erlach gesprochen?"

„Er fordert hoch."

„Was gilt's! Seine Antwort?"

„Wenn der Herzog nicht leben würde, wisse er Niemanden, der mehr Recht auf die Festung und das Elsaß sich erworben, als Seine Eminenz."

Regine hatte, reg- und lautlos aufhorchend, gestanden, nun bog sie vorsichtig den Kopf durch's Gezweig einem Schimmer entgegen, der mit mattem Licht die Buschwand durchhellte. Sie erkannte den Anlaß desselben in der röthlich vom Horizont aufsteigenden Mondscheibe und zugleich sah sie auf wenig Schritte Entfernung zur Linken die Gestalten der beiden Sprecher. Sie stachen von dem weißgrauen Untergrunde einer kleinen Kiesinsel des Flußarmes ab, und der Gefährte des Paters, der diesen in der winzigen Lichtung erwartet hatte, hob jetzt unbedeckten Kopf von dem sich graue, straff aufwärtsgezogene Haarpyramide emporrichtete, gegen den Mond und erwiederte:

„Die Herzogin ist nach Frankreich zurück und hat das Spiel aufgegeben. Sein Erfolg liegt jetzt in meiner Hand; sie hält ihn sichrer und schließt heut' Nacht alte Rechnung ab. Bevor der Mond untergegangen, ist Erlach's Bedingung erfüllt."

„Verstehe ich Euch, General? Heut' Nacht? Der Herzog kehrt in ihr hierher zurück."

„Er wird's, nur anders als er denkt. Wenn Erlach Acht giebt, wird er ihn vielleicht unter den Wällen unserer Festung Breisach vorübertreiben sehn."

Es flog triumphirend von den Lippen des Pater Rektor: „Nicht mehr lebend? Todt? Haltet Ihr ihn sicher? Zählt auf die ewige Dankbarkeit unserer Kirche, General!"

Der Gefragte hob abermals die Stirn gegen den Mondglanz und wiederholte zwischen den Zähnen: „Todt! Den Dank zahle ich mir selbst."

Ein grünschillerndes Licht glühte aus dunkler Tiefe unter breit vorgelagerter Stirnwölbung des Sprechers bis in Regine's unbeweglich auf ihn hinstarrende Augen herüber, aus ihrer beherrschungsunfähigen Brust zitterte ein leiser Schrei, sie hörte hinter sich den Ruf: „Was war das?", die Antwort: „Ein Nachtvogel im Busch", und nochmals: „Nein, ein Mensch, der fortläuft!" Dann verließ sie die Besinnung; blind, keuchend, wechselnd von Eiseskälte und siedender Gluth überströmt, stürzte sie durch das Dunkel, vernahm hastig knirschende Schritte hinter sich, strauchelte, flog auf und lief weiter. Sie hatte einen Ausgang des Gebüschwaldes erreicht und sah die mondbeglänzte Stadtmauer Neuenburgs vor sich; ihr Ohr, in dem das Blut sauste, hörte nichts mehr, doch sie fühlte, daß die Verfolger dicht hinter ihr seien, daß sie nicht bis an das Thor gelangen werde. Vor ihren Augen schwand die Wirklichkeit aller Gegenstände umher, tolle Einbildungsphantome, fratzenhafte Ungethüme wogten statt ihrer aus Erde und Luft herauf, und zwischen ihnen stand plötzlich furchtlos in kraftvoller Gestalt der junge Hauptmann Raudibusch, und Regine schrie jubelnd mit letztem Athem: „Raudi — mein Schatz! Du bist's — Hilf mir, Raudi!"

Dicht in ihrem Rücken stutzten die beiden Nacheilenden zurück, wie sie mit dem Jubelruf, die Arme weit vorstreckend, einem dunklen Schatten unfern dem Thore ent-

Becken- und Cymbelschlag begleitet, überklang das
verstummte plötzlich, als ein Wort vernehmlich ward,
wünschungen hervorrief. Aus den Augen blitzte Le
Weiber und Dirnen, von welchen sich eine Anzah
ginnenden Musiktakt im Kreis drehten, während die
auf den Boden hingestreckt, Silber- und Kupfermün
durch die Finger gleiten ließen. Ihre Gesichter dri
thal mußte sich ostwärts, der Rheinebene zu in die
Zeltstadt hinerstrecken, so daß auch hier der geschäftli
liche Verkehr mit den Heeresangehörigen tagsüber e

Doch die einsame Nachtwanderin überstreifte d
mit gleichgültigem Blick. Ihr Auge suchte etwas
im Schatten der Stämme haltend, vorsichtig einen
Nun öffnete sie die Lippen und rief in das Stim
lautem Ton: „Sittah!" Einige Mal vergeblich, dan
jungen Dirnen herum und lauschte gleich aufhorche
welcher der Ruf gekommen. Die Schönste und a
nossinnen war's. Ein Kopfband mit kleinen, klirren
schwarze Haar aus Stirn und Schläfe; an den Hand
funkelte buntgleißende Lichter ziehendes Geschmeide,
gewesen wäre. Ihr schlanker Leib bog sich feurig-anm
wieder; er war ganz vom Nacken bis auf die Füß
Stoffen verhüllt und doch schien es bei plötzlicher We
Halse bis zur Sohle herab die nackten Formen ihr
wie durch Zauber durchsichtig werdenden Kleidung l
einmal gedämpft, und die tiefliegenden Augen des M
in das Waldesdunkel hinein, doch ihr Fuß wandte s
schreitend. Dann stand sie vor der, die sie gerufen,

„Bist Du's? Ich kündete Dir voraus, Du w
scheibe rund geworden."

„Hast Du mir den Trank bereitet, der einen
ihm untreu ward?"

Sittah zog ein Fläschchen aus ihrem Kleid.
gemischt. Ich wußte, Du würdest heut' kommen un

„Woher wußtest Du's?"

Sie standen in einer kleinen Waldeslücke und
zum Himmel, von dem funkelnd aus dem Zenith d
herabstrahlten. „Er hat's mir gesagt."

„Wer?"

„Der Stern Deines Liebsten."

Ein Schauer lief von dem Goldhaar unter d
murmelte:

„Für jeden andern reichte seine Kraft aus, a
es sind sieben Sterne, die er hat. Das ist die Zah

„Wessen Macht?"

Die Zigeunerin deutete auf das Fläschchen. „
er Dir nicht untreu wird?"

Sie streckte zu der wunderlichen Frage die H
der Brust der vor ihr Stehenden, die reglos mit
Sittah's, gleich dem Ringeln einer Schlange, auf i
Dirne zählte in fremder Sprache, dann lachte sie so

„Es hat andre Hand heut schon seine Schläg

„Ich konnte mir vorausdenken, daß es ein Trunk sei, der um Liebe feilscht; wonach dürstetet ihr sonst? Aber glaubst Du, daß auch Dein hoher Herr Begehr darnach trägt? Er wird Deinen Wein trinken, Dir versprechen, Dich vergessen, über Dich lachen. Gieb mir die Kanne, ich bin auch durstig und lohn' es Dir besser."

Das Mädchen schüttelte jedoch wieder den Kopf, diesmal mit mehr Befremdung. „Ich kann's nicht; Eure Worte sind nicht gut —"

„Doch mein Lohn besser als seiner." Ein Goldstück blinkte in der Hand der Antwortenden. „Nimm's für Deinen Liebsten! Ich will bescheiden sein, nur die Lippen feuchten und dem hohen Herrn den Rest lassen. Gieb! Wenn Du's wünschst, trink ich's auf sein Wohl."

Von dem Anblick des Goldes bestochen, reichte die Schiffertochter ihr zögernd die Kanne empor, die Reiterin nahm dieselbe mit der Rechten und bot mit der Linken den Lohn dar. Allein dieser glitt, ehe die Hand der Empfängerin ihn erreichte, aus den Fingern der Geberin und rollte zwischen den Füßen des Pferdes in den Sand. Das Mädchen bückte sich und suchte, es verging eine Minute, denn das Roß trat mit den Hufen zurück und behinderte sie. Dann hielt sie frohlockend das Goldstück, blickte auf das Gefäß, das die Reiterin ihr schon wieder entgegenreichte, und sagte beglückt:

„Habt Dank und verzeiht mir, was ich sprach. Euer Herz muß Liebe begreifen, da es sie so reich beschenkt. Doch Ihr habt kaum getrunken —"

„Genug. Hab' Du Dank! Und wenn die Stunde kommt, in der Dein Herz begreift, was Liebe ist —"

„Da kommen sie!"

Die junge Dirne stieß es einfallend und mit der Hand gegen das letzte Abendroth hinüberdeutend aus. Ein breiter, dunkler Strich löste sich vom jenseitigen Ufer unter dem Schatten der Thürme und Mauern von Hüningen. Wie er in den mählich verschwimmenden Lichtspiegel des Wassers trat, erkannte man das schwere Fährboot mit Pferden und Reitern darin, doch es war noch zu fern, um Einzelnes unterscheiden zu lassen, und kam mit seiner Last noch langsamer als sonst über den schweigsam gleitenden Fluß. Die schöne Reiterin blickte starr hinüber, dann trieb sie plötzlich ihr Pferd an.

„Wollt Ihr nicht warten, bis er kommt?" fragte das Mädchen, und von einem auftauchenden Gedanken erfaßt, fügte ihr Mund schnell hinzu: „Vielleicht, wenn Ihr ihn für mich bittet —"

„Ich sollte ihn bitten?" Ein Funken flog aus den Augensternen der stolz Auflachenden. „Bin ich seine Liebste, daß ich um Liebe bei ihm werben könnte? Du hältst selbst das Mittel in der Hand, das ihn zwingt. Er gab Dir ja sein Wort, und ich hörte, daß er's noch nie brach. Verschütte Deinen Liebestrank nicht und nimm meine Hand zum Dank — sie wünscht Dir Glück!"

Sie streckte die Hand nach der des Mädchens, preßte dieselbe einen Augenblick mit heftigem Druck und sprengte, rasch mit ihren wenigen Begleitern aus dem Gesicht entschwindend, gegen Süden weiter. Doch nach kurzem Ritt hielt sie wieder an, tauschte einige Worte mit den Genossen und bog seitwärts in andren Weg ein, der anfänglich nach Westen, dann jedoch parallel mit der Straße, auf der sie gekommen, gegen Norden zurückführte. Ihr Antlitz glühte wie im Brand weiß auf rothem Wangengrund lodernden Fiebers, manchmal horchte sie gespannt auf, als ob ihr Ohr in weite Ferne hinüberlauschte, etwas Unhörbares zu vernehmen, doch kein Ton als hier und da ein letzter Vogellaut unterbrach die Abendstille. Das Roth über den Vogesen verglühte; von dem königlichen Haupt des Belchen sank die Goldkrone, wie ein bleich erkaltendes Antlitz zerrann sein Umriß, Dämmrung ging auslöschend darüber, aus der zuerst sieben leuchtende Sterne sich am nördlichen Himmelsbogen hervordrängten. Nun scholl fern vom Rhein her Hufgetrappel durch die Nachtruhe, vom leisen Westwind herübergetragen. Die beiden parallel nach Norden ziehenden Straßen mußten sich einander stärker nähern; muthmaßlich liefen sie bei der breit sich von der Kette des Schwarzwaldes in die Ebene

Siebentes Kapi

Hatte König Ludwig der Dreizehnte von Fra
Herzen erwogen, oder war der Kardinal Armand d
mit dem Rathe göttlichen und irdischen Gerechtigk
sollst nicht begehren, was Deines Nächsten ist" —
begehrendes Wort, ja kein's der Befremdung sogar
nur ein Glückwunsch des Königs an seinen „lieben
zur Besitznahme des Elsaß und seines wichtigsten,
dringende Einladung an den ruhmreichen jungen F
Siegen in glänzenden Festlichkeiten zu Paris aus
über den goldenen Zauberstab des Kardinals, wo
Weiterverfolgung seiner hochfliegenden Pläne bedür
tief geneigter Stirn der General von Charpentier,
bieters an dem kriegerischen und seinen Aufenthalt o
Hofe, der den jugendlichen Fürsten umgab, und dies
Dank und Gruß, artig und bestimmt, daß er keines
ihm nicht verstatte, sich festlicher Ruhe hinzugeben.
allezeit auf ihn zu rechnen vermöge, wo er im Sta
Dienst zu vergelten, welchen jener der deutschen
Ehre schätze —

Herzog Bernhard stockte plötzlich, als er
Antwort ertheilte, inmitten des begonnenen Satzes
über die Stirn, daß aus dem Hintergrunde der Au
verwundert zu ihm emporstreifte. Dann vollendete
daß er es sich zur Ehre schätze, auch fernerhin an
einen Botschafter der Wünsche und freundschaftlichen
als Gast zu beherbergen, und ein zuvorkommende
Charpentier aus der beendigten Audienz.

„Ihr zaudertet, durchlauchtigster Herr", lächel
Gesandte des Kardinals den Saal des Schlosses
„und er wird verstanden haben, wie hoch Ihr
wesenheit schätzt."

„Er weiß es, denke ich, doch wie kommt Ih

Herzog Bernhard blickte seinen Rathgeber fr

„Weil Ihr eine Weile innehieltet, die ihm Ze
Worte vorauszudenken."

„Ich hielt inne? Eure Ohren müssen abwes
wollt Ihr mir zu verstehen geben, daß ich meine W

Nun sah Andreas Rothenflüg verwundert au
ich gehört, gnädigster Herr —"

„So hört ein ander Mal besser, oder ertheil
hard von Weimar wandte sich mit ärgerlichem Unm

„Durchlaucht?"

„Wir brechen heut' Nachmittag nach Hünin
Ich will die Aerzte des Krankenhauses dort —"

Er hielt inne, grad' wie er es zuvor dem G
länger noch, dann vollendete er:

„Ueberraschen, um zu sehen, ob sie ihren P
Feind draußen im Feld droht uns gegenwärtig an
bare Schlange, die unter uns herumschleicht und n
sie heraufgezüngelt, müssen wir bekämpfen, die —"

„Mit Wahnsinn? Mir ist — steht sie nicht da?“

Der Obristwachtmeister hob aus seinem Aerger den Kopf. „Wer, mein Herzog?“

„Sie — was ist das, Laubacher? — Wahnsinn —“

Er starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hinaus, es war seinem Begleiter, als sinke der Kopf des Herzogs langsam zu ihm hinüber — oder war es nur Täuschung des gespenstisch von dem weißen Kalkfels zurückstrahlenden Mondlichts? — und Bartholomäus streckte die Hand —

„Wo? Was ist Euch, Durchlauchtigster?“

Doch in derselben Sekunde flog ihm Hand und Auge herum, ein scharfer Pfiff tönte über ihm von der Steinwand, und plötzlich, wie aus dem Boden aufwachsend, versperrten dunkle Gestalten vor und hinter dem kleinen Reitertrupp den schmalen Weg. Es kroch wie Nachtgezücht aus den Höhlen und Schrunden des Isteiner Klotzes, schien die Luft selbst mit schwarzem Gewimmel zu füllen, eine Stimme überschrie das Getöse hundertfach aufklirrender Waffen:

„Die Füchse sind im Eisen! Daß keiner entwischt! Die Todten in den Rhein! Wer den Bären abfängt, hat zwanzigtausend Livres —“

Getümmel, verworrener Lärm, Aufschrei verschlangen den Rest. „Schnapphähne sind's, auf die Hundsfötter! Deckt den Herzog!“ rief Bartholomäus Laubacher; die Stimme des Obersten Joseph Wagner gab vom Schluß der kleinen Schaar zurück: „Das ist mehr — keine Buschklepper — Verrath!“

Bartholomäus gewahrte noch, daß die Hand Bernhard's von der Stirn nieder an den Griff seines Schwertes fuhr, dann sah er nichts mehr, nicht daß der Arm des jungen Feldherrn mit der halb gezogenen Waffe ebenso schnell haltlos wieder herabfiel und der Reiter selbst langsam aus dem Sattel an den Wegrand glitt. Laubacher hatte Andres zu thun, er fluchte, brüllte, hieb mit seiner breiten Klinge auf die in zehnfacher Ueberzahl Anstürmenden hinein; dazwischen schrie er: „Haltet fest, Josephus, das Geschmeiß ist feig wie alles Mordgesindel! Den Isteiner Klotz auf ihre Wolfsfratzen!“ Mit einem Stöhnen sank jetzt der ehemalige Cisterziensermönch Thaddäus, der todesmuthig neben ihm gekämpft, von einer langen Hellebarde durchbohrt auf den Rücken seines Pferdes zurück; Bartholomäus Laubacher's Faust rastete nicht, doch sein Mund rief dazu:

„Gut' Nacht, Thaddäus! Laß die Pforte droben offen, wenn ich nachkommen sollt'! 'S war lustiger mit dem rothen Kopftuch — haha — packt an! — aber 's ist ein braver, ein schönerer Tod als vor'm Spundloch — hoiho, Du läufst erst noch hinter'm Thaddäus her!“

Sein Schwert sauste bei den letzten Worten und mähte den Kopf eines der Angreifer gleich dem eines Mohnstengels von den Schultern herunter, mit noch einem Genossen zur Linken behauptete er den Engpaß zwischen Fluß und Steinwand; so wie er's gerufen, ergab es sich, die Mehrzahl der aus dem gut gewählten Hinterhalt Hervorgebrochenen war feig und wagte sich trotz dem hohen Preisangebot nicht mit der vollen Wucht ihrer überlegenen Kraft zu entscheidendem Angriff. Nun schrie Bartholomäus: „Mir nach, Durchlauchtigster! Wir hauen Euch eine Rinne durch den Rattenkönig! 'S ist doch noch lustig — vivat Bernhardus, imperator Germaniae!“ und er setzte seinem Pferde die Sporen ein, der Schimmel schnaubte wild auf und sprang gegen die zurückweichende Masse vorwärts, da gellte es hinter ihm triumphirend auf, Joseph Wagner fiel von einem Stoß in's Herz getroffen, es blitzte von einer Musquetenpfanne, und durch den Rücken geschossen stürzte Bartholomäus Laubacher vornüber. Sein Mund stieß noch einmal aus: „Schützt den Herzog!“ dann rollte er dumpf niederschlagend aus den Bügeln, über ihn brach's wie von zwei Seiten zusammenschlagende Brandung mit wildem Freudengeheul herein, der Kampf war aus, es brüllte durcheinander: „Ich habe dem Bären den Bauch geschlitzt! — Du lügst, ich war's! — Den Preis! — Zum General! — Ich that's! — Wo liegt er?“

Es war ein Augenblick dämonischen Durcheinanders von Flüchen, Wuth,

„So spiele ich selbst den Steckenknecht. D
die Zahl meiner Begleiter verdoppeln. — Ihr reit
Lebt wohl, bis morgen, Rothenflüg; auf Wiederseh

Herzog Bernhard schritt durch die Thür, se
in den Sonnenmittag, alles Befremdende, das in
Zügen und seinem Wesen gelegen, war von ihm
Jugend schwang er sich draußen auf sein Pferd,
ritt durch das Rheinthor der Stadt Neuenburg ü
schmälerten Strombettes gen Westen. Bald jensei
Laubwald die Reiter auf, es summte in den grüne
aus dem Gezweig. „Es war der Wein", lächelte
sein Dunst." Er wandte den Kopf: „Rinnt's auch

Plötzlich sprang sein Roß rechtshin gegen de
die Zügel fester an sich riß und sein Auge wieder he
seines Pferdes zu erforschen. Auch er selbst fuhr
denn dicht vor ihm zeigte sich die Ursache in einem
Biegung heransprengenden milchweißen Zelter, auf d
hoch und anmuthsvoll im Sattel saß. Es war das
Mal dargeboten, wenn sie zu tollem Ritt so an seine
gejagt, und auch ihr Mund lachte wie damals und

„Seid Ihr schreckhaft geworden, Bernhard?
sichrer. Es freut mich, Euch zu treffen, ich fürchtet
lassen zu müssen. Mein Oheim ruft mich zurück, e
meine Gesundheit genug jetzt gekräftigt hat. Auf W
doch zu den Festen, deren Held Ihr seid?"

Ihr Blick haftete unbeirrt pfeilscharf auf seine
oder darunter, während es ihm wie ein leiser Neb
ihr lachendes Antlitz ihm halb deutlich nur auf un
freudigen Schrecks zitterte leicht in seiner hastigen E

„Ihr reist, Herzogin? Kehrt nach Frankreich

Die letzte Frage war ihm unbedacht entfahr
gemacht, denn er empfand zu spät, daß Clemence sie
Doch kein Muskel ihres Gesichtes gab kund, daß si
Wortlaut der Frage darin empfand, sie wiederholte r
Oheim hat die Absicht, mich zu vermählen."

Mit reglos weitgeöffneter Wimper drang ihr
noch mehr zu verschärfen, in seine Züge, ihre Hand
Zelter dichter an ihn hinan und sie lächelte:

„Wir sind wiederum im Wald hier — nehr
künftigen Gatten, daß Eure Großmuth und Ritterlichk
ich sorglos und ungeschickt war."

Enthielten die Worte, die beiden ihm zugespr
physischen Stachel, daß sie ihm in die Brust eindran
lichem Schmerz durchzuckten? Seine Hand fuhr n
Herzen dann streckte sie sich rasch zu der schönen R
mit aufglühender Stirn:

„Ihr seid's — Ihr seid großmüthig. Laßt
sehen uns wieder. Doch lebt wohl — und seid glü
an der Seite Eures Gatten!"

Wie langsame Starre rann es durch die ben
Aiguillon über den Glanz der Augensterne herab.
botene Hand zu berühren: „Ich geb's Euch zurück

Doch ihr Arm drängte ihn stark zur Seite und ihre Antwort klang laut und furchtlos durch den Saal:

„Ihr irrt Euch, ich hab's allein, denn er stirbt durch mich. Ich habe ihn getödtet — laßt mich — er ist mein!"

Einen Moment lag es wie Starre des Todes auf allen Lippen, allen Augen, die, als hätte ein Blitz sie getroffen, ungläubig auf die hoch emporgerichtete Gestalt hinblickten. Dann brach ein gleichzeitiger Aufschrei aller durch den Saal, besinnungslos zuckte Andreas Rothenflüg's Hand nach dem Schwert, riß es auf und gegen die Brust Clemence's, die mit einem Lachen stolzer Verachtung um die Lippen keinen Schritt vor der blitzenden Klinge zurückwich. „Das ist die erste Wahrheit Deines Mundes — Deine Hand hat ihn vergiftet!" stieß er aus, aber zugleich fuhr er herum, und das todbrohende Schwert fiel auf Spanneslänge vor der ruhig dargebotenen Brust zu Boden. „Wie ich mit ihm sterbe, gilt mir gleich", hatte Clemence von Aiguillon gesprochen, doch andre Stimme die ihrige übertönt. Mit der Gewalt letzter Willenskraft sich von seinem Lager aufhebend, stand der junge Feldherr noch einmal aufrecht und gebot mit lautem, weitvernehmlichem Ruf:

„Dies Weib ist irrsinnig — laßt sie nach Frankreich zurück, ungefährdet, ich will's, befehle es Euch allen. Mein Tod entstammt dem Seuchenhaus in Hüningen — ich sterbe an der Pest —"

Er taumelte mit dem letzten Wort wie entseelt auf das Lager zurück, wie Stille des Todes überlagerte es wieder sekundenlang den Saal, nur von der andern Seite desselben herüber kam es mit seltsam hallendem Klang. Wie noch einmal von der lauten Stimme Herzog Bernhard's vor dem dunklen Thorbogen des Pförtners Thaddäus angehalten, war Bartholomäus Laubacher mit geisterhaftem Blick aus den Händen Regine's aufgefahren und rief: „Vivat Bernhardus, imperator Germaniae!" Die Lippen brachten das letzte Wort noch hervor, dann schoß ein rother Strom über sie hin und seine Stirn fiel leblos gegen die junge Brust, die das Goldhaar umfluthete, um das einst drunten unter den Trümmern der Kastelburg am Tage des heiligen Jodocus der rothe Schmetterling seinen wunderlichen Erinnerungskreis gezogen. Drüben war noch eine weibliche Gestalt durch die ausweichende Menge geschritten, neben Friedrich Hortleder eilte die weißes Licht ausstrahlende Schwester Xaveria auf das Sterbelager zu. Ein Zucken rann über das Gesicht Clemence's von Aiguillon, von übermächtiger Regung gezogen streckte sich ihre Hand nach dem Kopftuch der Vorüberschreitenden, daß es herabsank und das Antlitz Berchta's von Schwarzburg sich wie ein ruhevolles Marmorbild ihrer Gegnerin entgegenhob. Einen Herzschlag lang trafen ihre Blicke ineinander, dann rann es klanglos zwischen den Lippen Clemence's hervor: „Du warst's — Virginia. Ich habe Eines vor Dir — Du wirst leben, sein Gedächtniß zu bewahren, ich gehe mit ihm —" Ihr Auge wich scheu zur Seite, die Hand griff nach der Brust und preßte ein kleines Cristallglas an die Lippen. Niemand achtete mehr auf sie, jede Wimper hing an den todesblassen Zügen des jungen Fürsten, über den die Gräfin Berchta sich herabbeugte. Mit sonderbarer Ruhe sagte sie durch das Schluchzen umher: „Ich wußte es — hier — kam ich zu spät?"

„Nein, er lebt noch —"

Rothenflüg gab es zur Antwort, und sie neigte sich tiefer über den Sterbenden und sprach dicht über ihm seinen Namen: „Bernhard —"

Eine Regung letzten Lebens ging über sein Gesicht. Langsam hoben die Lider sich noch einmal auf und gleich einem Echo, das den Laut verwandelt, tönte es leise von seinem Munde zurück: „Berchta —" Die einzigen Worte waren es, die beide gesprochen, nur, fast eine Minute hindurch redeten die Augen miteinander, als gehörten sie dem Erdenleben nicht mehr an, wie in einem Traum anderen Sternes, von einem Glück, das kein Zeitmaß besaß und in einer Sekunde unermeßliche Dauer durchlebte. Dann kam's, ohne Seufzer und Qual, doch wie nebelnde Schatten fiel's über den Glanz seiner Augen, und leise, mit bebender Stimme sagte Andreas Rothenflüg:

abgelegenen Zielstatt zu. Ein anderes Gefährt m
innehalten, bis er den Weg frei ließ; es kam vor
und auf ihm saß im weißen Ordenskleid, das Ant
deckt, eine lang' aus dem Lager verschwundene G
ihr das elsässische Bauermädchen Regine Lindinger
Hauptmann Raudibusch führte die Zügel. Ungeb
passiren des Karrens, Xaveria überstreifte diesen m

„Was fährt der?"

„Brandiges Korn, das in die Halme geschl
klüg. „Habt Ihr von dem gespenstischen Mäher gehö
ohne daß Menschenaugen die Hand sehen, welche s
eingescheuert wird."

„Die des Todes?"

„Er wandert durch den Garten des Lebens
Arbeit uns oft seltsam, denn er reißt die Aehren a
daneben unberührt. Doch so gefällt's ihm und so
und wir vermögen auch nur zu warten, wie hier v
Dienerin, der Pest."

„Der Pest?" Es durchrüttelte das weiße
von der Pest fortgerafft, die das grausige Sacktuch
wo das Wasser fiel? Ich sagte Euch, Eure Berchta
und laßt uns noch umwenden —"

Eine unheimliche Angst irrte durch die starr auf d
der Sprecherin, nun dröhnte dieser langsam vorüber

„Und ich sagte Euch, daß Leben und Tod
Gräfin Berchta. Wir aber stehen blind unter seinem
nicht, welche unsere lenkt, sich nach den Früchten
hoffen, daß unser Herz wahr spricht, es sei die Liebe
zu, Hauptmann Raudibusch!"

Der Wagen trug sie über die Rheinbrücke
einem Gemach der fürstliche sächsische Rath Fried
Erregung ihres Eintreffens harrte. Kurze Weile
und schreckhaft überrascht, mit scheuem Zweifel und
flog Berchta von Schwarzburg in die geöffneten Ar
in Kindertagen gewesen, und verbarg gewaltsam au
seiner Brust. Er streichelte ihr stumm-zärtlich da
reich hervordringende braune Haar, bis er tiefbeweg
Kind, wie konntest Du uns alle, Deine Eltern
ängstigen, daß wir Dich vergeblich in allen Winden

Nun sah sie zu ihm auf. „Wenn Ihr es n
konnte — schreibt Ihr denn nur eine Geschichte der
Herzen? Und kennt Ihr denn mich allein und Ih

Er nickte. „Ich habe Euren Muth kennen g
Zeit andre Kraft in den Blüthen weckt —"

„Sagt, die Liebe, Friedrich — sie braucht kei
was sie schreckt, was sie überwinden muß, die Tr
sie blüht gleich in allen Zeiten."

„Und dennoch ließ sie sich so lang' auch vo
geringachtend, gesucht?"

Die junge Gräfin erröthete holdselig, und v
„Ich wußte nicht — o ich wußte, es könnte nicht sei

„Zum Abschied auf kurze Zeit. Ihr kommt und wir bleiben zusammen bis an's Ende. Es giebt auch in Schwarzburg ein fallendes Wasser, an dem Du mich finden magst, wie dort" — ihre Hand deutete gegen die farbig leuchtenden Vogesen auf — „wenn Du mich suchtest. Seid glücklich — Ihr braucht den Wunsch nicht — doch, hab' hier noch einmal Dank —"

Sie schlang plötzlich den Arm um das Goldhaar des Mädchens und küßte Regine's Lippen, wie in jener Mondnacht zu Thennenbach, als dieselben ihr halb im Traume das Lied zum Ruhme „Bernhardus', des Herzogs, vom Bären benannt, den man sollt' preisen den Löwenhard", gesprochen. Zum ersten Mal drohte ihre Fassung sie zu verlassen, sie wandte die Stirn und winkte mit der Hand; ihr Zug setzte sich nordwärts unter dem absinkenden, ihn noch lange begleitenden Gelände des Kaiserstuhles fort, und Randibusch schlug mit Regine den Weg in's Elzthal ein. Sie ritten stumm, als die Reste der Kastelburg von fern herüber zu grüßen begannen, bogen sie zur Linken in das Thal der Bretten, durch das verödete Dorf Sexau, ab. Die Zinnen, Thürme und Mauern der Hochburg sahen auf sie nieder, wieder aufgerichtet und zu neuem Hochbau erhoben, um vierzig Jahre später in Frankreich's Hand und unter ihr für alle Zeit in Schutt und Trümmerwildniß zu fallen. Nun wiederum zur Linken durch den dichten Wald, und nun in der grünen Mulde lag die weitumschließende Ringmauer des Klosters Thennenbach vor ihnen. Einsam, todesstill, kein Thor verschloß den Eingang, kein Pförtner brauchte zu öffnen. Wildüppig wucherndes Leben der Erde überdeckte die verlassene Stätte, in brandgeschwärzte Mauern trieben schon junge Bäume ihre Wurzeln, hier und da schimmerte ein von Sonne und Regen abgeblichenes Gebein aus dem Grün. Nur die kleine vereinzelte Kapelle am Außenrand der Mauer stand noch aufrecht und die Sonne spiegelte noch in den geheimnißvollen bunten Scheiben des hohen Rundbogenfensters. Randibusch faßte wie einst die Hand Regine's und führte sie die dunklen Stufen in das unterirdische Gelaß hinunter. „Die Todten sind heut' überall, droben wie drunten", sagte er, „doch wir wollen sehen, ob Er geblieben ist."

Es war völlige Finsterniß drunten in der Felsenkammer, der junge Hauptmann schlug Feuer an einem Zündstein, dann schaukelte in der miteindringenden Zugluft über ihnen erloschene Schnabellampe urältester, einfachster Gestalt am Strick von der tropfenden Steindecke herab. Eine gebrochne Schaufel lag am Boden und ein halb fertig gebesserter Schuh, drüber auf der Steinbank ein aufgeschlagenes Buch. Sonst war das Gelaß leer und Regine sagte fröstelnd, sich scheu umblickend: „Komm, er wird die öde Brandstatt auch verlassen haben, fortgegangen sein."

„Du kanntest ihn nicht. Er ist nicht fortgegangen, wäre als der Letzte, der Einzige geblieben, allein, als Grabhüter, und hätt' er ein Jahrtausend überdauert."

„So ist er gestorben, Randi. Komm!"

Sie suchte, ihn mit sich fortzuziehn, doch sein Blick ging noch umher und blieb im Winkel auf einem breiten undeutlichen Gegenstande haften. Ein dunkler Steinsarkophag des Mittelalters war's, denen gleich, in welchen nebenan die hochfürstlichen und hochwürdigsten Aebte ihre Ruhe hielten; nun fiel das Licht des Herantretenden darauf und er las auf dem Deckel in die Steinplatte eingegraben: „Wuniprecht. Der letzte Abt von Thennenbach."

Staunend blickte das Mädchen drauf. „Liegt er — glaubst Du, daß er in dem Sarg — wer hätte ihn hineingelegt?"

Randibusch nickte mit dem Kopf. „Die Lebendigen begraben die Todten, sagte er. War er todt oder lebte er? Beides — ich sehe ihn, wie er hier gesessen auf dem Rand und sich zu den Todten gelegt. Nur seine Hand lebte noch und zog den Steindeckel der Truhe über sich herab; mit dumpfem Krach fiel er auf seinen weißen Bart, an den Felsen da rollte es nach, und Thennenbach war gewesen. Er hinterließ seinen Denkstein mit Recht, denn er war der letzte Herrscher hier, der letzte Abt. Und er hatte auch Recht, als er sagte: ‚Geht — geht Hand in Hand! Drunten treffen wir wieder

Blut war zu groß. Für sie war's genug, die ihm
Stadt zugebracht; ihr schäumt's im Blut, und die
für toll im Kopf, und die Dirn' ist's nur vom Gl
hinein. Ich sah sie und es ging mir mit köstliche
der Athem aus der Wüste unsrer Heimath kommt.
gefühlt, und drum gab ich Dir das Bessere. Ein
Roth vertauscht im Nu; wo Feuer loht, deckt Asche
und es ist schön, nicht wahr, mit der heißen Han
ihn vom Himmel herabzuziehn? Ich weiß, es ist
nicht länger. Dann geht's hier zur Ruh — bring'

Mit einem wunderlich zwischen den Lippen er
tochter davon und war im nächsten Moment vom
Menge verschlungen. Regine blickte ihr verdutzt nac
des großen Bären auf, nach dem die Hand der Frem

„War das eine Tolle? Wer ist toll vom Gl
Wer hat wem einen Trunk zugebracht? Meinem Sch

Das Herz, von dem sie sprach, klopfte wieder u
sich die phantastische Erregung, in welche die unverst
schüttelte nachsinnend den Kopf: „Es galt nicht mi
ist keiner. Sie muß mich für eine Andre gehalten h

Es überlief die Nachdenkende mit plötzlichem
schaft zu geben vermochte, warum. „Für wen? Für
gehalten, der Herzog selbst in diesen Kleidern? Und
ihr Herz verlangt? Und wen will ihre Hand vom

Die in nebelhaft verwogende Gedanken hinaus
in diesem Moment einen physischen Gegenstand auf il
auf demselben haften. Es war eine lange Gestalt i
Gesicht von breitkrämpigem Hut unerkennbar überf
gewandt durch das Getümmel fortbewegte. Und in
jäh auftauchende Erinnerung die hin- und herflatte
dinger's. Ihr Blick folgte der dunklen Figur und
Vision das verrunzelte Gesicht der hundertjährigen
Ohr gesellte es sich wie eine Hallucination hinzu,
krämpigen Hut her eine Stimme zu hören glaubte:
der letzten Walpurgisnacht auf den Kandel geritten b

Mit einer unerklärlichen, athemlos aufsteigend
ihr Herz an die Brustwandung schlagen, wie dam
Thor die schwarze Erscheinung zuerst wahrgenommen
ihr Blick und Herzschlag dem Pater Rektor Wolfgang
riß es wie an jenem Festmorgen des heiligen Jodo
fort von ihm, wie der Fuß damals es vergeblich gef
nicht und hätte sich nicht beantworten können, wesh
Erregung ihrer Sinne durch das Voraufgegangene
entgegenstellte. Gleich einer vom unheimlichen Aul
Schwalbe, die es wider Klugheit und Vernunftsma
gefährliche Feindin zu umkreisen, lief sie der rasch v
würdigen Paters nach, wo dieser jetzt, sich an der alte
von der Menge erfüllten Platz verließ und in den
dichten Buschwerks einbog. Es dunkelte völlig zwi
mehr den leisen Fußtritt des immer hurtiger Eilen
ihn nicht mehr wahr. Dann verklang auch der Laut,
Gestrüpp, ein Rheinarm schoß mit kaum mehr unte

wogen anhub, ihre Arme sich von ihm loszuringen strebten. Nun sah sie ihm mit halb scheu bangenden, halb von einem fremdartigen Glanz durchzitterten Augen im dunkel überströmten Antlitz in's Gesicht, sein Blick haftete strahlend auf ihr und zog den ihrigen mit sich auf die schmale Rindenhütte ab, die wie ein Schwalbennest an das auf dem Boden aufgewölbte Felsstück gekittet, wenige Schritte von ihnen entfernt ihren niedrigen Eingang in das niedlich mit Bast und Moos ausgestattete kleine Bauwerk öffnete. Ein träumerisches Lächeln ging um seinen Mund:

„Du fragtest mich damals, Regi, ob das mein Nest sei und wozu ich's mir gemacht."

Sie nickte und antwortete schnell, fast als greife sie mit herzklopfender Hast nach dem Anlaß, nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit zu gedenken:

„Als hört' ich's heut — Du gabst mir Antwort: Wozu, weiß ich nicht. — Was willst Du?"

Sein Arm hatte sie aufgehoben, ihren Nacken umfaßt und zog sie sanft mit sich. „Es ist mir seitdem eingefallen, Regi —"

„O Raudi, Du bist der Alte geblieben, der immer närrische Einfälle hat. Was für ein Wozu ist Dir denn jetzt noch —?"

Regine lachte, doch ihr Auge, das sie wieder voll zu ihm aufgeschlagen, wich plötzlich verwirrter denn je aus seinem Blick. Ein Zittern durchlief ihre leichte Gestalt; als versage ihr der Fuß unter brechendem Knie, hielten ihre Arme sich an dem starken Halt des Geliebten und die Lider fielen ihr wie traumbewältigt über die Augen herab. Ungesehen von ihr schoß aus dem blühenden Haidekraut in taumelndem Flug ein kleiner Falter herauf und zog, von dem Goldlicht ihres Scheitels angelockt, sekundenlang rothleuchtenden Kreis um ihr Haupt, dann tauchte er, vor dem Eingang der kleinen Hütte zurückflatternd, mit seinen farbig glühenden Schwingen in das süße Sonnenmeer des Hochsommertages hinaus — — —

„Ueber Allem, fest in ihrer Bahn, die Sonne einzig —
Aus weißen Wolken
Durch's offne Fenster, das von Frühlingsblumen
Umrankt, in Bodenstübchen blickt sie, schaut
Hinab in sinnend blaue Mädchenaugen —
Ein heimlich Sehnen, träumerisch Verständniß —
Und wandert nieder zu den schmalen Scheiben,
Die der Familie stillen Herd umschließen.
Ein Stern in finstrer Nacht, der Zukunft Hoffnung
Und einziger Trost der irrzerspaltenen Zeit.
Unscheinbar Walten, doch den Frühlingskeimen
Umrißter Knospe gleich." —

Erinnerungen an Christian Gottfried Ehrenberg.

Von

Oscar Schmidt.

In den dreißiger und vierziger Jahren wurde wohl, außer Alexander von Humboldt, der Name keines deutschen Naturforschers so häufig genannt, auf keines anderen Entdeckungen so gern hingewiesen, als auf die Ehrenberg's. Er hatte eine siebenjährige gefahrvolle afrikanische Reise hinter sich, reich an Ergebnissen, er hatte seine schon dort begonnenen Beobachtungen über verschiedene Thierklassen, namentlich mikroskopische Wesen überraschend vervollständigt und galt unter seiner Mitwelt als der berühmte Entdecker der Infusionsthiere, von denen man bis dahin nur sehr verworrene Begriffe gehabt hatte.

Ich beabsichtige nicht, ein einigermaßen befriedigendes Lebensbild des 1795 geborenen, im 81. Lebensjahre Verstorbenen zu geben — das hat kürzlich Johannes Hanstein in Bonn gethan*) — sondern will meine Mittheilungen an meine persönlichen Berührungen mit Ehrenberg als meinen Lehrer und väterlichen Freund anknüpfen. Ehrenberg stand auf der Höhe seines Ruhmes, als er 1843 sich auch als ehemaliger Portenser zur

*) Chr. G. Ehrenberg. Ein Tagwerk auf dem Felde der Naturforschung im 19. Jahrhundert. Bonn 1877.

gegenstürzte. Dann erkannten sie in dem verm
eines Weidenstammes, und mit lautem Fluch: „die
nahm Wolfgang Metzger die Verfolgung wieder
sprung, den sie gewonnen, hatte der Fliehende
Thorwölbung, der Gefährte des Paters riß diesen z
wär' sie's nicht, so ändert sie nichts mehr. Wir sin
zu vergeuden. Breisach erwartet seinen todten un

Sie verschwanden rückwärts im Mondgeflimm
wandlerin gleich durch lange Gasse, dem Schloß
am Nachmittag ihre Herrin verlassen, sondern du
sich bei ihrem besinnungslosen Eintritt verwund
Rothenflüg aus eifriger Berathung am Tisch er
Raudibusch neben ihnen, oder war's nur immer d
hire Augen nicht bis hierher verlassen? Sie w
stammelnder Mund sprach. Sie hörte nur lauten A
Trommelgewirbel, Trompetenschmettern, während
fortbewegte. Unter den Fenstern zitterte der Bod
jäh auf, sah wie in gespenstischem Traum sich alle
ohne Bewußtsein an einer Ruhbank auf die Kniee

Achtes Kapitel

Um eine Stunde früher ungefähr war's ge
ufer, wo fliegende Brücke von der Stadt Hünin
schlanke Landdirn im letzten Sonnenroth des Tag
von grüner Rebwand umgürteten Häuschens stand.
ihre Hand schattete öfters den Blick über den S
schäftigung zurück, eine dunkle Stelle an alterthüm
Wein gefüllter Zinnkanne glänzend zu reiben. D
auf, Hufschlag mehrerer Pferde kam nordwärtsher
hielt vor ihr und sprach sie an:

„Gieb mir Deinen Trunk da."

Das Mädchen schien auf dem großen Tha
an manche sonderbar vorüberkommende Erscheinun
fremdet, doch artig-verneinend den Kopf: „Ich
weiter droben im Ort ist ein Schenkhaus."

„Du hast keinen? Was ist das?"

„Den kann ich Euch nicht geben."

„Weshalb nicht?"

„Weil der hohe Herr von drüben kommt,
ihm ist er zugesagt. Er kam gestern durstig und
mein Vater das Fährboot in Ordnung schuf, d
und ich hatte nichts im Krug als Wasser. Aber
heut zurückkomme, solle ich wieder mit so gutem T
bis dahin, was für einen Lohn ich dafür begehre

Das Schiffermädchen hatte es mit glückliche
brach sie mit hastig-plötzlicher Frage:

„Ist Dein hoher Herr der Herzog Bernha
freudig nickte, setzte sie hinzu: „Und was willst
„Mein Liebster ist in seinem Heer, und d
daß er mir ihn heimschickt."

Es zuckte mit einem bittren Einschnitt u

der medizinischen Facultät verpflichtete ihn nicht zu ausgedehnten Fachvorlesungen, und so versammelte er nur Sonnabend Nachmittag von 2 bis 4 Uhr etwa zwanzig Zuhörer um sich, denen er über „feinere Physiologie" der Infusorien und andere mikroskopische Wesen Vorträge hielt, begleitet von ausgezeichneten Demonstrationen. Das Material zu diesen letzteren sammelte er regelmäßig Freitag Nachmittags in den Umgebungen Berlins, und ich hatte mehrere Jahre hindurch das Glück, ihn auf diesen Excursionen zu begleiten. Dann und wann war noch einer oder der andere der Zuhörer dabei; war dies nicht der Fall, so gingen gewöhnlich die älteren Kinder, Mädchen von acht bis zehn Jahren mit. Was waren das für herrliche Lehr- und Lernstunden! So im Zwiegespräch, das sich gern durch die Fragen der Kinder über gesammelte Pflanzen unterbrechen ließ, war Ehrenberg lauter Heiterkeit und Mittheilsamkeit. Am liebsten ließ er sich auf seine Reiseerlebnisse bringen, bis der im mittleren Theile des Thiergartens oder auch erst hinter Moabit beginnende Fang des mikroskopischen Gethiers den Kern der Sonnabend-Vorlesung vorwegnahm. Er besaß eine außerordentliche Scharfsichtigkeit und Geschicklichkeit, schon während der Excursion einzelne Infusorien nicht nur als Arten zu erkennen, sondern sie auch in besondere Gläschen zu vertheilen, um sie zur Vorlesung bereit zu haben.

In der Vorlesung selbst begann er mit leiser Stimme und offenbarer Befangenheit. Aber bald zog ihn die Sache so an, daß er im Eifer des Lehrens und Demonstrirens die volle Freiheit erlangte und die Zuhörer ganz fesselte. Er beschränkte sich nicht auf die Darlegung der Lebensverhältnisse der Infusorien im engeren Sinne, sondern zog gern andere mikroskopische Wesen mit in die Beschreibung, oft mit Parallelen, die unkritisch waren und sich nicht halten ließen, aber immer mit dem Eifer der vollsten, und darum wohlthuenden Ueberzeugung. Seine, für die damalige Zeit mit außerordentlichem Geschick angefertigten Präparate schienen ihn allerdings zu unterstützen, und da er ein ganz anderes Feld angebrochen und dasselbe mit dem unleugbarsten Erfolg bearbeitet hatte, so wird es erklärlich, wie er Einwürfe und neue, mit den seinigen in Widerspruch tretende Beobachtungen nur zu leicht als persönliche Angriffe aufzufassen und zurückzudrängen geneigt war. Doch dieses Sich-Abschließen gegen die jüngere Generation war in der Zeit, von der ich spreche, noch nicht so offenbar.

Unvermerkt war er von der Erforschung der lebenden Organismen in das Studium des Vorkommens infusorienartiger Wesen während früherer Erdperioden gekommen. „Die Macht des kleinsten Lebens" war das Thema, das er zu erschöpfen trachtete, und es dauerte nicht lange, so waren in seinem Arbeitszimmer die Proben der sogenannten „Infusorien-Erde" der ganzen Welt angehäuft, in Tausenden von Präparaten der Beobachtung zugänglich gemacht und in einem Folio-Atlas wissenschaftlich fixirt. Da wurden ganze Erdschichten wieder lebendig, die Kreide von Rügen, die Kreidemergel von Caltanisetta in Sicilien bauten sich aus den Ueberresten einer Thierwelt auf, die zum Theil nicht mehr existirt, zum Theil in den heutigen Meeren fortlebt. Als Ehrenberg diese letztere Behauptung aufstellte, hörte man ihm ungläubig zu. Die Entdeckung der lebenden Kreidethierchen hat aber in neuerer Zeit die glänzendste Bestätigung erfahren. Eine andere hierher gehörige Entdeckung war die der fossilen Polycystinen, deren ich mich besonders lebhaft erinnere, weil mir Ehrenberg damals ein Zimmer in seinem Hause für meine mikroskopischen Studien eingeräumt hatte, und ich mich täglich seiner Theilnahme und Unterweisung erfreute zu einer Zeit, wo man an zoologische Institute noch nicht dachte. Ehrenberg fand, daß ausgedehnte Boden- und Gebirgsstrecken der Insel Barbados fast ganz oder zum großen Theil aus den kieseligen Schalen- und Gehäusresten einer Organismengruppe zusammengesetzt seien, von denen bisher nur geringere Reste in den Mergel von Sicilien vorgekommen waren. Bald darauf entdeckte Johannes Müller diese Organismen lebend im sicilischen Meere, und heute ist die Verbreitung lebender Radiolarien, wie sie genannt worden sind, über alle Theile der Oceane festgestellt.

Ich habe oben angedeutet, wie Ehrenberg es verstanden wissen wollte, daß die

hereindachenden Felsenbarre, die in der Ferne we
zusammen.

Der mächtige Gesteinvorsprung, der in de
Stelle den Raum zwischen dem Gebirg und dem
rand gewundene Straße seine vielfach überhänger
Fels, „Isteiner Klotz“ von den Umwohnern genan
schrundig zerrissen, durchklüftet, mit Trümmerresten
flimmerte der weiße Kalkstein wie ein undeutliches
licht und erklärte durch seinen Anblick die zahlreich
in sein chaotisches Gewirre eingenistet. Unwillkürli
aus der Einbildung wach, und auch Herzog Bernh
hielt das Auge auf ihn wie auf ein wunderliches
Linken rauschte ihm mit unzähligen schimmernden
an seiner Rechten, auf dem etwas ansteigenden We
Obristwachtmeister Bartholomäus Laubacher auf eine

„Ich hab's gehört, als ich einmal hier herumz
Bursch da und ich eine Mandel Jahre weniger a
damals schon just so milchweiß wie heut, und ein
mir noch nicht sichtbar aus den Haarröhren über's
fuß, was hast, Schandgaul, und riechst in die Luft
haus aus dem Steingerümpel wieder heraufschnobern

Bartholomäus versetzte seinem mit den
einen Hieb, drehte zugleich den Hals und lachte kurz
Ihr gute Augen macht, reichen sie vielleicht zu den
beinernen Zähnen da nach Eburum hinüber!“ Doch

„Verzeiht, Durchlauchtigster, Ihr wißt's no
mähne Einem über's Stirnbein fliegt, wie mir, da i
knochen herum, daß man nicht mehr weiß, sind d
lebendig. Wollt's Euch erzählen, wie ich's damals
dessen Burg einst da über uns gestanden. Der war
am Kaiserstuhl, seiner Braut, ungetreu worden, hat
gezogen. Das kommt vor, mir ist's von Einem
ebenso gemacht. Glaubwürdig? — ein Kratzeisen i
Du? Willst's nicht glauben, daß jemand, der
Hahnenfeder und Plempe, solcher Narr sein könn
warm halten wollen bis an's End', zwischen Fäust
zu machen. Sie brauchen's nicht zu thun, es bes
er wiederkommt, ist's leer und steckt das Eis in d
Geiger mit dem Pferdekopf lüftet, der den Abtar
Arme zurück — wer hat Kundschaft davon gebr
Andre, und der Ritter von Istein war zu einer A
stieß die Verlassene sich einen Dolch in's Herz und
auf seine Burg zurückkam, stand sie hier — dort
mit offenen Augen. Sie hatte, wie er fortging, ge
und als er sie so nach ihrem Wort dastehen sal
Hirn, daß er die Todte mit den Armen umschlan

Bartholomäus Laubacher brach ab, eine
mitten in seinem Satze zum Bewußtsein gebracht,
für das Ohr seines Hörers nicht gerade besonder
grimmige Selbstverwünschung in den weißen Dr
war mit der rechten Hand an seiner Stirn hinau
der andern auf den Nacken seines Pferdes, und se

in einer dritten baldigen Auflage recht gründlich umwandeln und sich aus dem Strome der Ammen-Männer*) und Sarkoden- und Vacuolen-Männer in eine bessere Richtung bringen, die mir, den Sie Ihren Lehrer nennen, Ehre machte."

Noch anderen ärgeren Tadel häuft er in diesem Briefe auf mich um in versöhnlicher wohlthuender Weise zu schließen: „Was ich mein Leben lang mit redlichem Ernste erforscht, das wird schon seine Geltung allmählich erlangen, und das ist der Segen redlicher nüchterner Naturforschung, daß der Aerger über Mangel an Anerkennung nicht tief geht, nur manchmal die Galle erregt über die Möglichkeit.

Beigehend sende ich Ihnen eine kleine Schrift und verbleibe in alter Freundschaft
Ihr herzlich ergebener Ehrenberg."

Und er blieb es auch, obgleich jede neue Auflage des Handbuches immer entschiedener, die ihm widerwärtige neue Richtung einschlug. Selbst meine Arbeiten über die Schwämme, von denen Hanstein sagt, ohne mich zu nennen (Ehrenberg's Biographie S. 118), sie hätten ihn mehr beunruhigt als erfreut, wurden von ihm wohl aufgenommen. „Für Ihr Werk sage ich Ihnen nicht bloß meinen Dank, sondern meinen Glückwunsch. Die Beschäftigung mit diesem Gegenstande ist ein wahres Bedürfniß und von mir schon seit 40 Jahren (der Brief ist von 1862) als solches lebhaft erkannt. Große Materialien aus dem rothen Meere, welche ich selbst gesammelt, sind in Berlin, da weder Zoologen noch Botaniker ein Interesse dafür hatten, vor meiner Rückkehr verloren gegangen, obwohl es zwei Kisten voll waren. Ich hoffe, daß Sie Gelegenheit haben werden, im griechischen Archipel aufzuräumen, dessen Schätze dieser Art groß sein mögen, zumal es der klassische Boden dafür ist. Ich hoffe von Ihren genauen Special-Bestimmungen auch für meine Studien recht ansehnlichen Vortheil zu ziehen".

Diese seine Studien bezogen sich fast ausschließlich auf die Nadel-Ueberreste fossiler Schwämme; nur an der mehrfach versuchten Erklärung des japanesischen Hyalonema versuchte er sich gegen Ende der sechziger Jahre. Er blieb dabei, daß der eigenthümliche Glasschopf ein Kunstprodukt sei, und konnte sich mit der von Max Schultze gegebenen, jeden Unbefangenen überzeugenden Lösung nicht befreunden. „Das Räthsel des Hyalonema," schreibt er am 6. December 1869 an mich, „taucht also wieder auf. Ich freute mich, daß es begraben sei."

Wenn ich nun auch auf der einen Seite Hanstein über Ehrenberg's Stellung zu den Spongienstudien widersprechen mußte, so hat der Biograph doch Recht, daß sie nicht nach seinem Sinne waren. Sie konnten es auch nicht sein, denn sie versprachen sehr bald nach meiner ersten Arbeit, als ich meine Ergänzungen veröffentlichte, eine Hauptstütze für die Lehre von der Wandelbarkeit der Art und die Descendenzlehre zu werden, wie sie es seitdem geworden sind. Als Darwin 1857 die Descendenzlehre wieder zu Ehren brachte, hatte Ehrenberg von seinen Ansichten über „die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" nichts zurückgenommen. „Die Zellen- und Metamorphosen-Männer" blieben ihm ein Gräuel. Die Naturforscher, welche sich Darwin zuwendeten, haben fast ausnahmslos mit ihrer Vergangenheit brechen, ihre erworbenen Ansichten wenigstens modificiren müssen. Das konnte Ehrenberg nicht, wie Jeder zugeben wird, der seine Schriften bis zu Darwins Auftreten kennt.

Ehrenberg's Alter war durch mancherlei Unglücksfälle und schwere körperliche Leiden getrübt. Er ließ sich aber nicht werfen und benutzte selbst die letzten Reisen, welche er höchst gebrechlich mit seiner Familie nach der Schweiz und anderswohin machte, mit Hülfe der ihm das geschwächte Augenlicht ersetzenden Tochter zur Erweiterung seiner Beobachtungen. So ward mir die Freude zu Theil, ihn im Sommer 1872 hier in Straßburg zu sehen, wo er, auf meinen Arm gestützt, sich des Münsters freute. Da war keine Spur von Bitterkeit in ihm. In alter Leutseligkeit gedachte er der vergangenen Tage und ließ sich von unseren Hoffnungen auf die Zukunft Elsaß-Lothringens erzählen. Mit diesem freundlichen Bilde ist der treue Lehrer von mir geschieden.

*) Der Ausdruck bezieht sich auf die eigenthümliche Fortpflanzungsweise in der niederen Thierwelt, den Generationswechsel.

Drohung, doch sekundenlang nur, denn mit dem n
machte für einen Moment lautlos aufhorchender St
stimmigem Aufschrei Platz: „Zurück! Gefahr! Re
Unter donnerndem Hufschlag zitterte der Felsenboder
es schon nordwärtsher die Endglieder der zerstiebender
sie. Es flüchtete den Berg hinan, kroch in Kluft un
die Reiter den feig und widerstandslos Fliehenden
füllten mit dem Gewinsel der um Gnade Bettelnden
Auf der Wahlstatt des ersten Kampfes aber irrte Ar
den Boden deckenden Gestalt zur andern. Zwischen
haft: „Um eine Minute zu spät —" nichts gab il
Teufel von Birkensee und Friedrich von Steinkall
gesetzten in der belagerten Hochburg, Joseph Wagner.
was er mit herzklopfender Angst gesucht und kniete
etwas seitab gleichfalls unbeweglich am Wegrande d
Freund und Feind nicht gesehen, hatte keine Waffe fi
Fuß noch Huf über ihn hingegangen. Er lag, als ob
flüg mit zitternder Hast ergriffen, war lebenswarm, un
und flüsterte mit bebender Stimme: „Berchta —"

Nun schlug der junge Herzog weit die Lider
webende Geisterlicht der Mondnacht auf. „Ihr leb
„Seid Ihr verwundet? Wo?"

„Ich? Wovon?" Sonderbare Verwunderung
„Wo ist sie? — Mir träumte —"

Er richtete sich auf und sah um sich, aber sein
umher wahrzunehmen, ging ausdruckslos über sie
kenne Euch. Wo habt Ihr mein Pferd? Sind w
Euch, ich habe nicht lange Zeit."

Er schwankte und wäre wieder gestürzt, wenn
Mund des Letzteren stammelte: „Gott sei gepriesen!
Durchlaucht, der Einzige, den die Hand des Him
noch — Ihr dürft nicht auf's Pferd, wir müssen ei

Seinen Mantel von der Schulter reißend, bet
mit sich geschehen ließ, sorgsam auf die Erde zurück
hurtig fortjagten, eiligen Auftrag. Kaum eine Viert
glühend den Rhein herab um den Vorsprung des
Fischern geruderte Barke mit lodernden Fackeln a
dicht vor der Stelle an, wo der junge Feldherr
Rothenflüg's Geheiß hoben einige der Soldaten ihn
Boot, dann brachten Andre in gleicher Weise der
Laubacher, den Einzigen, der noch Lebensregung k
nieder und sprach mit kräftiger Stimme: „Er lebt,
offen, Thaddäus — der Spaß ist aus — aber der

Das Boot setzte sich in Bewegung und glit
trugen Sorge für die Todten. Aus dem Wassersp
zurück, Bernhard von Weimar lag ausgestreckt in d
sein Blick auf das vorüberziehende Ufer hinausgin
herüber, und er hob plötzlich den Kopf. Ein matte
seine Hand deutete seitwärts. „Da ist er wied
Lützen — ich wußt' es, als ich in der Nacht hierh

Auch Bartholomäus Laubacher's Stirn ha
gerissen und er warf einen Blick nach dem gle

über die wichtigsten Vorgänge in ihren Wissenschaften unterrichtet und hierdurch nicht allein zur Belehrung, sondern auch zur Beseitigung mancher falschen Ansichten und Vorurtheile beigetragen.

Vorurtheile sind aber immer noch weit verbreitet, es giebt noch heut in der Gesellschaft eine kleine Kaste, die sich fast ganz vom geistigen Leben ausschließt, weil sie die Wissenschaften, und namentlich die Naturwissenschaft als ein demokratisirendes oder die Religion und die Moral vernichtendes Element ansieht, und die in ihrer geistigen Beschränktheit glaubt, vornehm genug zu sein, um sich über die treibenden Kräfte im Strome der Zeit hinweg setzen zu können. Der Name gilt in ihren Kreisen Alles und zwar der Name meistens, der klanglos ist, weil sich kein eignes Verdienst seines Trägers an denselben knüpft und weil er nur ererbt ist, wie der des letzten Bauers in der Monarchie. Diese Kaste, die gegen den modernen Staat intriguirt, nicht am Volksleben, nicht an dem Fortschreiten der geistigen Kultur theilnimmt und größtentheils ihre Befriedigung darin findet, wenn sie Lakaiendienste thut, hat viele Aehnlichkeit mit der Socialdemokratie, beide gehen von dem Grundsatze aus, daß sie nicht arbeiten brauchen, daß sie eine bevorzugte Klasse in der Gesellschaft bilden und daß der Staat nur dazu da ist, um ihren egoistischen Zwecken zu dienen. Beide wollen herrschen, aber ohne Intelligenz, nur mit Gewalt. Leider besitzt dieses Bedientenvolk noch immer einigen Einfluß, namentlich in kleinen Ländern. Die Kleinstaaten haben vor kaum zwei Jahrzehnten den Servilismus ganz besonders begünstigt, sie glaubten hierdurch ihre Selbständigkeit zu sichern und den Zeitgeist an ihren Grenzen aufhalten zu können, auch jetzt giebt es noch einige kleine Länder, in welchen man den Fortschritten nur gezwungen folgt, in denen der Orthodoxismus, der Servilismus und Partikularismus in Blüthe steht und wo manche Hofschranze sich das Ansehen giebt, eine wichtigere Rolle wie der größte Staatsmann oder der größte Denker unserer Zeit zu spielen. Durch die freien Gesetze im deutschen Reiche ist aber nicht nur die Macht des feudalen Regimes gebrochen, sondern auch den Fortschritten freier Lauf gegeben. Man ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Intoleranz auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete die freie Entwicklung der Völker hemmt, daß man den freien nationalen Gedanken und der Wissenschaft den Eingang nicht erschweren und nicht verschließen darf und daß jeder Staat zu Grunde geht, in dem man die Stimme der Wahrheit nicht hören und nicht dulden will. Alle guten Kräfte sind deshalb vereint, um auf dem Boden der Gesetze das wahre Wohl der Nation zu befestigen und durch allgemeine Bildung zu fördern. In tausenden und abertausenden von Vereinen ist man bestrebt, die Wissenschaften zu popularisiren, der gewöhnliche Bürger, der Kaufmann und der Handwerker stehen nicht mehr außerhalb des geistigen Lebens, sie werden oft von bedeutenden Männern wie Lasker, Reuleaux, Sybel und Andere durch öffentliche Vorträge oder Schriften belehrt. Die allgemeinen Resultate der Wissenschaften, die jedem gebildeten Verstande das höchste Interesse einflößen, sind jetzt in fast alle Schichten des Volkes gedrungen, nur die orthodoxe Theologie schließt sich gegen dieselben ab. Für die Priester der alten, an dem Wunderglauben festhaltenden Kirche giebt es keine moderne Wissenschaft, sondern nur eine Umkehr derselben und was bedeutet diese Umkehr anderes als den Untergang der höheren Intelligenz, der freien geistigen Entwicklung der Nation. Die orthodoxe Theologie bietet ein Bild des Unbeweglich-Starren, ein Bild geistiger Oede und des Verfalles der letzten Ueberreste einer dunklen Zeit. Wie aus todtem Gestein wird aber auch hier der schäumende Gießbach der freien Forschung hervorbrechen und in die Kirche neues Leben bringen, es werden die von der ganzen gebildeten Welt als wissenschaftliche Wahrheiten anerkannten Lehren der großen und freisinnigen Theologen trotz der Banne und Proteste durchdringen und von den Kanzeln verkündet werden.

Verlag von Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin S.W. Wilhelmstr. 33.
Für die Redaction verantwortlich: Otto v. Leixner.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

„Walkyre — nimm seine Seele —“

Und Berchta von Schwarzburg senkte ih
Lippen fest auf die ihres Jugendgeliebten. Unbe
lag die weiße Lichtgestalt auf ihn gebeugt, nieman
wann der letzte Hauch aus der Brust Bernhard's

Der letzte Hauch der Lebenshoffnung aus
Krankheit durchrüttelten Brust des deutschen Volke
alter gesehen, hätte sich zu erinnern vermocht, d
des Bernhard's von Weimar seiner Kindertage g
Sachsen hieß und der auf der gleichen Stufe des
und Sonnenglanzes in jähem Fall die Hoffnung,
Reiches in unabsehbare Nacht mit sich hinabriß.

„Doch es üb
Den Tod das Edle. Ob sein
Ein Andrer hebt der ewigen S
Und vorwärtsschreitend, stets a
Von lebensstarken Armen neu e
Unsterblich, ob auf räthselvollen
Dem letzten Siege fliegt es doch

„Wer — wann wird es sein?“ fragte de
stumm emporgehobene Stirn.

— — — — — — — — — — — — — — —

Stromabwärts durch die weite Ebene be
später kleine, stille Reisegenossenschaft dahin. V
Rothenflüg geleitet, unter dem Schutz bewaffneter
von Schwarzburg in die Heimath, die sie vor v
Sattel seines Pferdes hielt der junge Hauptman
sich. Seitab an den Felswällen Breisachs ging de
Frankreichs weiß in den blauen Himmel aufflattert
Niemandem mehr mit seinem Leben für die Schlü
von Weimar in seine Hände gelegt, und dieselben
Richelieu überliefert. Ein Theil der Obersten d
seinem Beispiel gefolgt, von französischem Gold in
Theil zerstreute sich hierhin und dorthin. Wie d
rannen sie auseinander; der eine Name, die kr
waltendes, schicksalsmächtiges Gestirn ihre Flut ge
war einem Meteor gleich gestürzt, und offen, w
deutschen Reichs als Gewinn auf der Scholdererbank

Eine Erinnerung überkam alle Theilhaber
Stätte hinüberblickten, wo unter dem leuchtende
Herzog den Feldzeugmeister von Reinach geheißen
Festung nicht in die Hand des Siegers, sonder
niederzulegen. Zum ersten Mal, seitdem sie in d
fragte die Gräfin Berchta, ihrem Begleiter das er
blieb sie? Habt Ihr's vernommen?“ und Andre
weiß es; Schiffer wollen's wie Goldstreif den R
ein weißes Gesicht darunter, wie die alte Sage e
doch kein Auge hat's deutlich erkannt, denn eh' sie

„In die Tiefe — aus der Alles kommt, i

Sie gab es zur Antwort und sie ritten schw
wo die Straße rechtshin in's Elzthal gegen Waldkir
troffen sein, denn Berchta von Schwarzburg streckte h

In demselben Verlage erscheinen:



Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die

Goldene Medaille

zuerkannt.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

Serie XIII., Jahrgang 1878 — Heft 289—312 umfassend.

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.



Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.



In Verbindung mit

Prof. Dr. **Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**, Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Jahrgang VII. 1878. Heft 97—112 umfassend.

Im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige.

Der Prospect über obige Brochuren-Sammlungen mit Angabe des neuen 1878er Programms, sowie einem genauen Inhaltsverzeichniß der bis jetzt erschienenen Hefte, ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. —

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

zusammen, aber droben führen Euch noch die St
die Sonne führen!"

Sie kehrten in die Oberwelt zurück; ohne e
schweigender Uebereinkunft an der Kapelle hin, v
das zartgefiederte Frauenhaar herabnickte, den wald
kleine Lichtung, wo unter breitästigem Baum ein
dem das fahle Todtenantlitz des Gekreuzigten mit
Blutmalen an den Händen und in der Seite t
überflatterten Blumenteppich zu seinen Füßen nied
laufen hielt Regine sich fester an den Arm ihres
Unter knorriger Buchenwurzel her plätscherte ihr j
Quell entgegen, und sie hielt unwillkürlich den Fuß
zum ersten Mal, Raudi, wie Du Dich wuschest — es wa
es müsse droben immer herrlicher noch werden, und da

Ein Roth ging über ihre lieblichen Züge b
„Du dachtest nicht?" wiederholte er; „was denkst D
nicht an, sondern fügte hinzu: „Du sagst es — dro

Das Waldgezweig wich, und die letzte kleine K
Julimittagsglanz vor ihnen. Sonnig und heimlich l
kleidete grünes, duftiges Gewand die hervorschimm
dichtblühendes Haidekraut wand sich breit und leu
zwischen. Unberührt vom Wirbelsturm drunten, ein
ermeßliche Blau getaucht — sie standen auf dem G
das Antlitz Regine's überzogen. Rechts hinab lager
bach ihr zu Füßen, der Wald, durch den sie in Nacht un
das Gelände des Brettenthals, die grüne Kuppe des „h
ger, mit abgerundetem, von weißem Sommerwölkchen

„Der Kandel — darunter liegt Waldkirch."

Er sah herüber, als nicke er, doch er sah nur
er seit Jahrtausenden ruhig unbewegt auf die w
Bahn des vorüberschwindenden Stromes der Mensc
hatte Regine an dieser Stelle die nämlichen Worte
sie aus tiefster, wogender Brust auch die andern hin
Morgen hier von den Lippen geströmt. Sie warf
rothen Glöckchenteppich des Haidekrautes hinein, fal
sprach, zum Himmel aufblickend, mit lauter Stimme

„Hier weiß ich's — ich danke Dir über alle
über der Sonne, daß Du die Welt so schön und m

„Weißt Du's jetzt?" Raudibusch war neben
ihren Nacken geschlungen und sah ihr dicht in die

„Daß wir zu ihr, der Hohen, der Glücklose
Gedächtniß ihrer Liebe mit ihr zu hüten. Daß die
ist, so anders als wir gedacht und so herrlicher d
keine Hauptmännin werde, sondern eines schlichten
friedlichen Herd setzen will, ob Sturm und Krieg a
ihn toben. Daß Du noch immer die Augen von d
drüben unter der Kastelburg hast, Raudi — aber
lein mehr bin —"

Sie stockte, doch ihr Mund hätte auch nicht
stürmisch ihren Goldkopf mit beiden Händen an si
von ihren Lippen. Zum ersten Mal, aber so lang
von Jahren einholen — Minuten hindurch, daß d

300jährigen Jubelfeier der Fürstenschule einfand.
Vater, seinem früheren Stubengenossen, ihm vorstell
Naturforscher, der demnächst von der halleschen nach
wollte, von dem freundlichen Manne die Einladung
Das geschah natürlich, und ich hatte das Glück,
wenigen Studenten sein zu dürfen, die seiner speciellen L

Wie Eingangs erwähnt, hatte Ehrenberg dam
Er hatte sich 1818 und 1819 bei der wissenscha
Untersuchungen über die Fortpflanzung der Schim
auch später die Botanik nie ganz aufgab und im
blieb, so wendete sich doch sein eigentliches Studi
Thierreich. Während der afrikanischen und arabisc
er aus allen Klassen; was ihn aber von allen bi
die mikroskopische Forschung am Meeresufer und i
Gewißheit von der völlig ungeahnten Bedeutung
die Bildung der Korallenriffe des rothen Meeres u
Einzelwesen an dem Gesammtbau ins rechte Licht.
wärtigkeiten und Beschwerden aller Art den Grund
besonders populär gemacht haben, zu denen über d
der Heimath zurückgekehrt, im nächsten Jahrzehnt
öffentlicht hatte, vereinigte er 1838 in dem großen, G
fusionsthierchen als vollkommene Organismen." Ep
zwei Richtungen. Es galt zunächst die Feststellung
die Enthüllung ihres Daseins. Ehrenberg hat das un
Codex dafür geschaffen zu haben, auf welchen Jeder
Daß er eine Menge von Organismen darin aufnahm,
sorien nicht aushielten, thut jenem Verdienst keinen E
essante Klasse der Räderthiere mit in dem Infusorie
ihrer Eigenart scharf charakterisirt und von den eigentli

Er nannte die Infusorien „vollkommene Org
Aufsehen erregende und Epoche machende Eigenthüm
sage nicht Resultat, obschon das Ergebniß für Eh
immer Feststehendes galt. Der Ausdruck bedarf fü
klärung. Ehrenberg hatte schon durch seine Pilz-U
daß diese Pflanzen, über deren Entstehung und Fo
von der Regel keine Ausnahme machten. Tausendf
achtungen hatten ferner gezeigt, daß die verschieden
die man elternlos entstehen ließ, durch sogenannte ge
Pflanzen und Thieren durch Knospen oder Eier ver
rechtigt, der generatio aequivoca mindestens für die g
den Garaus zu machen. Er fand aber nicht nur
ihre Fortpflanzung sich den übrigen Thieren anschloß
besondere Einfachheit nicht machen konnten, er fa
functionen dieser Thierchen an besondere Organe g
daß diese Organe bei anderen Thieren vollkommener
entwickelt sein könnten, wie man ihm wohl unterg
Vorhandensein der verschiedenen Organsysteme auch
nannte deshalb auch sie „vollkommene Organismen"
bare Punkt seines Systems, da er einer Reihe v
Deutungen gab, die er hartnäckig bis an sein Ende

Als ich mich Ehrenberg nähern durfte, 1843,
gegen seine Auffassung des Organismus der Infu